Geschichte

der

Rheinischen Pfalz

nach ihren

politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen,

von

Dr. Ludwig Häusser,
Professor der Geschichte an der Universität zu Heidelberg.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Heidelberg.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1856.

Geschichte

der

Rheinischen Pfalz

nach ihren

politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen,

von

Dr. Ludwig Häusser,
Professor der Geschichte an der Universität zu Heidelberg.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Heidelberg.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1856.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden zweiten Bande ist die Aufgabe, die sich der Verfasser setzte, zum Ziele geführt. Es sollte die Geschichte des Kurfürstenthums der rheinischen Pfalz erzählt werden, drum mußte die Auflösung desselben seiner Darstellung als Gränze dienen; was drüber hinaus liegt, gehört einer andern Geschichte an und ist wegen der Nähe der Zeiten zur unbefangenen historischen Betrachtung kaum noch reif.

Der große Umfang dieses zweiten Theiles rechtfertigt sich durch den Stoff, der im siebzehnten Jahrhundert eine europäische Bedeutung erhält und dessen Gesammtanschauung nicht gestattete, einzelne Parthien in allzugroßer Kürze zusammenzudrängen. Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges sind namentlich in ihrer früheren Hälfte, wo die pfälzische Politik Hauptheilnehmerin war, ausführlich geschildert worden, theils weil zur Beurtheilung Friedrichs V. eine genaue Einsicht in alle Thatsachen der beste Weg war, theils weil blinder Partheigeist, Unkenntniß und historische Schönfärberei sich an wenig Stellen rühriger bewies, als hier. Die letzten Zeiten der kurpfälzischen Geschichte, die Hof- und Beamtenherrschaft des achtzehnten Jahrhunderts durften eben so wenig nur flüchtig abgethan werden; denn so widrig und undankbar der Stoff war, so mußte man sich doch die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Epoche kunstlos und treu zu zeichnen, welche der servile Jubel von Höflingen, käuflichen Beamten, bezahlten Künstlern und Gelehrten eine Zeit lang selbst vor den Augen der kälteren Nachwelt mit einem glänzenden Nimbus umkleidet hatte. Je greller der Gegensatz ist zwischen Prunkpalästen, Lustgärten, fürstlichen Hetzjagden, Opern, Akademien, Kunstsammlungen und zwischen dem verkümmerten Wohlstand der bedrückten Bürger und Bauern, um so weniger durfte eine Zeit bemäntelt werden, wo Höflinge, Mönche und Mätressen jubelten, der Bauer hungernd sein Vaterland verließ und der Name „Pfälzer" lange identisch war mit einem Auswanderer und Heimathlosen. Der Verfasser hat in den letzten Bogen dieses Bandes jene merkwürdige Zeit mit trockenen Thatsachen zu zeichnen gesucht, nicht um die Vergangenheit anzuklagen, nicht

um die Gegenwart zu loben, nur damit der geschichtlichen Wahrheit ihr ungetheiltes Recht widerfahre.

Aus demselben Gesichtspunkt hat er auch im ersten Bande S. 419 das Verhältniß der Nachkommenschaft Friedrichs des Siegreichen so erwähnt, wie es ihm nach wohlerwogener Einsicht gleichzeitiger Quellen erschienen ist; er ist dadurch mit Interessen in Berührung gekommen, die seinem historischen Standpunkte ganz fremd waren. Der dermalige Senior des hochfürstlichen löwensteinischen Hauses, Se. Durchl. Fürst Georg von Löwenstein-Wertheim, glaubte durch jene Stelle die Ebenbürtigkeit und das Erbfolgerecht seines Hauses in Frage gestellt und wandte sich deßhalb an den Verfasser, um denselben durch Erwähnung der Gründe, die Klüber aufgestellt *), vom Gegentheil zu überzeugen. Se. Durchlaucht berief sich dabei besonders auf den Umstand, daß Graf Ludwig von Löwenstein mit pfälzischen Stammgütern dotirt war, welches nur bei einem ebenbürtigen Sprößling des Hauses Wittelsbach hätte stattfinden können; daß das regierende Haus in Bayern durch Gräfin Maria Anna von Löwenstein († 1688) mütterlicher Seits selbst von jenem Sohne Friedrichs des Siegreichen abstamme, daß ferner Kurfürst Philipp und König Maximilian in einer Urkunde von 1494 den Grafen Ludwig als ehelich gebornen Sohn des siegreichen Kurfürsten bezeichnen, und endlich daß das Haus Löwenstein bis auf den heutigen Tag das alte pfälzische Wappen auf seinem Mittelschilde führe.

Zu einer publicistischen Diskussion über diese Rechtsfrage war ein geschichtliches Buch nicht der geeignete Ort; das Thatsächliche ist an der angeführten Stelle des ersten Bandes, so wie es dem Verfasser sich ergab, berichtet und er hat dem dort Gesagten nichts hinzuzufügen. Gern erwähnt er aber die Gründe der Gegner und verweist auf die Klübersche Schrift, um auch hier jeden Schein einer einseitigen Befangenheit zu entfernen.

Heidelberg, am 25. Juni 1845.

Der Verfasser.

*) S. die hist. Abhandl. aus dem Nachlasse Dr. J. L. Klübers. Frankf. 1837.



Inhalt.

Drittes Buch.

Vom Tode Otto Heinrichs bis zum Ableben des Kurfürsten Karl. Die Pfalzgrafen der simmerschen Linie bis zu ihrem Aussterben (1559—1685).

Seite

I. Abschnitt.

Kurfürst Friedrich III. (1559—1576).

II. Abschnitt.

Kurfürst Ludwig VI. (1576 — 1583).

Seite

III. Abschnitt.

Die vormundschaftliche Regierung Johann Casimirs (1583 — 1592).

IV. Abschnitt

Kurfürst Friedrich IV. (1592 — 1610).

V. Abschnitt.

Friedrich V. (1610 — 1632).

Seite

VI. Abschnitt.

Kurfürst Karl Ludwig (1632—1680).

VII. Abschnitt.

Kurfürst Karl (1680—1685).

Viertes Buch.

Vom Tode des Kurfürsten Karl bis zur Auflösung des pfälzischen Kurfürstenthums. Die Pfalzgrafen der neuburgischen und sulzbachischen Linie (1685—1802).

I. Abschnitt.

Kurfürst Philipp Wilhelm (1685—1690).

II. Abschnitt.

Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716).

III. Abschnitt.

Kurfürst Karl Philipp (1716—1742).

IV. Abschnitt.

Kurfürst Karl Theodor (1742 — 1799).

Drittes Buch.

Vom Tode Otto Heinrichs bis zum Ableben des Kurfürsten Karl. Die Pfalzgrafen der simmerischen Linie bis zu ihrem Aussterben. (1559—1685).



Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Kurfürst Friedrich III. (1559—1576).

Mit Otto Heinrich, dem Großmüthigen, war die alte heidelberger Kurlinie erloschen und der Zweig der Wittelsbacher, durch den die Pfalz groß geworden war, hatte sein Ende gefunden. Die Pfalz hatte Ursache genug, die Zeiten der alten heidelberger Kurlinie in dankbarer Erinnerung zu feiern; das Land hatte sich zu einem geschlossenen, gut regierten Ganzen gestaltet, Wissenschaften und schöne Künste fanden in Heidelberg ihre Heimath, die neue Lehre, die das Volk sehnlich verlangt, brach sich Bahn, und ein schmuckloses patriarchalisch einfaches Verhältniß vereinigte Fürst und Volk. Friedrich der Siegreiche, der thatkräftige gewandte Schöpfer des neuen pfälzischen Staats, Philipp der Aufrichtige, der edle Schützer jeder geistigen Bestrebung, Ludwig V. der friedfertige und wohlwollende Regent seines Volkes, Otto Heinrich, der Kenner der Wissenschaft und der Kunst, der Begründer der neuen Glaubenslehre, sind Fürsten, die ganz Deutschland mit Ruhm nennen darf.

Die Pfalz aber stand am Endpunkte einer durch den Frieden glücklichen Zeit. Aeußere und innere Ruhe, Wohlstand und geistig reges Leben bezeichnen die letzten Jahre der ablebenden

Fürstenlinie. Es beginnt eine neue an umfassender Wichtigkeit noch reichere Epoche; die neuen Regenten greifen mit ihrer Bedeutung über die Gränzen des pfälzischen Lebens weit hinaus. Von Friedrich III. bis auf Karl Ludwigs Tod ist kein Kurfürst, der nicht für seine Zeit ein noch größeres Gewicht hätte, als irgend ein Pfalzgraf bei Rhein jemals zuvor. Eine Zeitlang vermißt sich die neue Dynastie, mit Habsburg um das Primat in den germanischen Ländern zu ringen, die pfälzischen Kurfürsten scheinen sich in die Reihe der großen Mächte Europas eindrängen zu wollen, und im Innern blüht Alles, was Kunst, Poesie und feine Bildung jener Zeit zu erreichen vermochte; die Zierlichkeit der südlichen Länder, die Eleganz des französischen Lebens schlägt in der Pfalz ihren Wohnsitz auf, Alles nach Innen und Außen hat einen glänzendern und prächtigern Charakter; ob das Volk deßhalb auch glücklicher war, diese Frage wird der Verlauf der zu erzählenden Geschichte beantworten.

Gewiß aber ist die simmerische Linie, mehr als jede andere, durch Talent, Originalität, umfassende Tendenzen einer genaueren historischen Würdigung werth. Mag man über die Resultate ihres hundertzwanzigjährigen Wirkens ungünstig denken und neben ihren glänzenden Eigenschaften dem stillen, bescheidenen Verdienst, dem einfachen und schlichten Wirken ihrer Vorgänger gern den Vorzug gönnen, Fürsten wie sie die Pfalz von 1559—1680 gehabt hat, gebührt immerhin ein Anspruch auf Unsterblichkeit. Friedrich III., der begeisterte, männliche Held des Zwinglianismus, das Ideal eines wirklich glaubenseifrigen Fürsten, sein Sohn Ludwig VI., ebenso rein, ebenso edel und warm für die lutherische Glaubensansicht schwärmend, wie jener für die schweizerische; Johann Casimir, der Kämpfer mit Geist und Schwert, der ewig rüstige und geistvolle Verfechter kirchlicher Freiheit, Friedrich IV., treu den Ueberzeugungen des Großvaters und Oheims, an Bildung ihnen fast noch überlegen, der erste, der den Zwinglianismus zu einem europäisch bedeutenden Prinzip zu erheben strebte; Friedrich V., das

jugendlich verirrte Opfer von Glaubenseifer, religiöser Unklugheit und machiavellistischen Künsten, der verfolgte, länderlose, in seiner Ueberzeugung unerschütterte Fürst, von Natur zu mild und herzensgut für eine eiserne Zeit, Karl Ludwig, mit vielen Leidenschaften und Tugenden eines großen Mannes ausgestattet, und dann der letzte unglücklich dahinsterbende Sprößling des einst so gewaltigen Hauses — fürwahr eine inhaltsvolle Geschichte, reich an Freud und Leid, an wechselnden Wirkungen des Glückes und des Falles.

Wir erinnern kurz an die Verwandschaft, in welcher der simmerische Zweig zur pfälzischen Stammeslinie stand. Als Ludwig III., Kurfürst Ruprechts Sohn 1410 die Kurwürde antrat, erbte Johann, sein zweiter Bruder, Neumarkt; Stephan, der dritte, Simmern und Zweibrücken. Neumarkt starb aus und fiel an Kurpfalz zurück; die simmersche Linie blühte fort und ihr ältester Sprößling, Friedrich, trat jetzt die pfälzische Kur an. Friedrich, in der Reihe der Kurfürsten der dritte, war bereits zum Manne gereift; er hatte das 44ste Lebensjahr vollendet. Es war an dem kleinen simmerischen Hofe ein sehr reges geistiges Leben, und Friedrichs III. Vater, Johann, wird selbst von ausländischen Schriftstellern als ein tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Fürst gerühmt [1]). Als siebzehnjähriger Jüngling machte Friedrich den Krieg gegen die Türken mit; wie bei seinen Vorgängern, war ein längerer Aufenthalt an glänzenden Höfen die Schule seines Lebens. In Nancy, in Lüttich bei Bischof Erhard, und am Hofe Kaiser Karls V. war Friedrichs wechselnder Aufenthalt. Doch war diese katholische Umgebung nicht im Stande, ihn vor einem Anflug des Protestantismus zu wahren; vielmehr mochte gerade das, was er mit Augen sah, seinen nüchternen schlichten Sinn von der Nothwendigkeit der neuen Lehre überzeugen, und es bedurfte nur noch eines unmittelbaren Anlasses, wie seine Vermählung mit Maria von Brandenburg-Baireuth war, um ihn zum offnen Anhänger des Pro-

1) Thuani hist. l. XIX. c. 5.



testantismus zu machen. So ward Friedrich, wie sein streng reformirter Verehrer Pareus sich ausdrückt, gleich Moses in Aegypten an den Höfen der Tyrannen auferzogen und bald ihr größter Gegner.

§. 1.

Erste Regentenhandlungen. Kirchliche und politische Zustände in der Pfalz bis zur Einführung der schweizerischen Glaubenslehre.

Den Reichsgesetzen gemäß mußte der neue Kurfürst vom Kaiser die Belehnung empfangen; Friedrich reiste deßhalb zum Reichstag nach Augsburg und ward dort in Gegenwart vieler Fürsten und ihrer Gesandten, umgeben von seinem Kurprinzen und seinen Agnaten feierlich belehnt (11. Juli). Das Verhältniß zu den letzteren ward durch spätere Verträge geordnet. Nach einem Erbvertrag vom 15. Sept. 1559 trat Friedrichs Bruder Georg das Amt Böckelheim ab, wogegen der Kurfürst ihm Schloß und Amt Bolanden, die Kellerei Münsterdriesen, das Dorf Erbesbudesheim und andere Rechte überließ [2]).

Der Reichstag in Augsburg bot, wie alle in jener Zeit, vorzugsweise ein religiöses Interesse dar. Kaiser Ferdinand versuchte noch einmal, die Protestanten zur Theilnahme an dem Concilium zu Trident zu bewegen; allein sie verlangten, wie früher, daß das Concil dem Bereiche der päbstlichen Gewalt entzogen werden solle, und dies war nicht durchzusetzen. Andere Streitigkeiten und Beschwerden knüpften sich an den augsburger Religionsfrieden von 1555. Die Fürsten waren durch ihn zu geistlichen Oberhäuptern geworden und dies veranlaßte unzählige Verwicklungen. Die protestantischen Fürsten beschwerten sich, daß man sie nicht weit genug gehen lasse in Ausübung ih-

2) Häberlin Reichsgesch. IV. 197. 198. Auch mit den Agnaten von Zweibrücken und Veldenz ward ein Vertrag geschlossen. Für die zwölftausend Gulden Einkünfte, die ihnen nach einem Vertrag von 1553 zufallen sollten, versprach Friedrich die Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim und Allenz abzutreten.

rer landesfürstlichen Rechte; die katholischen klagten jene an, daß sie zu weit gingen; der Kaiser sollte hier entscheiden. Seine Antwort erkennt die Unmöglichkeit an, in so verwickelten Rechtsfragen eine befriedigende Entscheidung zu geben; er verweist sie, was damals das bequemste war, an die Gerichte. Jene Streitfrage ist aber nachher immer der Stein des Anstoßes gewesen, und an dem dreißigjährigen Bürgerkrieg hat sie nicht den geringsten Antheil gehabt [3]).

Während dieser Zeit waren in der Pfalz Kirchenstreitigkeiten ausgebrochen, die in ihrer weiteren Gestaltung mit der allgemeinen Geschichte nicht minder eng verknüpft sind, als mit der pfälzischen; sie greifen in die frühere Regierung zurück und hängen mit der großen Spaltung zusammen, die bereits seit längerer Zeit den jungen Protestantismus in sich selbst entzweite.

Die Pfalz war bis jetzt von dem Gezänk der Lutheraner und Calvinisten frei geblieben; das Lutherthum war dort früher in zu entschiedenem Uebergewicht, als daß Rivalität oder Feindschaft hätte entstehen können. Es mochte dabei freilich nicht an Leuten fehlen, die sich von Zwinglis freierer theologischer Ansicht mehr berührt fühlten als von dem strengen Lutherthum, dessen Dogmatik noch hart an den Gränzen der katholischen Kirche stand; ja es ist gewiß, daß die schweizerische Reformation auch hier bereits an einzelnen Stellen ins Volk eingedrungen war. An der Universität mußte sich ohnedies der Zwiespalt bald regen; je mehr Otto Heinrich durch neue Berufungen die Universität zu heben suchte, desto eifriger und wärmer mußten die großen Zeitfragen zur Besprechung kommen. Der Hauptpunkt, um den es sich handelte, das wesentlichste Mysterium der Kirche, war zu bedeutend, als daß die verschiedenen Meinungen darüber nicht bald sich hätten feindselig berühren müssen. Melanchthons Einfluß namentlich zog die Mehrzahl von Luthers Dogma zur milderen Ansicht ihres berühmten Landsmannes hinüber, auch war die Verbindung zwischen den

3) Lehmannus contin Frankf. 1709. S. 79 ff.

heidelberger Theologen und denen zu Straßburg und in der Schweiz immer eine sehr genaue gewesen und trug viel dazu bei, die Pfälzer den Ansichten der Schweizer zu nähern. Schon in den fünfziger Jahren unterschied man Theologen vom strengsten Dogma Luthers, Lutheraner milderer Fassung und Anhänger der schweizerischen Abendmahlslehre, man nannte sie Lutheraner, Philippisten, Zwinglianer, und jede neue Besetzung der Lehrstellen an der Universität setzte alle geheimen Triebfedern einer noch im Stillen gährenden Glaubenswuth in Bewegung.

Kurfürst Otto Heinrich selbst war Freund und Verehrer Melanchthons gewesen, da kamen denn Manche nach Heidelberg, die mehr Melanchthons Schule als der Luthers angehörten. Sobald der Zwiespalt ausbrach, neigten sich diese Freunde der vermittelnden, toleranten Ansicht natürlich lieber zur nüchternen, verständigen Auffassung der Schweizer, als zum starren, buchstabengläubigen Lutherthum — Philippisten und Reformirte verbanden sich gegen Lutheraner. Diese Spaltungen durchdrangen damals alle Kreise; im Volke, wie in der nächsten Umgebung des Kurfürsten und an der Universität waren die drei Ansichten vertreten. Der Kirchenrath selbst enthielt nur einen ganz strengen Lutheraner, den bald vielgenannten Thilemann Heßhus, und auch dieser war durch Melanchthon empfohlen und benahm sich bisher als dessen Anhänger; neben ihm standen zwei Philippisten und zwei erklärte Zwinglianer [4]). Am Hofe waren der Hofrichter von Venningen und der Kanzler von Minkwitz eifrige Lutheraner, die Grafen von Erbach philippistisch d. h. gemäßigt zwinglisch gesinnt; an der Universität waren mit Ausnahme der Theologen die bedeutendsten Namen der übrigen Fakultäten, die Juristen Ehem, Cirler, die Philologen Grynäus und Xylander, und namentlich der treffliche, vielseitig gebildete Mediziner Th. Eraſt der schweizerischen Lehre zu-

4) S. Wundts treffliche Abhandlung in seinem Magazin II. 106.



gethan [5]). Ja von den Theologen selbst gehörte Boquinus dieser Ansicht zu.

Noch war indessen der widrige Glaubensstreit, der damals bereits das protestantische Deutschland anfing in Bewegung zu setzen, in der Pfalz nicht zum Ausbruch gekommen, eben weil hier die in der Zeit gährenden Widersprüche noch nicht klar und bestimmt genug ausgebildet waren, um einen dogmatischen Streit zu veranlassen. Dazu sollte es jetzt bald kommen. Otto Heinrich hatte auf Melanchthons Empfehlung den Thilemann Heßhus zum Generalsuperintendenten gemacht, und dieser, obwohl scheinbar Melanchthons Richtung zugethan, gehörte zu der Klasse wilder Zeloten, wie sie der Fanatismus jener Zeit in abschreckender Gestalt hat hervortreten lassen. Er mochte bisher unter Melanchthons Augen sich selbst noch nicht so klar geworden seyn über seine theologische Ueberzeugung [6]): jetzt, wo er allein stand unter Fremden, als hoher Kirchenbeamter, trat die strengere Ansicht, die seiner Individualität zusagte, recht hervor; der ihm angeborne Geist des Widerspruchs, und die wilde Heftigkeit eines verketzernden Fanatismus gab dann seinem Auftreten bald eine Richtung, die weder Melanchthon, als er ihn empfahl, noch der Kurfürst, als er den Empfohlenen berief, geahnt hatten.

Es bedurfte nur eines kleinen Anlasses zum offenen Ausbruch, und der Anlaß gab sich bald. Otto Heinrich ließ sich (1558), als dem letzten seines Geschlechts, in der h. Geistkirche ein Monument setzen. Die Künstler des Fürsten mochten auch hier, wie sie es bei dem Schloßbau gethan hatten, heidnische Erinnerungen mit christlichen Bildern vermischt haben; genug es erregte bei einigen Predigern Anstoß, der Kurfürst wandte

5) Wundt a. a. O. S. 41 f.

6) Daß er in Wittenberg seine wahre Ansicht verhehlt oder in Heidelberg nachher aus Oppositionssucht sich auf die Seite des strengsten Lutherthums gestellt habe, mag ihm wohl nur der Partheigeist vorgeworfen haben; Persönliches kam freilich genug hinzu, seine Handlungen zu bestimmen, doch waltete in ihm der kirchliche Fanatismus vor.

sich an den Superintendenten Heßhus [7]), und der ward zum Vertheidiger des Denkmals, vielleicht weil er hinter der Verdammung desselben die Bilderstürmerei der Reformirten witterte. Doch für diesmal war es vergebens; schon der leise Widerspruch einiger anderer Geistlichen war dem behutsamen, wahrhaft frommen Kurfürsten Grund genug, den Stein des Anstoßes wegzunehmen.

Heßhus war damit aber nicht befriedigt; seine persönliche Gereiztheit richtete sich namentlich gegen W. Klebitz, den Diakonus an der h. Geistkirche, und die Heftigkeit seiner Gegner, die starre Hartnäckigkeit, die Leuten der Schule in solchen Dingen eigen ist, hat alles Mögliche dazu beigetragen, den längst glimmenden Funken zu lauter Flamme anzufachen. Es sollte ein Gesangbuch gesammelt werden, Heßhus wollte nur Lieder von Luther, die andern auch einige von Melanchthon und Bucer aufgenommen haben; sogleich war Heßhus mit seiner Ketzerriecherei wieder bereit, und die Art sich zu benehmen, seine kecke Manier, den protestantischen Pabst zu spielen, zog in den gelehrten Kampf bald alle gehässigen Leidenschaften seiner beleidigten Collegen herein. Die Sache drohte schon so heftig zu werden, daß Otto Heinrich als weltlicher Schiedsrichter dazwischen treten mußte; ehe aber noch der Streit sein Ende gefunden, starb der Kurfürst, und der eigentliche Kampf zog sich in die Regierung seines Nachfolgers hinüber.

---

7) Dieser Heßhus hat nachher in Goslar, Rostock, Magdeburg, Wesel, Jena gewirkt, das Bisthum Samland inne gehabt und ist auf einem theologischen Lehrstuhl zu Helmstädt gestorben. Vgl. Plank Gesch. des protest. Lehrbegr. V. 2. 330. In der Geschichte der theologischen Zänkereien und des lutherschen Pfaffenthums im XVI. Jahrhundert bildet er den rothen Faden. In Rostock belegte er den Bürgermeister, in Magdeburg den ganzen Magistrat mit dem Banne; allenthalben ging er schimpfend und streitend weg. Und doch war dieser Mann doch angesehen und gesucht in seiner Zeit; „es scheinet also," wie der treffliche D. L. Wundt bemerkt, „daß man zu dieser Zeit die theologische Zanksucht für eine Tugend ansah." — Die Menschen bleiben aber stets dieselben und wer einen ruhigen Blick auf unsere Zeit wirft, in dem muß sich wohl ein leiser Zweifel an der beliebten Lehre von dem „Fortschritt" der Menschheit kund thun.

Diesmal nahm der Streit zugleich einen Anfang, der in den Glaubensverschiedenheiten den wesentlichsten Angelpunkt bildete — die Abendmahlslehre. Bernhard Heramer, Lehrer zu Edenkoben, sollte der zwinglischen Lehre huldigen; welch erwünschte Gelegenheit für Thielemann Heßhus, den Ketzerrichter zu spielen! Er schrieb eine Schrift gegen die Lehre Zwinglis und Calvins, warf ihnen aber in seinem blinden Eifer Dinge vor, die nicht auf sie paßten. Jetzt ging Klebitz seinem Gegner zu Leibe, beschuldigte ihn der Verdrehung der reformirten Lehre und erinnerte an Neuerungen im Cultus, deren sich Heßhus eine ganze Menge erlaubt haben sollte. Schon nahmen die Geistlichen Parthei, die sogenannten Philippisten verbanden sich mit den erklärten Zwinglianern gegen das steife Lutherthum, bald wurde auch die Universität hinein verflochten. Ein Gelehrter aus Gröningen, Stephan Sylvius, will sich in Heidelberg die Doctorwürde erwerben (Febr. 1559); er scheint aber nicht nur dem Zwinglianismus geneigt, sondern auch, weil er sich weigert, in wissenschaftliche Verhandlungen Invectiven und Verdammungssprüche einzustreuen [8]), des Katholicismus verdächtig; daher sich dann der fanatische Heßhus, damals Decan der theologischen Facultät, nicht bedenkt, ihn zugleich der Ketzerei und des Papismus anzuklagen. Seines Widerspruchs ungeachtet promovirt die Facultät den fremden Theologen (März) und wird dafür von dem Superintendenten mit den gröbsten Schimpfwörtern belegt. Wenige Wochen zuvor war Kurfürst Otto Heinrich gestorben.

Der Streit hatte schon jetzt eine sehr gehässige Gestalt angenommen; bei der Persönlichkeit der beiden Hauptkämpfer hat-

---

8) In den Actis Univers. VII. fol. 325 ff. ist eine ausführliche Darlegung dieser Händel, woran aber das nicht Aktenmäßige sehr mit Vorsicht zu gebrauchen ist; denn sowohl der Rector als die Universität hatte in dieser Sache Parthei gegen Heßhus genommen. Doch ist dort mit Heßhus eignen Worten als Anklage gegen Sylvius hervorgehoben: quod recuset errores papistarum publica disputatione *convellere et condemnare*.



ten sich bald Rücksichten der Selbstliebe und des Hasses mit lebhaftem religiösem Interesse innig vermischt, und das religiöse zuletzt völlig verschlungen. Heßhus, voll pfäffischen Hochmuthes, hatte starkes Gelüste, den lutherischen Pabst zu spielen; Klebitz, ohne alle feste Haltung, überließ sich der Leidenschaft gegen seines Gegners Person. Friede zu halten war beiden gleich schwer; mit ächter Klopffechterkunst suchte einer dem andern eine Blöße abzulauern. So reiste Heßhus in seine Vaterstadt Wesel; während der Zeit disputirte Klebitz über sieben Theses, die allerdings mehr calvinisch als lutherisch waren und ließ sich zum Baccalaureus der Theologie erheben. Jetzt klagte Heßhus nach seiner Rückkehr den Gegner laut der Ketzerei an.

Es war um dieselbe Zeit, als Kurfürst Friedrich den Reichstag in Augsburg besuchte; da brachen denn vollends die letzten Schranken der Mäßigung. Zwar hatte Friedrich den Grafen von Erbach als Stellvertreter zurückgelassen; allein dieser besaß theils nicht Ansehen genug, theils war seine ruhige Mäßigung gegenüber dem geistlichen Fanatismus eine ohnmächtige Waffe. Sie hatten ihm freilich versprochen, vor der Hand zu schweigen; allein die Wuth des Superintendenten kannte bald keine Gränzen mehr, und als der Graf ihm Ruhe gebot, belegte er ihn mit dem Banne und nannte Klebitz von der Kanzel herab einen Teufel, oder was ihm eben so arg war, einen Arianer. Die gehässigsten Anschuldigungen, die priesterlichem Neide und Eigennutz entströmen konnten, goß er über ihn aus, ja er ging so weit, Klebitz am Altar von dem Genusse des h. Abendmahls zurückzustoßen, und es kam „zu Gottes Ehre" an geheiligter Stätte beinahe zu einem Handgemenge. Der Hof, die Universität, alle Gebildeten waren in Partheien gespalten oder neigten sich auch wohl zu Klebitz; der große Haufe war, wie gewöhnlich, für den welcher den Fanatismus am weitsten trieb, also diesmal für Heßhus [9]).

---

9) Alting hist. eccles. p. 177.

Endlich kehrte der Kurfürst zurück; er kam gerade recht, um zu sehen, wie sie sich öffentlich in den Kirchen schmähten und die Kanzeln zum Schauplatz des gemeinsten Schimpfens herabwürdigten [10]). Friedrich III. verlangte eine ruhige Darlegung der Glaubensansichten, aber zu derselben Zeit, wo Heßhus dieser Forderung entsprach (1. Sept.), tobte er wie ein Rasender von der Kanzel herab, obwohl der Kurfürst namentlich geboten hatte, auf der Kanzel von dem Streite zu schweigen. Immer noch suchte Friedrich die Ruhe zu erhalten; er schlug eine vermittelnde Glaubensformel über das Abendmahl vor, gebot aber aufs entschiedenste den Frieden. So ward für den Augenblick die Ruhe hergestellt; es mußte aber auch jeder Anlaß zu neuen Streitigkeiten abgeschnitten und die störenden Formen, die den Partheigeist wieder neu anregten, beseitigt werden. Der Kurfürst war zwar von Natur der klaren, nüchternen Auffassung Zwingli's mehr verwandt und allem Mystischen abgeneigt, allein noch immer hing er dem Lutherthum offen an [11]); erst jetzt war er auf die beiden Gegensätze der Theologie aufmerksam geworden. Um sowohl sich selbst als seinen Unterthanen eine klare Ansicht zu schaffen, ließ er Melanchthon um ein Gutachten bitten; nun war aber Niemand den theologischen Klopffechtereien mehr abgeneigt, als dieser; Niemand stand unbefangener über den dogmatischen Spitzfindigkeiten der Zeitgenossen und kein Theologe verstand es besser, den wechselnden Strömungen der Zeit sich biegsam anzubequemen. Von dem Manne, der in den schwierigen Zeiten des augsburger Interim zur ruhigen Annahme, zum geduldigen Abwarten

10) Der Ton dieser Diatriben war so beschaffen, wie es sich von der theologischen Urbanität dieser Zeit erwarten ließ. So nannte (nach Alting S. 178) einer den andern „eine Sau, die den Weinberg Gottes verderbe."

11) Der Erzieher Pf Christophs ward noch in seiner Bestallung vom Okt. 1559 angehalten, seinen Zögling nach der „augsb. Confession und fürnemlich D. Martini Luthers sel." Catechismus zu unterrichten. Handschr. Pf. Copial. XXXV. fol. 5.

gerathen hatte, der schon früher bereit gewesen aus Liebe zum Frieden eine sich dem Katholicismus sehr stark nähernde Glaubensformel anzunehmen, und der seinen großen Freund Luther, von dem er das meiste Licht, das ihn umgab, empfangen hatte, im Momente der Gefahr desavouirte, von dem ließ sich wohl am ersten ein vermittelndes Wort zur gegenseitigen Annäherung erwarten. Die letzten Händel wegen der Abendmahlslehre, die widrigen Verirrungen einer schrankenlosen Glaubenswuth mochten ihm ohnehin jedes starre Dogma verleiden; drum billigte er nicht nur des Kurfürsten Benehmen und tadelte das Auftreten von Heßhus, sondern schlug eine gemilderte Glaubensformel vor, die sich der reformirten Lehre vom Abendmahl wesentlich näherte. Indem er das geistige und innerliche Element des Abendmahls hervorhob, suchte er durch eine verständliche Exegese [12]) die fremdartigen Deutungen der Schriftworte zu beseitigen.

Die strengeren Lutheraner mochten darüber erbittert seyn, so viel sie wollten [13]), für die Pfalz war das Gutachten vom größten Gewicht. Es war Melanchthons letztes Reformationswerk, aber eines seiner wirksamsten, und wie sich der erste Keim der neuen Lehre an Luthers Erscheinen in Heidelberg anknüpfte, so ward der künftigen Entwicklung der pfälzischen Kirche durch Melanchthon der fruchtbare Anstoß gegeben. Vor Allen Friedrich **III.** fühlte sich durch die melanchthonsche Erklärung über-

---

12) Die betreffende Stelle lautet: **In hac controversia optimum esset, retinere verba Pauli: Panis quem frangimus,** *Κοινωνία ἐστὶ τοῦ σώματος*; **et copiose de fructu coenae dicendum est, ut invitentur homines ad amorem hujus pignoris et crebrum usum. Et vocabulum** *Κοινωνία* **declarandum est** ***Non dicit mutari naturam panis,*** **ut** ***papistae dicunt. Non dicit ut Bremenses, panem esse substantiate corpus Christi. Non dicit, ut Hesshusius, panem esse verum corpus Christi sed esse*** *Κοινωνίαν* **i. e.** ***hoc quo fit consociatio cum corpore Christi.*** Deutsch ward die Stelle mitgetheilt in dem „Gründlichen Bericht vom heil. Abendmahl." Heid. 1564. fol. 167.

13) Vgl. z. B. den lutherischen Verf. der „Gründlichen Historie Augsb. Confession."

zeugt; er war entschlossen, die Formel, die ein Uebergang war zum reformirten Bekenntniß, allgemein einzuführen und die Verdrängung des strengen Lutherthums allmählig vorzubereiten; von Schritt zu Schritt ward er jetzt fortgeführt bis zur völligen, entschiedenen Abschaffung.

Schon die Einführung der Formel erregte vielen Widerspruch. Wie die Lutheraner dachten, spricht des Kurfürsten Hofrichter, Erasmus von Venningen, in seinen Briefen aus; er bejammert den Untergang der Kirche in den schmerzlichsten Ausdrücken und spricht von den neuen Einrichtungen wie von einem Werke des Teufels. Wie sich aber die Anhänger der neuen Formel als überlegen zeigten und die Reform ihren Fortgang nahm, sah sich Venningen bewogen abzudanken. Selbst ein so auffallender Schritt, die Schriften der lutherischen Theologen und die Abmahnungen der lutherischen Fürsten konnten Friedrich **III.** nicht zurückhalten; ein Charakter wie der seine ward durch den Widerstand am meisten gehoben. Zum Glück war die Masse der Bevölkerung der neuen Ansicht geneigt und gewaltsame Schritte, wie sie der unselige Grundsatz **cujus regio ejus religio** hervorrief, kamen wenigstens nicht gleich anfangs vor. Ja es ließ sich nicht verkennen, daß Friedrich **III.** anfangs nur Duldung für die calvinisirende Ansicht bezweckte, und die Lutheraner keineswegs zwingen wollte, zwischen ihrem Amte und ihrer Ueberzeugung die harte Wahl zu treffen; allein der steigende Kampf brachte seine eigene Ansicht mehr zur Reife und rief deßhalb auch entschiedenere Maßregeln in ihm hervor.

Schon aus einzelnen Schritten, womit der Kurfürst die Klöster und andere Einrichtungen der römischen Kirche bedrohte, mochten die Lutheraner ahnen, daß er darauf ausging, sich viel entschiedener als sie selbst von der alten Kirche loszureißen [14]; bald gab es einen Anlaß, die Entfernung noch zu vergrößern. Friedrichs **III.** lutherische Tochtermänner, die sächsischen Herzoge von Gotha und Weimar, waren voll Besorgniß über ihres

14) S. Fechts epist. theol. II. 80.



Schwiegervaters Plane; ihn zurückzuhalten, griffen sie zu einem Mittel, das sich unter ähnlichen Umständen stets als ebenso erfolglos bewiesen hat, zu einem Religionsgespräch [15]). Sie kamen im Juni 1560 nach Heidelberg und brachten Mörlin und Stössel, zwei sächsische Lutheraner mit sich, den pfälzischen Kurfürsten und seine Meinungsgenossen zu bekehren. Fünf Tage lang disputirten sie mit Peter Boquinus; in vierundzwanzig weitläufige Thesen zogen sie ihre Ansichten vom Abendmahl auseinander, während die Gegner die ihrigen in sieben kurze Sätze zusammengedrängt hatten [16]). Etwas sicheres ward auch hier aus dem theologischen Kampfe nicht entnommen; schroffere Abscheidung der Meinungen, persönliche Mißstimmung war auch hier das überwiegende Resultat. Wie aber solche Gespräche die Gegensätze schärfer zum Bewußtseyn bringen, wissen wir aus Luthers Geschichte, für den eine solche Disputation der eigentlich entscheidende Moment des Abfalls ward; auch auf Friedrich III. übte die Disputation vom 3. Juni 1560 ihren wesentlichen Einfluß. Er nahm wohl die selbstbewußte Sicherheit und Gewandtheit der sächsischen Theologen wahr, aber sein Urtheil gab der Mäßigung und tüchtigen Begründung der andern den Vorzug [17]). So ward die Disputation zu einem Wendepunkt; mochten die Kämpfer sich gegenseitig verketzern, mochte ein langer Streitschriftenwechsel erfolgen, woran nicht nur die Betheiligten, wie Heßhus u. A., sondern auch Calvin selbst und Beza Theil nahmen, eines war entschieden: des Kurfürsten Bekehrung zum Calvinismus.

Gleich die ersten Schritte, die jetzt folgten, waren Vorbereitungen zu einer völligen Umgestaltung. Allenthalben ward die äußere Form des Cultus ihres übrigen Glanzes entkleidet, die zwinglische Einfachheit und Nüchternheit trat an die Stelle, die

---

15) Hospinian. hist. sacr. II. p. 266. Von Alting p. 181 wird die Veranlassung Friedrich zugeschrieben.

16) S. Struve Pf. Kirchenh. S. 94 ff.

17) Die Aeußerung Friedrichs s. bei Alting p. 182.



Kirchenfeste der Maria und der Heiligen wurden abgeschafft, Altäre, Taufsteine, Hostien, Orgeln, Gesang, Bilder verschwanden, sogar die Statue, die Philipp dem Streitbaren von seinem kunstsinnigen Bruder Otto Heinrich in der heil. Geistkirche war gesetzt worden, wurde mit einem schwarzen Tuche verhüllt und die Kirchen alle in Bethäuser umgewandelt. Es waren von außen berufene Theologen, namentlich Caspar Olevian, dann die heidelberger Prediger und die weltlichen Räthe Graf Erbach, der Schüler Calvins, der Kanzler Christoph Probus, seine Räthe Christoph Ehem, Wenzel Zuleger, Stephan Cirler, die ihn dabei unterstützten. Zwar hatte man noch die augsburger Confession, wie sie Melanchthon gemildert, zu Grunde gelegt; indessen waren alle jene Maßregeln doch nur das, was sie schienen — Vorboten der völligen Einführung des Calvinismus. Verfolgte Calvinisten, wie Olevian, fanden in Heidelberg eine Zuflucht, und die Glaubensformel, die man zu gleicher Zeit vorbereitete, enthielt schon den Kern der neuen Lehre. Welch ein Geschrei die strengen Lutheraner über den Abfall der Pfalz erhoben, läßt sich denken; Johann Friedrich von Sachsen-Gotha ließ sich von seinen lutherischen Geistlichen als Sprachrohr gebrauchen und schrieb einen Brief voll von Anklagen, aus dem die ganze Gereiztheit eines engen theologischen Sinnes spricht. Auch der treffliche Herzog von Würtemberg, im Jahre zuvor bei einer Unterredung mit seinem Nachbar ganz einig, wandte sich jetzt an Friedrich, wie an einen schwer Verirrten. Die kraftvollen Antworten die der Kurfürst gab [18]), geben ein schönes Zeugniß von seiner Persönlichkeit; klar und seines Rechtes bewußt tritt er mit Bescheidenheit und doch sehr fest den dogmatischen Einwürfen seines fürstlichen Freundes entgegen.

Unverdrossen setzte er sein Reformationswerk fort. Die theologischen Lehrstellen wurden mit reformirten Lehrern besetzt,

18) **Monum. piet. 303—309.**

auf den gesammten Schulunterricht die Einflüsse der neuen Lehre ausgedehnt. Widerstand bei den Unterthanen fand es im Allgemeinen nicht; wohl aber war Ungewißheit und Zweifel über das Rechte die unvermeidliche Folge. Darum mußte allen Gutdenkenden daran liegen, etwas festes, Positives den Zerwürfnissen entgegen zu stellen; denn schon jetzt war in Sachsen ein ketzerrichtendes Forum der strengen Lutheraner aufgeschlagen worden, das dem jungen Protestantismus die gefährlichste Spaltung drohte. Darum hatten die Fürsten, namentlich Friedrich und der Herzog von Würtemberg, an eine Ausgleichung, ohne die Theologen beizuziehen, gedacht und der Kurfürst meinte die am besten zu erreichen durch eine neue Unterschrift der augsburgischen Confession. So wenig dachte er selbst noch an eine offene Trennung von dem gemäßigten Lutherthume.

Als man sich darüber verständigt hatte, ward eine Zusammenkunft nach Naumburg verabredet [19]); die Gesinnungen aber, womit man kam, waren sehr verschieden, die Mehrzahl wollte eine aufrichtige Ausgleichung, und war auch wohl zu einer Concession bereit, wenn nur dem wachsenden Zwiespalt in der protestantischen Kirche selbst vorgebeugt würde; man wollte es dann dem Kaiser vorlegen, und der römischen Kirche, die sich an dem Zwiespalt des Protestantismus schadenfroh weidete, zeigen, wie sehr es der neuen Kirche um Einheit und Frieden zu thun sey. Mit solchen Gesinnungen kamen Pfalz, Brandenburg, Würtemberg, Hessen, Baden, Anhalt, Pommern im Febr. 1561 in Naumburg zusammen; Johann Friedrich von Sachsen und Meklenburg waren anderer Ansicht. Ihre Theologen betrachteten den naumburger Convent, wie der Pabst ein Concilium; sie wollten siegen und die Andersgläubigen verdammen. Der Erfolg war unter solchen Umständen vorauszusehen.

Die Majorität war bereit, der augsburgischen Confession, wie sie Melanchthon in vermittelnder Absicht revidirt, Eingang

19) Vgl. Thuan. lib. XXVIII. c. 21 und Hönn Geschichte des naumburger Convents.



zu verschaffen; damit war ein Mittelweg gefunden zwischen den schneidenden Gegensätzen des strengen Lutherthums und des getrennten Zwinglianismus. Damit konnte Pfalz sich beruhigen, auch die Mehrzahl der übrigen war zufrieden, nur Johann Friedrich von Sachsen schien nicht nachgeben zu wollen. Viel ward darüber hin und her gestritten; wie der Herzog merkte, daß er unterliegen werde, entfernte er sich (23. Febr.) und alle Bemühungen, ihn zu einem versöhnlichen Benehmen zu bewegen, waren fruchtlos. Den Uebrigen ward es nun leicht sich zu vereinigen; die revidirte augsburgische Confession mit einer erläuternden Vorrede ward unterschrieben und dem Kaiser das Ganze übergeben. Auf diese Weise ward der naumburger Convent, auf dem die sächsischen Zeloten ihre Gegner zu vernichten hofften, ein Sieg für die calvinisirenden Tendenzen; die strengen Lutheraner betrachteten ihn auch so und waren über den friedlichen Ausgang sehr ungehalten [20]). Für Kurpfalz war aber der erste Anfang gemacht zu jener Entfremdung von der sächsischen Orthodoxie, und im Laufe der Zeit ist es den Theologen dort gelungen, die ganze Sympathie des lutherischen Norddeutschlands der kalvinischen Pfalz zu entziehen.

Das lebhafte Interesse Friedrichs III. für die kirchlichen Angelegenheiten zogen ihn von den weltlichen Regierungsgeschäften nicht ab; vielmehr hatte die Pfalz seit langer Zeit keinen tüchtigeren und eifrigeren Regenten gesehen. Unter den drei letzten Kurfürsten war Otto Heinrich mehr Gelehrter als Regent, Friedrich II. sein Lebenlang kein guter Haushalter gewesen, nur Ludwig V. überwachte, seine Jagdliebhaberei und Baulust abgerechnet, mit Sorgfalt den geordneten Gang der pfälzischen Verwaltung. Aber ihm fehlte der Geist und die Regsamkeit Friedrichs III.; in der Wahl seiner Räthe hatte er ohnedies nie sonderliches Glück gehabt. Das wurde anders, seit Friedrich die Regierung antrat; Alles erhielt einen strengen, sittlichen Charakter; die sorglose Verwaltung im Innern, die

20) Fecht epist. III. 21.

höfische Verschwendung Friedrichs II. sammt allen materiellen und moralischen Folgen blieb aus des neuen Kurfürsten nüchterner, zwinglisch einfacher Umgebung entfernt; dagegen ward für wirkliche Reformen und eine tüchtige Regierung mehr geleistet, als seit des siegreichen Kurfürsten Zeit geschehen war. Eine Menge neuer wohlthätiger Schöpfungen werden wir unter ihm entstehen sehen, das pfälzische Land gelangte zu der behaglichen Wohlhabenheit, die bei den reichen Hülfsquellen des Landes ihm zu verschaffen einer geordneten Verwaltung nicht schwer seyn mußte. Eine wesentliche Unterstützung dazu fand Friedrich an seinen Rathgebern, die in Wesen und Ueberzeugung mit ihm übereinstimmten; die erste Würde, die des Hofmeisters, bekleidete Graf Georg von Erbach, der zu Genf selbst unter Calvin seine religiöse Bildung erhalten hatte, und dessen Brüder Eberhard und Valentin, wie er, als tüchtige und gewissenhafte Beamte geschätzt waren. Kanzler war Christoph Probus, ein geborner Pfälzer, von ähnlicher, kirchlicher Bildung und einer Geschäftsgewandtheit, die ihn während Friedrichs ganzer Regierung zu einem der einflußreichsten Männer machte. Als einer der bedeutendsten Räthe, der unter den Nachfolgern eine Rolle spielte, wird er noch oft zu nennen seyn; seine allseitige, juristische und klassische Bildung, die er sich zum Theil in Italien erworben hatte, machte seine Stimme in allen Unterrichtsangelegenheiten zu einer sehr gewichtigen.

Die erste Sorge betraf eine genauere Bestimmung in der Verwaltung und dem Beamtenwesen; beides war unter den früheren Regierungen in Verwirrung gerathen [21]). Die höheren Beamtenstellen mußten jetzt schon reicher dotirt werden, als früher, denn in diese Zeit fällt der allmählige Umschwung materieller Verhältnisse; einerseits die gesteigerten Bedürfnisse des Lebens, andererseits der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts immer mehr verringerte Geldwerth. Ein Großhofmeister der

21) Quelle für das Folgende ist „Pfalzgr. Friedrichs Churf. Dienerbuch" auf dem karlsr. Archiv.



Pfalz erhielt jetzt schon, außer der freien Wohnung und 40 Malter Korn, 6 Fuder Wein, 3 Ochsen, endlich dem Futter für 10 Pferde, eine baare Besoldung von 1000 fl., eine nach dem damaligen Geldwerth immerhin bedeutende Summe; ein Rath bei der Regierung erhielt 150 — 200 Gulden, der pfälzische Hofrichter 200 Gulden, außer bedeutendem Ertrag an Naturalien. Das Beamtenwesen in der Verwaltung ward durch Friedrich einfach und gut geregelt; in den einzelnen Aemtern war ein Amtmann in den bedeutenderen Städten ein Fauth angestellt, die neben bedeutenden Naturalien eine Besoldung von 50 — 100 Gulden bezogen; neben ihm stand etwa in gleichem Range der Landschreiber in einzelnen Aemtern, durch den auch die Eintreibung der Landeseinkünfte besorgt ward. In vielen dieser Stellen findet man, wie früher, den pfälzischen Adel, allein auch hiefür ist diese Zeit eine Epoche der Krisis; denn niemals zuvor sind so viele Juristen in dem Verwaltungswesen anzuführen, als damals.

Für Verwaltung der Einkünfte, namentlich der Domainen, war ein Keller bestellt, der außer der Beköstigung in Naturalien eine Besoldung von 20 — 40 Gulden bezog; dann gab es Landzoller und Umgelder, die etwas niedriger gestellt waren, und bei Verwaltung der Landeseinnahmen Kammerknechte, Nachschreiber und Zollschreiber; bei dem letzten belief sich außer den Naturalien die Besoldung wohl auf 70 Gulden und drüber. Auch für das Forstwesen war gesorgt; ein reitender Förster im Amt Germersheim erhielt 12 Gulden, 6 Malter Korn und 12 Malter Haber, und ein Forstmeister über alle Aemter auf dem linken Rheinufer bezog außer ansehnlichen Naturalien einen Gehalt von 20 Gulden.

Auch auf die Policei dehnte sich Friedrichs III. Fürsorge aus; hier war es das kirchliche Princip, welches vorwaltete, und die Policeiordnung von 1562, welche uns vorliegt, wird auch in der Aufschrift eine „christliche" genannt [22]). Weil man die

22) Sie findet sich in den handschr. Pf. Copial. XXXV. fol. 96.

reine Lehre hergestellt, heißt es in der Einleitung, solle man sich auch eifrigst zu einem einfachen sittlichen Leben zurückwenden; darum solle an Sonn- und Festtagen Jedermann „der es Leibs halben vermag" die Kirche besuchen, und Niemand sich auf Märkten, Gassen, vor den Thoren, oder gar in Wirthshäusern, Spielplätzen, Gewerben und Geschäften blicken lassen; auf einem Verspotten der Kirchenbesucher war die Strafe von 30 Kr. gesetzt! Das Fluchen und Schwören war ausführlich und nachdrücklich verpönt, Zechen, Völlerei, Müßiggang, Wahrsagerei u. dgl. unter bestimmten Strafen verboten. Wir wollen auch, heißt es[23]), daß in unserem Gebiete die übermäßigen großen Bankette bei Haltung der Königreiche und sonst, welche bisher mehrentheils zu Verschwendung gedient haben, und daraus die unordentlich Völlerei entsprungen ist, fürbaß sollen abgestellt seyn"; darum sollten auch bei Gastereien nicht mehr als vier oder fünf Trachten vorgesetzt werden. Alles recht bezeichnende Züge des patriarchalisch-kirchlichen Policeistaats!

Durch die genauere Vertheilung der Landeseinkünfte ward der Wohlstand der Bewohner geschützt, und da während der siebzehnjährigen Regierung Friedrichs III. die Pfalz keinen Krieg erlebt hat, kann man diese Epoche zu den glücklichsten und gesegnetsten der ganzen Geschichte zählen. Die fruchtbaren Strecken des Landes glänzten in jenem behaglichen Wohlstand, der selbst durch die fürchterlichen Kriege und die lüderliche Verwaltung des 18. Jahrhunderts dem Lande nie ganz zu nehmen war; die weniger ergiebigen Gegenden wurden angebaut; in manchen entstanden Fabriken, und begründeten die Blüthe einer pfälzischen Industrie und des Handels. Durch die nachlässige Verwaltung in der früheren Zeit war z. B. im Forstwesen eine sichtbare Stockung eingetreten; es fehlte an Holz, die Bergwerken und Hammerstätten standen zum Theil still und den Armen fehlte es an Holz. Auch diesem Uebel ward durch bessere Verordnungen gesteuert, die in der neuen Waldordnung von

23) A. a. O. fol. 98.

1565 enthalten war [24]). Auch fanden unter der eifrig reformirten Regierung Friedrichs III. verfolgte Glaubensgenossen eine Zuflucht und an der Stelle des alten Klosters Frankenthal erhob sich allmählig eine blühende Stadt, die in den Zeiten der schrecklichsten Bedrängniß, durch treue Anhänglichkeit und aufopfernden Heldenmuth alle andern pfälzischen Orte beschämt und den Dank für die gastliche Aufnahme der Gründer im herrlichsten Maße wieder erstattet hat. Sechszig wohlhabende Familien aus den Niederlanden hatten erst in Frankfurt Schutz gesucht und auch eine Zeitlang gefunden; bald aber fanden sie es rathsamer sich nach der Pfalz zu wenden (1562), wo gleichzeitig die zwinglisch-calvinische Lehre öffentlich war eingeführt worden. Ihnen ward jetzt durch die Capitulation vom 13. Juni 1562 [25]), das beinahe verlassene Kloster Großfrankenthal [26]) eingeräumt und zwar traten sie in den pfälzischen Unterthanenverband ohne Abgabe; erst die Nachkommenden sollen 4 Gulden Einzugsgeld entrichten. In ihrem kirchlichen Verhältniß waren sie unter den Kirchenrath zu Heidelberg und den Kurfürsten gestellt; doch war ihnen der Gottesdienst in ihrer Muttersprache gestattet; nur sollten sie sich „um Aegerniß zu vermeiden verbindlich machen sich in aller der pfälzischen Kirchenordnung gleichmäßig zu erzeigen". Den weiteren Gang dieser Colonie und ihr schnelles Emporblühen wird unsere Geschichte im Auge behalten.

Die auswärtigen Verhältnisse tragen unter Friedrich III. einen sehr friedlichen Charakter. Die zweibrücker Agnaten der pfälzischen Kurlinie waren noch durch eine Entschädigung abzufinden, und da die jährlichen Einkünfte dieser Entschädigung 12000 Gulden betragen mußten, so war man nur über die

---

24) S. dieselbe im Cod. bav. 2106 auf der münchn. Hofbibliothek.

25) Findet sich Pf. Copial. XXXV. fol. 82 ff. Unterschrieben sind Petrus Dathenus, Jacob Libart, Christ. Billis, Peter von Berthon, Franz von Kyken.

26) Ueber die klösterl. Verhältnisse s. Widder Topogr. II 393.

dafür zu bestimmenden Besitzungen noch nicht im Reinen. Ein Vertrag von 1560 regelte auch das; die Zweibrücker erhielten die kurpfälzische Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim nebst Alsenz; der noch fehlende Rest der 1200 Gulden sollte ihnen baar ersetzt werden und auch die Grafschaft Lützelstein sollten sie erhalten[27].

Die Stellung zum Kaiser ward allmählig eine ganz eigenthümliche. Während die lutherischen Fürsten durch den Religionsfrieden von 1555 völlig befriedigt, dem kaiserlichen Interesse ergebener waren und ihm mehr vertrauten, als viele katholische Reichsglieder, regte sich im Calvinismus ein viel entschiedenerer Gegensatz gegen die alte Kirche und ihre Anhänger, und der erste calvinische Reichsfürst, Friedrich von der Pfalz, vertritt diesen Gegensatz auch äußerlich; sein Entgegentreten gegenüber dem alten Staate und der alten Hierarchie erinnert indessen noch nicht an die guelfischen Tendenzen des alten landesfürstlichen Wesens, wie sie bei seinem Enkel und Urenkel sehr offenkundig hervorbrechen. Kaiser Ferdinand der I. hatte schon 1561 den Versuch gemacht, seinen Sohn zum Nachfolger wählen zu lassen; auch waren die meisten Fürsten bereit, die Hand dazu zu bieten; nur Kurfürst Friedrich III. war weder durch des Kaisers Gesandtschaften noch durch Vermittlung anderer Fürsten, namentlich Würtembergs, günstig zu stimmen. Es waren dies schwerlich religiöse Besorgnisse vor dem katholischen Habsburg, denn gerade Erzherzog Maximilian stand schon damals im Rufe eines Freundes der neuen Ideen; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß der Grund, den er angab, der wahre gewesen ist. Er meinte nicht mit Unrecht, es würden dem Reiche dann die Unterhaltungskosten von zwei Regenten aufgebürdet, und schlug deßhalb vor, bis zur Erledigung des Thrones zu warten. Darauf ließ sich Vieles antworten; namentlich lag eine tiefe Wahrheit in dem Worte des Kaisers: wenn seine und seiner Familie Unterhaltung an die Beiträge des Reichs

27) Häberlin neueste deutsche Reichsgesch. IV. 198 f.

geknüpft wären, dann müßten sie wohl schmale Bissen essen. Auch gab Friedrich zuletzt nach (Frühj. 1562) und Maximilians Wahl fand noch in demselben Jahre statt [28]).

§. 2.

Einführung der calvinischen Lehre; kirchliche Veränderungen bis zum Reichstag von 1566.

In den kirchlichen Verhältnissen war indessen die Entscheidung erfolgt, wodurch die Pfalz systematisch und durchgreifend aus einem lutherischen Lande zu einem calvinischen gemacht ward. Wir erwähnen zuerst das Aeußere.

Schon seit den störenden Anmaßungen des lutherischen Generalsuperintendenten Heßhus hatte der Kurfürst (1560) diese geistliche Stelle eingehen lassen und später den Kirchenrath so bestellt, daß er aus drei geistlichen und drei weltlichen Räthen bestand. Wenceslaus Zuleger war Präsident; die drei weltlichen Räthe, Thomas Erast, Conrad Marius und Erasmus Heckel, wie die drei geistlichen, Caspar Olevian, Peter Boquin, Daniel Tossan, waren als eifrige Anhänger der neuen Lehre bekannt. Dieser Kirchenrath, dem auch der Kurfürst beizuwohnen pflegte, sollte drei Mal wöchentlich seine Sitzungen halten, um „die Kirchengeschäfte zu berathschlagen und zu expediren" [29]). Es war diese Behörde die Grundlage, auf welcher die junge reformirte Kirche in der Pfalz beruhte; gegen sie hat sich daher auch die katholische Reaction im achtzehnten Jahrhundert am feindseligsten gerichtet. Zweierlei Macht, sagt Friedrich III., soll unserm Kirchenrath bestimmt seyn: erstlich die Ministeria und Schulen mit guten, tauglichen Personen, die reiner Lehr und unsträflichen Lebens sind, zu bestellen und auf derselben Lehr und Leben Acht zu haben, die untaugliche aber abzuschaffen;

28) Die einzelnen Unterhandlungen bei Häberlin IV. 502. 510. 532 f. 606.

29) Kirchenrathsordnung von 1564. S. 45.

zum andern, der Disciplin und Kirchenzucht halber nothwendiges Einsehen haben [30]).

Die ganze geistliche Gewalt, wie sie dem Landesfürsten zustand, war in die Hände der neuen Behörde gelegt; denn nicht nur Pfarr- und Schulstellen konnte der Kirchenrath nach eignem Gutdünken besetzen, oder die Candidaten prüfen und anstellen, sondern es war zugleich durch die Aufsicht über Kirchenzucht und den Sittenzustand eine Art von unumschränkter sittlicher Censur ihm eingeräumt. Vom gewöhnlichen Verweis bis zur Absetzung, ja bis zur Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft durfte der Kirchenrath verfahren, und nur in den gesteigerten Fällen hatte der Kurfürst sich seine Stimme vorbehalten. Ein durchgreifendes System der Gliederung bürgte für Einheit in der Verwaltung und schnellen Vollzug. In jedem Amte war wenigstens ein Superintendent, das sollte ein gelehrter und erfahrner, „ziemlich betagter und ansehnlicher Mann" seyn; durch ihn ward der Zusammenhang der einzelnen Pfarreien mit der obersten Kirchenbehörde vermittelt [31]). Außerdem daß die Superintendenten oder, wie sie später hießen, die Inspectoren die Geistlichen im Glauben und Wandel überwachen sollten, war in ihre Hände die Aufsicht über die Schulen gelegt; hier sollten sie die Prüfungen vornehmen, dort die Verhandlungen der Presbyterien, die Tüchtigkeit der Prediger, sogar ihre Bibliotheken und die Hülfsmittel ihrer Studien im Auge behalten. In steter Verbindung mit dem Kirchenrath stehend, durfte ein Inspector Mahnungen und Warnungen austheilen; daß erledigte Kirchen- und Schulstellen versehen wurden, Almosen und Hospitäler ihrem Zweck entsprachen, war seine Sorge. Ueberhaupt was der Kirchenrath für das Ganze war, repräsentirte der Inspector in seinem kleinen Kreise [32]).

Die allgemeinen Angelegenheiten der Bezirke zu verhandeln, sollte jährlich (im Mai) eine Synode gehalten werden;

30) Kirchenrathsord. Cap. III. §. 1. 2.

31) S. Inspections-Ordnung der Churfürstl. Pfalz am Rhein.

32) Ebendas. S. 9. 10. 12. 13.

dort besprach man Lehre, Cultus, Leben und Haltung der Kirchen- und Schulbeamten, auch wohl Almosen, Kirchengut und Kirchenbauten. Der Kirchenrath war durch zwei Mitglieder dabei vertreten; auch die allgemeinen Synoden, welche in besondern Fällen die zu Heidelberg versammelten Inspectoren bildeten, fanden unter Leitung des Kirchenrathes statt.

Eine reiche Hülfsquelle für Kirchen und Schulen war die Einziehung der Kirchengüter; denn Klöster und Stiftungen fielen der neuen Kirche jetzt ohne Schonung als Opfer anheim. In zwölf Jahren (1564 — 1576) sind, nur auf dem linken Rheinufer, in den Diöcesen von Mainz, Worms, Speyer, nahe an vierzig zum Theil reiche Klöster eingezogen worden, und der Bischof von Worms gab in einer Beschwerde beim Reichstag achtzig Jahre später (1641) die Zahl aller aufgehobenen Klöster auf 300 an! Freilich drängten die Verhältnisse oft darauf hin; in Oppenheim und Neuhausen waren die Chorherrn ihres Lebens wegen arg berüchtigt, die meisten Nonnenklöster standen im schlimmsten Ruf, in Hemsbach war z. B. ein Priester vor dem Ostertag so betrunken, daß er sein Amt nicht verrichten konnte, und sein Nachfolger hatte trotz des Cölibats sieben lebendige Kinder.

Nicht immer gingen, wie z. B. in Hemsbach, Germersheim und andern Orten, die Reformationen friedlich ab; gegen einzelne Stifter, z. B. Neuhausen bei Worms und das Michaelskloster in Sinsheim, wurde auf ganz revolutionäre Weise verfahren (April und Mai 1565). Man griff sie an, trieb die widerstrebenden Priester weg, und wo einmal Anlaß gegeben war zu gewaltthätiger Unterdrückung, da war man auch vor unreinen Händen nicht sicher, die mit Raub und Zerstörung sich und ihre Sache entehrten. Die katholischen Reichsstände beschwerten sich zwar am Reichstag [33]), allein es war da schwer, Recht zu bekommen, da das gesammte Reich selbst durch den Grundsatz: cujus regio ejus religio, jede Gewissensfreiheit in ihrem Keime zerstört und zahllosen Gewaltthaten offenen Spiel-

33) S. die Beschwerdeschrift bei Struve S. 170—184.

raum gegeben hatte. Doch ging man an andern Orten auch wieder mit Mäßigung und allmählig zu Werke.

Die wichtigsten von den Klöstern, welche in dem Zeitraum von 1562 — 1573, ganz besonders aber in den Jahren 1565 und 1566 eingezogen worden sind [34]), waren von Mannsklöstern zunächst das alte Schönau, das an Alter die Residenz der Pfalzgrafen selbst weit überragte (1562), dann das Stift Michael zu Sinsheim, das Mariastift Lautern, das Stift Clingenmünster, sämmtlich 1565 eingezogen; dann das Stift zum h. Cyriak, Aegidius und zur h. Katharina in Neuhausen, Neustadt und Oppenheim; ferner das Stift Selz, die Augustinerklöster Kirschgarten, Großfrankenthal, Ingelheim, Heerdt; endlich die Klöster Limburg Eusserstthal und Otterburg.

Von Frauenklöstern mußten Kleinfrankenthal, Himmelscron bei Worms, St. Peter bei Kreuznach, das alte Kloster Neuburg, Mariencron bei Oppenheim, Liebenau im Amt Alzei, St. Lamprecht bei Neustadt, Enkenbach, bei Lautern der neuen Lehre weichen; ebenso wurden die Cisterzienserklöster Lobenfeld, Heilsbruck bei Neustadt, St. Johann, Gomersheim, dann Sion im Amte Alzei, Marienborn damals aufgehoben. Bei der Aufhebung wurden die einzelnen Klöster verschieden behandelt; die würdigen mit Achtung und Rücksicht, die verdorbenen streng, oft mit Härte. Daß den vertriebenen Mönchen ihr Lebensunterhalt gesichert blieb, ließ sich von Friedrichs III. edlem und gerechtem Sinne erwarten; allein er war zu sehr Zögling seines theologisch-dogmatischen Zeitalters, um sich auch über die Vorurtheile confessioneller Beschränktheit hinwegzuheben. Auch er glaubte, wie der treffliche Wundt bemerkt [35]), daß Vorstellungen, die uns wichtig und tröstlich sind, es auch in gleichem Maße für andere Menschen seyn müssen, und so legte er den vertriebenen Mönchen und Nonnen die Bedingung auf, „das Evangelium predigen zu hören.“ Viele treffliche und wirklich fromme Männer wurden so, neben dem Auswurf der Möncherei, aus

34) Vgl. Wundt pfälz. Magazin I. 1 ff.
35) Magazin II. 60.

der Gewöhnung ihres Lebens herausgerissen und in eine Bewegung der Zeit hereingezogen, die ihnen mit allen Kämpfen und Leidenschaften fremd geblieben war. Im Allgemeinen war hier dieselbe Erscheinung wahrzunehmen, die sich bei allen Revolutionen zeigt; die große Mehrheit des Volks, mit ganz wenig Ausnahme, war für die Umwälzung, manch stilles Glück und die Wünsche Einzelner mußten verstummen.

Die Einziehung aller dieser Kirchengüter eröffnete eine ganz neue finanzielle Hülfsquelle, und aus den angeführten Zahlen der eingezogenen Klöster läßt sich bemessen, welch ein Reichthum dem reformirten Kurfürsten plötzlich zufiel; doch war er weit entfernt, diese Einkünfte dem äußeren Bedürfniß des Staates zuzuwenden, sie kehrten zu kirchlichen Zwecken zurück[36]). Weil Niemand mehr zu Kirchen, Schulen und andern milden Sachen freiwillig beitrage, hieß es, solle die Summe der eingezogenen Güter eine eigne Kasse bilden, aus der man Kirchen, Schulen und Hospitäler bereichern wollte. Eine Verwaltungsbehörde wurde errichtet, deren Geschäftsgang ein Verwalter, von einem Rechtsgelehrten unterstützt, zu leiten hatte. Zwei Zugeordnete (ein Rechenmeister und ein Rechenschreiber), dann ein Registrator, ein Kirchenbereuther, zwei Substitute oder junge Schreiber bildeten die übrigen sechs Glieder des Collegiums. Ihr ziemlich ausgedehnter Geschäftskreis war genau bestimmt, nur was über den Kreis der Verwaltung hinausging, ward in den Geschäftskreis der kurfürstlichen Regierung gezogen; auch hatte sie die jährliche Visitation vorzunehmen. Die Unabhängigkeit der reformirten Kirche vom Wohl- oder Uebelwollen des Staates ward durch die ganze Einrichtung wesentlich gesichert; selbst in den Zeiten der katholischen Reaction und gewaltsamen Unterdrückung gab dieser Wohlstand der Kirche einen bedeutenden Halt.

36) Vgl. eine Handschr. auf der heidelb. Bibl.: Ordnung der Kirchen-Güther Verwaltung de Anno 1576. Schon 1564 trugen nach officieller Berechnung (Cod. pal. germ. 809) die eingezogenen Klöster 12483 Gulden baar ein, dann 139 Fuder Wein, über 11000 Malter Korn, eben so viel an sonstigen Früchten und eine bedeutende Menge von Mandeln, Nüssen, Honig, Oel, Geflügel u. s. w.

Getrennt von der obersten Regierungsbehörde, dem Kirchenrath, sind die Presbyterien, eine Art von kirchlichem Gerichtshof über die Kirchendisciplin. In dem Begriff, den man dieser Einrichtung gab, traten sich zuerst die beiden Ansichten des strengeren und milderen Calvinismus feindselig entgegen, denn noch vor ihrer Einführung war über den Umfang der Kirchendisciplin in Heidelberg ein Streit entstanden, der ohne die Mäßigung der einen Seite leicht die Heßhus'schen Zeiten hätte zurückführen können. Olevianus nämlich, einer der Gründer des pfälzisch-reformirten Lehrbegriffs, der eifrige Schüler und Anhänger Calvins und Beza's, wollte auch in die Kirchenzucht jene Strenge und einseitige Consequenz eingeführt haben, die wir in Calvins Persönlichkeit, Glaubensansicht und politischer Stellung wahrnehmen. Dies fand Widerspruch; wenn man die Vortrefflichkeit an sich nicht bestritt, so zweifelte man doch an der praktischen Anwendbarkeit auf die pfälzischen Verhältnisse und berief sich dabei auf die entsprechende Einrichtung der zwinglisch-reformirten Schweizerkantone. Energisch ward der Kirchenbann namentlich bekämpft von dem Schweizer Erast; er war zwar Mediziner, aber in allen diesen Händeln von großem moralischem Gewicht und einer der edelsten und besonnensten Männer der ganzen Zeit [37]). Er läugnete, daß die Ausschließung von der Kirche, die Verweigerung des Abendmahls in der h. Schrift begründet sey; sein damals sehr seltenes Bestreben, in Zeiten der Intoleranz und Verketzerungssucht auch dem Menschen sein Recht anzuweisen, hat ihm von den Zeitgenossen wenig Dank gebracht. Die finstern und strengen Calvinisten, namentlich Olevian, vergaßen dem trefflichen Erast sein Benehmen nicht; bald bot sich eine Gelegenheit, an ihm und an den andern Feinden des Kirchenbannes das trübselige Geschäft der Ketzerriecherei vorzunehmen.

Auf Erasts Seite standen der Kanzler Probus, des Kurfürsten Sekretär Cirler, mehrere Professoren der philosophischen

37) S. die biograph. Skizze in Wundts Magazin II. 210 ff.

Fakultät und einige Geistliche, unter denen Adam Neuser und Johann Sylvan später durch eine traurige Veranlassung bekannt geworden sind. Recht geflissentlich ward von Olevian und den strengeren Calvinisten bei einer öffentlichen Disputation (Juni 1568) die Frage vom Kirchenbanne zur Sprache gebracht; Erast war abwesend, aber Neuser griff, wahrscheinlich in heftiger und leidenschaftlicher Weise, die calvinische Lieblingslehre vom Kirchenbanne an. Sie ward indessen (1570) doch angenommen, aber auch das genügte den calvinischen Schreckensmännern aus Calvins Schule nicht. Ein bitteres Gefühl, daß es Andersdenkende gebe, blieb in ihnen zurück; alle Gegner des Kirchenbannes erschienen in ihren Augen von jetzt an als halbe Ketzer; Erast selbst war, wie die andern, verdächtig und der Keim der Zwietracht, der hier gelegt war, sollte blutige Früchte tragen.

Jene Presbyter bildete man aus den verschiedenen Ständen und je nach dem Bedürfniß der Gemeinde war die Zahl verschieden. In Heidelberg waren es Leute vom Hof, Mitglieder der Kanzlei, der Universität, des Stadtraths und der Bürgerschaft. Etwas modificirt und gemildert erhielt sich diese Einrichtung bis in die spätere Zeit [38]).

Von jenem Kirchenrath ging auch die Liturgie aus, die im Jahr 1563, also gleichzeitig mit dem heidelberger Katechismus, gedruckt ward [39]). Sie verdankt demselben den Charakter des reformirten Cultus, die völlige Schmucklosigkeit und Nüchternheit bildet das Wesen der Kirchenordnung von 1563; Gebet und Predigt sind die einzigen Elemente des Gottesdienstes. Sie enthält auf 84 Blättern die Gebete für die vorkommenden Fälle, für Sacramente und andere religiöse Veranlassungen und nach dem Geiste dieser Verordnung ward nun in allen pfälzischen Kirchen verfahren. Aus allen Kirchen und von den Wegen wur-

---

38) Alting p. 217.

39) Kirchenordnung, wie es mit der christl. Lehre, heil. Sacramenten und Ceremonien in des durchl. zc. Churfürstenthums bei Rhein gehalten wird Heidelb. 1563 4 Das Einführungsedikt ist vom 15. November.

den die Altäre, Crucifixe u. s. w. als „Götzenwerk", wie eine Bestimmung von 1565 sagt [40]), weggeschafft, die Chorröcke und Meßgewänder den Armen vertheilt, und innerhalb der leeren Wände ein „ehrlicher Tisch" aufgerichtet; selbst der Taufstein mußte einem Becken weichen. Die ganze Liturgie war mit der französisch-reformirten so übereinstimmend, daß man dieselbe ins Deutsche übersetzen und in Heidelberg abdrucken ließ [41]); die Wuth der lutherischen Zeloten, eines Heßhus und Flacius, ward dadurch freilich nur um so größer und die erbauliche Polemik der Zeit fiel auch bald über diese Kirchenordnung her.

In dasselbe Jahr 1563 fiel auch die Eheordnung; es wurden Ehegerichte bestellt, deren wöchentliche Sitzungen die betreffenden Händel schlichteten [42]).

Der wichtigste Schritt, den man (1562) für die neue Kirchenveränderung that, war die Abfassung des pfälzischen Katechismus; die noch schwankenden Glaubensansichten erhielten dadurch eine feste Bestimmung und man hatte ein mächtiges Mittel, die neue Lehre in dem Schooß des Volkes fortzupflanzen. Es waren dort noch sehr verschiedene, meist lutherische, Lehrbücher verbreitet; um so nöthiger war hier Einheit, wo von allen Seiten Angriffe der streng lutherischen Parthei drohten.

Friedrich III. wählte zur Abfassung des Werkes zwei Männer, die auf theologischer Seite unstreitig als die bedeutendsten Vertreter der neuen Richtung gelten können, Zacharias Ursinus und Caspar Olevianus. Ursinus, oder eigentlich Beer, (geb. 1534) hat die ganze Einführung der calvinischen Lehre, siegend und leidend mit durchgemacht; er war Friedrich dem Dritten eine hohe Autorität in Glaubenssachen, er mußte unter Ludwig VI. für diesen Glauben auswandern und begleitete den calvinischen Johann Casimir in sein überrheinisches Exil, wo er

---

40) Mones Anzeiger V. 499.

41) Alting S. 191.

42) Das Gesetz, ein Werk Ch. Ehems, findet sich auf der münchner Bibliothek. Cod. bav. 2553



sein Leben beschloß, noch ehe er den vollständigen, unerwarteten Sieg seines Glaubens in der Pfalz sehen konnte. Er hatte unter Melanchthons Augen viele Jahre lang seine Studien gemacht; und nicht nur die humanistische Bildung, die Melanchthons Schüler als kostbare Aussaat in alle Theile Deutschlands trugen, eignete er sich an, sondern er ward auch für die mildere Glaubensansicht seines vermittelnden Lehrers gewonnen. Persönliche Bekanntschaften, in Genf mit Calvin, in Frankreich mit andern Häuptern der neuen Lehre, mochten in dem jungen Philippisten allmählig calvinische Neigungen rege machen. Nach einer kurzen Berufsthätigkeit in seiner Vaterstadt Breslau, die ihm der wüste Verketzerungsgeist der Zeit verbitterte (1560), trieb es ihn von Neuem nach der Schweiz; er lernte den Zwinglianismus in seinen tüchtigsten Vertretern kennen, und als jetzt der schon oft genannte Thomas Erast bei den Zürichern nach einem tüchtigen Kämpfer für die neuen Tendenzen in der Pfalz sich erkundigte, empfahl man ihm den 27jährigen Ursinus, der auch im Herbst 1561 in Heidelberg ankam. Die Stellung des jungen Theologen, dessen kirchliche Gelehrsamkeit durch klassische Bildung veredelt war, dessen Vortrag und Lehrweise dem Wesen der zwinglischen Auffassung durchaus entsprach, ward in Heidelberg eine vielfach bedeutende. Erst lehrte er im Collegium sapientiae; schon ein Jahr nachher übertrug man ihm dogmatische Vorträge an der Universität, creirte ihn zum Doctor, und das Klare, Scharfe seiner Auffassung, das Anregende seiner Lehrweise gewann ihm bald zahlreiche Schüler. Nicht nur an der Feststellung der neuen Lehre arbeitete er seitdem mit, sondern es war ihm auch das unerquickliche Geschäft zugetheilt, die religiösen Veränderungen in der Pfalz gegen die auswärtige Polemik zu vertheidigen.

Noch entschiedener hatte sich Olevianus zum Verfechter des Calvinismus gemacht [43]). Seine Eltern hatten ihn, als er

43) Er war 10. Aug. 1536 zu Trier geboren. S. den biograph. Bericht von J. Piscator. Herborn 1590.

kaum dem Knabenalter entwachsen war, nach Frankreich geschickt, damit er dort die Jurisprudenz studiren sollte, und er hatte sich auch in Bourges die Doctorwürde (1557) erworben. Allein zu gleicher Zeit hatte er sich mit den hugenottischen Religionsansichten befreundet und eine Lebensgefahr, worin er sich befand, vermochte ihn zu dem Gelübde, die Verbreitung dieser Ansichten zu seinem Lebensberuf zu machen. Er hielt Wort; das juristische Treiben in seiner Vaterstadt verleidete ihm die Rechtswissenschaft völlig; er eilte nach Genf und Zürich, um sich mit der reformirten Lehre ganz vertraut zu machen. So — als vollständiger und begeisterter Calvinist — kam er nach Trier zurück, mit dem eifrigen Wunsch, seine Lehre kund zu thun. Aber heftige Reibungen zwischen Protestanten und Katholiken veranlaßten den Kurfürsten von Trier (1559) zu gewaltsamem Einschreiten [44]). Olevian ward gefangen gesetzt und nur mit Mühe gelang es den reformirten Fürsten, seine Freiheit zu erwirken. Unter ihnen hatte sich am kraftvollsten Friedrich III. für ihn verwandt, damals noch schwankend zwischen melanchthonscher und zwinglischer Glaubensansicht; der rief ihn jetzt nach Heidelberg (1560), wo er schnell an Ansehen stieg und neben Ursinus die Seele der neuen Reformation wurde. Erst Lehrer am Sapienzcollegium, ward er später an die Universität gezogen, dann Prediger zu St. Peter und an der h. Geistkirche, und blieb, so lange Friedrich lebte, für die Kirchenangelegenheit thätig; erst Ludwigs VI. Reaction veranlaßte seine Entfernung.

Diesen Männern ward (1562) die wichtige Arbeit eines Katechismus übertragen; sie theilten sich darin [45]), vom Kurfürsten selbst unterstützt; ihr Werk, zu einem Ganzen verschmolzen, bildet das angesehenste Lehrbuch des zwinglischen Glaubens, den heidelberger Katechismus. Dem Geiste der schweizerischen Reformation gemäß wollte aber Friedrich III. die Glaubens-

44) Vgl. Häberlin Neue deutsche Reichsgesch. IV. 225.
45) Alting. 189.

formel nicht einseitig zu Ende führen, ohne die Vertreter der Kirche berathen zu haben; zu Ende des Jahres 1562 kam eine Synode der pfälzischen Geistlichen in Heidelberg zusammen und billigte das Werk, so daß es am Anfang des folgenden Jahres veröffentlicht werden konnte [46]). Wir müssen die äußere Geschichte dieses Katechismus unberührt lassen [47]); nur über den Charakter des neuen Lehrbuchs dürfen wir nicht ganz schweigen.

Der Katechismus hielt sich zwar im Wesentlichen an die damals bestehenden Symbole, und es ist nicht zu verkennen, wie er sich bemüht, in behutsamer und versöhnender Weise Anlässe zu neuen Kämpfen zu meiden; allein in der eigentlichen Lebensfrage — der Lehre vom Abendmahl — ist seine Ansicht eine sehr bestimmte und stellt sich dem lutherischen Dogma direct entgegen. Die zwinglisch-calvinische Fassung, wie sie in den Schriften der beiden genannten Männer sich ausspricht, liegt unverkennbar zu Grunde; damit sagte sich die pfälzische Kirche zum ersten Mal offen von dem Lutherthum los und geht in den Kreis reformirter Glaubensansichten ein [48]). Daraus erklärt

46) Ueber den Streit, ob die 80ste Frage wegen Communion und Messe schon in der ersten Auflage gestanden hat, s. Wundt pfälz. Magaz. II. 113.

47) Vgl. außer Alpen Gesch. und Literatur des heidelb. Katechismus und Delrichs Nachricht von einer seltnen Ausgabe des heid. Katechismus, noch Köcher Katechet. Gesch. S. 237 ff.

48) Als Beweis heben wir die betreffenden Stellen hier hervor. Zwingli sagt (Opera II. 546 b): **Cum panis et vinum quae ipsis domini verbis consecrata sunt simul fratribus distribuuntur, an non jam totus Chr. velut sensibiliter (ut etiam si verba requirantur plus dicam quam vulgo solet) sensibus etiam offertur? Sed quomodo? anne corpus ipsum naturale manibus et palato tractandum? Minime,** ***sed animo offertur istud contemplandum, sensui vero sensibile ejus rei sacramentum.*** — Calvin geht etwas weiter und sagt (instit. IV. 17. 11): **Dico igitur, in coenae mysterio per symbola panis et vini Christum vere nobis exhiberi adeoque corpus et sanguinem ejus, in quibus omnem obedientiam pro comparanda nobis justitia adimplevit, quo scilicet primum in unum corpus cum ipso coalescamus, deinde participes substantiae ejus facti, in bonorum omnium communicatione virtutem quoque sentiamus.** — Der heidelb.

sich denn auch die Aufnahme, die das heidelberger Glaubenswerk im guten wie im schlimmen Sinne fand; von den Reformirten in allen Ländern ward der Katechismus adoptirt und in die meisten romanischen und germanischen Sprachen übersetzt; von den Lutheranern ward gleich jetzt eine verketzernde Anklage laut erhoben. Im Ganzen war die Haltung des Lehrbuchs von rühmenswerther Ruhe und Milde; die verrufene achtzigste Frage, worin die Messe der Katholiken als „vermaledeyte Abgötterei" bezeichnet ward, war in dem ersten Abdruck noch nicht zu finden. Friedrichs III. heftiger Eifer wider das Pabstthum verschaffte dem schmähenden Ausdruck erst später Eingang [49]).

Durch die Herausgabe des Katechismus tauchte der alte heftige Kampf über das Abendmahl von Neuem auf. Theils tüchtige Angriffe, theils gewöhnliche Schmähschriften und verketzernde Anklagen gegen die Pfälzer drängten sich und die heidelberger Theologen hatten viel zu thun, sich gegen die zahlreichen Gegner zu wehren. Eine ausführliche Schrift rechtfertigte die Auffassung des Abendmahls, wie man sie jetzt angenommen hatte [50]); eine andere vertheidigte den Katechismus überhaupt gegen verketzernde Vorwürfe [51]). Namentlich ward darin die Lehre von Christi Himmelfahrt, von der Buße und vom Abendmahl ausführlich besprochen und die zwinglische Auffassung ver-

---

Katechismus sagt (übereinstimmend mit Fr. 75) in der Frage 78: Wirdt denn auß brodt und wein der wesentlich Leib und Blut Christi? Antw. Nein, sondern wie das wasser in der tauff nicht in das blut Christi verwandlet, oder die abwaschung der Sünden selbst wird, deren es allein ein göttlich wahrzeichen und versicherung ist, also wird auch das heilig brodt im Abendmal nit der Leib Christi selbst, wiewol es nach art und brauch der Sacramenten der Leib Christi geuennet wird.

49) S. Alting S. 191.

50) S. Gründlicher Bericht vom heil. Abendmahl, gestellt durch der Univers. Heydelberg Theologen. 1564.

51) Verantwortung wider die vngegründeten aufflagen vnnd verkerungen rc. geschrieben durch die Theologen der Univ. Heydelberg. 1564. Vgl. auch Plank Geschichte des protest. Lehrbegriffs V. 2. 479 f.

theidigt [52]). Dem Katechismus folgte eine Bibelübersetzung und Bearbeitungen der Psalmen zum Kirchengebrauch bald nach.

Wir haben alle diese Einrichtungen in einer Uebersicht zusammengefaßt, um die Thätigkeit anschaulich zu machen, womit man das Reformationswerk in der Pfalz betrieb; fast die ganze Wirksamkeit Friedrichs III. beschränkt sich darauf, und sowohl die Beurtheilung seiner Person, als des allgemeinen Zeitcharakters, knüpft sich an kirchliche Punkte. Wenden wir uns zur Geschichte des Jahres 1564, so stoßen wir auf ähnliche Erscheinungen.

Des Kurfürsten Nachbar und Freund, der treffliche Christoph von Würtemberg, wünschte längst eine Ausgleichung der dogmatischen Verschiedenheiten und bei einer Zusammenkunft zu Hilsbach verabredeten sich die beiden Fürsten über die Mittel einer solchen Ausgleichung. Man entschied sich für ein Religionsgespräch. Zwar widerriethen die heidelberger Theologen, von der Fruchtlosigkeit solcher Versuche überzeugt, allein die Fürsten beharrten auf ihrem Vorsatz und hofften von dem theologischen Geiste der Zeit immer noch Besseres, als zu hoffen war [53]).

So kam man im April 1564 zu Maulbronn zusammen, Friedrich begleitet von Ehem und Erast, Herzog Christoph mit dem Kanzler Feßler und dem Vicekanzler Gerhard. Die Theologen waren reformirter Seits Michael Diller, Peter Boquin, Petrus Dathenus und die beiden Häupter Olevian und Ursinus; von Lutheranern waren anwesend Valentin Vannius Abt zu Maulbronn, J. Brenz, Probst zu Stuttgart, Th. Schnepf, Professor zu Tübingen, der Hofprediger Balth. Bidenbach und der Kanzler der Universität Tübingen, Jakob Andreä. Der

52) Verantwortung fol. 45—51.

53) S. Alting hist. eccl. 192. 197. 198. Struve Pfälz. Kirchenh. S. 147. Die vollständigen Akten, sammt einem Theil der Streitschriften findet man im: Protokoll d. i. Acta oder Handlungen des Gesprechs zwischen den Pfälz. und Würtembergischen Theologen rc. im April des Jahrs 1564 zu Maulbrun gehalten. Heidelb. 1565.

bekannte Lucas Osiander und der Hellenist Wilhelm Xylander fungirten als Sekretäre. Am 10. April ward das Gespräch mit einer Rede eröffnet, worin Christoph Ehem im Namen der Fürsten den Zweck der Versammlung erläuterte und zur Vermeidung alles „Aergerniß und der Spaltungen" ermahnte; dann begannen Olevian und Ursinus gegen Andreä die Disputation, die sich hauptsächlich um die Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi und um die Abendmahlslehre drehte. Anfangs bewegte sich die Verhandlung auf dogmatischem Gebiete; bald sprangen die Lutheraner zu polemischen Ausfällen gegen die Reformirten über und Kurfürst Friedrich III. mußte mehrmals zur Ordnung mahnen oder ein Wort der Verständigung hineinwerfen [54]. Beide Fürsten hielten sich mit Ruhe und Mäßigung über dem theologischen Gezänke; ihrer Gegenwart war es zu danken, daß man von schneidenden Ausfällen nicht zu förmlichen Verketzerungen ausartete. Doch sagte sich Friedrich vom Lutherthum noch entschiedener los; denn wie die Würtemberger sich hinter die Aussprüche des sächsischen Reformators verschanzten, erklärte der Kurfürst: Luther ist kein Apostel gewesen, hat auch irren können [55].

Nach fünftägigem Gespräche schied man mit dem Versprechen, sich jeder ärgerlichen Polemik zu enthalten. Aber die Würtemberger ließen bald eine Schrift in die Welt gehen, die unter der Maske eines Protokolls arge Verdrehungen des reformirten Lehrbegriffs enthielt und die Heidelberger zur Erwiederung aufrief [56]. Der Zank ward ärger als zuvor und auf dem Reichstag von 1566 fühlte der Kurfürst die Erbitterung der Lutheraner wohl.

Noch in demselben Jahre (1564) wurde in mehreren Orten am Rhein, die unter dem wormser Bisthum standen, in Lampertheim, Dirmstein, Ladenburg, Neckarhausen der refor-

---

54) Protokoll fol. 18 b. 42 a.

55) Protokoll fol. 101 a.

56) S. in dem Protokoll fol. 128: Der Würtembergischen Theologen wahrhafter und gründlicher Bericht.

mirte Cultus eingeführt; auch in Sinsheim und der Grafschaft Sponheim wurden Bilder, Altäre und Taufsteine weggeräumt. Um so mehr mußte dem Kurfürsten daran liegen, auch die lutherische Oberpfalz zu bekehren; hier begegneten ihm aber vielfache Schwierigkeiten. Die Oberpfälzer, von früher Zeit her der Ansicht, sie seyen als pfälzisches Nebenland etwas stiefmütterlich behandelt, bildeten eine Art von Opposition gegen Alles was von Heidelberg ausging und seit Friedrich I. hatten die meisten Kurfürsten bis auf Otto Heinrich [57]) mit dem Widerspruch der oberpfälzischen Städte zu kämpfen gehabt.

Das hing mit der selbstständigen Entwicklung zusammen, welche die staatsrechtlichen Verhältnisse in der Oberpfalz genommen hatten [58]). Was im rheinischen Stammland nicht gelungen war, die städtischen Vorrechte der Ritter, des Clerus und der Städte allmählig zu fixiren, das hatte sich in der Oberpfalz mit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert angefangen zu entwickeln, und seit 1488 finden wir, daß eine förmliche Vertretung der Landschaft durch vier Prälaten, sechzehn Adelige und neun Städte sich ausgebildet hat. Wie dann im Jahr 1512 die Geldnoth Ludwig V. bedrängte, versammelte sein Bruder Friedrich einen Landtag zu Amberg, auf welchem sieben Prälaten, fünfzehn Adelige und dreizehn städtische Abgeordnete erschienen; die Beschwerden über die Mängel der Regierung, die Forderung, von einem pfälzischen Prinzen selbstständig regiert zu werden, sind dort mit so entschiedenem Tone vorgetragen, daß eine ausgebildete Gewalt des ständischen Wesens darin nicht mehr zu verkennen ist. Die Landtage von 1526, 1527, 1533, 1536 und 1538, dann von 1540 und 1543 bewilligten zwar Geldunterstützungen, aber entschiedene Forderungen um Anerkennung ihrer rechtlichen Privilegien, Beschwerden der Ritterschaft wegen Kränkung ihrer Herrenrechte bewiesen, daß das Verhältniß

57) S. Cod. bav. 1803 auf der münchn. Bibliothek.

58) Vgl. v. Egkher Gesch. der vormaligen Landschaft und der Oberpfalz. Amb. 1802.



der Regierenden hier ein ganz anderes war, als in der schmiegsamen Rheinpfalz.

Namentlich war die Stadt Amberg der kurpfälzischen Verwaltung gegenüber in einer ziemlich unabhängigen Stellung [59]). Dort bestanden bei Friedrichs III. Regierungsantritt als treffliche Lehranstalten eine gelehrte Schule mit 350 Schülern und eine Volksschule, wo gegen 300 Personen beiderlei Geschlechts unterrichtet wurden, und die beide von der Stadt und ihrer Unterstützung abhingen. Neben dem pfälzischen Prinzen, der dort Statthalter war, stand gewöhnlich ein Adeliger als Vicedom; unter ihnen war das Regierungscollegium und die pfälzischen Kameralbeamten. Der Landrichter hatte gewöhnlich die Justiz über die Fremden und die Vogtei Hambach; in den Städten richtete der Rath selbst und lud den Landrichter zu seinen Sitzungen ein. Auch die Municipalverfassung war selbstständig und eigenthümlich; vier jährige Bürgermeister, von denen jeder ein Vierteljahr regierte, wählten sich den „innern Rath“, der nur über die geheimsten und vornehmsten Sachen berathschlagte; acht Urtheiler, auf ähnliche Weise ernannt, bildeten ein ständiges Gerichtscollegium und vierundzwanzig vom äußern Rath hatten Verwaltung, Polizei u. s. w. unter sich. Die Gewerbthätigkeit war sehr groß und ein blühender Handwerkstand war die feste Stütze für die städtische Freiheit.

Auch die oberpfälzische Ritterschaft hatte bedeutende Privilegien, die ihnen Kurfürst Ludwig V. bestätigt hatte (1527); weitere Forderungen um Anerkennung aller der Freiheiten, die sie am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von Otto von Ungarn erhalten haben wollten, wurden von Friedrich II. als zu „dunkel und unverständig“ abgelehnt (Sept. 1545). Die Ritterschaft ließ sich aber nicht abschrecken und die Verhandlungen darüber zogen sich ohne Entscheidung bis in die erste Zeit

59) Vgl. die kurze summarische Beschreibung der Stadt Amberg durch M. Schwaigen Burgern des Innern Rats. 1559 (Cod. bav. 3072 auf der münchn. Bibliothek).



Friedrichs des Dritten [60]). Wenn nun kirchliche Zerwürfnisse zu dem alten politischen Hader hinzu kamen, so konnten sich die Empörungsscenen von Friedrichs I. Zeiten wiederholen.

In der Zeit, wovon wir reden, war nach dem Herkommen der Kurprinz Ludwig in Amberg Statthalter. Oft finden lebhafte Neigungen der Väter die heftigsten Gegner in den Söhnen; so war auch Ludwig, der Sohn Friedrichs III., ein eifriger Lutheraner und seine Gemahlin, eine hessische Prinzessin, sammt den pfälzischen Seitenverwandten mögen ihn in seinem Eifer tüchtig bestärkt haben. Auf die Oberpfälzer hatte das den größten Einfluß und Friedrich III. hatte den Schmerz, an seines Sohnes Widerstand zuerst seine kirchlichen Reformplane scheitern zu sehen. Eine Reise nach Amberg (1566), wozu er Olevian mitnahm, sollte die Sache vorbereiten; aber die Disputation, die man hielt und wobei von Olevians Seite über die lutherische Abendmahlslehre bittere Worte gehört wurden, trug mehr zur Entfremdung als zur Annäherung bei; Alles, was der Kurfürst erlangte, war die Duldung von zwei reformirten Predigern. Allein sowohl diese als die im folgenden Jahre errichtete Schule trugen wenig Früchte; die Schule blieb leer und kein unabhängiger Amberger schickte seine Kinder hinein. So scheiterte der erste Versuch der Einführung des Calvinismus in Amberg [61]).

Während dem zogen sich aber ganz andere Stürme über Friedrichs Haupte zusammen. Die lutherischen Fürsten sahen mit Unwillen seine Hinneigung zum Calvinismus; selbst solche, die noch auf dem nürnberger Convent auf seiner Seite gewesen, wandten sich jetzt nach den jüngsten Beweisen seiner Gesinnung von ihm ab, wie sein Vetter Wolfgang von Zweibrücken. Die geistlichen Fürsten der Nachbarschaft glaubten sich durch die Be-

---

60) Vgl. die 1792 erschienene „Sammlung einiger Urkunden, welche in die Landesverfassung des Fürstenthums der obern Pfalz einschlagen." S. 1—45.

61) Alting p. 195. 196.



kehrungen in ihren Rechten gekränkt und Kaiser Maximilian II. selbst, hieß es, sey dem Kurfürsten erbittert, weil er der Wahl eines römischen Königs widersprach.

Die Mißstimmung war so laut geworden, daß des Kurfürsten Bruder, Richard, ihn von den Gerüchten in Kenntniß setzte und ihn von einem Besuch des augsburger Reichstags (1566) warnte. Solche Bedenklichkeiten konnten einen Mann wie Friedrich nicht einschüchtern; das heldenmüthige Vorbild des glaubensstarken Johann Friedrich von Sachsen schwebte ihm als Muster vor. „Ich weiß, schrieb er an seinen Bruder, daß der Gott, so ihn in rechter und wahrer Erkenntniß seines heiligen Evangeliums damals erhalten, so mächtig ist, daß er mich armes einfältiges Männlein wohl erhalten kann und gewißlich durch seinen heiligen Geist erhalten werde, ob es auch dahin gelangen sollte, daß es Blut kosten müßte" [62]).

Mit diesem Gottvertrauen zog er wohlgemuth nach Augsburg; der Kaiser empfing ihn so, wie er es dem Rang des ersten Reichsfürsten schuldig war. Die Gegner waren aber rührig; die geistlichen Fürsten von Mainz und Speyer beschwerten sich und der päbstliche Nuntius Commedone versäumte die Gelegenheit nicht, die Protestanten durch sich selbst zu entzweien. Gern ließen sich die lutherischen Fürsten als Werkzeug gegen die protestantischen Brüder gebrauchen; selbst treffliche Fürsten, wie Christoph von Würtemberg, Wolfgang von Zweibrücken, waren in dem Sektengeist der Zeit so befangen, daß ihre Theologen Andreä, Bidenbach, Heßhus und ähnliche leichtes Spiel hatten, sie mit ihrem kleinen theologischen Hasse zu erfüllen. Solch eine Stimmung zeigte sich gleich am Anfang des Reichstages. Es sollte eine ausführliche Schrift über die kirchlichen Verhältnisse dem Kaiser überreicht werden; man hätte Friedrich III. wie einen Ungläubigen ausgeschlossen, wenn nicht August von Sachsen, aus politischen Gründen freundlicher ge-

---

62) Monum. Pict. 298.

stimmt, die andern Fürsten von dem unbilligen und unklugen Schritte abgehalten hätte.

Bald kamen aber der Bischof von Worms, Markgraf Philibert von Baden und andere, um sich über die Bekehrungen zu beklagen, die der Kurfürst in Sinsheim, Neuhausen und in der Grafschaft Sponheim vorgenommen hatte; man warf ihm vor, gewaltsame Mittel angewandt, durch kalvinische Ketzerei den Religionsfrieden verletzt zu haben. Selbst der milde Kaiser ließ sich jetzt bereden, ein Decret zu erlassen, das den Kurfürsten zur Entschädigung verurtheilte und die Abschaffung des Calvinismus von ihm verlangte. Man mochte noch Schlimmeres drohen, die Entsetzung von der Kurwürde und Aehnliches; ja in Heidelberg hatte sich das Gerücht verbreitet, man wolle ihn verurtheilen und hinrichten [63]).

Kurfürst Friedrich ließ indessen mit seiner Antwort nicht lange auf sich warten; er erschien in der Versammlung — sein Sohn Johann Casimir trug ihm die Bibel nach — und vertheidigte sich. Bei der Reformation der Stifter berief er sich auf den Religionsfrieden, der das erlaube; und was das Abschwören seines Glaubens beträfe, so kenne er in Glaubens- und Gewissenssachen nur einen Herrn, der ein Herr aller Herren und ein König aller Könige wäre; so lange er nicht gehört und widerlegt sey, möge man ihn nicht verdammen. „Sollte dies mein Vertrauen, so schloß er, fehlschlagen und man über mein christliches und ehrbares Erbieten mit Ernst gegen mich handeln, so getröste mich die Verheißung meines Herrn und Heilands, daß Alles was ich um seiner Ehre oder Namens willen verlieren werde, mir in jener Welt hundertfältig soll erstattet werden. Thue damit Ew. kaiserlichen Majestät mich unterthänigst zu Gnaden befehlen“ [64]).

Diese einfache Entgegnung verfehlte ihren Eindruck nicht. „Was fechtet ihr diesen Fürsten an, er ist frömmer denn wir

63) Thuani Hist. XXXIX. 7

64) Lehman de Pace Relig. III. 3.

alle", rief nach dem Schluß der Verhandlung der Markgraf von Baden aus; „Fritz du bist besser als wir alle", sagte zu ihm August von Sachsen. Dem Einflusse dieses Fürsten und der edeln Mäßigung, die Kaiser Maximilian in allen Glaubenssachen bewies, hatte es Friedrich III. zu danken, daß jenes Decret ohne Folge blieb.

Denn auf die Aufforderung des Kaisers (7. Mai), ein Gutachten abzugeben, äußerten sich die Anhänger der augsburgischen Confession in sehr milder und versöhnlicher Weise; da auch Maximilian kein Mann der Gewalt war, kam man (29. Mai) zu dem Beschlusse: der Kurfürst sey zwar nicht völlig mit der augsburgischen Confession einverstanden, auch öffne er sein Land der calvinischen Ketzerei, allein mit Gewalt wolle man nicht gegen ihn verfahren; es solle auf friedlichem Wege eine Ausgleichung der Meinungsverschiedenheiten versucht werden. Dabei blieb es auch, und obwohl der Kaiser eine strenge Beachtung der augsburgischen Confession nochmals forderte, so war er doch beruhigt, als die protestantischen Fürsten die Entscheidung der Sache einer friedlichen „Weisung und Belehrung" überlassen sehen wollten.

Friedrichs III. Benehmen hatte ihm solche Anerkennung erworben, daß selbst der Kaiser bei mehreren Veranlassungen dem frommen deutschen Fürsten seine Achtung und Theilnahme bezeugen ließ; auch von den Reichsfürsten schied er wie von ausgesöhnten Freunden [65]). Das unfreiwillige Gefühl von Achtung und Ehrfurcht, welches sittliche Größe auch dem Gegner abnöthigt, war diesmal mächtiger, als dogmatische Befangenheit.

Die neue calvinische Bekehrung in der Pfalz war damit gerettet und die Besorgnisse der Pfälzer beseitigt. Zur Freude seiner Unterthanen kehrte Friedrich am Freitag vor Pfingsten in seine Residenz wohlbehalten zurück, nachdem er Augsburg schon am 24. Mai verlassen hatte, um der Abendmahlsfeier in

65) Alting p. 203.

Heidelberg beiwohnen zu können. Am Samstag vor Pfingsten besuchte er die Vorbereitung, reichte vor der Gemeinde dem anwesenden Olevian seine Hand und ermahnte ihn zur Beständigkeit im Glauben. Am folgenden Tage nahm er dann, mit seinem ganz gleichgesinnten Sohne Johann Casimir, öffentlich das Abendmahl [66].

Mit dem Kaiser blieb das Vernehmen freundlich; Maximilian, von kirchlicher Befangenheit freier als irgend ein deutscher Fürst dieser Zeit, besuchte den reformirten Kurfürsten (1570) in seiner Residenz und nahm es freundlich auf, als dieser ihm eine spanische Uebersetzung der Bibel schenkte und hinzufügte: In diesem Buche ist ein Schatz aller Schätze enthalten, nämlich die himmlische Weisheit, welche Kaiser, Könige und Fürsten anweiset, wie sie glücklich regieren sollen.

§. 3.

Fortgang der kirchlichen Bewegung. Stellung der Pfalz zu den ausländischen Calvinisten.

Es schien, als sollte Friedrichs III. ganze Thätigkeit sich auf religiöse Angelegenheiten beschränken; denn kaum war er nach Hause zurückgekehrt, so traten dort neue kirchliche Verwicklungen ein, die diesmal mehr als seine Gegenwart, die selbst sein thätiges Einschreiten nothwendig machten. Zum erstenmal mußte er aus der Stellung des Vermittlers heraustreten und das traurige Amt des kirchlichen Blutrichters übernehmen.

Eine der seltsamsten Episoden in den kirchlichen Händeln jener Zeit bildet das Auftauchen des Arianismus in der Pfalz; leider hat sich Fanatismus und kirchliche Härte nur allzueifrig bemüht, uns eine genauere Einsicht in diese Bewegungen durch rasche gewaltsame Bestrafung zu verschließen. Ob diese Anfeindungen der Dreieinigkeit weiter verzweigt waren, ob wirklich mehrere der gepriesensten Namen an der heidelberger

66) Struve S. 207.

Universität im Geheimen sich zu jenem Unitarismus hinneigten, darüber können wir leider nicht einmal bestimmte Vermuthungen hegen.

Wir erinnern uns, daß unter den Gegnern der genfer Kirchenzucht auch Adam Neuser, früher Pfarrer an der Peterskirche, und Joh. Silvan, Inspector zu Ladenburg, aufgetreten sind; Neuser war Zwinglianer, in Heidelberg als Kanzelredner beliebt, seine kirchliche Ansicht war von einer Freiheit, die oft an Laxheit anstreifte, dabei war er ein munterer, etwas genußsüchtiger Lebemann, der sich zu dem finstern Puritanismus des nüchternen sittenstrengen Olevian und ähnlicher Männer sehr wenig hingezogen fühlte. Silvan, der vom katholischen Domprediger zum Lutheraner, dann zum Reformirten geworden war, erscheint in seiner theologischen Ueberzeugung schwankend und unzuverlässig, in seinen Lebensansichten war er, scheint es, nicht gediegener als Neuser. Beide glaubten sich auch, vielleicht nicht mit Unrecht von Olevian persönlich gekränkt und zurückgesetzt; ihre Stimmung war seit dem Kirchenbannstreit, seit Neusers Entfernung von der Pfarrei zu St. Peter, eine bittere und gereizte geworden. Bei Männern ohne tiefen sittlichen Ernst konnte es auf diesem Wege leicht zu Ansichten kommen, an denen der Aerger über das Haupt des pfälzischen Calvinismus ebenso viel Antheil hatte, als ihr Denken und ihre Ueberzeugung; weil sie mit Olevian und der heidelberger Kirchenregierung zerfallen waren, tauchten alte Zweifel in ihnen wieder auf und sie setzten sich gegen den ganzen herrschenden Lehrbegriff in feindseligen Gegensatz. Die Lehre von der Dreieinigkeit ward von ihnen mehr in der Weise kecker Skeptiker als ernster For-

67) S. darüber Alting hist. eccl. 206 ff. Struve Pfälz. Kirchengesch. S. 214 ff. Lessing in den Wolfenbüttler Beiträgen zur Literatur (Sämmtl. Werke. Carlsr. Ausg. XIX. 17 ff.) Wundt Magazin I. 88 ff. — Lessing wird a. a. O. durch seinen gerechten Zorn über theologische Verfolgungssucht bisweilen zu harten und einseitigen Urtheilen geführt, die man in D. L. Wundts vortrefflicher Arbeit berichtigt findet. Die meisten Aktenstücke finden sich bei Struve.

scher angefochten und sie machten von dem Rechte freier Forschung in einem ausgedehnteren Sinne Gebrauch, als es die herrschende Ansicht der Zeit und ihrer Wortführer gestatten wollte. Ob Leute wie Erast, Probus und die andern Gegner des genfer Kirchenbannes ähnlich dachten, läßt sich, trotz der persönlichen Berührung mit Neuser und Sylvan nicht nachweisen; Olevian freilich und die andern Leute von feinem kalvinischem Ketzergeruch schienen es stark zu vermuthen; milder denkende, sehr orthodoxe Calvinisten bestritten es. Zwei arme Pfarrer, Suter von Heidenheim und Vehe von Lautern, waren, soweit wir wissen, die einzigen Adepten der neuen antitrinitarischen Lehre.

Es war gerade (1570) der Reichstag zu Speyer versammelt, als plötzlich das Gerücht verlautete, die genannten Männer seyen das Arianismus überwiesen, der Verbindung mit dem Großtürken dringend verdächtig und eine weit verzweigte Verschwörung entdeckt. Die Gefangennehmung Silvans, Suters und Vehe's (15. Juli) gab dem unbestimmten Gerüchte Wahrscheinlichkeit.

In der That waren auch Neuser, Silvan in ihrer Verirrung so weit gegangen, an eine Verbindung mit den Unitariern in Siebenbürgen zu denken; sie schrieben an den Arzt Blandrata in Siebenbürgen, und Neuser hätte in einem Moment sinnloser Bethörung sogar an den Sultan Selim ein Schreiben aufgesetzt [68]), worin er den kirchlichen Glauben seiner Zeit unumwunden aufgibt und sich aus der Dreieinigkeitslehre seiner Kirche in den strengen Monotheismus des Islam hinüberflüchtet. Der unglückselige Brief ward zwar nicht abgeschickt; allein er gerieth sammt andern Actenstücken ähnlichen Charakters — es ist nicht ganz klar auf welchem Wege — in die Hände des Kurfürsten. Man wollte auch Schmähschriften gegen die Dreieinigkeit bei ihnen gefunden haben; selbst die Rechtfertigungen

68) S. das merkwürdige Aktenstück bei Struve S. 229—234.

der Angeklagten waren von jenem antitrinitarischen Geiste erfüllt [69]).

Friedrich III. war lange unschlüssig, wie er sich in dieser so ganz ohne Vorgang daliegenden Sache benehmen solle, unglücklicher Weise stand der vortreffliche Fürst ganz unter dem Einfluß des theologischen Zeitgeistes und sein Vertrauen zu den Theologen war ohne Gränzen. Ihnen übertrug er jetzt die Sache zur Berathung, statt die Schuldigen vor ein ordentliches Gericht zu stellen; und die Theologen gaben ein Gutachten ab, von dem Lessing hart aber nicht ganz unbillig gesagt hat [70]): so lange Ketzergerichte in der Welt sind, ist nie aus einem eine sophistischere, grausamere Schrift ergangen.

Man kann den finstern Geist der Theologie jener Zeit — zur Warnung für bedrohte Nachkommen — nicht besser zeichnen, als durch dies Gutachten. Olevian, Ursinus, Boquin, Zanchius sind uns sonst als fromme Männer bekannt, sie haben die Probe der Ueberzeugungstreue und sittlichen Reinheit in schweren Zeiten überstanden, Olevian und Ursinus selbst standen einst um des Glaubens willen vor Ketzergerichten; wo aber ihre Dogmatik ins Spiel kam, da dachten sie nicht milder und menschlicher, als ihr theologisches Ideal, der genfer Terrorist Calvin, oder die lutherischen Päbste in Sachsen. Von der Lehre dessen, der den Verdammungssüchtigen zurief: Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie, finden sich in dem theologischen Gutachten wenig Spuren; es ist der rächende, zürnende Gott des alten Testaments, den sie herabbeschworen, das Gesetz Mosis, auf welches sie sich ausdrücklich berufen. Neuser und Silvan hätten Gott gelästert, so schlossen die heidelberger Ketzerrichter; und wer Gott lästert, der soll gesteinigt werden. „Gewiß ist es, fügen sie in ihrem blutdürstigen Glaubenseifer

69) Der Kurfürst selbst schreibt: „Es ist solches Buch so voller Giffts, daß es nicht rathsam, unter viel Hände kommen zu lassen oder gemeiner zu machen" (in Beziehung auf eine Schrift Sylvans).

70) A. a. O. 54. das Gutachten selbst bei Struve 217 ff.

hinzu [71]), daß an das Steinigen heutigen Tags eine christliche Obrigkeit nicht gebunden ist, sondern daß sie das Schwert, oder Henken oder andre Mittel vom Leben zum Tode zu richten gebrauchen möge."

Es war sicher die wärmste Ueberzeugung und der Glaube, das Beste zu thun, was die heidelberger Inquisitoren im Namen der Religion zu solchen Aeußerungen trieb; kann man aber die rohe Verblendung der glaubenswüthigen alttestamentlichen Theologie fürchterlicher zeichnen, als mit den angeführten Worten?

Man ging aber noch weiter; man strebte mit einem Kunstgriff, den seit es Priester gibt alle trefflich gekannt haben, den kleinen theologischen Haß mit dem mächtigen Arme politischer Gewalt zu waffnen. Man stellte die Angeklagten als politische Verschwörer hin; was wir Wahnsinn nennen würden, ward zum Verbrechen umgeschaffen; zwei Pfarrer aus der Pfalz sollten sich mit dem türkischen Kaiser zu ernstlicher Bedrohung der Christenheit verbunden haben!

Wer den Charakter Friedrichs **III.** kennt, der weiß, welchen Einfluß ein theologisches Gutachten auf ihn ausübte; auch waren andre Bedenken von lutherischer Seite dem heidelberger zu Hülfe gekommen [72]). Doch war der Kurfürst zu gewissenhaft, um nicht auch seine weltlichen Räthe zu hören, und die — ein edles seltenes Beispiel in dieser Zeit — waren größtentheils der Ansicht, man solle milder gegen die Schuldigen verfahren und ihnen den Schoß der versöhnenden Kirche nicht verschließen [73]). Sie waren verständig genug, das politische Ver-

---

71) Struve S. 222.

72) S. Wundt S. 151.

73) Wie vortrefflich Friedrich seine Theologen kannie, beweist die Stelle aus dem Brief, den er 16. Aug. 1571 an August von Sachsen schrieb: „derowegen bitte ich freundlich, Ew. L. wolle nicht ihre Theologen (weil sie zweifelsohne mit den meinen uff die göttliche Rechte werden schließen), sondern vertrauteste politische Räthe ihres Bedenkens anhören." Lessing S. 55 f. thut hier dem Kurfürsten Unrecht, wie Wundt S. 145. 152 gut bewiesen hat.

brechen, das man den Angeklagten vorwarf, in dem rechten Lichte anzusehen.

Die Sache zog sich lange hinaus; Friedrich schrieb selbst an verschiedene Theologen, schickte die Prozeßakten nach Sachsen und sein sonst sehr milder Sinn verläugnete sich auch hier in der Sorgfalt der Prozeßführung nicht. Aber die Theologen hatten auf ihn zu viel Einfluß; sie arbeiteten an ihm, bis (Apr. 1572) das Urtheil erschien, worin er mit Berufung auf den heiligen Geist Silvan zum Tode verurtheilte, Suter und Vehe des Landes verwies. Der unglückliche Silvan ward am 23. Dez. 1572 auf dem Marktplatz zu Heidelberg enthauptet.

Neusers Schicksal war ein anderes. Ihm war von seinen Gefährten im Augenblick der Gefangennehmung ein Wink zugekommen; er entfloh nach Siebenbürgen, kehrte aber zurück und stellte sich dem Gericht. Als er sah, welche Wendung die Sache nahm, bereute er sein Vertrauen bald; es gelang ihm, einen der Wächter zu bestechen und er entfloh zum zweitenmal. Nach einem unsteten Leben kam er in die Türkei, trat dort förmlich zum Islam über und starb nach einem ruhelosen, unregelmäßigen Leben an der rothen Ruhr [74].

Auch hier hat sich der Glaubenshaß noch auf eine gehässige Weise verewigt. Statt Neuser seinem ewigen Richter zu überlassen, haben die Pilatus und Kaiphas mit Emsigkeit ihr kleines Richteramt geübt; Zeitgenossen lassen ihn an einer schändlichen Krankheit bei lebendigem Leibe verfaulen, und der lutherische Fanatiker Lucas Osiander betont es recht triumphirend, daß zu dem Gang, den er genommen, bis er zur Hölle gefahren, der Calvinismus der erste Schritt gewesen sey!

Für die unschuldige Familie Sylvans sorgte der Kurfürst, der hier seinem Gefühl, nicht den Theologen folgte, auf edle Weise; Erast, und wer sonst im Verdachte der Verbindung mit den Schuldigen stand, hatte mancherlei theologische Chikanen auszustehen.

74) Vgl. die Nachricht aus Gerlach bei Lessing a. a. O. 76.

Daß Friedrichs Strenge nicht in seinem Wesen lag, zeigt seine Milde in einer andern religiösen Streitfrage dieser Zeit, in dem Verhältniß der Wiedertäufer. Seit dem großen Bauernaufstande und den Unruhen im Münsterschen hatten zerstreute Glieder der Sekte in der Pfalz eine Zuflucht gefunden; man duldete sie, denn sie hatten ihre religiösen Ausschweifungen schwer gebüßt und waren zu fleißigen, betriebsamen Leuten geworden, deren Pflege die Cultur der Rheingegenden große Fortschritte zu verdanken hatten. Sie, wie die vertriebenen Reformirten aus den Niederlanden und aus Frankreich, waren Schützlinge, die man nicht zurückwies, ja fast willkommen hieß; nur wenn ihre religiösen Schwärmereien hervorbrachen, mußten sie das Land verlassen. Nun lag aber dem Kurfürsten viel daran, auch sie in seine reformirte Kirche hereinzuziehen und er veranstaltete deßhalb (1571) ein Religionsgespräch zu Frankenthal. Dort war indessen seit der ersten niederländischen Ansiedelung auch das Nonnenkloster Kleinfrankenthal zu dem gleichnamigen Mönchskloster hinzugezogen und aus beiden eine Gemeinde gebildet worden, die schon 1567 eine eigne, selbstständige Staatsverwaltung erhielt. In diesen sehr emporblühenden Ort ließ Friedrich die Wiedertäufer aus allen Gegenden einladen; freies Geleit ward ihnen gesichert, für Herberge, Speise und Trank eifrig gesorgt. Die Autorität der h. Schrift, die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, die Erbsünde, die Auferstehung, Taufe und Abendmahl, die Gemeinschaft der Güter waren die wesentlichsten Punkte, die besprochen werden sollten [75]. Es fanden sich viele wiedertäufische Lehrer ein, und das Gespräch dauerte neunzehn volle Tage, (28. Mai bis 19. Juni). Man kam zwar zu keinem Resultate, aber man ging doch ohne Bitterkeit und Mißstimmung auseinander. Da keine Parthei sich bekehren wollte, blieb alles auf dem alten Fuße; man duldete die Wiedertäufer, so lange sie mit ihren religiösen Lehren sich

75) S. das Protokoll der Verhandlungen, das 1571 zu Heidelberg, mehr als 700 Seiten stark, erschienen ist: Protokoll d. i. alle Handlung des gesprechs zu Frankenthal mit denen so man Widertäuffer nennt.



zurückhielten [76]), und es war erst einem freier denkenden Nachkommen Friedrichs III. vorbehalten, ihnen auch die kirchliche Toleranz zu geben.

Noch weniger gelang es dem Kurfürsten mit dem wiederholten Versuch, Amberg reformirt zu machen, der Widerstand der Bürger hatte dort an dem Kurprinzen einen Halt, der ihren Widerstand dauernd wach erhielt. So verlangten sie jetzt, freilich durch reformirte Predigten gereizt, die Entfernung der zwei reformirten Geistlichen, die man ihnen aufgedrungen hatte; Friedrich schlug nicht allein diese Bitte ab, sondern entfernte auch den Hauptgegner, den Lutheraner Thomas Knauer, und schickte eine Commission von weltlichen und kirchlichen Beamten nach Amberg, die calvinische Reformation einzuführen. Durch das unkluge und verletzende Benehmen dieser befangen reformirten Commission [77]) kam es zu thätlichen Widersetzungen; die Amberger suchten das Gotteshaus vor dem reformirten Cultus zu vertheidigen (1575) und der erbitterte Kurfürst wollte seinen Sohn abrufen und selbst hingehen, um persönlich die Revolution von oben durchzusetzen. Er starb, ehe es dazu kam; einstweilen blieb es bei einem officiellen Federkrieg, den sein Hofprediger Tossanus mit den Ambergern führte. Mit Friedrichs Tode trat dann eine Reaction im entgegengesetzten Sinne ein.

Indessen blieb der Kurfürst mit kirchlichen Einrichtungen fortwährend beschäftigt. So ward (1570) das Kirchencollegium eingeführt, in deren Händen die sittliche Censur und die gefährliche Waffe des Kirchenbannes lag; im folgenden Jahre nahm er eine Visitation im Oberamt Germersheim vor und ließ die reine calvinische Lehre, die dort mit katholischen und lutherischen Ansichten noch vielfach vermischt war, einführen. Im Jahr

---

76) Alting p. 213 sagt: Anabaptistae — — non fuerunt ejecti. Doctoribus autem eorum severe interdictum, ne vel docerent vel baptizarent, vel ullum ministerii actum exercerent.

77) Wundt Magaz. II. 68.

1573 ward zu Heidelberg eine Synode gehalten, in welcher theils dogmatische Punkte, theils Fragen der Kirchendisciplin erörtert wurden; und 1574 erschien auf Befehl des Kurfürsten die lateinische Bibelübersetzung vom Immanuel Tremellius und Franc. Junius. Die Regsamkeit der theologischen Literatur, sowohl der irenischen als der polemischen war ungemein groß; die kirchliche Verständigung gewann dadurch freilich nicht sehr viel.

So regte sich Friedrichs **III.** kirchlicher Eifer auf allen Seiten; er reformirt, läßt Lehrbücher und Kirchenordnungen abfassen, hält Synoden und Visitationen, und alle Einzelheiten der ganzen Umwälzung werden von ihm persönlich geleitet. Nicht auf die Pfalz allein blieb aber sein religiöser Eifer beschränkt; auch die ausländischen Glaubensgenossen erfreuten sich eines Schutzes, für den Friedrich selbst große Opfer nicht gescheut hat. Wie seine Regententhätigkeit im Innern beinahe ausschließlich in kirchlichen Reformen sich erschöpfte, so war auch seine Politik nach Außen von religiösen Interessen geleitet und trug dasselbe calvinische Gepräge; denn diese Lebensidee hatte einmal des Mannes ganzes Wesen erfaßt und beherrscht.

Besonders war es Frankreich, dessen Verhältnisse die thätige Theilnahme des Kurfürsten in Anspruch nahmen. Hatten früher einzelne pfälzische Fürsten, aus landesfürstlichen Tendenzen, sich zu Frankreich geneigt, so ward jetzt das politische Interesse vom religiösen überwogen; man mischte sich in die französischen Geschichten ein, aber zum Nachtheil der Krone, man unterstützte die protestantischen Vasallen. Mit unverwandtem Auge war Friedrich **III.** der religiösen Entwicklung Frankreichs gefolgt; es waren Reformirte, die da litten, wie hätte der eifrigste Calvinist unter allen europäischen Fürsten dabei kalt bleiben können? Schon Franz **I.** und Heinrich **II.** hatten, mehr aus politischen als aus kirchlichen Gründen, die Reformirten heftig verfolgt, seit Franz **II.**, dem ohnmächtigen Werkzeug der Guisen, kam noch ein Anflug der spanischen Inquisition, der von oben begünstigte Fanatismus des Pöbels, hinzu, und es ward unter Formen des Rechts gegen die Reformirten blutig gewü-



thet. Mit Abscheu sah das Friedrich III.; bei dem Prozesse des berühmten Anna du Bourg wandte er sich an den König selbst, und bat sich, als Zeichen dauernder Freundschaft, die Freilassung des verfolgten Parlamentsrathes aus [78]). Der König war willenlos; doch glaubte der Cardinal von Guise eine menschliche Regung bei ihm fürchten zu müssen und die Verurtheilung ward beschleunigt, damit die Vermittlung zu spät käme.

Franz II. starb; sein Bruder Karl IX. war abwechselnd das Spielwerk in den Händen der Katharina von Medicis, der Guisen, der Prinzen von Geblüt. Was bisher in stiller Gährung gewesen, brach jetzt mit politischer Opposition vermischt in offene Feindseligkeit aus, und eine lange Reihe blutiger Bürgerkriege drohten dem Lande. Die Annäherung des pfälzischen und französischen Calvinismus ward enger. Anton von Navarra trat mit Friedrich III. in Briefwechsel; und seit das Blutbad zu Vassy den kaum geschlossenen Religionsfrieden gebrochen hatte, suchte auch Condé an dem reformirten Kurfürsten (1562) Rath und Hülfe zu gewinnen [79]). Auch die reformirten Geistlichen erwarteten von ihm Unterstützung und Friedrichs Bedeutung nahm in diesen Händeln so zu, daß man auf ihn die Blicke richtete, als es sich um Wiederherstellung des Friedens in Frankreich handelte [80]). Auch Wolfgang von Zweibrücken ward in das Verhältniß verwickelt; beide sagten dem Condé ihre Hülfe zu und beide sind auch nachher die thätigsten Verbündeten der französischen Reformirten geworden.

Ein Friede ohne Aufrichtigkeit hatte den ersten Krieg beendigt; die Reformirten sahen sich bald aufs Neue zum Kampfe genöthigt (1567) und diesmal hofften sie auf die pfälzische Hülfe, die der 24jährige Johann Casimir, Friedrichs III. gleich eifriger calvinisch gesinnter Sohn, auf seine Hand rüstete.

78) Thuan. XXIII. 11.

79) Thuan. XXIX. 8. 19.

80) Thuan. XXXIV. 18. Vgl. XXIX. 25.



Deutschland war die Hülfsquelle, an der sich beide Theile verstärkten; der König und die katholische Parthei hatten so gut Deutsche im Sold, als die Hugenotten. Wie nun gleich im Anfang des Krieges die Reformirten eine Niederlage bei St. Denis erlitten (10. Nov. 1567), war ihre ganze Sache auf deutsche Hülfe beschränkt, und die königliche Politik bot alles auf, ihnen diese zu entziehen. Ein französischer Agent, Lansac, zog an den deutschen Höfen herum und suchte auch Friedrich III. dahin zu bringen, daß er seinen Sohn von der Theilnahme an dem französischen Kriege abziehe. Er stellte ihm den ganzen Kampf nur als eine aristokratische Auflehnung gegen das monarchische Princip dar; religiöse Interessen und Gewissensfreiheit, suchte er ihm zu beweisen, seien dabei nicht im Spiel. Friedrich wollte sich genauer unterrichten, schickte deßhalb seinen Rath Zuleger nach Paris, allein der brachte ganz andere Berichte mit zurück, als die, womit der katholische Agent des Kurfürsten Theilnahme einzuschläfern suchte. So rückte dann trotz des Kaisers wiederholtem Abmahnen Johann Casimir mit einem Heer von etwa 11000 Mann, wobei ihn auch Wilhelm von Hessen unterstützt hatte, und 4 Geschützen, im Anfang des Jahres 1568 nach Lothringen vor; die beiden Grafen von Barby, der Graf Holen, Johann Blicker von Steinach, die Herren von Falkenrod, Wolfendorf, Bohenbuch, Malsberg, Schomberg, also meist pfälzische und hessische Edelleute waren unter ihm die Führer einzelner Corps. Von Pont-a-Mousson schrieb der Pfälzer an den König und bedeutete ihm, daß es nur die kirchliche Freiheit seiner Glaubensgenossen sei, die ihn nach Frankreich gezogen hätte; dann erfolgte die Vereinigung mit den Hugenotten. Aber es fehlte an Geld, statt 100,000 Thalern, die man dem deutschen Heere versprochen, konnten die Officiere und Führer kaum 30,000 aufbringen, und es war Johann Casimirs Verdienst, die Truppen dahin zu beschwichtigen, daß sie den guten Willen einstweilen für die That nahmen. Das glückliche Vordringen der vereinigten Armee half der protestantischen Sache wieder auf und bald hatte sie sich in dem Frieden von Longjumeau (März) die freie Religionsübung

wieder erkämpft. Johann Casimir eilte nach Heidelberg zurück. [81])

Auch dieser Friede war von kurzer Dauer; in dem bald neu entzündeten Kampfe nahm der Kurfürst keinen Antheil, aber sein Verwandter, Pfalzgraf Wolfgang, zog mit bedeutenden Kräften über den Rhein und fand im Kampfe für die Hugenotten seinen Tod. Doch behielt Friedrich III. die kirchlichen Angelegenheiten im Auge, und als im Anfang des Jahres 1570 die Sache eine schlimme Wendung genommen hatte, bewog er die Fürsten, die bei Johann Casimirs Hochzeit (Juni) als Gäste anwesend waren, zu einem vermittelnden Schritt bei dem französischen Hofe. Der Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, die Landgrafen von Hessen, die Herzöge von Würtemberg, von Holstein und der Markgraf von Baden nahmen daran Theil; indessen hatten sich die Angelegenheiten so gestaltet, daß bald nachher der Friede zu St. Germain den Hugenotten gewährt ward [82]).

Der neue Friede war ein schmähliches Lügenspiel; zwei Jahre nachher ward der fürchterliche Mordplan ausgeführt, der unter dem Namen der Bartholomäusnacht in der Geschichte gebrandmarkt ist. Friedrich III. hatte sich bisher neutral verhalten; seit jenen Blutscenen nahm er eine feindselige Stellung an, und einer der Urheber der pariser Mordthaten sollte es bald empfinden.

Als nämlich Heinrich von Anjou nach Polen reiste, sollte sein Aufenthalt in Heidelberg das gute Vernehmen mit Kurpfalz wieder herstellen und er erklärte selbst, im Namen seines Bruders, Carls IX., den Besuch abzustatten [83]). Friedrich III. hatte

81) Vgl. über alles dies Thuanus lib. XLII. c. 10. 12. 17 ff. 23.

82) Vgl. Thuan. XLVII. 3.

83) Was Lünig Theatr. Cerem. I. 497 und Moser pfälz. Staatsrecht (VII.) von der Behandlung des französischen Prinzen erzählen, bedarf einer Prüfung und Vergleichung mit glaubwürdigen Quellen, mit Thuanus und des Kurfürsten eignem Bericht in den Monum. piet. S. 311—318. Vgl. Büttinghausen von dem Ceremoniel, welches Friedrich III. gegen König Heinrich beobachtet. Heid. 1762.

ihm seinen Sohn Christoph und den Grafen Ludwig von Nassau entgegengeschickt; er selbst empfing den Fremden, wie er es dem Range des Gastes schuldig war, verbarg aber seine Gesinnungen über den französischen Hof nicht. Mit nachdrücklichem Ernst hielt er dem französischen Prinzen die Gräuel der Bartholomäusnacht vor, rügte die Treulosigkeit des Hofes und gestand offen, auch hinter der neuen Maske von Freundschaft nicht viel Gutes zu vermuthen. Die eigne Nichtswürdigkeit der pariser Wüstlinge hielt er ihm in hellem Spiegel vor Augen und ließ selbst die lüderliche Sitte des Anjou und seiner Gesellen nicht ungerügt [84]).

Heinrich suchte zu widersprechen, suchte Coligni's Andenken politisch zu verdächtigen, schlug sich auf die Brust und versicherte dem calvinischen Fürsten „es verhielte sich mit der Bartholomäusnacht anders als man ihm berichtet."

Friedrich war weder dadurch befriedigt, noch durch den wiederholten Vorwurf, Coligni habe verrätherische Pläne gehabt; vielmehr faßte er den französischen Prinzen bei dem politischen Interesse seines eignen Landes. Man stärke ja nur Spanien, auf welches der Pabst seinen Bau stütze; „ich möchte nicht dessen Henker seyn," setzte der Kurfürst hinzu. [85])

Manches andere noch mußte der neue König von Polen schweigend verbeißen; wie ihn Friedrich in die Gallerie führte, wo Gemälde interessanter Personen hingen, sah er noch einmal Coligni, hörte noch einmal von dessen Morde reden [86]), und

---

84) Monum. piet. 313 heißt es: 5. Daß ärgerlich Huren und ander bös Leben und keine Justiz vorhanden. 6. Er sey so verhaßt, daß viel meiner Freunde nicht gerne sehen, daß ich so viel Gemeinschaft mit ihm habe. Darauf erwiedert Heinrich, der Kurfürst habe selbst an seines Altvaters Hof gesehen que ça été une cour fort dissolue, aber seines Bruders und Frau Mutter Hof demselbigen bei weitem nicht zu vergleichen. Die Justitia hätte ihren Lauf. „Auffs 6. nichts geantwortet"

85) Dabei spielte er zugleich ausdrücklich auf die Hinrichtung des Don Carlos an.

86) Büttinghausens Zweifel scheint uns nach dem, was Thuanus erzählt, nicht genügend motivirt.



mancher französische Hugenotte mag ihm in der Pfalz in den Weg gekommen seyn. Auf dem Rückweg aus Polen mied er die Hauptstadt des calvinischen Fürsten.

Indessen blieben die Pfälzer mit dem Führer der Reformirten in Frankreich eng verbunden und 1576, wie sie abermals bedroht waren, übernahm Johann Casimir einen Zug dahin, von dem wir unten berichten werden. Er kam glücklich nach Heidelberg zurück (August), wo ihn der greise Vater im Vorgefühl des nahen Todes sehnsuchtsvoll erwartete.

Auch in andern Ländern fand der bedrängte Calvinismus an den pfälzischen Fürsten warme Unterstützung; Friedrich III. kam wenigstens mittelbar den revolutionären Bestrebungen gegen die absoluten katholischen Monarchien zu Hülfe. Schon seit 1568, wo Friedrichs Schwager, Graf Egmont, der Inquisitionsjustiz als Opfer gefallen war, hatten die empörten Niederländer sich in der Pfalz recrutirt; Wilhelm von Oranien selbst war persönlich dort erschienen und Johann Casimir hatte sich an ihn angeschlossen. Als in demselben Jahre (Februar) genuesische Kaufleute große Geldsummen den Rhein hinab transportirten, die dem Herzog Alba nach den Niederlanden sollten zugeführt werden, ließ Kurfürst Friedrich sie bei Mannheim anhalten und das Geld confisciren. Vergebens beschwerte sich Spanien und der Kaiser, und die Vermittlung Savoyens war fruchtlos, der Kurfürst berief sich auf die Umgehung der Abgaben, deren sich die Genueser schuldig gemacht hätten, und sie konnten nichts als die confiscirten Waaren wieder erhalten [87]).

Als aber das niederländische Volk im Kampf für seine Freiheit hart bedrängt war, entsandte Friedrich seinen dritten Sohn, Ph. Christoph, nach den Niederlanden, und der 23jährige Held fand in der Schlacht auf der Mockerhaide (April 1574), neben den Oraniern Heinrich und Ludwig von Nassau seinen Tod. Ihre Leichen hat man nicht wieder aufgefunden, das Volk wollte an ihren Tod nicht einmal glauben und hat sie lange noch unter

87) Thuan. XLIII. 12.

die Lebenden gezählt. Als man den greisen Vater tröstete wegen des herben Verlustes, sprach er: „Seyd gutes Muthes, ich weiß daß mein Sohn ein Mensch gewesen, und weil es Gottes Wille ist, so ist es mir lieb, daß er um der gerechten Sache willen in fremdem Lande umgekommen, als daß er im Lande seine Zeit mit Müßiggang, welcher des Teufels Hauptkissen ist, zugebracht hätte."

In Allem warf sich Friedrich zum Schutze des bedrängten Calvinismus auf; so wie die Verfolgten und wißbegierigen Reformirten von ganz Europa in Heidelberg eine Zufluchtsstätte und die auswärtigen Kämpfe des Calvinismus bei ihm warmen Antheil fanden, so wurden auch Einzelne vor Verfolgung durch seine mächtige Fürsprache gerettet. Olevian ward durch ihn vor dem Tode geschützt, wegen Oliver Bok, den die Inquisition zu Antwerpen schon dem Scheiterhaufen bestimmt hatte, ward Conrad Marino als Gesandter nach den Niederlanden geschickt, um den Bedrängten zu retten und nach der Pfalz zu bringen. So entfloh auch (1572) die junge Fürstin Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, die durch ihre Mutter heimlich dem Protestantismus gewonnen war, aus ihrem Kloster Jouarre und wandte sich nach Heidelberg, dem Asyl für verfolgte Reformirte. Kurfürst Friedrich setzte den Drohungen und Bitten des französischen Hofes und des eifrig katholischen Vaters ruhige Festigkeit entgegen; er wollte die Tochter dem Vater nicht vorenthalten, aber man solle ihm für die Freiheit des Gewissens bürgen. Da das verweigert ward und der Herzog sie entweder katholisch oder gar nicht mehr wiedersehen wollte, blieb sie am pfälzischen Hofe in gastlicher Aufnahme, bis sich Wilhelm von Nassau mit ihr vermählte. Einzelne Reformirte, die aus Frankreich und den Niederlanden in der Pfalz Schutz suchten, wurden sehr gastlich aufgenommen, namentlich waren in Heidelberg, Schönau, St. Lamprecht, Frankenthal solche Colonisten zu finden.

So war auch in der äußern Stellung Friedrichs III. ein Unterschied von den übrigen protestantischen Fürsten wahrzuneh-

men; an allen großen Bewegungen des Auslandes, die in dem kirchlichen Boden wurzelten nahm er Antheil, und den Gedanken einer großen protestantischen Association, welche dem Calvinismus in Staat und Kirche Bahn brechen sollte, hat er mit unter den ersten angeregt und durchgeführt. Der Gedanke ist in allen seinen Nachkommen lebendig geblieben; von seinem Sohne Johann Casimir, dem geistesrüstigen Kämpfer im Cabinet und Feld, von Friedrich IV., dem Stifter der Union, an bis zu dem unglücklichen Böhmenkönig und dem geistvollen Karl Ludwig hat jeder die Bedeutung einer großen Allianz des religiösen und politischen Protestantismus empfunden und durchzuführen gesucht. In der Erhebung dieser Idee lag die vorübergehende äußere Größe der Pfalz, aus ihrer Ueberspannung ist das Unheil und der Verfall des Landes erfolgt.

§. 4.

Fortschritte im pfälzischen Unterrichtswesen; die Universität, der gelehrte Unterricht, die Volksschulen.

Zwischen Schule und Kirche besteht immer ein so enger Zusammenhang, daß eine völlige Umwälzung, wie die Kirche unter Friedrich III. sie erhielt, auch der Universität und den übrigen Schulen eine neue Gestalt geben mußte.

Die Theilnahme des Kurfürsten für die Unterrichtsangelegenheiten war nicht geringer, als die seiner Vorgänger; seine Freigebigkeit sorgte zunächst für eine sichere und größere Einnahme der Universität [88]). Es wurde erst der Versuch gemacht, statt der wechselnden Klostereinkünfte eine bestimmte jährliche Summe auszusetzen, dann als dieser nicht nach Wunsch ausfiel, trat der Kurfürst die von Friedrich II. einst geschenkten Kirchengüter der Universität ohne Kosten und Lasten ab. Dazu kamen zahlreiche Beiträge theils aus den neueingezogenen Klöstern, theils aus der kurfürstlichen Kasse; so ward z. B. aus dem

88) Vgl. Acta VII. 404. 406.

Verkauf der Kirchengeräthschaften, Meßgewänder u. s. w. der Anfang gemacht zur Gründung eines Hospitals für arme Studirende [89]. Die Besoldungen waren ziemlich bedeutend erhöht worden, aber freilich waren auch die Bedürfnisse gewachsen; der Geldwerth hatte sich so verringert, daß die Professoren immer noch von behaglichem Ueberfluß sehr weit entfernt waren, und ein verdienter thätiger Mann wie Xylander sich in Schulden verwickeln mußte, um nur leben zu können [90].

Der wichtigste Einfluß, den Friedrichs Regierung auf sie übte, war aber der veränderte Charakter in ihrem Innern. Sie ward, wie das ganze pfälzische Land, calvinisirt, und alle Bewegungen, die mit der Einführung des reformirten Lehrbegriffs hervorgerufen worden sind, wurden zunächst in der Universität ausgekämpft; sie bietet in engerem Kreise dieselben Erscheinungen, dieselben Reibungen dar, wie die ganze pfälzische Reformationsgeschichte. So ward der Kampf zwischen Heßhus und Klebitz, an den sich die Anfänge der calvinischen Reformation anlehnen, zunächst von Mitgliedern der Universität aufgefaßt und zu der Bedeutung gebracht, die er gewann; und in ähnlicher Weise waren nachher, als der Calvinismus völlig gesiegt hatte, die schroffen und milderen Partheien desselben im Schooße der Universität fortwährend lebendig.

Die erste Hinneigung vom Lutherthum zum Calvinimus knüpfte sich an jene vermittelnde Richtung Melanchthons, die man Philippismus hieß. Der Kurfürst und seine Räthe waren anfangs so gut philippistisch gesinnt, als die bedeutendsten Glieder der Universität; Melanchthons persönlicher Einfluß war bei Berufungen und Einrichtungen auch aus der Ferne fortwährend in Thätigkeit [91]. Seit aber die strenge Lehre Calvins durchgeführt ward, seit sie an dem Kurfürsten einen warmen Anhänger, an Olevian, Ursinus, Zanchius, eifrige, ja schroffe Ver-

89) Acta Univ. VII. fol. 379.

90) Acta IX. fol. 96 ff.

91) Beispiele in den Act. VII. 382. 398.

fechter gefunden hatte, trat allmählig eine Kälte ein zwischen dem starren, finsteren Calvinismus, und zwischen der milderen und freieren Auffassung, wie sie bisher an der Universität vorgeherrscht hatte. Der Sitz jener strengen unbeugsamen Orthodoxie, die mit allem Rüstzeug des genfer Reformators heranzog und ihre Beschränktheit bis zu Calvins verketzerndem Fanatismus trieb, war die theologische Facultät; die Mehrzahl der Mitglieder aus den übrigen Facultäten waren in den Ansichten über Dogma und Glaubensverfolgung ihrer engen Zeit vorangeeilt, und gerade die bedeutsamsten Namen, ein Erast, Xylander, Siegism. Melanchthon, standen in dem verdächtigen Geruch, auf den Buchstaben des genfer Lehrbegriffs nicht unbedingt zu schwören. Der Kampf über solche Fragen, den künstlich zu beleben man sich in unserer Zeit sehr viel fruchtlose Mühe macht, griff damals tief in alle Lebensverhältnisse ein, und von einem harmlosen Wortstreit im Senat oder in der Facultät führte der Weg oft direct in den Kerker, die Verbannung, ja zum Tod!

Auch unsere heidelberger Universität war in diesen betrübenden Kampf hineingezogen, und Männer wie Olevian, Ursinus, Zanchius haben hier den blutigen Lorbeer des Ketzerrichters zu erringen gesucht. In dem Streit über den Kirchenbann trat jene Verschiedenheit der beiden Partheien bereits hervor, und in dem oben erzählten arianischen Prozeß gegen Neuser und Silvan feierte die strenge theologische Parthei den ersten Sieg über die milde und tolerante Ansicht der meisten Universitätsmitglieder. Mit Silvans Hinrichtung war die Sache aber nicht beschlossen; die Tragödie war zu Ende, der Cabale und Intrigue war jetzt die Bahn geebnet. Das theologische Mißtrauen ließ die Verdächtigen jeden Augenblick fühlen, daß man sie einer entfernten Hinneigung zu der arianischen Ketzerei bezüchtigt hatte und die banalen Stichwörter der modernen Schreckensjustiz, die man zum Zweck brandmarkender Bezeichnung ausbeutet, sind nicht gefährlicher, als es damals war, Freunde der Arianer zu heißen. Xylander hatte mannigfache Plackereien auszustehen, dem trefflichen Physiker Siegmund Melanchthon wurden

die letzten Jahre seines Lebens förmlich verbittert, und bei dem gewaltsamen Verfahren, das sich der Kirchenrath gegen einige Lehrer des Pädagogiums, namentlich Schilling, erlaubte [92]), war auch der überfeine Ketzergeruch der calvinischen Theologen im Hintergrunde. Am gewaltigsten richtete sich aber ihr Haß gegen Thomas Erast, dessen Berühmtheit und Lehrerverdienst ebenso groß war, als die Anspruchlosigkeit und sittliche Reinheit seines gemäßigten, humanen Charakters; ja wäre Erasts Persönlichkeit nicht zu unangreifbar, sein literarischer Ruf nicht zu groß gewesen, so hätte vielleicht die pfälzische Geschichte in ihm einen zweiten Blutzeugen der liebreichen Verketzerungswuth protestantischen Pabstthums zu beklagen. Sein Vergehen war persönliche Freundschaft mit einigen der Arianer, eine vorurtheilsfreiere und unbefangene Ansicht in kirchlichen Dingen und kalte Gleichgültigkeit gegen das inquisitorische Spürsystem seiner theologischen Collegen. So ward er mehrere Jahre lang von protestantischen Gottesgelehrten mit dem Kirchenbanne belegt, dann bei Besetzung der kurfürstlichen Leibarztstelle in auffallender Weise zurückgesetzt (1573), endlich gewann es sogar den Anschein, als sollte er das Opfer einer plumpen Intrigue werden. Es erschien (1575) ein Libell, das eine weitverzweigte Verbindung arianischer Ketzer verkündete und als deren Haupt sehr unzweideutig den Thomas Erast bezeichnete [93]); da der treffliche und wohlgesinnte Kurfürst in seinem unseligen Vertrauen zu der streng calvinischen Parthei völlig gefangen war, gab es kein besseres Mittel, Erast zu stürzen. Als Verfasser des Libells erwies sich der Italiener Antonio Pigafetta, der von persönlicher Rachsucht gegen den unschuldigen Erast erbittert, damals einer Blutschande durch Geständniß überwiesen und einer Schändung wenigstens sehr verdächtig war [94]). Die Theologen, die viel-

---

92) Vgl. Acta X fol. 104 ff.

93) Ueber dieses und das Folgende s. die ausführlichen Verhandlungen in den Actis Univ. X. fol. 145 ff.

94) Die gerichtlichen Verhöre s. in den Actis X. 148 ff.



leicht anfangs den Angriff gegen Erast nicht ungern gesehen haben mochten [95]), fühlten denn doch alle, wie schmutzig die Waffe sey, die gegen ihren Gegner gerichtet war, und wir haben keinen Beweis dafür, daß sie die Sache des lüderlichen Italieners zu der ihrigen gemacht hatten. Vielmehr ward Pigafetta den Gerichten überwiesen, der Kurfürst erklärte jede weitere Untersuchung über Erasts theologische Ueberzeugungen für niedergeschlagen und der treffliche Mann ward in seiner Stellung eher gebessert als verschlimmert.

Mit jener theologischen Einseitigkeit hing die philosophische eng zusammen, und trotz Luthers Andenken, ward Aristoteles von vielen Protestanten gerade so zur Grundlage der neuen Dogmatik gemacht, wie einst von den Scholastikern des Mittelalters. Ein merkwürdiges Beispiel bietet sich in der damaligen Geschichte der Universität. Im Herbst 1569 wünschte der Kurfürst, es möchte die erledigte Professur der Ethik an Petrus Ramus wenigstens versuchsweise übertragen werden; allein die Universität widersetzte sich dem Vorhaben, „weil seine Lehrart eine ganz eigenthümliche sey und von der Philosophie, die allgemein anerkannt und seit Jahrtausenden für die beste gehalten worden sey, völlig abweiche.“ Der Kurfürst scheint weniger dem Grundsatz der Stabilität gehuldigt zu haben, als seine protestantischen Theologen, und im Dez. 1569 eröffnete Ramus seine Vorlesungen. Daß es darin etwas stürmisch zuging, war ein erwünschter Vorwand zur Beschwerde, und wenn auch Ramus noch wiederholte Versuche machte durchzudringen, so mußte er doch zuletzt dem Grundsatz des Hergebrachten Platz machen [96]).

Sieht man von diesen Kleinlichkeiten ab, wie sie beinahe jedes Universitätsleben in höherem oder geringerem Grade enthält, so war neben diesem Kampfe auch ein bewegtes wissenschaftliches Leben, und seit ihrer Gründung hatte die Universität

---

95) S. Wundts Magaz. II. 231 u. 245 ff.

96) Darüber die Verhandlungen in den Actis IX. fol. 86. 92. 99. 102. 103.

noch nicht so viele berühmte Namen und tüchtige Lehrer in ihrem Schooße vereinigt als damals. Ein Blick auf die einzelnen Facultäten gibt dazu den Beleg.

In der Theologie war jener entschiedene Calvinismus herrschend, den wir bisher in seinen verschiedenen Wirkungen haben kennen lernen; das gemäßigte des Philippismus, wie es zu Otto Heinrichs Zeiten in Unicornius vertreten war, trat in den Hintergrund und der calvinisch gesinnte Boquinus erhielt bald an Immanuel Tremellius, einem getauften Juden und deshalb tüchtigen Kenner des A. T., und an Casp. Olevian gleichgesinnte Collegen. Am 4. März 1561 wurden mit ihnen die 3 theologischen Professuren des Neuen, des Alten Testaments und der Dogmatik besetzt [97]; Olevian, durch andere Thätigkeit in Anspruch genommen, ward bald durch Zach. Ursinus ersetzt (Aug. 1562) [98] und diesem folgte (Febr. 1568) Hieronimus Zanchius [99]). Ueber die Thätigkeit der beiden bedeutendsten Männer, des Olevianus und Ursinus, wurde in dem früheren Abschnitt ausführlich gesprochen; ihr Gepräge war nun der theologischen Facultät dauernd aufgedrückt, und der Franzose Boquinus so gut wie die beiden Italiener, Tremellius und Zanchius, verflochten mit aller Schärfe und Lebhaftigkeit die strenge genfer Kirchenlehre. Die Nachtheile, die der Universität daraus erwuchsen, haben wir oben kennen gelernt; verkennen darf man nicht, daß bei aller Einseitigkeit, die wissenschaftliche Bedeutung der Facultät durch solche Namen ungemein gewann, und daß kein anderer Ort so viele geistige Kräfte der calvinischen Richtung in sich vereinigte, als Heidelberg.

In der juristischen Facultät finden wir 1560 [100]) neben den erprobten Lehrern Wendelin Heilmann, Dion. Gravius,

97) Acta Univ. VIII. fol. 22.

98) Pfälz. Copial. XXXV. fol. 7ᵃ.

99) Ib. IX. 15 51.

100) Vgl. Acta VII. fol. 367 und Wundt Orig. et progr. facult. juridicae V.

Casp. Agricola, Karl Hugelius, zwei bedeutende Namen, die wir schon früher genannt haben, den Nic. Cisner, eine der Zierden des pfälzischen Staatswesens, und den viel gewanderten Franzosen Franz Baudouin (Balduinus). Die Jahre 1561 und 1562 brachten vielfache Veränderungen hervor; Heilmann und Gravius starben, Balduinus ging weg; man berief Balthasar Redlich aus Westphalen, der zwar als Lehrer aber nicht als Schriftsteller bedeutend war, den Nicolaus Dobbin von Rostock und den Peter van Alst aus Antwerpen; sie bildeten seit Hugels und Cisners Abgang [1]), mit Caspar Agricola die juristische Facultät [2]). Es kam darauf an, wieder eine bedeutende juristische Celebrität zu gewinnen, und seit Redlichs Tod (Juli 1572) ward dies Bedürfniß doppelt fühlbar. Es bot sich eine schöne Gelegenheit, als man vernahm, daß der berühmte Hugo Donellus, der pariser Mordnacht entflohen, in sehr ärmlichen Verhältnissen sich zu Genf aufhalte. Auf ihn trug der Senat für die Professur des Codex an (Okt. 1572) [3]), und schon nach wenigen Tagen genehmigte es die Regierung. Die Anerbietungen, die man ihm machte, 250 Gulden Besoldung, einen halben Wagen Wein, 8 Säcke Frucht und freie Wohnung, waren für jene Zeit und im Vergleich mit den übrigen Besoldungen, glänzend zu nennen, und Donellus beeilte sich auch, dem sehr freundlich an ihn gestellten Ruf ebenso freundlich entgegen zu kommen [4]). Selten war eine Berufung so schnell zum Ziele gelangt; noch vor Ende des Jahres war die Sache im Reinen, und am 17. Febr. 1573 ward er der Universität bereits als College vorgestellt. Er kam nackt und leer, die pariser Catastrophe hatte ihm Kleidung, Hausrath, Bücher und alles geraubt, Vermögen besaß er keines, da suchte

1) Hugel starb 1565, Cisner zog sich 1567 von der akademischen Thätigkeit zurück.

2) Acta IX. 31 f.

3) Acta Univ. IX. fol. 232.

4) Ib IX. fol. 235. 250.

ihm denn die Universität und der Kurfürst aufs freigebigste zu helfen; schon drei Monate nach seiner Ankunft (Mai) ward sein Gehalt um 100, im Juli schon wieder um 50 Gulden erhöht, so daß er nun die stärkste Besoldung besaß (400 Gulden), die je ein heidelberger Professor gehabt hatte. Donellus war für diese Freundlichkeit sehr dankbar und ein Buch, das er damals schrieb, ward seiner Erretterin aus der Noth, der Universität, gewidmet [5]).

Auch die Medicin besaß bedeutende Kräfte; Jakob Curio, dem später Blaurer, Arzt zu Landau nachfolgte (1572) [6]), Petrus Lotichius, der freilich schon 1560 in der Blüthe der Jahre war hinweggerissen worden, Siegmund Melanchthon, der tüchtige Neffe des großen Reformators für Naturwissenschaft und Medicin [7]), und namentlich Thomas Erast, als Lehrer der eigentlichen Heilkunde und als Schriftsteller in theologischen, medicinischen und philosophischen Dingen berühmt, das waren Namen, auf welche die heidelberger Hochschule immer stolz seyn konnte.

In der philosophischen Facultät waren klassische Literatur und Mathematik am besten besetzt; es wirkten in diesen Fachern außer andern der treffliche Schulmann Pithopöus, der allseitig gebildete Grynäus und der unermüdliche Wilh. Xylander, der trotz drückender Nahrungssorgen und peinlicher Chikane der kirchlichen Orthodoxie in Geschichte, Philologie, Mathematik und Philosophie eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete, ein seltenes Beispiel geistiger Regsamkeit mitten in beengten äußeren Verhältnissen. Ein Bericht über die Vorlesungen und ihre Frequenz, wie er 1569 dem Kurfürsten vorgelegt ward [8]), gibt uns Einsicht in die Zustände der philosophischen Facultät; über Ethik las Victorin Strigel; er legte des Aristoteles Werk zu

---

5) Vgl. über alles dies Acta X. fol. 32. 60 91.
6) Acta X. fol. 2.
7) 1569 las er über Galen. Acta X fol. 32 a.
8) Acta Univ. IX fol. 32 f.



Grunde und erklärte dabei, „um Vorschriften und Beispiele zu haben", einen Theil der Universalgeschichte nach Philipp Melanchthons Chronik. Sein Nachfolger war seit 1570 Mathäus Lanoius. Wilhelm Xylander, den wir abwechselnd in Philologie und Mathematik beschäftigt finden, las damals über Aristoteles Organon; dem Verlangen der Regierung, Bericht über seine Zuhörer einzusenden, weicht er aus, und ist der Ansicht, daß solches der Würde eines ordentlichen Professors nicht gezieme; zudem sey ja, setzt er hinzu, das unbedeutend und schwankend; denn nicht die Menge sey in solchen Dingen entscheidend [9]). Naturwissenschaften, namentlich Physik, las nach S. Melanchthons Uebergang in die medicinische Facultät Hieronymus Niger, dem später Piscator folgte [10]); Hermann Wittekind für griechische Literatur und Simon Grynäus für Mathematik waren in jenem Semester abwesend [11]); der Professor der lateinischen Sprache Lambert Ludolf Pithopöus las über Ciceros Reden und rhetorische Schriften vor einem bald größeren bald kleineren Auditorium, doch meistens vor ungefähr 50 Zuhörern. Ihm und dem Professor der Ethik waren auch gewöhnlich die historischen Vorlesungen überlassen.

Ueberblickt man diese Thätigkeit der verschiedenen Facultäten, so läßt sich bei allen Mängeln nicht läugnen, daß der Zustand der Hochschule blühender war, als je zuvor; schon der äußere Zustand, wenn auch den Bedürfnissen immer noch nicht entsprechend, war über die ärmlichen Verhältnisse der früheren Zeit hinweggehoben, das wissenschaftliche Leben war lebendiger, als es unter dem scholastischen Zunftwesen der alten Universität je hatte werden können, und der Geist der classischen Bildung und einer freieren wissenschaftlichen Forschung, den man zu Dalbergs und Agricolas Zeit von den Kathedern aus bekämpft hatte, war jetzt siegreich durchgedrungen.

9) Acta X. 82 b.
10) X. fol 68.
11 Acta X 38 a

Darum war denn auch die Frequenz größer als in allen früheren Zeiten; jede Immatriculation zählte im Durchschnitte über 150, manchmal über 200 Ankömmlinge, und wegen des streng reformirten Charakters, den die Universität allein unter allen deutschen Hochschulen festhielt, ward ihr vom Ausland ein sehr bedeutender Zugang verschafft. Außer den Schweizern und Niederländern, finden wir in dem Matrikelbuch sehr viele Franzosen, dann Jünglinge aus den italienischen Ländern und was sich irgend in Deutschland entschieden zur calvinischen Ansicht bekannte. Außer den pfälzischen Prinzen schickten namentlich die nassauischen Fürsten ihre Söhne gern nach Heidelberg; im Jahre 1576 wurden Prinz Moriz von Oranien, 4 Grafen von Berg und die vier nassauischen Prinzen, Graf Ludwig Wilhelm, Johann, Georg, Philipp, nebst zahlreichen Begleitern als Studenten eingezeichnet [12]).

Neben der Universität blühten auch die Gelehrtenschulen und der Volksunterricht in der erfreulichsten Weise. Mit der Universität am engsten verknüpft war, wie bisher, das Sapienzcollegium; es erhielt von Friedrich III. eine Umgestaltung, wie sie dem Wesen der neuen calvinischen Umwälzung entsprechend war. Der Kurfürst glaubte nämlich das Bedürfniß der classischen Studien auf andere Weise ausfüllen zu können; dagegen fand er eine Lücke in der praktischen Lehrübung des protestantischen Predigeramtes. Er wandelte das Sapienzcollegium in eine Art Predigerseminar um, dessen Geldangelegenheiten und Oberaufsicht aus den Händen der Universität in die des Kirchenraths gelegt wurden [13]); als Vorsteher sind Olevian und Ursinus die bedeutendsten gewesen und ihr Einfluß auf die pfälzische Geistlichkeit erhielt gewiß gerade dadurch keine unbedeutende Stütze.

Die aus dem Sapienz-Collegium verdrängte classische Bildung ward durch neue reich dotirte Zufluchtsstätten vollkom-

12) Matrikelbuch III. fol. 150.

13) Darüber ist in Heinr. Reuters bekannter Jubelrede das Betreffende zu finden.



men entschädigt. Vor allem ward der Gedanke Friedrichs II. ein Gymnasium (Paedagogium) in Heidelberg zu errichten wieder aufgefaßt, und ein Plan entworfen, die seit dem Interim verfallene, unter Otto Heinrich ganz aufgelöste, Anstalt neu zu constituiren. Seit Apr. 1560 waren die philos. Facultät, der Kirchenrath und die bedeutendsten Mitglieder der Hochschule, wie Cisner und Eraſt, mit der Regierung in Gemeinschaft thätig, Plan und Einrichtung zu entwerfen, und schon im Nov. desselben Jahres ward die neue Anstalt, unter zwei Lehrern, Friedrich Zorn, Johann Posthius, zu denen noch Philipp Geiselbach hinzukam, eröffnet; die Schüler, deren gleich anfangs über 60 angemeldet waren, da man den öffentlichen Unterricht gewissermaßen zu einer Bedingung der Vorbildung zur Universität machte, zahlten 2 Gulden Schulgeld, und die ganze Anstalt stand unter der Aufsicht der philosophischen Facultät [14]). Ihr Lehrplan setzte zwei Classen fest und enthielt ungefähr denselben Kreis des classischen Unterrichts, den die obersten Classen unserer Gelehrtenschulen noch jetzt festhalten. Daß man bemüht war, tüchtige Lehrer zu finden, geht aus den ersten Maßregeln für die neue Anstalt hervor, nach manchem Wechsel in dem Lehrerpersonal blieben endlich seit 1562 und 1563 Johann Löwenklau, einer der namhaftesten Philologen jener Zeit, Pithopöus, ein sehr geachteter Schulmann, dem nach seiner Versetzung an die Universität Oliver Bock aus Alst in Flandern nachfolgte, und Mag. Johann Häuser als Lehrer an der Anstalt. Es waren beinahe alle Ausländer, die man herbeirief, und so beschränkt die Geldmittel der neuen Anstalt waren, so belief sich doch die Besoldung einzelner Lehrer auf 100 und 120 Gulden, eine damals nicht unbedeutende Summe. So bestand die Anstalt fort, bis der Kurfürst im Jahr 1565 zu ihrer Erweiterung und reicheren Dotirung die entscheidenden Schritte that. Von den Einkünften

14) Wir fassen dies kürzer, da Lauter in seinem „Neuen Versuch einer Geschichte des reformirten Gymnasiums II. III." aus den Akten ausführlichen und gründlichen Bericht gegeben hat.

des St. Michaelstiftes wurden 1500 fl. zum Vortheil der neuen Anstalt verwendet, und 2 Drittel für Freiplätze von 40 Zöglingen, das übrige Drittel für Besoldungen der Lehrer, deren höchste außer ansehnlichen Naturalien 130 Gulden stark war. Das alte Franciscanerkloster nahm die neue Schule auf und enthielt zugleich mehrere Lehrerwohnungen, die Neckarschule ward mit dem Gymnasium vereinigt und das ganze in sechs Classen abgetheilt, in denen das classische Alterthum den bedeutendsten, ja beinahe ausschließlichen Unterrichtsgegenstand bildete. Von den 1000 Gulden wurden nun 40 talentvolle Knaben frei unterrichtet und erhalten, eine Anzahl anderer lebten ebenfalls in dem Convicte, aber gegen Bezahlung; eine dritte Parthie besuchte nur die Unterrichtsstunden, deren täglich fünf waren. Die Oberaufsicht, um die sich die Universität und der Kirchenrath heftig stritten, ward zuletzt durch Craft der Universität erkämpft und somit dem starren Kirchenthum der calvinischen Orthodoxie entzogen; Schulgesetze, sowohl für die Stipendiaten und auswärtigen Schüler, als für die Lehrer, die Disciplin und die Art des Unterrichts waren mit vieler Umsicht entworfen, und die Pfalz besaß jetzt neben dem Sapienzcollegium eine zweite Anstalt, die talentvollen Jünglingen den Weg zur Wissenschaft auf die freigebigste Weise öffnete. So ward denn, nachdem das Lehrerpersonal vergrößert und zum Theil geändert worden war, am 26. November 1565 die neue Anstalt feierlich eröffnet (auch der 14jährige Pfalzgraf Christoph nahm an dem Feste Theil) und am 3. Dez. der Unterricht begonnen.

Das Jahr 1565 sah aber nicht allein die heidelberger Gelehrtenschule zu neuem Glanze erblühen, sondern gleichzeitig entstand eine andere in der Folgezeit ebenso bedeutende Schule. Das Stift Neuhausen bei Worms, dessen Chorherrn ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Untüchtigkeit wegen übel berüchtigt waren, hatte er säcularisirt und schuf aus seinen Einkünften eine Schule (Juli), die unter Levinus Clava und Johann Eberhard bald so bedeutend emporblühte, daß sie schon nach wenigen Monaten eine große Anzahl Zöglinge, darunter 12

Freischüler enthielt; der Ruf ihrer spätern Lehrer, worunter ein Sylburg und Philipp Pareus zu nennen sind, hat die Anstalt fortwährend blühend erhalten [15]). Aehnliches ward (1566) zu Amberg versucht und dort erst Chr. Schilling, dann Joh. Piscator, zwei anerkannt ausgezeichnete Lehrer, zu Vorstehern der Schule gemacht; aber was in der Pfalz die Blüthe förderte, die streng reformirte Richtung der Lehrer, war den lutherischen Ambergern ein großes Aergerniß, und außer den Beamtensöhnen hat das Gymnasium nicht sehr viele Schüler gezählt [16]).

Besseres versprach eine andere Lehranstalt, die Friedrich kurz vor seinem Tode, im Jahr 1575, errichtete, die Ritteracademie zu Selz am Rhein. Die Einkünfte der dortigen Probstei und des Klosters Heerd, wozu noch Zuschüsse des Kurfürsten kamen, unterhielten da eine Schule, in welcher vom jungen pfälzischen Adel stets fünfzig und oft noch mehr in den classischen Studien der calvinischen Lehrer unterrichtet und zu ritterlicher Fertigkeit herangebildet wurden; es sollte die Pflanzschule für die höhern pfälzischen Beamten im politischen und diplomatischen Fach [17]) werden, aber auch sie wie vieles andere Treffliche mußte später der lutherischen Reaction unterliegen. — Von dem gleichzeitig gefaßten Plane für arme Studirende zu Heidelberg ein Contubernium zu errichten, hielt nur der Tod den Kurfürsten ab.

Wohlthätige Schöpfungen im Schulwesen waren aber ganz besonders die Trivialschulen, die in allen bedeutenden Orten, namentlich den Oberamtsstädten, den ersten Unterricht der Jugend besorgten, und zu gelehrten Anstalten, wie die Pädagogien waren, die Vorstufe bilden sollten.

---

15) Alting p. 195.
16) Ib. 197.
17) Alting p. 216.

§. 5.

Letzte Zeit Friedrichs III.; sein Tod. Charakter und Familienverhältnisse.

In den erzählten Begebenheiten ist Friedrichs wesentlichste Thätigkeit enthalten; die letzten Jahre seines Lebens war er durch Krankheit und Alter gezwungen, sich vom selbstthätigen Eingreifen mehr zurückzuhalten.

So erlaubte ihm namentlich sein körperliches Unwohlseyn nicht, den Kurfürstentag von 1575 zu besuchen; das war ihm um so unangenehmer, als Kurpfalz unter den Protestanten damals das Directorium führte. Religiöse Fragen waren es aber ganz besonders, die auf jener Versammlung vorkommen sollten; Friedrich III. war entschlossen, die Verletzungen des Religionsfriedens von katholischer Seite zur Sprache zu bringen, und eine Reihe von Beschwerdeschriften über Reactionsversuche der Versammlung empfehlend zu übergeben. Er dachte ferner daran, auf Durchführung jener Declaration Ferdinands I. zu wirken, welche der Reformation so günstig war; er wünschte ein allgemeines Toleranzgesetz zu erwirken, dann das neu zu wählende Reichsoberhaupt durch bestimmte Capitulationen von dem päbstlichen Interesse zu entfernen, und die blutige Unterdrückung protestantischer Glaubensgenossen in den Niederlanden und in Frankreich durch vermittelndes Dazwischentreten des deutschen Reichs zu hindern [18]. Auch hierin zeigte sich der Charakter des Calvinismus, der seine Stärke in der Gesammtheit der Protestanten fühlte und die Idee eines weit ausgedehnten gemeinsamen Wirkens durchzuführen bemüht war. Aber leider konnten sich die Lutheraner, Sachsen an der Spitze, über die dogmatische Engherzigkeit souverainer Landeskirchen nicht erheben; die Calvinisten, in Deutschland isolirt, suchten im Auslande Hülfe, und die päbstliche Kirche hatte den Triumph, das protestantische Interesse gespalten und das calvinische aus Deutschland herausgedrängt zu sehen.

18) Vgl. Häberl. Neueste deutsche Reichsg. IX. 339. 340 ff.

Alle jene Gedanken, die Friedrich beschäftigten und eine kraftvolle Wahrung protestantischer Rechte betrafen, erforderten auch eine Persönlichkeit, wie die seine; allein gerade von unmittelbarem Eingreifen hielt ihn jetzt sein körperlicher Zustand ab. Er mußte es seinem ältesten Sohne überlassen, der ganz anders dachte wie er, und sich erst nach einigem Zögern entschloß, des Vaters Stelle auf dem Kurfürstentag einzunehmen. Doch besaß Ludwig Pietät genug, die Aufträge des Vaters treu auszuführen und wenigstens die Instructionen gewissenhaft geltend zu machen, wo seine eigne Gesinnung eine andere war. Allein die Versuche Friedrichs blieben fruchtlos; die lutherischen Fürsten, namentlich Sachsen, entzogen sich jeder kräftigen Theilnahme oder verfuhren auch offen feindselig. So begünstigten sie — mit auffallender Ausschließung der pfälzischen Gesandten — eine Untersuchung über Johann Casimirs Zug nach Frankreich; sie mußten freilich nachher selbst einräumen, daß der Kurfürst darin durchaus nicht unmittelbar verflochten war. Auch auf dem Reichstag von 1576, wo der Kurprinz Ludwig wieder in seines Vaters Namen das Directorium versah, blieb die protestantische Opposition vereinzelt, und Friedrichs Vorschlag, die Bewilligung der Türkenhülfe an die Anerkennung jener Declaration Ferdinands I. zu knüpfen, scheiterte zunächst an der Theilnahmlosigkeit der Lutheraner. Vielmehr ward Friedrich III. selbst noch einmal bedroht; denn am 10. Oct. 1576 erschien eine etwas verspätete Aufforderung, die schon vor 11 Jahren eingezogenen Stifter zu Sinsheim und Neuhausen zurückzuerstatten; sie blieb aber ohne Folge, denn 2 Tage nachher starb der Kaiser und auch Friedrich war seinem Ende nahe.

Friedrich lag an der Wassersucht und dem Schwindel schwer darnieder, als zu ihm die Nachricht kam vom Ableben des guten Kaisers Maximilian, dem er trotz der Meinungsverschiedenheit doch so treu war ergeben gewesen. „Auch ich bin, rief er aus, des Lebens satt, und würde gern sagen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, hätte ich nur zuvor noch den neuen Kaiser gesprochen, und meinen Kurprinzen Ludwig noch

einmal vor meinem Ende gesehen, um mich mit ihnen über den Zustand der christlichen Republik zu bereden." Die kirchlichen Verhältnisse beschäftigten ihn allein und seine letzten Besprechungen mit dem Prinzen Johann Casimir, seinem „geistlichen Waffenträger", wie er ihn nannte, hatten nur diesen Gegenstand. Sein ältester Sohn, der Kurprinz Ludwig, war zu seines Vaters Sterbebette nicht gekommen, weil er in ängstlicher Gewissenhaftigkeit fürchtete, dem Vater Versprechungen thun zu müssen, die seiner Ueberzeugung widersprachen; Friedrich fühlte das und sagte nachsichtig, mit ahnungsvoller Hindeutung auf seinen zweijährigen gleichnamigen Enkel, den Stifter der Union: Lutz wills nichts thun, mein Fritz wirds thun. Er fühlte daß seine Kräfte schwanden; da sprach er zu seiner trauernden Umgebung: Ich habe der Kirche lange genug gelebt, jetzt werde ich zu einem bessern Leben berufen. Ich habe der Kirche zum Besten gethan was ich gekonnt, aber nicht viel vermocht. Gott der Allmächtige wird sie nicht verwaist lassen; nicht fruchtlos werden meine Gebete und Thränen seyn, die ich oft an dieser Stelle knieend für meine Nachfolger und für die Kirche zu Gott emporschickte. Noch am Tage vor seinem Ende glaubte man eine Besserung zu bemerken, als Johann Casimir ihm erfreuliche Nachrichten über die niederländischen Protestanten brachte; aber es war nur ein augenblickliches Aufmuntern, am Abend des folgenden Tages (26. Okt.) verschied er sanft, nachdem ihm noch sein Hofprediger Tossanus zwei herrliche Bibelstellen, den 31. Psalm und das 17. Cap. des Evangeliums Johannes, vorgelesen hatte [19]).

In ihm hat das pfälzische Land einen seiner größten und edelsten Fürsten verloren; so viel geistige Kraft mit einer so fleckenlosen sittlichen Reinheit, so viel Tüchtigkeit im äußern Leben und so viel innige Ergebung an Gott waren selten zum Wohl eines Landes in der Persönlichkeit eines Fürsten vereinigt. Auch seine einzige Schwäche, ein oft einseitiger Eifer zu Gun-

19) Alting p. 222.



sten seiner Glaubensansicht, entsprang aus einer Tugend, jenem vollständigen Erfülltseyn von seiner religiösen Lebensidee, und wenn er seiner theologischen Umgebung und dem engherzigen Geiste, wie er in der Zeit lag, bisweilen mehr nachgab, als wohlthätig war, so hat auch daran sein Eifer und sein Vertrauen auf die Lehrer seines Glaubens den wesentlichsten Antheil. Von seinem Ruhme geben Thaten das beste Zeugniß; die treffliche Regierung des Landes, die wahrhaftig keine Aehnlichkeit hat mit der sonst wohl sichtbaren schwachen und einsichtslosen Wirthschaft frömmelnder Naturen, sondern die Energie zu allem Guten zeigte, läßt erkennen, daß Friedrich seinen fürstlichen Beruf gerade so gut begriffen hat, wie er sein Lebenlang bemüht war, dem ächten Christenthum nachzuleben. Der Wohlstand des Landes, die Blüthe der Universität und des neu durch ihn geschaffenen Schulwesens, die thätige Theilnahme für die Sache des unterdrückten Glaubens, selbst in fernen Ländern, das friedliche Vernehmen mit dem Kaiser und den Fürsten, die ihn alle troß des scharf ausgesprochenen Gegensatzes in der Ueberzeugung aufrichtig achteten, die unerschütterliche Treue in dem Glauben — alle diese Züge geben ein so reines Bild, daß die geschichtliche Betrachtung sich daran gern für manche spätere Oede der pfälzischen Fürstenreihe entschädigt. Selbst dem fanatischen Sectengeist der Zeitgenossen ward ein unwillkührliches Geständniß der Achtung abgezwungen, und sogar der heftige Lutheraner Lucas Osiander nennt ihn einen zwar calvinisch verirrten aber doch vortrefflichen und menschenfreundlichen Fürsten.

Seine Persönlichkeit leuchtet aus seinen letzten Lebensmomenten rein und in ruhiger Heiterkeit hervor, sie ist auch durch jene Antwort bezeichnet, die er einem Fürsten auf die Frage gab, warum er sein Land durch Befestigungen nicht mehr zu sichern suche? Ich habe eine Burg, sprach er, die uneinnehmbar ist; es ist die, von welcher es heißt: eine feste Burg ist unser Gott [20]). Sein muthiges und frommes Benehmen

20) Pareus p. 275.

auf dem Reichstag von 1566 hat selbst seine Gegner überwältigt, und Kaiser Maximilian, dem er in schlichter Einfalt eine Bibel geschenkt hatte, versicherte noch in seinen letzten Tagen, mitten unter den politischen Streitigkeiten, den Kurprinzen, wie sehr er seinen Vater und dessen guten Willen achte. Als sein Sohn Johann Casimir von seinem zweiten französischen Zuge zurück kam, ging ihm Friedrich entgegen, und sein erstes war, ihn in die Kirche zu führen, um dort gemeinsam dem Geber alles Friedens für die Rückkehr zu danken[21]).

Auch an geistiger Bildung war Friedrich reich begabt. Kenntniß der Sprachen und eine allgemeine wissenschaftliche Bildung gibt sich überall kund, am meisten in seinem Eifer für Universität und Schule. Seine sittliche Lebensansicht hat er auf einem Blatte kurz zusammengedrängt, das er als Lebensregel seinem Nachfolger hinterließ[22]). „Aller Dinge, heißt es darin, Anfang sey bei Gott; bekenne dich als Sünder, und vertraue auf Christi Erlösung. Meide den Hochmuth, wahre deine Würde, liebe die Wahrheit, halte deine Zusagen, selbst mit Gefahr deines Lebens und Vermögens. Die Keuschheit bewahre in Worten, Werken und Gesinnung. Verführe nicht eines andern Weib oder Kinder. Sey nicht verschwenderisch, aber auch nicht von schmutzigem Geize; in ehrbaren Dingen zeige dich freigebig. Meide in Geschäften jeden Trug, doch suche Gesinnung und Natur der Menschen zu erkennen; gegen Gute zeige dich gut. Sey barmherzig gegen Arme, meide den Umgang mit Schmeichlern, Gotteslästerern und Possenreißern. Liebe die, welche dir deine Fehler verbessern, die treuen Diener der Kirche schütze und belohne du. Deine Unterthanen umfasse mit väterlicher Liebe und lasse sie auf keine Weise bedrücken, denn ungerecht Gut sah ich oft zerrinnen".

---

21) Alting p. 221. Auch die Briefe in den Monum. piet. p. 279 ff. geben davon Zeugniß.

22) S. bei Byler Fascic. libr. rar. I. 236 ff.



In dem Glaubensbekenntniß [23]), das er kurz vor seinem Tode aufsetzte, setzt er das Dogmatische seiner Ansichten noch einmal genau auseinander und legt den Hinterlassenen die Verpflichtung auf, die Lehre kräftig zu beschirmen. Sie sollten „dieweil des Teufels und seines Anhangs Betrug und List und deshalb aller Christgläubigen Gefahr von Tag zu Tag zunimmt", vorsehen und aufmerken, daß die göttliche Wahrheit fortgepflanzet werde. Seinen Söhnen legt er ans Herz, der „abscheulichen und greulichen Verfolgung, das aus unchristlichem Verdammen erfolgt, sich nicht theilhaftig zu machen, da Gotteswort mit christlicher Bescheidenheit nicht zur Zerstörung, sondern zur Aufbauung und Besserung gerichtet seyn soll". Die Bekehrung der Oberpfalz wünscht er mit gottseligen, christlichen Mitteln durchgesetzt.

Die Familie Friedrichs hat zum Theil traurige Schicksale gehabt. Seine erste Gemahlin Maria, die Mutter aller seiner Kinder, war eine Tochter des Markgrafen von Brandenburg Baireuth, mit welcher er in 30jähriger glücklicher Ehe lebte (bis 1567); sie hatte ihn einst zum Lutherthum bekehrt, er gewann sie nachher für den Calvinismus. So fest sie an Luthers Autorität oder an der buchstäblichen Geltung dessen hing, was ihr lutherischer Hofprediger Othmar Stab sie lehrte, so gewann doch allmählig Friedrichs Grundsatz bei ihr Eingang, nicht Menschenwort und Kirchenlehre sondern nur Christi Wort sey ächtes Christenthum [24]). Die treffliche Fürstin gebar ihm 5 Söhne und 5 Töchter; unter den Söhnen werden uns der älteste und dritte, Ludwig und Johann Casimir, im Verlauf der Geschichte genauer bekannt werden. Sein zweiter Sohn Herrmann Ludwig (geb. 1541) kam auf eine sehr traurige Art ums Leben; als ein Jüngling von fünfzehn Jahren, mit trefflichen Anlagen geboren, ward er von seinem Vater auf die Universität Bourges geschickt und ihm Nik. Juder als Lehrer und Begleiter

---

23) Von Johann Casimir im Jahr 1577 herausgegeben.

24) Vgl. van Byler Fasc. I. 224.

mitgegeben. Bei einer Spazierfahrt auf der Loire, wozu einige junge Franzosen in berauschtem Zustande sie eingeladen hatten, schlug der Nachen um und der Prinz mit seinem Lehrer ertrank, trotz der Bemühungen der letztern, ihn zu retten (1. Juli 1556) [25]). Auf einen 20jährigen Jüngling, der sich seinem Freunde nachstürzte aber sein eignes Leben in Gefahr brachte, machte der Vorfall einen so erschütternden Eindruck, daß er sich entschloß, Geistlicher zu werden. Der Jüngling war Olevian, später Friedrichs III. vertrautester Rathgeber und mit ihm Begründer des Calvinismus in der Pfalz.

Auch der vierte Sohn Friedrichs, Pfalzgraf Christoph (geb. 13. Juni 1551), dessen wir schon oben gedacht haben, ward in der Blüthe der Jahre hinweggerissen. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und war in allen ritterlichen Künsten ebenso geübt, als in den Studien des classischen Alterthums; er war mit seinem Erzieher Otto von Hövel erst in Genf gewesen, dann hatte er in Heidelberg, wo er auch 1566 das Rectorat bekleidete, seine Studien vollendet. Man setzte auf den schönen und ritterlichen Prinzen große Hoffnungen; er versprach seinem Vater nachzuarten und war seiner Liebenswürdigkeit wegen noch beliebter, als der ernste und ruhige Johann Casimir. Die gelehrte Welt hatte an ihm einen eifrigen Beschützer und der züricher Theologe, Rudolf Walther, hat ihm eine seiner Schriften dedicirt [26]). Alle die schönen Erwartungen, die man auf den jungen Fürsten setzte, wurden auf schmerzliche Weise zerstört durch den frühen zeitigen Heldentod, den der 23jährige Jüngling im niederländischen Befreiungskriege (April 1574) fand.

Ein fünfter Sohn Friedrichs III., Albert, starb als Kind.

Auch die Töchter des Kurfürsten waren nicht alle glücklich. Die älteste Alberta (geb. 1538) starb im 17ten Jahre hinweg [27]);

---

25) Oleviani Vita von Piscator. Adami Vitae theolog. 59[a].

26) Riesm. p. 117 ff. S. Cod. pal. 835 fol. 83, wo sich seine Hinterlassenschaft und zwar besonders eine schöne Bibliothek verzeichnet findet.

27) Büttinghausen, der auch über Pfalzgraf Christoph ein Programm schrieb, hat über sie eine kurze Monographie herausgegeben. Heid. 1769.

die zweite Elisabeth (geb. 1540) hat ein seltenes und schönes Beispiel weiblicher Liebe und Anhänglichkeit gegeben; ihr Gatte Johann Friedrich von Gotha, von Friedrich III. vergebens gewarnt, hat bekanhtlich durch eine unglückliche zum Theil selbst verschuldete Katastrophe Leben und Freiheit verloren und die junge Fürstin begleitete ihn in den Kerker, wo sie nach 27jähriger Gefangenschaft ein Jahr vor ihrem unglücklichen Gemahle starb. — Die Pfalzgräfin Dorothea Susanna (geb. 1544) starb als Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar (1592), Anna Elisabeth (geb. 1549 † 1609) war erst mit dem Landgrafen Philipp von Hessen-Rheinfels, dann mit Pfalzgraf Johann August von Lützelstein (aus der veldenzer Linie) vermählt. Friedrichs III. jüngste Tochter endlich (geb. 1556) starb als Gemahlin des Grafen Johann von Nassau-Dillenburg, schon in ihrem 30sten Lebensjahre.

Aus der zweiten Ehe, die der Kurfürst als ein Vierundfünfziger mit Amalia, der Wittwe des Herrn von Brederode (einer gebornen Gräfin von Moeurs) einging, wurden ihm keine Kinder mehr geboren.

So ist schon in den Schicksalen von Friedrichs Kindern die Geschichte seines ganzen Hauses auf eine merkwürdige Weise vorausgesagt. Glanz und Unglück, Freude und Leid, hochstrebende Hoffnungen und Ertragen unverschuldeten Elendes sind hier, wie bei den folgenden Sprößlingen des simmerischen Hauses, auf eine anziehende und tragische Weise eng mit einander verflochten.

§. 6.

Leben und Sitten.

Das Bild des pfälzischen Fürstenlebens ist nicht vollständig gegeben, wenn wir uns auf Friedrichs III. fromme, sittlich einfache und nüchterne Persönlichkeit beschränken. Andere Pfalzgrafen führten ein glänzendes und bewegtes Leben; die Sitte der Zeit, die sich anfing in Pracht und Verschwendung zu ge-

fallen, war so mächtig, daß auch patriarchialische Naturen, wie Friedrich bisweilen ihr ein Opfer bringen mußten.

Ein sprechendes Zeugniß, wie es damals in jenen Kreisen zuging, liefert die selten gewordene Hochzeitsbeschreibung [28]) des Pfalzgrafen Philipp Ludwig zu Neuburg, die der Buchhändler Feyerabend zu Frankfurt 1576, als ein Buch „allen Personen nützlich und lustig zu lesen" hat drucken lassen. Die Vermählung war auch politisch wichtig; Pfalzgraf Philipp Ludwig, der Sohn jenes Wolfgang von Zweibrücken, dessen kirchlicher Eifer Ursache war, daß er den französischen Protestanten zu Hülfe zog und dort starb (1569) [29]), gewann durch seine Vermählung mit Anna von Jülich (1574) einen Anspruch auf jene niederrheinischen Lande, dessen vielfach in unserer Geschichte gedacht werden wird; sein Sohn war ja jener vielbesprochene Wolfgang Wilhelm, dessen Uebertritt zum Katholicismus vor dem Ausbruch des 30jährigen Kriegs so großen Lärm erregte, und dessen Nachkommen als Regenten des pfälzischen Kurfürstenthums das Unglaubliche leisteten: ein geistig reges Volk schlaff, ein von Natur ungemein reiches Land arm zu machen.

Und jene Hochzeitsbeschreibung — welch ein Labsal für loyale Gemüther! Mit welch ängstlicher Pietät stellt der ehrliche Sammler alles zusammen, was die hohen Herrschaften in den vom August bis November dauernden Reisen und Feierlichkeiten gegessen, getrunken und für Kurzweil getrieben haben; der Verfasser fühlt sich offenbar gehoben von dem Gewicht der Dinge, die er schildert. Die Deutschen des 15. und 16. Jahrhunderts befanden sich jetzt in einer Krise; Hofleben und Hofsitten, Zierlichkeit und Verschwendung, Feinheit und Lüderlich-

28) Herrliche warhaffte Beschreibung der beyder fürstlichen beymfahrt, so mit deß durchl. und hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelmen, Herzogen zu Jülich, Cleve und Berg ꝛc. zweien ältern Töchter. zu unterschiedlichen Zeiten beschehen. Frankf. 1576. Etwa 300 Seiten stark.

29) Am Schlusse dieses dritten Buchs wird in der Geschichte der Nebenlinien seiner erwähnt werden.

keit sammt allen noblen Passionen, die dazu gehören, fingen an das Volk für seine gewesene politische Größe zu entschädigen. Liest man so eine Beschreibung, die man damals mit naiver Verehrung aufnahm, so glaubt man eine Hof- und Staatszeitung unserer Tage zu lesen — in denen freilich der magische Zauber verloren ist; wundern muß man sich nur, daß nach dreihundertjährigen Wirkungen solcher Art das deutsche Wesen nicht schlechter ward, als es ist; daß das Erwachen langsam geht, hat schon Tacitus gesagt. Geistige Rührigkeit und hohes Streben mag man leichter erdrücken, als zu neuem Leben rufen.

Den Liebhabern solcher Wissenschaft müssen wir es überlassen, alle die Beschreibungen von „Röcken, Gewehren, güldenen Ketten, sammtnen Hüten, Perlenkränzen, Federbüschen und Pferden" nachzulesen, an den feierlichen Schmausereien u. s. w. sich zu ergötzen, welche das Paar mit seinem ansehnlichen Gefolge von Düsseldorf bis Neuburg und wieder zurück genossen hat. Der Verfasser jener Beschreibung hat der Nachwelt die vielen hundert Pferde sorgfältig verzeichnet, die jenen glänzenden Prachtzug mitmachten, und die „Furirzettel" der hohen Herrschaften bilden einen sehr bedeutungsvollen Anhang zu jenem Buch, das der Herausgeber selbst als nützlich und lustig für Personen aller Stände angepriesen hat. Mit welch gastfreiem Prunke wurden die durchreisenden nicht überall empfangen, mit welchem Pompe zogen sie nicht in Neuburg selbst zur Feier des Beilagers ein, und die Hochzeittafel überbot ja alles, was man noch Glänzendes gesehen. Da waren außer dem Gesandten des Kaisers, des Kurfürsten von der Pfalz und Sachsen u. s. w. persönlich anwesend der Herzog von Jülich, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg und mehrere Herzöge von Bayern, der kleinen Fürsten, Fürstinnen und ihrer Repräsentanten gar nicht zu erwähnen. Der sorgfältige Biograph hat uns über die Länge des Tisches und über die Zahl der essenden Personen so gründliche Nachweisungen gegeben, daß uns nur der beschränkte Raum abhält sie in vollem Umfang mitzutheilen; er berichtet uns auch, wie die Braut mit einem köstlichen silbernen Stück

mit Gold verbrämt zum Altare ging, einen schönen goldenen Kranz von Perlen, auch Rubine und Diamanten auf dem Kopf, und mit Halsbändern, Ringen und Kleinodien reich verziert. Nicht nur jeder anwesende Potentat, sondern auch viele abwesende lieferten reiche Geschenke; der Kaiser ein kostbares Halsband aus Diamanten, Rubinen und Perlen, ebenso unser Kurfürst von der Pfalz und die verwittwete Kurfürstin Dorothea, Friedrichs II. Gemahlin. Goldene Ketten, Halsbänder, Ringe, Silbergeschirr, wozu namentlich die Städte im schwäbischen Nordgau ihr Contingent lieferten, waren da im Ueberfluß vorhanden; die Verschwendung mit solchen Dingen ging damals schon so weit, daß die Gemahlin Johann Casimirs, Elisabeth von Sachsen, einen eigenen langen Katalog von ihren Kleinodien, Ketten, Gürteln und Ringen entwerfen ließ [30]).

Zu dem Festmahle hatte außer andern Kostbarkeiten auch des Herzogs Albrecht von Bayern berühmter Mundkoch, Peter Kaiser, 13 Schaueffen geliefert, die wir hauptsächlich deshalb erwähnen, weil darin der kirchliche Sinn der Zeit mit der Kochkunst auf eine rührende Weise verschmolzen ist. Da war zuerst die Geschichte von Pauli Bekehrung, dann die Gesetzgebung auf dem Sinai, dann ein idyllisches Bild aus Moses Jugend und ein anderes aus Simsons Lebensgeschichte; daneben in friedlicher Eintracht die Geschichte von der Fußwaschung, und — bei einem Mahle das vom Morgen bis zum Abend dauerte — die symbolischen Bilder der Mäßigkeit, der Liebe, Gerechtigkeit und des Glaubens. Dann folgte die Geschichte der sterbenden schlafenden Kindlein, mit dem Vers: Hodie mihi cras tibi, wie der Beschreiber sagt: wahrhaft kläglich und schön. Außerdem einige Scenen aus der klassischen Mythologie und der jüdischen Heroengeschichte.

Auf das Festmahl folgte eine große Maskerade, ein glänzendes Ringelrennen und ein Fußturnier, worüber der gewissenhafte Erzähler einen dreißigseitigen Bericht abstattet; wir bre-

30) Befindet sich auf der heidelb. Biblioth. Cod. pal. 611.

chen hier ab, da sich unser Zweck auf die Andeutung dessen beschränkt, was man schon damals dem deutschen Volke für geistiges Labsal bot.

Man kann in diesen höfischen Erscheinungen die ersten Anfänge eines Umschwungs erblicken, der sich nachher auf alle fürstlichen Kreise ausgedehnt hat; die bisher ziemlich schwache Gränze zwischen dem Leben des Fürsten und des Volkes ward jetzt sehr scharf gezogen, und bald war die alte patriarchalische Sitte des sechzehnten Jahrhunderts in einer wüsten, orientalischen Hofwirthschaft untergegangen.

Friedrich III. war einer der letzten Fürsten alten Schlags; sein Hof war so einfach, daß er selbst jede mäßige Ausgabe für Aeußerlichkeiten vermied. Seine „Sängerei", seit einem Jahrhundert in der Pfalz herkömmlich, ließ er abgehen; war dann eine Festlichkeit, so gab es ein eignes Auskunftsmittel. Sowohl bei der Hochzeit seiner Tochter, als bei seiner eignen zweiten Vermählung wurde der Markgraf von Brandenburg um seine Musik angegangen, und nicht nur diese lieh er dem heidelberger Hofe, sondern auch zwei Köche; man kann denken, daß die Zahl der geladenen Gäste sehr klein war und sich auf die nächsten Angehörigen beschränkte [31]).

Von Friedrich selbst sagt eine alte Quelle [32]): Er besuchte fleißig die Canzlei, hörte und entschied die Leut gern, schrieb viel Sendbrief selbst, die er artig und wohl stellen konnte; verstand die lateinische Sprach besser, als er sie redete, las fleißig sowohl die h. Schrift, als weltliche Geschichte. Die Unterthanen, sagt derselbe Bericht, seyen zufrieden gewesen unter ihm, bis auf die großen Beschädigungen durch Wild, woran indessen mehr die Diener, als der Herr schuldig war. „Denn, wenn er die Kläger vertröstete, er wolle hinkommen und sehen, wie

31) Vgl. über alles dies im bayr. Reichsarchiv die Akten über die kurpfälz. Familie, deren Heirathen, Geburten rc.

32) Cod. bav. 1655 (Münchn. Hofbibl.) die „Beschreybung der Pfalzgrafen" fol. 29.

es stund, und ihnen helfen, so waren die Förster und Jäger zuvor da und scheuchten das Wild und verjagtens, daß er keines da fand."

Auf dem Todbette sagte er zu den Umstehenden: Ich habe Euch lange genug gelebt, ich muß nun auch mir leben.

Zweiter Abschnitt.

Kurfürst Ludwig VI. (1576—1583).

§. 1.

Regierungsantritt Ludwigs VI. Völlige Umwälzung im Sinne des Lutherthums (1576—1577).

Ludwig VI. war 37 Jahre alt, als die Kurwürde auf ihn überging; er hatte schon seit 16 Jahren die Oberpfalz verwaltet. Von der stillen Frömmigkeit, der religiösen Begeisterung seines Vaters finden wir in ihm die meisten Züge wieder, auch durch die Bildung des Geistes und Herzens, neben völliger Anspruchslosigkeit in allen äußerlichen Dingen, erinnert er an Friedrichs III. Persönlichkeit.

Alles das hatte aber bei ihm frühe eine andere Richtung genommen; wie sein Vater in allem, was er that und dachte, immer von der Idee des Calvinismus erfüllt und angeregt ward, so war es bei Ludwig das Lutherthum, dem er die Kräfte seines Lebens zuzuwenden gedachte.

Frühe empfangene Eindrücke waren zunächst Ursache dieses auffallenden Widerspruchs zwischen Vater und Sohn, die sich beide sonst sehr ähnlich waren; die Erziehung, die Ludwig empfangen hatte, und die Umgebung, in der er lebte, gewann ihn eben so warm für Luthers Lehre, wie ähnliche Gründe seinen Vater für Zwingli begeistert hatten. So ist der Mensch; er glaubt immer auf dem Weg der Wahrheit zu seyn, und die Fügungen des Momentes sind seine Meister.

Ludwig war frühe an dem Hofe des Markgrafen Philibert von Baden erzogen worden — als Friedrich III. selbst dem Zwinglianismus noch ferne stand; des Lutheraners Philiberts Einfluß mag den empfänglichen Knaben der Lehre abgeneigt gemacht haben, die sein Vater nachher mit so viel Eifer auszubreiten suchte. Sein späterer Aufenthalt auf der französischen Universität Dole scheint diese Eindrücke so wenig verwischt zu haben, als sein Verweilen an dem Hofe Otto Heinrichs. So gelangte sein Vater zur Kurwürde, er zur Verwaltung der Oberpfalz und fand dort eifrige lutherische Unterthanen, in deren heftige Opposition gegen alles Calvinische er unvermerkt einging. Seit 1560 war er mit Elisabeth, Tochter Philipps des Großmüthigen von Hessen, vermählt; und sie, von Ludwigs lutherischen Seitenverwandten unterstützt, trug wesentlich dazu bei, ihn als eifrigen Gegner der zwinglischen Lehre gegenüber zu stellen. So ward er in alle die widerwärtigen Händel verwickelt, welche die lutherischen Amberger mit der Regierung zu Heidelberg entzweiten; nur mit Widerstreben nahm er des Vaters Stelle bei dem regensburger Fürstentage (1575) ein, und selbst auf dem Todbette blieb dem Vater der wiederholte Wunsch, seinen Nachfolger noch einmal zu sehen, unerfüllt. Ahnungsvoll sah er seine Schöpfung, das Werk von 18 Jahren, zerstört, und wenn er an die Vollendung des Baues dachte, drang sich ihm die Empfindung auf, die er wehmüthig in den Worten aussprach: Lutz wirds nicht thun.

So war Ludwig gesinnt, als er die Kurwürde antrat und es war eine gewaltsame Reaction wohl vorauszusehen. Es mußte sich dieselbe Geschichte wiederholen, die wir bei Friedrichs Antritt gesehen haben, eine durchgängige Umwälzung des bisherigen Kirchenwesens; nur war damals die Masse der Bewohner der neuen Lehre günstig, jetzt der Wiedereinführung der alten abgeneigt; die jetzige Reform mußte noch gewaltsamer werden, als die unter Friedrich III.

Wo die Meinungsverschiedenheit in so tiefer Quelle wurzelt, wie in der Religion, da läßt sich das Geständniß nicht

lange zurückhalten, der erste offne Schritt freien Handelns enthüllt schon die künftige Gesinnung. So war es auch bei Ludwig. Seine Ueberzeugung beherrschte ihn so mächtig, daß er gleich in seinen ersten Regentenhandlungen die nahe bevorstehende Umwälzung unumwunden aussprach. Vierzehn Tage nach seines Vaters Tode kam er in Heidelberg an, und selbst sein ganz kurzes Verweilen von wenig Wochen hinderte ihn nicht, einen völligen Wechsel der Kirchenverhältnisse zu bewirken. Es ist aber eines von den traurigsten Zeugnissen der kirchlichen Befangenheit jener Zeiten, daß selbst in einer edlen Natur, wie Ludwig **VI.** war, die Pietät gegen den Vater dem ungestümen Bekehrungseifer weichen mußte; die Leiche Friedrichs war kaum bestattet, als schon sein Erstgeborner mit peinlicher Eile des Vaters Lieblingsschöpfung über den Haufen warf. Freilich hatten die letzten Ereignisse zu Amberg den kränklichen und reizbaren Fürsten innerlich aufgeregt, und wenn auch sein Charakter von Härte sehr fern war, so kam er doch nicht ohne Groll gegen alle die, welche in den calvinischen Bestrebungen Thätigkeit und Einfluß gezeigt hatten.

Schon bei den Exequien seines Vaters zeigte sich der Widerwille des Lutheraners; er hielt es für eine Sünde, wenn Tossanus die Leichenrede hielt*), Paul Schechsius, den er mitgebracht, mußte es thun, und wenn er auch nachher Tossanus eine Rede halten ließ, so wohnte er ihr doch nicht bei; Johann Casimir, sein Bruder, mied dafür den lutherischen Gottesdienst. So begann die neue Regierung unter innerem Zwiespalt und Alle waren in ängstlicher Spannung, was die nächste Zukunft bringen würde. Lange sollten sie nicht warten; schon nach wenigen Tagen ward Olevian, der sich freilich keinen Zwang anthat, aus dem Kirchenrath ausgeschlossen, ihm Kanzel und Katheder, ja selbst alle schriftliche theologische Wirksamkeit verboten und ihm Stadtarrest gegeben. So behandelte man den Mann,

*) „sein Vatter were kein Zwingeler gewesen, mueße auch kein Zwingler Jr. G. Leichpredigt thun." Hdschr. Nachr. im Carlsr. Arch.

der bei dem verstorbenen Kurfürsten Alles gewesen war, beide freilich, er und Tossanus, hatten auch den wesentlichsten Antheil an dem Verfahren in Amberg, das Ludwig so gereizt hatte. Alle unbesetzten Stellen zu besetzen, war dem Kirchenrath verboten, die Buchhändler vor dem Druck und Verkauf reformirter Bücher gewarnt, dies alles war das Werk ganz weniger Tage; Ludwig übergab seinem Bruder Johann Casimir die Verwaltung und eilte nach Amberg zurück.

Dort hatte indessen die lange zurückgehaltene Erbitterung ihren Ausbruch gefunden, und während man am Rhein mit düsterem Ernste und besorgt der neuen Regierung entgegensah, ward in Amberg die jetzige Ordnung der Dinge mit Jubel aufgenommen. Reformirte sollten nicht einmal dem Einzug und Empfang des neuen Regenten beiwohnen dürfen. Daß die zwei reformirten Prediger dort entlassen, der Gottesdienst wieder in lutherischer Weise gehalten ward, kann nicht mehr auffallen, hatten sie sich doch selbst unter Friedrich **III.** nur mit Mühe halten können.

So standen die Sachen am Anfang des Jahres 1577; noch war Friedrich nur zwei Monate todt und schon war die reformirte Kirche der Pfalz ihrer wesentlichen Grundlagen beraubt. Bald nahm aber, namentlich für die reformirte Unterpfalz, die Sache eine ganz andere, drohendere und betrübendere Wendung.

Man begann in der Unterpfalz mit Absetzung reformirter Religionslehrer; gewaltthätige Schritte der weltlichen Beamten, freche Denunciationen und verläumderische Anklagen waren die Vorboten einer gewaltsamen Umwälzung. Die Besorgniß einer durchgängigen Reaction setzte schon jetzt alle Gemüther in Bewegung, und man war gern zu mäßigen Abtretungen bereit, um nicht das Ganze opfern zu müssen. So wandten sich 25. Jan. die heidelberger Prediger, am 7. Febr. der Rath im Namen der Bürgerschaft an die Regierung, erboten sich, die h. Geistkirche abzutreten; nur möge man sie nicht völlig in der Ausübung ihrer Religion hindern. An der Spitze der Regierung stand aber damals, in des Kurfürsten Abwesenheit, Johann Ca-

simir, die kurfürstlichen Räthe waren noch Reformirte — also fehlte es dem Wunsche der Heidelberger nicht an mächtiger Fürsprache, allein Ludwig VI. schlug gleichwohl die Gewährung ab. Das Bedeutendste, was über die damalige Lage gesagt ward, war in der Vorstellung zu finden, welche die Universität am 6. März 1577 an den Kurfürsten erließ[33]). In gemäßigter Weise wird dort Alles hervorgehoben, was sich gegen eine gewaltsame Reaction einwenden ließ; die calvinische Lehre wird nur als die „Lehre, die Friedrich III. eingeführt" angeführt, jede feindselige oder gehässige Wendung gegen das Lutherthum vermieden und der ganze Glaubenszwist als ein „leidiger Streit" bezeichnet. Die Unterzeichner der Erklärung berufen sich auf die Noth, womit die Geistlichen und ihre Familien bedroht würden, auf die Blüthe der Schulen, die man zerstören würde, auf die siebzehnjährige Dauer des bestehenden Zustandes, sie weisen auf die Gefahr einer Spaltung unter den Protestanten hin und heben nachdrücklich hervor, wie des verstorbenen Kurfürsten „guter Geruch und Leumund" gekränkt würde, wenn der Sohn des Vaters Lebenswerk schonungslos vernichte.

Indessen kehrte Ludwig bald (4. April) nach Heidelberg zurück, und nun begann die gewaltsame Wiedereinführung des Lutherthums ohne Hehl.

Die beiden Kirchen zum h. Geist und zu St. Petri wurden nun den Reformirten genommen, ihre Prediger verabschiedet, nur die Barfüßerkirche noch auf kurze Zeit gelassen (20. April). Aus allen einflußreichen Stellen drängte man dann die Reformirten oder die Anhänger der vorigen Regierung heraus; Tossanus theilte Olevians Schicksal und mußte Heidelberg verlassen. Am 21. April wurde auch der Hof vom Calvinismus gereinigt; die alten, erprobten Diener Friedrichs III., die sich nicht stumm fügten, der Oberhofmeister, Graf Wittgenstein, die meisten Räthe, selbst der Leibarzt des verstorbenen Kurfürsten, werden ihrer Stellen entlassen; ja der hochverdiente Kanzler Ehem

33) Acta Univers. XI. fol. 57—64.

(30. Apr.) wird sogar mit strengem Hausarrest bestraft. Eine kleine Reise Ludwigs VI. machte eine kurze Pause in den Umwälzungen; aber schon nach wenigen Tagen kehrte er zurück und das Begonnene ward rücksichtsloser fortgesetzt. Die noch einzig übrige Barfüßerkirche ward den Reformirten genommen (11. Mai), auch die französischen Reformirten, die ein Asyl gefunden hatten, aus dem akademischen Hörsaal, den sie als Bethaus benutzten, verdrängt; sowohl die verwittwete Kurfürstin, als Pfalzgraf Casimir verließen jetzt die Residenz.

Der abgeschaffte lutherische Cultus trat wieder an die Stelle der reformirten Einfachheit und Nüchternheit; Kelche, Oblaten, Orgeln, Taufsteine u. s. w. kehrten nach 18jähriger Verbannung in die Kirchen zurück. Noch wichtiger und für den Untergang der reformirten Confession das bedeutendste war die Umgestaltung des Kirchenraths. In ihm lag die volle Macht einer ziemlich selbstständigen Kirche, drum mußten sich gegen ihn zunächst die Schritte Ludwigs wenden. Er begann auch, wie bereits erwähnt ist, damit, daß er die Behörde in ihrer Hauptwirksamkeit, der Besetzung der Stellen, suspendirte. Es mußte aber eine völlige Umgestaltung vorgenommen werden. Alexander Hohenbuch, Johann Georg Hungerlein, Peter Strupp wurden zu weltlichen Gliedern des Raths erhoben, der Hofprediger Paul Schechsius, Timotheus Kirchner und Jakob Schopper zu geistlichen. An der Spitze stand Peter Patiens; ihm ward die durch Friedrich III. abgeschaffte, jetzt wieder eingeführte Stelle des Generalsuperintendenten übertragen. Von diesem Kirchenrathe gingen nun die Besetzungen der Stellen durch Lutheraner aus. Noch im August desselben Jahres erschien eine Kirchenordnung, die das mühsame Werk der letzten Regierung zusammenwarf. Allenthalben wurden jetzt Pfarrer und Lehrer, die Zwingli's Lehre anhingen, entsetzt und die Zahl der verjagten Familien von Predigern und Lehrern kann man wohl auf 600 anschlagen[34].

---

34) S. Wundts Magaz. II. 127 ff., wo die verschiedenen Angaben geprüft sind.

Protestationen, Bitten halfen nichts; eine Petition von 80 Predigern aus den Oberämtern Alzei und Oppenheim (10. Okt.), die wenigstens um Gehör und Prüfung baten, ward abgewiesen, Hunderte der Prediger in die Verbannung gestoßen und nur durch die edle Hülfe der Schweizer, namentlich der Städte Zürich, Schaffhausen, Genf und St. Gallen vor dem äußersten Elende gerettet. Die Innigkeit religiöser Ueberzeugung, die Ludwig VI. durchdrang, hat sich hier mit dem Sektenhaß der Zeit vermischt und das sonst milde und edle Gemüth des frommen Fürsten zur erbarmungslosen Härte getrieben. Friedrich mit seiner Reform von 1560 kam einem Wunsche der Mehrzahl entgegen und bedurfte keiner besondern Gewaltschritte gegen die Lutheraner; Ludwig VI. fand Widerstand, daher sein Versuch einer kirchlichen Revolution, die indeß eben durch das Uebereilte, Gewaltsame ihres Ganges sich selbst untergrub.

Die lutherische Umwälzung wandte sich gegen alle Schöpfungen Friedrichs III.; auch die Schulen, für die Friedrich außer den reichen Kirchengütern einen Theil seiner eignen Einkünfte verwandt hatte, sollten entweder lutherisch werden oder untergehn. Im Collegium Sapientiae, das Ursinus und Kimedoncius leiteten, waren damals über siebzig Zöglinge; die sollten jetzt den Calvinismus abschwören. Kaum fünf fanden sich dazu bereit; die übrigen gaben, nach dem Beispiel der beiden Vorsteher, lieber ihren Unterhalt als ihre Ueberzeugung auf (30. Sept.)[35]. Das Stift Neuhausen und die Anstalt zu Selz hatten dasselbe Schicksal; Neuhausen, das zwölf Tische unterhielt und viele Schüler zählte, ward geradezu aufgehoben; die Ritterschule zu Selz, mit zwanzig Stipendiaten, mehr als 60 Kostgängern und sechs Lehrern, ward ebenfalls aufgelöst; die Lehrer erhielten zwar ihren rückständigen Gehalt, aber die Zöglinge zwang man, das Geld nachzuzahlen, das man auf sie verwandt hatte! Trotzdem gingen nur zwei von beinahe neun-

---

35) So berichtet Alting p. 231.

zig Personen zum Lutherthum über[36]. Auch das Pädagogium zu Heidelberg ward decimirt und zum Lutherthum bekehrt. Vorstellungen von Seiten einflußreicher Männer, z. B. des Hugo Donellus, der sich der Schulen annahm, blieben entweder erfolglos, oder zogen dem Urheber Feindseligkeit und Verdächtigung zu.

Nur die Universität blieb zum Theil von der Reaction verschont, obwohl sie jene kräftige Vorstellung an den Kurfürsten unterzeichnet hatte und auch fernerhin die Interessen der kirchlichen Duldung mit Energie verfocht.

Denn als sowohl Boquinus nach 18jährigen treuen Diensten, als Zanchius und Tremellius ohne weiteres durch einen Regierungsbefehl weggeschickt wurden (Dez. 1577), nahm sich die Universität, uneingedenk früherer Spannuug mit den Theologen, ihrer gefährdeten Collegen nachdrücklich an[37]. Sie deutete auf ihre Privilegien hin, auf die erwiesenen Dienste der entlassenen Lehrer, sie hob hervor, wie die Ansicht derselben weder von dem biblischen, noch apostolischen Glauben, ja nicht einmal von dem Geist der augsburger Confession entschieden abweiche; aber Alles war vergebens, vielmehr nahm man am Hof diesen Schritt sehr mißfällig auf. Das schreckte die Universität nicht; eine zweite Vorstellung hob wiederholt die Rechte der Anstalt hervor und schlug einen vermittelnden Ausweg vor[38]; „obwohl ihnen, sagen sie, nichts liebers sey, als daß die entlassenen Theologen noch eine Zeitlang ihre Thätigkeit fortsetzen, so wollen sie sich doch in die Nothwendigkeit fügen, nur bäten sie um längere Beibehaltung der Salarien und Wohnungen für die plötzlich brodlos gewordenen Lehrer."

Es hatte keinen Erfolg und doch befand sich von den entlassenen Professoren namentlich Boquinus in einer sehr drückenden Lage;

---

36) S. Wundts Magaz. II. 130.
37) S. Acta Univ. XI. 138—142.
38) Acta XI. fol. 145.

er bat die Universität dringend um Unterstützung [39]), die ihm auch gewährt ward; unter schmerzlichen Empfindungen verließ er (23. April 1578) die Universität, an deren Blüthe er seit 18 Jahren thätigen Antheil gehabt hatte. Auch Zanchius mußte um eine Geldhülfe nachsuchen, die ihm der Kurfürst gewährte, „damit er desto weniger zu Klag Ursach haben möge“ [40]).

Im Uebrigen blieb die Universität so ziemlich unverändert; bedeutende Berufungen kamen nicht vor und der Personalstand blieb mit wenig Veränderungen derselbe: unter den Juristen Hugo Donellus mit 400, Casp. Agricola und Nic. Dobbinus mit 250 Gulden; in der medicin. Facultät Erast mit 300, Alb. Blaurer und Lud. Gravius mit 160 und 140 Gulden; in der philos. Facultät Pithopoeus und Lanoius mit 150 fl., Wittekind, Grynäus, Jungnitz, Mader, jeder mit 120 Gulden Besoldung [41]). Das frühere harmonische Verhältniß zwischen Universität und Regierung war aber gestört; alte Lehrer wurden mit Zurücksetzung behandelt [42]), Anträge der Hochschule ignorirt oder zurückgewiesen. Dazu kamen noch sonstige unangenehme Verwicklungen; eine Türkensteuer brachte die Kasse in Verlegenheit, Studentenhändel unterbrachen die unter Friedrich III. ungestörte Ruhe. Die Stimmung war von jener unglücklichen Gespanntheit, die im Gefühl des Bedrohtseyns jede freiere Bewegung hemmte. Daß diese unheimliche Ahnung keine eitle war, zeigte die Folgezeit.

Die Seele aller lutherischen Reactionen war Kurfürst Ludwig; doch wird auch seiner Gemahlin von Freunden wie von Feinden ein wesentlicher Antheil an der Einführung des Lutherthums zugeschrieben. Indessen waren in den kleineren Städten und auf dem Lande die Zwinglianer noch in überwiegender Mehrzahl, und am Hofe des Kurfürsten selbst hatte man zum Theil

39) Acta fol. 162 ff.
40) Ib. fol. 197.
41) Ib. fol. 77.
42) Ib. fol. 276.

Oberpfälzer nehmen müssen, um die höchsten Stellen zu besetzen. Die Rheinländer hingen meistens fest an Friedrichs III. Geist und hatten eine feste Stütze an dessen Wittwe und zweitem Sohne Johann Casimir. Pfalzgraf Johann Casimir hatte sich gleich nach den ersten Maßregeln der reformirten Lehre angenommen [43]; er war dazu um so mehr veranlaßt, als man in seine eignen Rechte eingriff. Während Ludwigs VI. Abwesenheit hatte Johann Casimir als Statthalter in der Hofkapelle seinen Gottesdienst halten und den Tossanus predigen lassen; der Prediger erhielt dafür vom Kurfürsten einen Verweis. Es entspann sich zwischen den Brüdern ein Briefwechsel [44], seit Dezember 1576, der zwar ohne Bitterkeit geführt ward, aber in seiner Haltung bewies, daß beide Fürsten entschlossen waren, ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben. Johann Casimir fand besonders die Art, wie man die Umwälzung durchgeführt hatte, tadelnswerth; er hätte sich wohl versehen, schrieb er (21. Jan. 1577) an seinen Bruder, derselbe würde gemacher gehn und nicht so plötzlich verfahren, sondern erst nach vorgehender Unterredung, wie es der Vater gethan habe. Er sey aber von Schritt zu Schritt weitergegangen und schiene auch von ihm einen Wechsel zu erwarten, allein er erkläre bestimmt, daß er sich kein Maß und Ordnung in Gewissenssachen geben lasse, wie er auch einem andern keines aufdringen wolle.

Die Antwort des Kurfürsten (7. Febr.) enthält zwar den festen Entschluß, dem lutherischen Glauben treu zu bleiben, gibt aber zugleich ein schönes Zeugniß brüderlicher Gesinnung. Den Vorwurf der Impietät gegen den Vater lehnt er ab; so wenig er seinen Vorfahren, die unter dem Pabstthum gelebt, ihren Irrthum zur Last legen oder sie geringer achten wolle, eben so

43) Die ersten Schritte hat er selbst in einem Hefte aufgezeichnet: „Nach meines gn. Herrn Batters sel. Ged. Absterben haben sich nachvolgende Ding zugetragen." Es stimmt mit den gewöhnlichen Nachrichten überein. S. Pfälz. Archiv („Religion").

44) Alle auf diese Correspondenz bezüglichen Originalpapiere und Copien finden sich im Pfälz. Archiv zu Carlsruhe („Religion").

wenig gedenke er seinen Vater dadurch zu erniedrigen, daß er einen andern Glauben annehme. Dem Bruder wolle er keine Gewissensregel vorschreiben; derselbe möge sich nicht durch falsche Gerüchte und verhetzende Aussagen täuschen lassen [45].

Die Correspondenz dauerte fort, auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt suchte zu vermitteln, aber die Trennung ward größer. Johann Casimirs Vorschläge einer Ausgleichung fanden keinen Anklang, der Kurfürst fuhr in seinen Umwälzungsmaßregeln fort und das Einzige, worüber die Brüder sich verglichen, war eine Uebereinkunft, nichts gegen die augsburger Confession, den frankfurter und naumburgischen Abschied reden und handeln zu wollen [46]. Sonst gab Johann Casimir, indem er seines Vaters Glaubensbekenntniß drucken ließ, ein Zeugniß ab, daß er den Calvinismus nicht aufgeben werde; wie dann im Lauf des Jahres 1577 die Reaction allenthalben um sich griff, verließ er Heidelberg und begab sich nach Lautern, das ihm nebst Neustadt a. H. als Erbtheil zugefallen war. Das war ein Signal zu weiterem Aufbruch; denn auch die verwittwete Kurfürstin verließ Heidelberg und Johann Casimirs kleines Ländchen ward der Zufluchtsort für alle bedrängten Reformirten. Es wird sich später ergeben, daß daran zunächst Ludwigs VI. Reaction in der Rheinpfalz gescheitert ist.

Die entlassenen Räthe Friedrichs, Ehem, Zuleger, die Prediger, namentlich Tossanus, zogen nach Lautern, auch französische Calvinisten fanden dort eine Zuflucht und ganze Gebiete, wie Frankenthal, St. Lambrecht, Otterberg, wurden mit ihnen bevölkert. Was Amberg früher für die Lutheraner gewesen war, wurde jetzt Neustadt und Lautern für die Reformirten.

---

45) „Wie wir dan nit allein E. L. in allen politischen, sondern auch eben in unsern christlichen Religionssachen alle brüderliche und fürstliche Dienst und Willfahrung zu weisen geneigt und willig sind, dessen sich dann E. L. ungezweifelt zu uns gänzlich vnd brüderlich versehen und getrösten sollen." Pf. Archiv.

46) S. den Wahrhafften Bericht der Tübinger Theologen. 1584. S. 19.



Um den lutherischen Einflüssen Heidelbergs entgegen zu arbeiten und der jungen reformirten Lehre einen wissenschaftlichen Halt zu geben, entschloß man sich, eine Art Hochschule zu gründen; auf ihre Geschichte werden wir unten zurückkommen. Alles, was Heidelberg durch die letzte Reaction Ausgezeichnetes verloren hatte, Zanchius, Ursinus, Tossanus in der Theologie, Smetius in der Medicin, und eine Reihe bedeutender Männer in Jurisprudenz und Philosophie, wie namentlich Pithopoeus, Wittekind, Piscator und viele andere wurden nach Neustadt a. d. H. gezogen und unter sehr günstigen Bedingungen für die neue Anstalt gewonnen. Materiell und geistig hatte man für die Bedürfnisse der Schule gleich große Sorge getragen und das **Casimirianum** (so nannte man sie) konnte unter bescheidenerem Titel mit vielen Universitäten rivalisiren. Die Anstalt konnte dem Lutherthum in der Pfalz, namentlich aber der Universität Heidelberg, gefährlich werden und nach dem Sinne des Stifters sollte sie das auch, aber der Tod des Kurfürsten Ludwig, der schon wenige Jahre nachher erfolgte, brachte Alles in den früheren Zustand zurück.

§. 2.

Einführung der Concordienformel. Kirchliche Händel bis zu Ludwigs Tod.

Mit dem Ende des Jahres 1577 schien ein Ruhepunkt eingetreten zu seyn in den Gewaltmaßregeln des Kurfürsten. Nachdem er durch neue Besetzung der Stellen und Vertreibung der reformirten Beamten und Lehrer seinem lutherischen Eifer Genüge gethan, gewann seine angeborne Gutmüthigkeit und Freundlichkeit den Sieg, und wir hören nicht, daß die Unterthanen, deren große Mehrzahl noch reformirt war, Bedrückungen oder Verfolgungen hätten ausstehen müssen. Die Universität blieb in ihrer Sicherheit, wenn auch nicht in ihrer alten Freiheit ungestört, von der Kanzel herab wurden beruhigende Zusicherungen ertheilt, und der Fanatismus einzelner Stocklutheraner,

die milder Denkenden die Ehre des Begräbnisses zu verweigern wagten, rief eine Rüge des Kurfürsten hervor [47]). Allein wenn auch Ludwigs Natur und Gesinnung ihn vor dem Spürgeruch eines Ketzerrichters sicherten, so blieb er doch von Einflüssen nicht frei, die in seiner nächsten Umgebung mächtig wirkten. Die Mehrzahl der neu berufenen Theologen, der Superintendent Patiens, mehrere Prediger waren aus den Stammlanden der steifen Orthodoxie, aus Sachsen und Würtemberg, hervorgegangen; sie huldigten starr und fanatisch dem verdammenden und verfolgenden Symbolglauben eines neubegründeten papiernen Pabstthums, in dessen Augen selbst Melanchthon der Hölle verfallen war. Ihnen war Ludwigs persönliche Milde ein Stein des Anstoßes und sie boten alles auf, ihn gegen den Rest des Calvinismus, der an der Universität und im Volke noch übrig war, zu gewaltsamen Schritten zu drängen. Endlich bot sich dazu der gewünschte Anlaß.

Während die Pfalz durch ihren Uebertritt zum Calvinismus sich aus dem Kreise der Orthodoxie bereits völlig ausgeschieden hatte, herrschte in den übrigen protestantischen Kirchen, die sich nach Luther benannten, statt Friede und Einheit, die größte Verwirrung. Hier standen die wüthenden Zeloten strengster Fassung, ein Flacius und Seinesgleichen, die über Luthers Dogmatik selbst die klare einfache Bibellehre aus den Augen verloren und in ein Auto-da-fé aller Andersdenkenden das Ziel ihrer religiösen Wünsche setzten. Verdrehung, Ketzerriecherei, schmähende Insinuationen, kurz alle Hülfsmittel eines fanatischen Pfaffenthums, waren zu ihres Gottes Ehre ihnen brauchbar genug, und wehe dem Frieden der Kirche, wenn da und dort Fürsten schwach genug waren, den Leidenschaften ihrer Hofprediger und Theologen als Werkzeuge zu dienen. Das strengste Anschließen an Luthers Dogma, namentlich an die Abendmahlslehre war

47) Wundt Magaz. II. 132.

die Form, unter der sich, neben überreiztem Glaubenseifer, mancherlei Verirrungen, auch gehässige Leidenschaften einer kleinlichen Seele bargen. Ihr voller Haß warf sich auf die Theologen, die in mehr oder minder starker Annäherung an Melanchthons freiere Auffassung, namentlich in Wittenberg ihren Sitz hatten, und dort, von Kurfürst August von Sachsen geschützt, allerdings dem milden Calvinismus viel eher angehörten als dem strengen Lutherthum jener Zeloten. Zwischen diese beiden warf sich eine dritte Richtung, die vermittelnden Lutheraner, dogmatisch nicht minder streng an Luthers Lehre festhaltend, als die Zeloten, aber zum Verdammen weniger geneigt als zum Versöhnen, wenn sie gleich im Augenblicke des Handelns der Entschiedenheit und Energie entbehrten.

Der Kampf zwischen diesen Richtungen hatte seit Melanchthons Tod eine bittere, ärgerliche Gestalt angenommen; und der Abfall der Calvinisten, der schadenfrohe Hohn der Katholiken machte das Bedürfniß einer Einheit gerade in den Seelen der Gemäßigteren immer fühlbarer geltend. Auch persönliche Einflüsse, auch der Stolz zu vermitteln wirkte da ein; wem äussere Ehre noch mehr galt als das starre Festhalten an einem Dogma — der war auch gern zu einem kleinen Ueberzeugungsopfer bereit, wenn nur sein Name das Werk der Versöhnung krönte [48]. So war namentlich Jacob Andreä, trotz mancher vergeblichen Versuche zur Einigung, die man von andern Seiten unternommen hatte, seit 1569 von neuem ernstlich auf den Gedanken gekommen, das große Friedenswerk zu Stande zu bringen, und verfolgte diesen Gedanken mit einer Hartnäckigkeit und einer selbstverleugnenden Ausdauer, die einer bessern Frucht würdig gewesen wäre, als die Concordienformel war.

Wenn er nun zuerst im Sinne hatte, die gemäßigte Parthei der Wittenberger oder Philippisten mit Leuten wie Flacius und Heßhus, zu versöhnen, so muß man erstaunen, daß er seine Zeit und den Charakter jener Zeloten so wenig gekannt hat; seine

48) Vgl. Plank Gesch. des protestant. Lehrbegriffs Th. VI. S. 372 ff.

ersten einleitenden Schritte brachten ihn von dem Irrthum auch bald zurück, er mußte von beiden Seiten harte, fast demüthigende Entgegnungen hören; an eine Vereinigung in diesem Sinn war nicht zu denken.

Es mußte also eine Verdammung erfolgen und auch vor der bebte Andreä nicht zurück; so lieb war dem sonst mild gesinnten Manne sein Friedensproject geworden. Er entwarf eine Glaubensformel, die sich noch viel bestimmter, als seine frühere, aussprach, und die namentlich es an der gewünschten Verdammung der Philippisten nicht fehlen ließ. Der damit gleichzeitig erfolgte Sturz der wittenberger Schule melanchthonischer Theologie schien das Werk nur zu erleichtern, immer aber waren noch Hindernisse genug vorhanden. Andreä's Formel, durch Chemnitz und Chyträus im nördlichen Deutschland verbreitet, bekam dort eine Gestalt, in der man die erste Gestalt kaum mehr erkannte, und das Zwitterwerk nannte man die schwäbisch-sächsische Formel. So leicht wollten aber die schwäbischen Theologen und ihr Andreä den Ruhm der Autorschaft auch nicht opfern, es sollte eine Ausgleichung zwischen den verschiedenen Fassungen vorgenommen werden, und dies veranlaßte den Convent zu Torgau. Die Verschiedenheiten, die größtentheils nur in der Form, in der längeren oder kürzeren Einkleidung bestanden, ließen sich jetzt um so leichter wegräumen, da nur 17 Theologen beisammen waren, die zudem der Wunsch einer Glaubenseinheit aufrichtig beseelte, und die eine kleine subjective Neigung dem allgemeinen Interesse gern opferten. Der wesentlichste und beinahe einzige Punkt, worum sich die neue Glaubensformel bewegte, war die Abendmahlslehre. In hohem Tone erklären sich die Verfasser gegen jede mildere, an Zwingli auch nur entfernt hinstreifende Erklärung der Einsetzungsworte, alle Andersdenkenden, alle die Ansichten, denen eine spätere Zeit den Vorzug der Einfachheit und Reinheit zugestanden hat, werden mit dem Banne belegt, namentlich auch der heidelberger Katechismus und die Exegese der heidelberger Lehrer als häretisch verdammt (Mai 1576).

Das Werk war aber kaum beendet, so zeigte sich die alte Meinungsverschiedenheit von Neuem, und den Stiftern hätte jetzt klar werden können, welch unglückliches Werk sie unternommen. Hier klagten die eifrigen Lutheraner, daß Melanchthon noch nicht entschieden genug verdammt sey, dort bemerkten die milder Gesinnten, man möge doch in Erwägung ziehen, daß auch Luther ein Mensch gewesen und nicht gerade seinen Worten alles andre opfern; auf einer andern Seite machte man mehr oder minder gegründete Ausstellungen an der Form geltend, oder die Eifersucht dieses und jenes Superintendenten bemäkelte das Werk auch blos deshalb, weil es nicht von ihm ausgegangen war.

Während sich die meklenburgischen Theologen im Wesentlichsten einverstanden erklärten, war es denen zu Hamburg und Lübeck zu mild, denen in Hessen zu streng abgefaßt; auch in Holstein, Pommern und Anhalt war man aus verschiedenen Gründen gegen die torgauische Formel gestimmt.

So standen die Dinge, als Kurfürst Ludwig VI. die Regierung antrat und dem Lutherthum gleich durch seine ersten Schritte Muth machte, auf die Wiederbekehrung der ketzerischen reformirten Pfalz zu hoffen. In den übrigen pfälzischen Landen hatte sich der Einfluß der Glaubensformel schon gezeigt, im Kurfürstenthum noch nicht; denn als man sie anfing herumzuschicken, lebte Friedrich III. noch. Anders war es bei den jüngeren Linien. Dort hatte der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Ludwig, im Juli 1576 die Formel aufgenommen und am 8. Aug. erklärten die Theologen ihre Zustimmung; die kleinen Ausstellungen, die sie machten, ließen eher auf zu eifriges Lutherthum als zu laues schließen [49]). Weniger erwünscht zeigte sich die Stimmung in den beiden Linien von Simmern und Zweibrücken. Richard von Simmern war zwar im Wesentlichen

---

49) Hospin. c. XII. fol. 65. Sie erklären namentlich Articulum de descensu ad inferos nimis breviter tractatum esse, während die Zweybrücker im Gegentheil meinen, man solle den Artikel ganz weglassen!



mit der Formel einverstanden; seine Theologen machten jedoch mehrere Einwendungen, die einen leisen Anflug von Philippismus verriethen, und mit den kräftigen Vorstellungen, die zu Gunsten Melanchthons von andern Seiten ausgingen, übereinstimmten [50].

Noch schwieriger ging es aber mit dem Vereinigungsproject in Zweibrücken. Herzog Johann stand schon damals, wie die Gegner behaupteten, ganz unter dem Einflusse des Pantaleon Candidus und des Heinrich Schwebel, deren Hinneigung zu calvinischer Lehre bald offen ausbrach, und wirklich machte sich auch in der Erklärung der Theologen wie des Herzogs (15. Sept.) eine leise zwinglische Tendenz geltend [51]. Indessen trotz aller Ausstellungen erklärten sie sich damals mit der Glaubensformel einverstanden, und ein Schreiben des Herzogs an seinen Bruder Philipp Ludwig von Neuburg (vom 16. Sept.) erklärte seine Bereitwilligkeit, dem allgemeinen Bunde beizutreten [52]. Auch ein späterer Brief, der freilich nicht von Bedenklichkeiten frei ist und namentlich eine allgemeine Synode als Vereinigungsmittel hervorhebt (8. Nov.), ist in demselben Sinne abgefaßt, und noch im Dez. 1576 schrieb Johann auch an den Kurfürsten von Sachsen Aehnliches.

Die Verfasser des torgauischen Entwurfs wollten aber jetzt weiter und der Formel allmählig Gesetzeskraft erwirken; ihre Zusammenkunft im Kloster Bergen (März 1577) sollte dazu dienen. Einzelne, meist nur leichte Einwendungen, wurden berücksichtigt; hie und da gab man sich ernstliche Mühe die Widersprechenden durch Zugeständnisse abzufinden; die Hauptschwierigkeiten konnten und sollten nicht weggeräumt werden; man beeilte sich zunächst der Glaubensformel, die nun die bergische hieß, allgemeine Annahme zu verschaffen. Es waren darin namentlich für die Fanatiker Zugeständnisse genug zu fin-

---

50) Hospin. c. XII. fol. 73 b.

51) S. Hospin. c. XII. fol. 71 a.

52) Die Gegenparthei, namentlich der Pfalzgraf von Neuburg, hat dies nachher veröffentlichen lassen und eine Art Anklage gegen Johann daraus gemacht S. Hutterus Concord. concors. C. XII. p. 364

den; eine verdammende Polemik gegen den Calvinismus war zum Theil an den Haaren herbeigezogen, zum Theil der andern Lehre Unterstellungen gemacht, die auf Fälschung oder Irrthum beruhten; zog man ja doch, um die Spaltung zu vergrößern, unter die Verdammungspunkte auch die Prädestinationslehre Calvins herein, der Luther selbst früher mit aller Energie eines Augustiners gehuldigt hatte. Eine schnell zusammengebrachte Majorität sollte über Gewissensfreiheit, über Glaube und Verdammung entscheiden. Mit seltner Emsigkeit arbeitete man diesem Ziele entgegen; waren nur die Unterschriften beisammen, so war man um das Uebrige wenig besorgt. Was erfolgte aber? Die alten Einwendungen, die in Meinungsverschiedenheit wurzelten, kehrten wieder; Hessen, Pommern u. A. protestirten wie zuvor. Die zweideutige Majorität, die man während dem zusammenbrachte, war für dieses Hinderniß eine geringe Entschädigung.

Aber auch der Triumph sollte den Anhängern der Concordienformel verkümmert werden; ehe man noch mit den Unterschriften im Reinen war, regte sich schon der Calvinismus gegen die lutherische Reaction. Pfalzgraf Johann Casimir war Urheber und Förderer dieses Widerstandes, der zum Zweck hatte, das ganze reformirte Europa gegen den Ausschließungsversuch der Concordienmänner zu verbinden [53]).

Schon im Sommer des Jahres 1577 durchreisten pfälzische Agenten alle europäischen Länder, in denen Reformirte waren; namentlich England und Frankreich, aber auch die Schweiz, Holland, Böhmen, Polen und Ungarn ward in Bewegung gesetzt und eine Zusammenkunft zu Frankfurt a. M. auf den 26. Sept. verabredet. Die Schweizer und Böhmen schickten keine Gesandten, erklärten aber im Voraus ihre Zustimmung zu Allem was geschehen würde; von England kam dagegen Daniel Roger, französische, polnische, holländische und ungrische Bevollmächtigte waren anwesend. Johann Casimirs Rath, Wenzeslaus

---

53) Hospin. c. XV. fol. 89 ff.

Zuleger, eröffnete die Versammlung und setzte die Motive des Convents auseinander: „Se. Hoh. der Pfalzgraf hätte bemerkt, daß Störer des Friedens und Ehrgeizige ein neues Glaubenswerk schmiedeten, in dem sie zwar gegen den Geist der augsburgischen Confession aber unter dem Mantel derselben die monströse Lehre von der Ubiquität in Deutschland einschwärzen wollten; die Unterschriften dafür erbettle man von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, und suche wo möglich alle, die nicht unterschrieben, als Ketzer zu verdächtigen. Man wolle deßhalb jetzt berathen, wie diese verderblichen Einflüsse unschädlich gemacht werden könnten; ob es durch Abfassung einer Glaubensformel geschehen könne und wie und durch wen diese Abfassung erreicht werden müßte."

Man beschloß einstimmig, es sollte eine Gesandtschaft, an deren Spitze der englische Gesandte Robert Bel und der holländische Rechtsgelehrte Paul Knibbe stehen würden, sich an die lutherischen Fürsten, namentlich Pfalz, Sachsen, Brandenburg wenden und in einer eignen Schrift, die Hubert Languet verfassen sollte, ihnen das Verderbliche jener Trennung vor Augen stellen. Durch die Vermittlung der Königin Elisabeth, den Heinrich von Navarra und Prinzen Condé hoffte man eine Verständigung zu erreichen, und auf einer Synode sollte ohne Leidenschaft nach Gottes Wort entschieden werden. Auch wollte man Hessen und Anhalt, die gegen die Formel protestirten, mit in den Bund zu ziehen suchen. Was die neue Formel beträfe, so wolle man eine solche entwerfen, aber ohne Partheisucht und in ruhigem, vermittelndem Tone [54]). Die Abfassung sollte, unter Zuziehung aller betheiligten Kirchen, Zach. Ursinus

---

54) Hospin. fol. 91 a: Stilum autem ita temperandum, ut quantum salva veritate fieri potest ad reconciliationem et concordiam excitentur illi potius, qui Confessionem Augustanam pure profitentur, quam ut irritentur et a nostris ecclesiis magis avellantur. Man muß das um so mehr hervorheben, da die lutherische Majorität gerade darauf ausgeht, durch die Form die Contraste immer greller und schneidender hervorzuheben.



und Hieronymus Zanchius übertragen, und der Entwurf nachher Rudolf Walther in Zürich und Theodor Beza vorgelegt werden.

Die Zuschrift an die lutherischen Fürsten, deren Verfertigung man Hubert Languet übertrug, macht dem Verfasser alle Ehre. Der Punkt der dogmatischen Differenz wird in den Hintergrund geschoben und eine Verständigung darüber als nicht sehr schwierig hingestellt; überhaupt jede unsanfte Berührung dieser zarten Seite sorgfältig vermieden. Nur das Eine wird angedeutet, es seyen, nach Pauli Ausspruch, mancherlei Gaben und mancherlei Kräfte, nicht Allen sey Alles gegeben; warum also, in Widerspruch mit dem christlichen Geiste, Andersdenkende keck verurtheilen? Die wesentlichste Rücksicht nimmt der Redner auf die politischen Folgen einer drohenden Glaubensspaltung, und seine düstern Ahnungen hat die Zukunft nur zu sehr bewährt. Er weist auf die päbstliche Umtriebe hin, die in Frankreich, Holland und Spanien die neue Lehre untergraben sollten; er zeigt, wie sehr Rom damit gedient sey, wenn die junge protestantische Kirche sich feindselig trenne; er stellt alle unglücklichen Folgen vor Augen, die eine neue Glaubensspaltung über Europa bringen müßte, er zeigt, wie namentlich Deutschlands Kraft in der Einheit beruhe, wie es einig unbesiegbar sey [55]).

Man hätte denken sollen, solche Worte würden zum Herzen sprechen; die Partheisucht ist aber blind. Es hatte der religiöse Fanatismus der Zeit um die Gemüther der besten Fürsten einen eisernen Panzer gezogen, durch den keine Worte der Vermittlung mehr zu dringen vermochten. Um die eiteln Wünsche einiger Hofprediger und Kathedermänner zu erfüllen, opferten sie in frommer Verblendung die Ruhe von Tausenden, ja zum Theil Deutschlands politisches Wohl; denn die Concordienformel machte

---

55) Hospin. l. l.: Qua ratione in Imperio et natione Germanica (cujus virtus si conjuncta fuerit, invicta est) novae excitabuntur turbae, debilitabuntur vires Protestantium, deridebunt Pontificii inconsideratas nostras actiones, ac postea insultabunt et ipsis per quos effectum est, ut hae divisiones et distractiones factae sint etc.



den letzten großen Riß in die Einigkeit der deutschen Nation. Davon hat sie sich lange vergebens zu erholen gesucht; das Unheil seit der Invasion der Schweden und Richelieus falscher Hülfe ist uns aus dieser Spaltung erwachsen.

Alle Fürsten, an die der Botschafter sich wandte, gaben ausweichende Antworten; es wurde, wie Hospinian sagt, nichts eingeärndtet als schöne Phrasen und reiche Gastmäler. Doch würde man sich irren, wenn man glaubte, jeder Eindruck sey spurlos vorübergegangen; daß selbst durch die Mauer des religiösen Vorurtheils einzelne Strahlen drangen, zeigt die gleich folgende Geschichte der Concordienformel.

Nicht nur daß auch Dänemark, von der Königin Elisabeth angeregt, zu vermitteln suchte, Hessen noch entschiedener als zuvor die Unterschrift verweigerte, auch an Kurfürst Ludwig von der Pfalz ging, seines strengen Lutherthums zum Trotz, die Stimme der Billigkeit und der Vernunft nicht spurlos vorüber. Die Zeloten hatten früher, als er mit dem Umsturz der ganzen reformirten Kirche so unerschrocken begann, auf ihn die besten Hoffnungen gesetzt; um so unangenehmer war man enttäuscht, als jetzt von ihm eine Vorstellung einging, die von den Hoffnungen, die man sich gemacht, wesentlich abwich. Der Eindruck, den die englische Gesandtschaft gemacht, war nicht zu verkennen. Wenn Ludwig gleich in jenem Schreiben, das vom 17. Okt. 1577 datirt, seiner früheren theologischen Ansicht unverändert treu geblieben, so hat sich doch über den Ton und die Fassung der Formel seine Meinung geändert; namentlich will er von einer „Verdammung" nichts hören, höchstens eine „Mißbilligung" eingeschoben wissen. Gerade hier hatte ja aber der englische Botschafter in energischer Weise das Ungerechte und Unchristliche am schlagendsten nachgewiesen [56]).

---

56) S. den Brief bei Struve P. K. S. 313—317; daß aus einer Stelle S. 316 der Zusammenhang mit der englischen Vorstellung unbestreitbar hervorgeht, hat schon Plank Gesch des protest. Lehrbegriffs VI S. 601 hervorgehoben.



Die Art wie nun Andreä (Febr. 1578) die Bedenklichkeiten durch ein neues Gutachten unschädlich zu machen suchte, überlassen wir der Kirchengeschichte; wir übergehen gern eine gehässige und boshafte Polemik, die der guten Sache wenig genützt, dem Verfasser wenig Ehre gebracht hat [57].

Während nun Ludwig **VI.** das Concordienbuch seinen Theologen vorlegen und durch sie prüfen ließ, war man auf's eifrigste bedacht, wie man seine unbedingte Zustimmung dazu gewinnen könnte. Er war einer der mächtigsten Reichsfürsten, war Kurfürst, war als eifriger Lutheraner bekannt — wie viel mußte also den Verfassern der Formel daran liegen, durch Entfernung seiner Bedenklichkeiten ihrer Sache einen so mächtigen Schutz zu erwerben, den Gegnern jeden Vorwand zu gegründeter Klage und schlimmer Nachahmung zu benehmen. Der Convent zu Schmalkalden (Okt. 1578) ward endlich, nach einigen mißlungenen Versuchen, die den gewünschten Erfolg nicht hatten, zum Mittel der Vereinigung bestiimmmt, und man war zu einem leichten Opfer gerne bereit, wenn nur des Pfalzgrafen Unterschrift das theure Concordienwerk zierte. Martin Schalling [58]) und Paul Schefsius, also Männer gemäßigter Ansicht, waren die Theologen, Nicolaus von Schmiedburg der weltliche Beamte, die Ludwig nach Schmalkalden absandte; die bergischen Concordienmänner waren dort bereit, den Einwürfen des Kurfürsten zu begegnen oder nachzugeben [59]). Man griff zu einem eignen Hülfsmittel, das jeder wesentlichen Aen-

---

57) Bei **Hutterus** p. 527 — 562. Die interessantesten Stellen im Auszug bei Plank S. 604 ff. Vgl. auch Menzel S. 513 ff.

58) Diese Wahl ist um so auffallender, da S. nicht für den eifrigsten Lutheraner galt. So nennt ihn **Patiens an Marbach** (**Fecht ep. theol. p. IV. n. 249**): **hominem Philippo deditissimum et Flaccianismo quam maxime adversarium et infensum** und ebendas. heißt es vom 15. Aug. 1580 in einem Brief: **Schallingius acriter se opponet, cupiens impedire subscriptionem.**

59) Ueber den schmalkald. Convent, s. hauptsächlich den Abschied bei **Hutterus Cap. XXI. fol. 176—187 ed. Wittenberg. 1614.**

derung auswich und die Wünsche des Kurfürsten doch befriedigte. In der Vorrede nämlich versprach man den Bedenklichkeiten Ludwigs durch ausdrückliche Erklärungen zu begegnen, und so gelang es, ohne wesentliche Aenderungen, oft nur durch eine gelungene Wendung oder eine spitzfindige Deutung beide Zwecke zu vereinigen; die Formel blieb im Ganzen wie sie war und doch waren die Einwände des Kurfürsten beseitigt. Welch eine Riesenarbeit aber eine solche Vereinigungsformel war, zeigt sich gleich nachher von Neuem, gerade an einem Wort, das man dem Kurfürsten zu lieb hinzugefügt hatte, stießen sich wieder eifrig-lutherische norddeutsche Gemeinden, und es wäre zu einem neuen Streite gekommen, wenn nicht diesmal Ludwig schnell nachgegeben hätte[60]).

Noch immer war aber Ludwig nicht völlig gewonnen, er betrachtete die Sache nicht als Partheihandel, sondern als Gewissensfrage. Daher die scrupulöse Aengstlichkeit, womit der sonst in Glaubenssachen so entschiedene Mann jedes Wort an dem neuen Glaubenswerke prüfte und bei dem leisesten Zweifel unschlüssig wankte. Was ihn den Agenten der Concordienparthei oft lästig erscheinen ließ, macht seine Persönlichkeit desto achtungswürdiger, mag man über seine Religionsansicht denken was man will. Er empfing manches bittere Schreiben von Seiten der Fürsten, die der Formel abgeneigt waren, manche ernste Abmahnung, aber mit unerschütterlicher Festigkeit hängt er fest an dem Concordienwerk, das ihm als ein Friedenswerk erscheint, und nur wo seine Ueberzeugung mit der vorgeschriebenen Formel in Conflict tritt, wird es den andern schwer, seinen Widerstand zu besiegen. Wie er sich als Kurprinz seinem Vater entgegenstellte, als dieser die Oberpfalz reformiren wollte, so fand ihn die bergische Glaubenscommission; ruhig und gemäßigt, aber

60) Ludwig wollte nämlich die früheren Revisionen der augsb. Confession, namentlich die Convente zu Frankfurt und Naumburg ehrenvoll erwähnt und als „christlich“ bezeichnet wissen, dagegen erhob man sich im Norden und der kaum beigefügte Zusatz ward wieder aufgegeben.



fest und voll Ueberzeugungstreue. Bei keinem Fürsten hat die Unterschrift so viel Mühe gekostet, weil sie vielleicht bei keinem so sehr Angelegenheit des tiefsten Innern gewesen, wie bei ihm, keiner hat das einmal unterschriebene Bekenntniß aber auch höher und heiliger gehalten als Ludwig.

Die Zeit der Erfüllung für so lange gehegte, mit so vieler Aufopferung verfolgte, Wünsche nahte jetzt für Andreä — aber noch stand er nicht am Ziele. Namentlich schien Hessens Einfluß [61]) auf Ludwig zu jener Zeit dem Concordienwerk gefährlich werden zu wollen, und noch ganz zuletzt, als die Concordienformel vollendet, zur letzten Unterschrift bereit war, fand sich für ihn ein Stein des Anstoßes, an dem das mühsame Project von Neuem Schiffbruch zu leiden drohte. Man hatte Luthers Taufbüchlein mit aufgenommen und das stand mit dem pfälzischen Taufritus in großem Widerspruch; namentlich war hier der Exorcismus längst abgeschafft. Auch hier gab man dem Kurfürsten nach, und so konnte man endlich zur Beendigung schreiten. Im Sommer 1579 kamen Andreä aus Chemnitz nach Heidelberg, und jetzt (31. Juli) erklärte der Kurfürst sich durch seine Unterschrift mit dem Werke einverstanden [62]). Waren gleich Pommern, Hessen und Anhalt dem Concordienplane, wie es schien, auf immer entfremdet, war auch in der letzten Zeit einer der rüstigsten Concordienmänner, Julius von Braunschweig, abgefallen, so hatte man doch den vermeintlichen Triumph, die schon verloren geglaubte Pfalz wieder zu gewinnen.

---

61) Wenigstens geht das aus den zwischen Beiden gewechselten Briefen hervor, die sich bei Struve P. K. S. 349 ff. finden. Dort — die Briefe sind vom Nov. 1578, also unmittelbar nach dem schmalkaldenschen Abschied — wankt Ludwig noch immer und Landgraf Wilhelm scheint die Hoffnung, ihn umzustimmen, noch nicht aufgegeben zu haben.

62) Wenn die reformirte Parthei, namentlich Hospinian fol. 148 b., das zu bestreiten suchen, so hat schon Struve S. 355 darauf erwiedert; es mochte seyn, daß Ludwig später manche Bedenklichkeit über Einzelnes hegte, aber für seine Beistimmung spricht die folgende Geschichte, sein Testament und die Herausgabe der Concordienformel.

Aber um welchen Preis! Wie Ludwig VI. seinen Vater und dessen Glaubensansicht jetzt der Verdammung preisgab, so mußte auch dessen schöne Schöpfung, die Blüthe der Universität Heidelberg, dem Geiste theologischer Verfolgung jetzt unterliegen. Sie war bis jetzt in ihrem Innern ungestört geblieben, kirchliche Zänkereien kamen nicht vor, da an die Stelle der entlassenen reformirten Theologen nur Edo Hilderich hereingekommen war, ein Mann von friedfertiger Denkungsart und melanchthonischen Ansichten.

Jetzt äusserte das Friedenswerk der Concordienformel bald seine Einflüsse. Zuerst wollte man (1580) die Vorsteher des Dionysianums, T. Mader und J. Christmann, zur Annahme der Formel zwingen; da der Senat sie nicht schützen konnte, gaben sie ihre Entlassung, die Regenten des Contuberniums, J. Jungnitz und Barth. Stedler, folgten dem Beispiel [63]). Auch die übrigen Professoren waren nicht geneigt das Symbolbuch zu unterzeichnen; sie gaben mündlich und schriftlich Erklärungen über ihre Rechtgläubigkeit, und beriefen sich sowohl auf die alten Glaubenslehren als auf die augsburgische Confession [64]); „nur auf Worte und Dogmen, die von Luthers und andern Menschen herrührten, könnten sie sich nicht eidlich verpflichten". Ludwig hätte die Professoren gerne gehalten, so sehr die lutherischen Eiferer, namentlich Patiens, an ihm schürten; darum schlug er jetzt mildere Bedingungen vor [65]), worin seltsam genug der Universität die innere Glaubensfreiheit eingeräumt, aber der äußere Zwang auferlegt war, für sich selbst den lutherischen Gottesdienst zu besuchen, ihre Kinder darin erziehen zu lassen und zur Förderung des Lutherthums ihre Thätigkeit zu gebrauchen. Nur ein Mediciner, Lud. Gravius, fügte sich; die angesehensten Professoren, Erast, Mader, Wittekind, Sim. Grynäus, Lamb. Pithopöus, Jungnitz hielten

63) Acta fac. phil. IV. fol. 110 b.

64) Ib. fol. 111 a.

65) Acta fac. phil. IV. fol. 111 b. Wundt Magaz. II. 133.



eine solche Hinterthür für unwürdig und sprachen damit ihre Absetzung aus. Die übrigen Celebritäten der Hochschule, Nic. Dobbin, Matth. Lanoius und der Rector Hugo Donellus, hatten durch freiwilligen Rücktritt der Absetzung bereits vorgebeugt; auch der friedliche Lutheraner, Edo Hilderich, den Ketzerrichtern im Kirchenrath längst ein Dorn im Auge, mußte weichen, und als der Kurfürst wenigstens den hochverdienten Th. Erast zu erhalten suchte, erregte der wilde Superintendent Paticus durch eine heftige Vorstellung in ihm eine solche Angst vor den Strafen dieser und jener Welt[66]), daß Ludwig nachgab. Auch Erast ward, nach zweiundzwanzigjährigem treuen Wirken an der Anstalt, jetzt als bejahrter Mann in die Fremde hinausgestoßen.

Die Geschichte der Universität kennt keinen Punkt, wo auf einmal so viele tüchtige und berühmte Männer verdrängt wurden; sie sank jetzt von der höchsten Blüthe zu einer Stille und Unbedeutsamkeit herab, woraus sie die folgende Regierung nur durch eine völlige Restauration wieder erheben konnte.

In den pfälzischen Nebenländern war die Concordienformel auf große Schwierigkeiten gestoßen. Wir haben gesehen, welche Thätigkeit Johann Casimir entfaltete, das Zustandekommen der Formel zu hindern; seine ersten Bemühungen waren zwar gescheitert, aber ihn schreckte das nicht ab. Während die bergischen Unterhändler die letzte Hand an das Concordienwerk anlegen, wandte sich Johann Casimir an die betheiligten Fürsten; er schrieb an seinen Schwiegervater August von Sachsen (10. Mai 1578), stellte ihm als Folgen der Formel allgemeinen Zwiespalt und Erbitterung vor Augen, und verlangte für die Reformirten wenigstens dasselbe friedliche Verhältniß, das man gegenüber den Katholiken beobachtete. August antwortete in

66) Seine eignen Worte: electorem misso scripto tali *quale conficere omnino potui* in utramque partem quid sperare quidque metuere, tum a Deo tum ab hominibus in hoc quidem casu haberet, edocui.



freundlicher und gemäßigter Weise; aber die Sache blieb beim Alten [67]).

Am 20. August 1578 erhielt Johann Casimir von seinem Bruder dem Kurfürsten die Formel zur Unterschrift zugeschickt; er antwortete (22. Sept.) mit einer ausführlichen Kritik des Werkes. Schon ihren Ursprung griff er als ungesetzlich an; er wies darauf hin, wie jetzt selbst die Bibel dem Worte Luthers untergeordnet werde; bei aller Anerkennung des guten Willens spricht er den Zweifel aus, ob der Erfolg der Formel ein wohlthätiger seyn werde. Allein diese Vorstellungen waren so erfolglos, wie sein Bemühen, eine allgemeine Synode zu Stande zu bringen; sein Widerstand konnte die endliche Veröffentlichung (1580) nicht hindern. Als ihm der Bruder dann ein Exemplar, prachtvoll gebunden, überschickte, schrieb er hinein: dies Buch habe ich von meinem Bruder dem Kurfürsten zum Stammbuch angenommen — legte es aber ungelesen bei Seite. Seine Theologen beauftragte er, das Concordienwerk wissenschaftlich zu widerlegen.

Nicht Johann Casimir allein, auch sein Oheim, Pfalzgraf Richard von Simmern, der sich anfangs willig gezeigt, weigerte sich (21. Dez. 1579) die Formel zu unterschreiben; ungeachtet er Lutheraner war, schien ihm zum wahren Wohl der Kirche jener eingeschlagene Weg nicht der richtige zu seyn.

Auch in einem andern Nebenlande, in Pfalz-Zweibrücken, ward der Sieg der Concordienformel sehr verkümmert; das schon sicher geglaubte Gelingen ward dort noch auf schmerzliche Weise dem orthodoxen Lutherthum aus den Händen gewunden. Denn so viele Mühe es gekostet, den Pfalzgrafen Johann endlich im September 1577 zur Unterschrift der Formel zu bewegen, so kurz dauernd war der Triumph der Lutheraner. Bald nach der

---

67) Die Briefe bei Hutterus cap. XXII. fol. 188 ff. Charakteristisch für die Zeit setzt Hutterus hinzu: Atqui pro fratribus eos agnoscere non possumus, qui blasphemia spargunt dogmata de Persona Christi, de Coena Domini, de Baptismo, de Praedestinatione etc.



Unterzeichnung entstanden in Johann neue Bedenklichkeiten, die durch seinen Superintendenten Pantaleon Candidus genährt wurden und in einem Theil der Geistlichkeit eine Stütze fanden; als nun gar von allen Seiten tadelnde Urtheile über das Concordienwerk laut wurden, und sich zugleich die eifrigsten Lutheraner, die Philippisten, die Reformirten, dagegen erhoben, ward des Pfalzgrafen schon wankendes Vertrauen völlig erschüttert. Sein Bruder Philipp Ludwig von Neuburg, der Kurfürst von Sachsen, sammt ihren Theologen, waren thätig ihn zu bearbeiten, die Unterhandlungen zogen sich auch bis in den Herbst des Jahres 1578 hinaus. Aber abgesehen von der Verbindung mit seinem Verwandten Johann Casimir waren in des Pfalzgrafen Umgebung selbst starke, mächtige Einflüsse, die sich der reformirten Confession zuneigten, sein Haushofmeister von Wambold und sein Superintendent Pantaleon Candidus standen voran, und die eifrigen Lutheraner, die Männer des Concordienbuchs, hatten im Grunde nur am Hofprediger Heilbrunner eine Stütze. Als nun der Landgraf Wilhelm von Hessen sich entschieden gegen die Formel erklärte, gab dies den Ausschlag; auf einer Versammlung (im November 1578) ward die Unterschrift „nach besserer Ueberlegung" zurückgenommen. Alle Einwendungen der lutherischen Fürsten, die Streitschriften ihrer zahlreichen Theologen, die Vorstellungen des eignen Bruders übten auf Johann keinen andern Einfluß, als daß sie seinen völligen Abfall vom Lutherthum beschleunigten; die Entlassung des Hofpredigers Heilbrunner (1580) war dazu das Signal; bald ward von Pant. Candidus und Heinrich Schwebel die reformirte Lehre offen eingeführt.

In den pfälzischen Kurlanden hatte Ludwig VI. den entscheidenden Schritt gethan; mit der Annahme der Concordienformel war er genöthigt, das neue Glaubenssymbol gewaltsam und allgemein einzuführen. Nach Entfernung aller Gemäßigten war des Kurfürsten ängstliches Gewissen der theologisch extremen Parthei völlig hingegeben, und der Einfluß seiner hyperorthodoren Gemahlin und der kirchlichen Ketzerrichter, eines Patiens,

Kirchner u. s. w. war auf ihn so bedeutend, daß man im Lande das Schlimmste befürchtete. Es könnte auch arg genug geworden seyn, wäre nicht Ludwig durch ein weiches Gemüth und edle wohlwollende Gesinnung vor ärgerer Härte bewahrt worden. Doch begann jetzt, seit 1580, das Denunciren und Inquiriren, freilich ohne großen Erfolg; denn beinahe das ganze Volk huldigte noch dem Calvinismus, wie er von Friedrich III. eingeführt war. Da vermochte endlich (1582) die streng lutherische Parthei den Kurfürsten dazu, eine allgemeine Visitation von Haus zu Haus vornehmen zu lassen; das Ergebniß dieser Inquisition sollte dann den Grad der Gewalt bestimmen, den man anzuwenden für nöthig hielt. Das Ergebniß war für die lutherischen Inquisitoren ein sehr betrübendes; auf dem Lande war die Lehre der Concordienformel noch gar nicht eingedrungen; in Heidelberg selbst waren noch hochstehende Beamte, wie des Kurfürsten Vicekanzler, der Fauth von Heidelberg, dem Calvinismus zugewandt, und vom Volk ging man, wie der Bericht sagt, „katchvollweiß fort, um anderswo (d. h. in Johann Casimirs Land) zu communiciren“ [68]). Deßhalb schlugen denn die Männer der Inquisition vor, in Zukunft gewaltsamer zu verfahren und jeden Widerspenstigen mit „ernster Ungnade und Straf unvergeßlich anzusehen und keines zu schonen.“

Aber hier fanden sie die Gränze ihrer Macht. Der treffliche Kurfürst sah mit Unruhe, wohin man ihn schon gedrängt hatte; die Auftritte in Sachsen, wo man den theologischen Terrorismus bis zu den Stufen des Schaffotes trieb, zeigten ihm mit Schrecken, wohin man ihn noch drängen wollte. So verloren die kirchlichen Eiferer bei ihm an Einfluß, und da seine Gemahlin (1582) starb, zugleich eine mächtige Stütze. Er lenkte ein, statt gewaltsam weiter zu gehen; seine Räthe und Beamten, wie Gerhard Pastoir, Hartmann von Eppingen und

68) Vgl. Struve S. 373 und den Bericht in Wundts Magazin II. 136 f.

andere blieben von jedem Zwang in dogmatischen Dingen befreit, und Ludwig selbst äußerte dem Markgrafen Ernst von Baden, „wenn er die Concordienformel nicht unterschrieben hätte, würde er es nicht mehr thun." So blieb man denn, während des kurzen Rests von Ludwigs Regierung, da, wo man stand, und das Volk sah zu spät ein, welch ein fürstliches Gemüth ihm die Theologen verkümmert hatten.

§. 3.

Verhältnisse zum Reich. Der cölnische Krieg.

Die Thätigkeit des deutschen Reiches in seinem großen Ganzen war damals mehr als je gelähmt; in solch kleinen Kirchenhändeln, wie wir sie geschildert haben, fing die deutsche Kraft an sich zu zersplittern.

Kurfürst Ludwig VI. hing lange, wie die meisten lutherischen Fürsten, der kaiserlichen Politik an und unterstützte sie, so lange das orthodoxe Lutherthum nicht bedroht war. Erst allmählig kam er davon zurück, und ohne Calvinist zu seyn, wendete er sich zur calvinischen Politik seines Vaters und suchte den Protestantismus als eine Gesammtheit zu vertreten. So machte er sich auf dem Reichstag zu Augsburg (1582) zum Organ aller Beschwerden, die gegen katholische Reaction laut wurden, und seine Gesandten verfochten, wie einst Friedrich III., die Einführung der Ferdinandischen Nebendeclaration und eine ausgedehntere Anwendung der Religionsfreiheit. Aber er scheiterte, wie einst sein Vater, an der lutherischen Besorgniß vor dem Eindringen des Calvinismus, welche die Politik Sachsens, Würtembergs u. s. w. erfüllte. Doch gab Ludwig den Gedanken nicht auf, den Protestantismus als ein großes Ganze zu verfechten, und es sollte sich ihm bald ein äußerer Anlaß bieten, seine Kraft in Durchführung dieses Princips zu erproben.

Der Religionsfriede von 1555 war nur ein Waffenstillstand; an eine dauernde Einigung war in einer Zeit solcher Widersprüche noch nicht zu denken. Die Gränzen zwischen bei-

den Kirchen, der katholischen und der abgefallenen, waren nicht scharf genug gezogen, um nicht falscher Deutung, Mißbrauch, offner Gewaltthat Raum zu geben; die Gegner haßten sich noch wie zuvor; es bedurfte blos der Aufmunterung von oben, um das glimmende Feuer zum Ausbruch zu bringen. Der Vertrag von 1555 erschien den Katholiken als ein erzwungenes abgenöthigtes Zugeständniß, vielen Protestanten, namentlich den Reformirten, als ein Band, das sie nach Kräften zu erweitern strebten. Daher auf beiden Seiten die Klagen über Beeinträchtigung, und seit mit Rudolf II. der Kaiser die Stelle des Vermittlers mit der des Partheiführers vertauschte, offne Proselytenmacherei und Gewaltthat. Die Unbestimmtheit, die jener Friede über das kirchliche Recht des Landesherrn gelassen hatte, war schon früher (1566) Veranlassung gewesen, den Kurfürsten Friedrich III. seiner Reform wegen zu verklagen; jetzt gab sie zu neuen und gefährlichen Verwirrungen Anlaß, und zeigte sich in einer Weise, die auf Deutschlands Zustand einen düstern Schatten wirft.

Auch in Cöln regte sich eine protestantische Minorität und verlangte religiöse Duldung und Gleichheit der Rechte. Schon früher hatte Erzbischof Hermann einen unglücklichen Versuch der Kirchenreformation gemacht; auch jetzt noch war, unter der Ritterschaft namentlich, eine mächtige Parthei der schweizer Reformation zugethan. Die katholische Bürgerschaft verweigerte es, und die Spannung der Gemüther war von Gereiztheit zu Haß, von Haß zu Thätlichkeiten fortgeschritten. Da fand der Protestantismus plötzlich einen Schützer, wo er ihn kaum je hatte hoffen dürfen — auf dem erzbischöflichen Stuhle selbst [69].

Gebhard Truchseß von Waldburg hatte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld erst zu seiner Geliebten gemacht, dann auf das Drängen ihrer Brüder zu seiner Gemahlin zu erheben

---

69) Hauptquellen sind Mich. ab Isselt De bello coloniensi libri IV. Colon. 1620. und die zum Theil urkundlichen Berichte in Häberlin deutscher Reichsgeschichte Th 13.



beschlossen, und war jetzt ungewiß, sollte er das Erzbisthum oder seine Neigung opfern. Er wollte Beides vereinen, wollte von dem kirchlichen Rechte der Landesfürsten, die Confession zu ändern, Gebrauch machen, und dagegen widersetzten sich die Cölner. Die Sache kam vor den Reichstag (1582) und nahm keine günstige Wendung für Gebhard; schon jetzt boten ihm aber die Protestanten zum Theil ihren Beistand an. Im Cölnischen selbst hatte er seine Wahl zum Theil schon den Bemühungen vornehmer Protestanten zu verdanken gehabt; obwohl einer gut katholischen Familie angehörig, schien er doch der neuen Lehre eine günstigere Zukunft eröffnen zu wollen. Reformirte Fürsten, wie Johann Casimir von der Pfalz, suchten seine Religionsänderung, die man bereits ahnte, eifrigst zu befördern. Und in der That hatte Gebhard, mehr um sich die mächtige Hülfe für seine verzweifelte Sache zu sichern, als aus Ueberzeugung, den Entschluß des Uebertritts bereits gefaßt. Noch ehe das päbstliche Mahnschreiben anlangte, erklärte er sich öffentlich (19. Dez. 1582), und begann alsbald mit Einführung der neuen Lehre. Aber in Cöln war man zu eifrig katholisch; vergebens suchten die protestantischen Fürsten, namentlich die des pfälzischen Hauses, Ludwig VI. und Richard sowohl, als die reformirten Casimir und Johann, eine Vermittlung mit der Stadt zu Stande zu bringen; ihr Widerstand blieb, zum Theil durch kaiserliche Versprechungen, unerschütterlich [70].

Dies zeigte sich namentlich an dem Landtag, den man (28. Jan. 1583) zu Cöln hielt. Zwar fehlte es nicht an einer protestantischen Parthei im Domcapitel selbst, welche die Einführung der neuen Lehre zu erringen suchte, auch verwendeten sich

70) Vgl. Außschreiben Unser Johann Casimirs Pfalzgraffen bei Rhein 2c. Darinnen die Ursachen außgeführt werden, warumb wir uns inn jetzige Kriegß-Expedition, 2c. 2c. begeben. 1583. Als Motto stehen die 4 ersten Verse des 2. Psalms auf dem Titel. Es enthält außer den rechtfertigenden Thatsachen namentlich eine lebhafte Invective gegen die päbstliche Uebermacht und ihre Mißbräuche nnd warnt dringend vor der drohenden Reaction. Am wichtigsten sind die am Schluß angehängten Aktenstücke.

die anwesenden Gesandten der protestantischen Fürsten warm für Gebhards Angelegenheit; allein des Kaisers Einfluß arbeitete entgegen und Gebhards Sache unterlag [71]). Jetzt fingen schon beide Theile an, sich zu rüsten; die katholische Parthei beauftragte den Chorbischof Friedrich von Sachsen-Lauenburg, der Erzbischof seinen Bruder Carl Truchseß von Waldburg. Beide Partheien suchten sich in dem cölnischen Gebiete festzusetzen, kleinere Plätze, wie Rheinberg und Brühl, aber auch eine bedeutende Stadt, wie Bonn, wurden angegriffen, und jene von Friedrich, diese von den Erzbischöflichen genommen. Die Nähe der Niederlande, wo Alexander von Parma stand, die Rüstungen und Bündnisse, womit es beide Partheien versuchten, machten den Streit doppelt gefährlich und ein schleuniges Einschreiten kaiserlicher Macht nur um so wünschenswerther.

Hier war aber für die Sache der Vermittlung wenig zu hoffen; der Kaiser war zu sehr unter dem Einflusse Roms und der Jesuiten, um bei einer so delicaten Frage den Frieden des Reichs seinem Glaubenseifer vorzuziehen. Indessen hoffte man doch noch immer, die Sache auf gütlichem Wege ausgleichen zu können. Besonders lebhaft aber war der Antheil, den Ludwig VI. an der ganzen Sache nahm. Es hatte für die pfälzischen Kurfürsten schon ein hohes confessionelles Interesse, eine protestantische Stimme mehr im Kurfürstencollegium — und also die Majorität zu haben; drum hatte auch schon Friedrich III. den Vorgänger Gebhards zur Annahme der neuen Lehre zu bewegen gesucht. Jetzt war aber die Sache noch wichtiger geworden; denn es handelte sich um die Auslegung eines sehr wesentlichen Punktes im Religionsfrieden, wo beide Theile in ihrem guten Rechte zu seyn glaubten. Zudem war der Pfalzgraf bei Rhein zugleich Oberster des ganzen Kreises, und seine Stimme war in den rheinischen Angelegenheiten von hohem Gewichte; drum

71) S. der Keyserlichen Mayestet anwesenden Räth zu Cölln wegen der Cöllnischen Sachen dem Capitel vbergeben, gut bedenken, Beilage No. VII in dem Ausschreiben Unser Johann Casimirs ꝛc.



that auch Ludwig verschiedene Schritte, das Domcapitel und den cölner Magistrat zum Nachgeben zu bewegen, namentlich aber auch das Eindringen der Truppen Alexanders von Parma zu hindern. Schon am 9. Januar hatten die Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg den Kaiser um eine friedliche Vermittlung ersucht, allein seine Antwort (16. Febr.) erklärte sich zu entschieden gegen Gebhards Sache, als daß eine Einigung wäre leicht zu erreichen gewesen. Auch schrieb er an demselben Tage an Chorbischof Friedrich und ermunterte ihn, wie bisher die Sache des Glaubens zu schützen. Während er also, scheinbar um den Fürsten zu genügen, die Maske des Vermittlers noch vorhielt, trug er im Geheimen schon selbst dazu bei, den Bruch noch zu vergrößern [72].

Die drei Kurfürsten wurden aber nicht abgeschreckt; sie schickten eine Gesandtschaft nach Preßburg, wo Rudolf dem ungarischen Reichstage beiwohnte. Sie drangen auf Restituirung des verdrängten Erzbischofs, und verlangten Entfernung der fremden Truppen [73], um nicht den niederländischen Krieg in den Bereich Deutschlands herein zu ziehen. Des Kaisers Antwort (12. April) versicherte zwar, zur Entfernung der Truppen Alles beigetragen zu haben, wollte sich jedoch auf die Wiedereinsetzung Gebhards nicht nur gar nicht einlassen, sondern sprach sogar von dem päbstlichen Baun, der auch wirklich (1. April)

---

72) Vgl. Ausschreiben Johann Casimirs Beil. VIII. S. 16: demnach wir dann under anderm vernommen, daß sich E. L. und A. in denselben ganzen Sachen, zu erhaltung unserer alten wahren catholischen Religion auch deß Erzstiffts gerechtigkeiten und herkommen ganz eyfferig, dapffer und standhaftig erzeigt, so reichet uns desselbig — — — zu sondern angenemen gnädigen gefallen, vnnd machen uns ganz, keinen Zweifel, E. L. u. A. werden auch noch fürters also gutherzig fortfahren u. s. w. u. s. w.

73) Vgl in Johann Casimirs Ausschreiben die 1. Beil.: Extract auß der Instruction, der drey weltlichen Churfürsten an die Röm. Keys. May. so sie ihren Abgesandten an dieselbe gegeben; sie ist vom 6. März datirt. — Die Antwort des Kaisers ebendas. Beil. II. — Beil. III. IV. V. VI. enthalten die übrigen Aktenstücke, auf die wir uns beziehen.

bereits erfolgt war und eine Versöhnung in weite Ferne rückte. Vergebens stellten die Gesandten vor (17. April), wie eine solche Absetzung von Seiten Roms außerhalb der Gränzen päbstlicher Macht liege und die Grundgesetze des deutschen Reichs ernstlich verletze, des Kaisers Schlußerklärung beharrte bei seinem früher ausgesprochenen Willen, und die Gesandten entfernten sich.

Aber dennoch glaubten die drei Kurfürsten die Hoffnung auf friedliche Beilegung nicht aufgeben zu müssen. Sachsen und Brandenburg schickten (17. Mai), Pfalz (8. Juni) ein Schreiben an Rudolf II., worin sie des Kaisers Gesinnung zu ändern suchten und namentlich das letzte Verfahren gegen Erzbischof Gebhard mit offnen Worten mißbilligten. Ludwigs VI. Schreiben drückt sich stark und bitter über die päbstliche Anmaßung aus [74]) und warnt dringend vor Uneinigkeit und Zersplitterung deutscher Kraft; allein es war Alles vergebens. Es sollte zu einem Reichskriege kommen.

Denn schon hatten die Feindseligkeiten am Niederrhein eine sehr ernste Gestalt angenommen; die Versuche des Kaisers, Gebhard zum Nachgeben zu bewegen, und die Wünsche Gebhards, durch einen förmlichen Prozeß beim Reichskammergericht wenigstens Aufschub zu gewinnen, scheiterten; die spanische Hülfe aus den Niederlanden machte den Krieg nur wilder, und verheerender. Als man (23. Mai) an Gebhards Stelle Ernst von Bayern, Herzog Wilhelms V. Bruder, zum Erzbischof erwählt hatte, da war der letzte nothdürftige Anker der Friedenshoffnungen gebrochen.

So warm die drei Kurfürsten sich für Gebhards Sache anfangs verwendet oder wenigstens zu vermitteln gesucht hatten, so waren sie doch weit entfernt, für ihn die Waffen ergreifen zu wollen; man besann sich, in einer mindestens zweideutigen

---

74) S. Beil. VI. a. a. O. S. 34: „Der Pabst aber kann solches von Rom auß, nicht allein gern sehen, sondern mag auch noch darüber, je erger es zugehet, freuden Fewer zu machen, vnnd das Te Deum laudamus zu singen anstellen, wie mit dem Parisischen Blutbadt geschehen."



Sache dem Kaiser in offener Feindschaft entgegenzutreten; auch trat hier der Confessionsgeist der Zeit dazwischen. Gebhard, als er sich mit Agnes trauen lassen, hatte sich des reformirten Pantaleon Candidus [75]), den wir bereits aus der Geschichte der Concordienformel kennen, bedient, und das machte ihn des Calvinismus verdächtig. Natürlich machte das die lutherischen Kurfürsten kühl in ihrer Freundschaft.

Indessen was hier Gebhard schadete, das nützte ihm auf einer andern Seite wieder. Eben jener Anflug calvinistischer Lehre machte ihm Johann Casimir zum thätigen Freund und Helfer. Zu dem politischen Interesse, das den pfälzischen Fürsten überhaupt die cölnische Sache eingeflößt, kam bei ihm noch ein religiöses hinzu, und so tritt er seit dem Anfang des Streits mit all der Regsamkeit und dem glühenden, oft leidenschaftlichen Eifer auf, der in ihm Friedrichs III. Lieblingssohn leicht erkennen ließ. Er hatte sich schon lange zum Kriege gerüstet; den Cardinal Andreas von Oestreich, der mit päbstlichen Aufträgen nach Cöln wollte, ließ er nicht durch sein Gebiet passiren, und bei der Versammlung zu Worms, die von den Protestanten veranstaltet war, hielt er die Gesandten Cölns ebenfalls zurück [76]). Endlich (2. April) hatte er ein förmliches Schutzbündniß mit Gebhard von Cöln geschlossen, worin er gegen Verpfändung mehrerer Plätze im Cölnischen, namentlich von Bonn, Rheinberg und Urdingen, den Erzbischof zu schützen versprach.

Vergebens hatte schon seit März Kaiser Rudolf den Pfalzgrafen zu beschwichtigen gesucht; mehrere Briefe, die er an ihn schrieb, um die Sache von seiner Seite darzustellen, veranlaßten

---

75) S. Mosers patriot. Archiv XII. S. 189 ff., also ist es irrig, wenn Häberlin XIII. S. 132 und nach ihm Menzel Neuere Gesch. der Deutschen V. S. 35 f. den Zach. Ursinus nennen. Isselt sagt L. II. S. 278: per Bipontini ministrum; und Johann von Zweybrücken war ja damals allein anwesend bei Gebhard.

76) S. Isselt de bello colon. p. 321—327.



nur Entgegnungen im entgegengesetzten Sinne [77]). Casimir blieb dabei, den Kurfürsten in seinen Rechten, die ihm der Religionsfriede verbürge, zu unterstützen und ihn gegen die Angriffe rebellischer Unterthanen und fremder Einfälle zu schützen. Eben so wenig Erfolg hatte eine kaiserliche Mahnung (31. August), die sowohl Johann Casimir, als den andern Herren in Gebhards Diensten, dem Markgrafen Jacob von Baden-Durlach, den Grafen Nuenar, Solms, Nassau u. A. unter Androhung der Acht befahl, die Waffen niederzulegen [78]).

Um diese Zeit nämlich hatte Johann Casimir bereits sein oben angeführtes „Ausschreiben" als rechtfertigendes Manifest in die Welt gehen lassen, und war mit etwa 7000 Mann in das cölnische Gebiet eingerückt.

Er war den Rhein hinab gezogen und lagerte sich auf dem rechten Ufer bei Lülsdorf, wenige Meilen von Cöln. Auf diese Stadt selbst hatte Johann Casimir einige Hoffnung gesetzt; er glaubte eine Capitulation oder mit Hülfe der protestantischen Parthei, die mit Gebhard in Einverständnissen war, wo möglich noch mehr erreichen zu können [79]). Er schickte deßhalb den Grafen Dohna an den cölner Rath, rechtfertigte sein Verfahren und suchte sie zum „Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Erzbischof" zurückzuführen (7. Sept. 1583). Aber der Rath antwortete theils ausweichend, theils schlug er es offen aus, und selbst nach einer Unterhandlung von mehreren Wochen war eine zweideutige Neutralität Alles, was die pfälzischen Unterhändler erlangen konnten.

Nicht günstiger sah es in Casimirs Lager zu Lülsdorf aus; der Herzog von Jülich drang auf die Entfernung aus seinem Gebiete; das Heer litt an Allem Mangel und seine Versuche,

---

77) S. die Briefe in Casimirs Ausschreiben Beilage 11 — 15 Auch schrieb Casimir an den neuerwählten Erzbischof Ernst von Bayern, seinen Verwandten, theils sich zu rechtfertigen, theils um wo möglich dessen Meinung zu ändern. S. ebendas. Beil. 16.

78) Häberlin Teutsche Reichsgesch. XIII b S. 360 f.

79) Vgl. Isselt lib. III. p. 415 ff.



das linke Rheinufer zu gewinnen mißlangen. Die Hülfe aber, die ihm die Holländer schicken wollten, ward durch die glücklichen Fortschritte der Spanier im Geldrischen erschwert, zuletzt ganz unmöglich gemacht. Im Süden oberhalb Bonn waren alle Zugänge von den Feinden besetzt und den Pfälzern der Proviant abgeschnitten. Dort wollte nun Casimir sich Bahn machen; allein die Hauptpunkte des Siebengebirges, namentlich Königswinter und den Drachenfels, hatte Valentin von Isenberg, der feindliche Feldherr, gut befestigen und tüchtig bemannen lassen; an ihnen richtete das Heer Casimirs nichts aus. So zog er wieder rheinabwärts, bis nach Deutz, Cöln gegenüber. Zwar bewilligte die Stadt seinem Heere, sich Proviant einzukaufen, überschritt aber auch die Gränzen der strengsten Neutralität nicht[80]). So beschränkte man sich auf müßiges Liegen oder fruchtloses Herumziehen; was man nicht gütlich bekam, holte man sich mit Gewalt und die Gegend wurde von den rohen Soldaten furchtbar geplündert. Auch im Lager selbst war man mißvergnügt; Casimir klagte über Nichterfüllung der versprochenen Bedingungen und sein gutes Vernehmen zu Gebhard erlitt manchen Stoß.

Jetzt kam aber noch ein neuer Umstand hinzu, der Gebhards Sache verschlimmern mußte; die Besatzung zu Bonn empörte sich wegen rückständigen Soldes. Casimir mußte sogleich nach Bonn hinauf eilen und es gelang ihm, durch Opfer von seiner Seite, sie wenigstens für den Augenblick zu befriedigen. Desto übler ging es ihm, als er rheinaufwärts zog, um Altenach zu belagern, die Truppen des Erzbischofs Ernst, zum Entsatz geschickt, schlugen ihn mit Verlust zurück (6. Okt.).

Er lagerte sich nun bei Engers im Trierischen, aber die Umstände wurden nur ungünstiger; seine Truppen verlangten Geld und Anweisung der Winterquartiere, und ein neues kaiserliches Mandat (10. Okt.), das noch schärfer und entschiedener als die früheren auf Niederlegung der Waffen drang und

---

80) Vgl. Isselt III. p. 425.

mit der Acht drohte, fand diesmal mehr Anklang als sonst. Die Lage war so, daß einzelne Führer und auch die Truppen zum Theil Miene machten abzuziehen. Casimir schrieb an Gebhard, verlangte das schuldige Geld und Anweisung der Winterquartiere in Westphalen — freilich die einzigen Mittel, das schon muthlose Heer noch zusammen zu halten (12. Okt.). An demselben Tage starb aber Kurfürst Ludwig VI., die Nachricht war davon kaum angelangt, so benutzte das Heer die Gelegenheit eifrig, sich von einer so schwierigen Verpflichtung zu befreien; es löste sich schnell auf und Casimir eilte nach Heidelberg.

So erfolglos war der zweimonatliche Feldzug Casimirs gewesen. Ludwigs VI. Tod war aber nicht blos durch den Abzug Casimirs der Sache Gebhards so nachtheilig geworden, auch an Ludwig selbst hatte er einen eifrigen und thätigen Verbündeten verloren. Ludwig war von allen lutherischen Reichsfürsten der einzige gewesen, dessen Eifer im Augenblick der Noth nicht ganz erkaltet war; mit unermüdlicher Thätigkeit suchte er, überzeugt von dem guten Rechte Gebhards, auf Conventen und durch Unterhandlungen dessen Sache zu verfechten. Auch ein Theil der Truppen, die Johann Casimir commandirte, gehörte ihm an. Obschon eifriger Lutheraner, vergaß er doch über den Eingriffen der Curie in die kurfürstlichen Rechte die confessionellen Bedenklichkeiten, die seine Glaubensgenossen von einer wärmeren Unterstützung des angeblich reformirten Erzbischofs abschreckten. Noch am 21. Aug. hatte er den Plan entworfen, einen Congreß zu Mühlhausen zu einer friedlichen Entscheidung zu versammeln[81]), aber sein Tod hinderte sein Friedenswerk und die cölner Sache war damit verloren. Zwar hatte Heinrich von Navarra die Parthei Gebhards ergriffen und schon seit September seinen Gesandten Segad in Deutschland herumreisen lassen; aber die Fürsprache des calvinischen Fürsten war bei den Lutheranern eine schlechte Empfehlung. Auch wirkte ein löbliches Mißtrauen gegen fremde Einmischung viel mit, die französischen Bemühun-

81) Die Urkunde findet man bei Struve S. 375.

gen zu vereiteln. Eine Erklärung, die Sachsen abgab, ließ den verlassenen Gebhard fallen, bald war er hülflos und alle seine Versuche, sich wieder zu erheben, scheiterten.

§. 4.

Innere Verhältnisse; Ludwigs VI. letzte Zeiten und Tod.

In den kirchlichen Wirren zersplitterte sich Ludwigs VI. ganze Kraft, und ein trefflicher Wille, der sein Volk hätte beglücken können, verlor sich in dem einseitigen Bestreben, confessionelle Schöpfungen zu bauen oder zu zerstören. Zum Aufbau war die siebenjährige Regierung Ludwigs viel zu kurz; sie reichte aber hin, um manches Wohlthätige des Vorgängers zu vernichten. So war die Universität von ihrer Blüthe zum Verfall gebracht, Friedrichs III. schöne Bildungsanstalten zu Neuhausen und Selz aufgehoben, und die andern zu Heidelberg wenigstens sehr gesunken. Das Sapienzcollegium und das Gymnasium wurden zwar im lutherischen Sinne neu eingerichtet, allein da namentlich bei dem ersten die freigebigen Mittel, bei beiden das Vertrauen und die Theilnahme einer noch beinahe ganz reformirten Bevölkerung fehlten, kamen sie nie zu der Bedeutung der früheren Anstalten. Dagegen vermehrte Ludwig in großmüthiger Weise den Fond der Neckarschule.

Auch auf den geistigen Wohlstand des Volkes wirkte die gewaltsame und mißlungene Revolution nachtheilig zurück. Während unter Friedrich III. viele wohlthätige Schöpfungen entstehen, sind sie unter Ludwig VI. wenigstens bedroht, und in den Zeiten der gesteigerten Reaction werden auch Hunderte von Familien in die Fremde gestoßen. Darum lag über dem ganzen Volke nicht jener behagliche Wohlstand, jenes Bewußtseyns des Friedens, wie zuvor, sondern eine unheimliche, düstere Stimmung, die Arges sah und Aergeres immer noch befürchtete.

Sonst besaß Ludwig als Regent unbestreitbare Vorzüge. Ein so wohlwollender und, wenn es nicht kirchliche Dinge betraf, so gerecht denkender Mann konnte sehr segensreich wirken, zu-

mal wenn, wie bei ihm, vorherrschende Einfachheit und nüchterne Strenge des Privatlebens vor jeder Verirrung einer leichtsinnigen Hofwirthschaft schützten. Das einzige Vergnügen weltlicher Art, das er sich erlaubte, war die Aufführung ehrbarer Schauspiele; er hielt den seit Reuchlin in Heidelberg einheimischen Brauch fest, durch Studenten oder Bürger solche dramatische Stücke aufführen zu lassen. So wurde (1578) eine Comödie von Tobia aufgeführt, die der Steinmetz Thomas Schmid verfaßt hatte, so wurden verschiedene andere Stücke dort auf die Bühne gebracht [82]) und bis in den Anfang des folgenden Jahrhunderts erhielt sich dieses Herkommen, ja es ist unter den Kurfürsten der simmerschen Linie nie ganz ausgestorben.

Im Uebrigen gab der streng kirchliche Charakter seiner Verwaltung denselben Anstrich, wie der seines Vaters; es mischte sich der Fürst und seine Räthe in alle Verhältnisse des Privatlebens, und alles, selbst Sitte und Lebensart, sollte durch Gesetze und Polizei geregelt werden. In dieser Richtung war Ludwig VI. ganz besonders thätig, und wir haben manch charakteristischen Zug dafür hervorzuheben.

Eine christliche Polizeiordnung [82 a]) von 1578 schloß sich an die frühere von Friedrich III. genau an, nur sprach man sich um so entschiedener gegen Verschwendung und übermäßige Genüsse aus, je mehr die Sitten der Zeit dergleichen mit sich brachten. So ward gegen das übermäßige Bankettiren eine Bestimmung erlassen, die Kirchweihen verboten, und Fastnachten, Mummereien und andere heidnische Mißbräuche, z. B. die „Lustbarkeiten um Johanni" streng verpönt.

Die Zeit Ludwigs VI. ist durch jene materielle Krisis bedeutend, wo das Sinken des Geldwerthes und der gesteigerte Preis aller Lebensbedürfnisse immer fühlbarer ward; auch in der Pfalz empfand man das bei aller Fruchtbarkeit, und anfangs war man ungewiß, wie man dieser plötzlichen Erscheinung begegnen

82) Gervin. III. 91 f.

82 a) Pf. Cop. XXXVIII. fol 139.

sollte. Der Kurfürst suchte auch hier durch Polizei zu helfen, und es erschienen merkwürdige Verordnungen, welche die kleinsten Verhältnisse des Privatlebens zu beherrschen suchen. Eine der originellsten dieser Art ist die Wirthsordnung von 1579 [83]), die man verschiedenen Verlegenheiten und Beschwerden als Abhülfe entgegensetzte. Wenn fremde Gäste ankommen, heißt es dort, soll der Wirth vor Allem sie mit freundlichen Worten und Geberden empfangen, und beherbergen, auch vor allem, wer sie seyen, sich erkundigen. Bei der Mahlzeit sollen sie nach Rang und Stand sitzen, „damit nicht reich und arm, Edel- und Bauersmann untereinandergesetzt, und der arme Mann an Zehrung nicht so hoch beschwert werde". Zum Mittagsmahl sollte der Wirth „vier gute Schüsseln geben, Gebackenes, Käs und Obst nicht mitgerechnet, und von einer Mannsperson vierthalben, von einer Weibsperson dritthalb Batzen nehmen".

In ähnlicher Weise war die Polizei in allen Gebieten thätig, und es liegen Verordnungen von 1579 vor uns, wo der Arbeitslohn für alle möglichen Handwerker aufs Genaueste bestimmt ist; sogar die Fahrtaxe für Kärcher hatte ihr eigenes Reglement [84]).

Auch der Hof hatte seine ganz bestimmte Ordnung, wie jede Gemeinde oder abgeschlossene Verbindung [85]). Besuch der Predigt und des Gottesdienstes war darin als erste Pflicht anbefohlen, Gotteslästern, Trinken, Luxus, Schimpfen über Obrigkeit streng verboten. Das Essen sollte nicht verdorben und verschleudert werden, um den Armen nicht ihr Almosen zu entziehen; der Burgfrieden mußte streng eingehalten werden. Das Halten von Hunden auf dem Schloß war Allen, sogar Edelleuten und Förstern, verboten. Die Jagdliebhaberei hielt er

83) Copial. XXXVIII. fol. 87 f.

84) Pf. Cop. XXXVIII. fol. 107 ff. Der höchste Taglohn für den Meister stieg nicht über 3 Albus und 4 Pf. Ein Mannsrock, durchaus gefüttert, kostete 18 Albus, ein Mantel 15 Albus, ein Paar Hosen 11 Albus.

85) Pf. Cop. fol. 178 ff.

besser in Schranken als sein Vater; wie man ihm ein Mal vorstellte, wenn er nicht Rath schaffe, werde er das Gebet seiner Unterthanen verlieren, so erwiederte er: ich will lieber alles Wildprets mangeln, als das Gebet meiner Unterthanen verlieren, und ließ zur Ausrottung die nöthigen Maßregeln treffen. [85 a])

Dieses Streben der Administrirung und Beherrschung durch polizeiliche Verordnungen gibt sich auch namentlich in einem Werke kund, das unter allen Schöpfungen Ludwigs VI. die bleibendste und verdienstvollste war; wir meinen die Landesordnung und das Landrecht.

Die Landesordnung, die am 4. April 1582 publicirt ward [86]), enthielt eine Sammlung der Polizei- und Verwaltungsgesetze, die in der letzten Zeit, namentlich seit Friedrich III. einzeln waren erlassen worden. Wir finden darin die Polizeiordnung, die Armenordnung, die Vormundschaftsgesetze, die Bestimmungen über Verwaltung, öffentliche Ordnung und Sicherheit wieder, die zum größern Theil schon früher waren erlassen worden. Neben einer Apothekerordnung sind auch Preistabellen für die Lebensmittel zu finden; das Ganze soll alljährlich einmal der Gemeinde vorgelesen werden, und zu dem Zweck in jedem Amt, in allen Städten, Flecken und Gemeinden ein Exemplar aufbewahrt werden.

Der Landesordnung folgte im Sept. 1582 die erste Ausgabe des Landrechts, ein fühlbares Bedürfniß, da die Verwirrung und Unklarheit in den Rechtsbegriffen damals sehr groß war. Außer der schon früher eingeführten Ehegerichtsordnung, den Bestimmungen über Contracte, Testamente, und Verbrechen (Malefizordnung) war darin namentlich eines wichtig: die genaue Feststellung der Gerichtsbezirke. Die Untergerichte und das Hofgericht wurden in ihren Geschäften genau geschieden und das ganze Geschäft der Jurisdiktion erhielt in Zeit und Ort seine bestimmten Gränzen. Das Hofgericht bestand aus zehn Bei-

85 a) Vgl. Moser Patriot. Arch. VII. 486.

86) Gedruckt Heidelb. bei Johann Spies 1582. fol.

sitzern (fünf Doctoren der Rechte und fünf vom Ritteradel); Präsident oder Hofrichter war einer aus dem Grafen- oder Ritterstande. Bei den Untergerichten sind noch mehr Spuren des altdeutschen Gerichtsverfahrens wahrzunehmen, in den Hofgerichten dagegen ist das römische Recht völlig eingedrungen.

Ludwigs VI. Regierungsthätigkeit ist damit abgeschlossen und die Beurtheilung seines Wesens liegt klar vor den Augen der Nachwelt. Neben den trefflichsten Eigenschaften eines edlen Menschen, die selbst seine Feinde ihm nicht abstritten [87]), fehlte ihm doch das Selbstvertrauen und der sichere Blick seines Vaters; und während Friedrich III. nur einmal, in der arianischen Sache, sich schwach gezeigt durch Nachgeben an fremde Meinung, ward Ludwig VI. durch seine kirchliche Aengstlichkeit fortwährend dazu gedrängt, den Theologen, denen er unbedingt vertraute, zu folgen. Wo er nach seinem eigenen Gefühl handelte, ist nie Schlimmes geschehen; sein wohlthätiger Sinn und seine Freigebigkeit war bekannt; keine gerechte Bitte — wenn sie nicht religiöse Dinge betraf — ward an ihn vergeblich gestellt. Sein Leben war einfach und sittlich streng, höfische Frivolität und Ueppigkeit war aus seiner Umgebung verbannt; selbst während des Mittagsmahls und nachher wurde gewöhnlich über religiöse Dinge gesprochen. „Kommt her und setzt euch, sagte er zu seiner Umgebung, wir wollen noch ein wenig Sprach aus Gottes Wort mit einander halten", und die Erscheinungen auf dem Gebiete der erbaulichen theologischen Literatur nahmen sein Interesse am lebhaftesten in Anspruch.

Geistige Bildung fehlte ihm so wenig, als den übrigen Söhnen Friedrichs III.; aber der klare durchdringende Blick im Leben, der seinen Bruder Johann Casimir auszeichnete, war

87) Licaam. rediv. p. 131. Eine gute Charakteristik in griechischen Epithetis gibt J. Grynäus in einem Brief an Lingelsheim (Monum piet. II. 135). Indem er Philipp den Freund der Musen, Ludwig V. den Freund des Friedens, Friedrich II. den Gewandten, Otto Heinrich den Hochgesinnten, Friedrich III. den Gottesfürchtigen nennt, schreibt er Ludwig VI. Streben nach allem Guten und Edlen (Καλοκἀγαθία) zu.



bei ihm durch theologische Grübeleien und einseitig kirchliche Richtung verdüstert. Wir können das aus den unmittelbarsten Quellen seiner Geschichte entnehmen.

In seiner Bibliothek waren kirchliche Bücher der beste Theil und seine nächststehenden Vertrauten waren vielfach thätig, seinen theologischen Leseeifer zu befriedigen. So mußte ihm sein Secretär Johann Reuter (1573) ein christliches Gebetbuch verfertigen [88]) und der Prediger Johann Schechsius schrieb ihm (1580) einen „christlichen Unterricht für bußfertige Sünder" [89]), der mit den Worten beginnt: „Ich armer sündiger Mensch bekenne und bejahe vor Gott dem allmächtigen Herzenskündiger und euch desselben Diener, daß ich mit Sünden überhäufet, und in mir d. h. in meinem Fleische nichts Gutes wohnet".

So liegt sein eigenhändiges Tagebuch vor uns [90]), worin er die äußern Lebensgeschäfte so gut aufzuzeichnen pflegte, wie die innern und religiösen Angelegenheiten. Der Wahlspruch seines Lebens, den er auch auf seine Münzen prägen ließ: „All Ding zergänglich" steht voran; die kleinsten Verwaltungsgeschäfte, aus denen die Sorgfalt und Thätigkeit seines Regentenlebens hervorgeht, finden sich dort neben praktischen Lebensregeln aufgezeichnet, Sprüche aus dem alten und neuen Testament, einzelne Sätze aus den Schriften der Reformatoren, fromme Verse wie

Alles was auf der Welt ist vergeht
Die Lieb zu Gott allein besteht.

und

Des christlichen Glaubens Innigkeit
Ein Grund ist aller Freudigkeit.

wechseln dort ab mit Bibelstellen und Liedern. In allem tritt eine reine, kindlich fromme Seele hervor, der zum Regenten nur eine festere, selbstständige Haltung fehlte.

---

88) Cod. pal. 614 auf der heid. Bibl.

89) Cod. pal. 416 ebendas.

90) Cod. pal. 825 ebend. Vgl. auch in Mosers Patriot. Arch. III. 529 die väterliche Ermahnung an seinen Sohn.

Viel zu diesem beschaulich frommen und devoten Wesen trugen seine Gesundheitsumstände bei; er war von Jugend auf kränklich, und seit seinen Jünglingsjahren litt er fortwährend an der Brust, bis er im 44. Lebensjahre hinweggerafft ward. Eine interessante Handschrift aus jener Zeit, sein medizinisches Diätbuch [91]), gibt uns zugleich über seinen Zustand Aufschluß und über die medizinische Wissenschaft jener Tage, die an dem kurpfälzischen Hofe viel getrieben ward; unermüdlich war man dort bemüht, mit ängstlicher Vorsicht und Mäßigkeit sich ein langes Leben zu sichern [92]).

Eine ganz verwandte Natur hatte Ludwigs Gemahlin Elisabeth, Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, mit Ludwig am 8. Juli 1560 vermählt. In ihr war diese stille Frömmigkeit und andächtige Stimmung; es streifte bei ihr bis zur Frömmelei und man schrieb ihr von der Seite manch gefährlichen Einfluß zu. Wir haben viele selbstverfertigte aus tiefer Andacht geschöpfte Gebete von ihr und eine hinterlassene Schrift, worin sie die Geburt und die Schicksale ihrer Kinder aufgezeichnet [93]), ein merkwürdiges Aktenstück duldender Frömmigkeit und Ergebung in alle Schläge des Schicksals. Das fromme Paar hatte auffallendes Unglück mit seinen Kindern, vier Prinzen [94]) und mehrere Prinzessinnen [95]) starben in früher Jugend und es blieben nur drei Kinder übrig: Anna Maria (geb. 24. Juli 1561), die als Gemahlin Karls von Südermannland (später

---

91) Diese sehr zierliche Handschrift (vollendet am 13. April 1574) findet sich auf der münchn. Bibl. Cod. bav. 1544

92) Wir haben ein ähnliches „Reisebuch Otto Heinrichs" (Cod. pal. 683), das besonders medicinisches Interesse gewährt. Vgl. Cod. pal. germ. 751. 837.

93) Cod. pal. 612. 624. 625.

94) Friedrich Philipp (geb. 19. Okt. 1567, gest. 14. Nov.), Johann Friedrich (geb. Febr. 1569, gest. 1571), Ludwig (geb. 1570, gest. 1571), Philipp (geb. und gest. 1575). Cod. pal.

95) Elisabeth, geb. 15. Juni 1562, starb 20 Wochen alt; Dorothea Elisabeth, geb. 12. Jan., gest. 7. März 1565; Dorothea, geb. 4. August 1566, † März 1568; Elisabeth, geb. 1576, † 1577. Cod. pal. 751.



Karl IX. von Schweden und Vaters von Gustav Adolf) 1589 starb, dann Christine (geb. 5. Jan. 1573), die alle ihre Geschwister überlebte († 1619); von den Söhnen blieb nur Friedrich (geb. 1574), der spätere Kurfürst, am Leben. Die zweite Ehe Ludwigs mit Anna von Ostfriesland, einer Enkelin Gustav Wasas (1583), dauerte nur wenige Monate; Anna ward nachher Gemahlin des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach.

Auch Ludwig VI. starb in der besten Blüthe seines Alters; früher hatte er an der Brust gelitten, später siechte er langsam hin, wie man glaubte an einem fressenden Geschwür, dem er am 12. Okt. 1583 unterlag. Sein Wahlspruch „all Ding zergenglich" ward an ihm und seinen kirchlichen Schöpfungen zuerst erfüllt; was er glaubte für die Ewigkeit gebaut zu haben, ging unter, sobald er die Augen geschlossen.

Unter Ludwig VI. starb auch (1580) die „alte Kurfürstin", die Wittwe Friedrichs II. Wie sie bei Lebzeiten ihres Gemahls fortwährend in Geldnoth gewesen war, so blieb sie es auch nach seinem Tode. Sie mußte sich von ihren habsburgischen Verwandten fortwährend Geld ausbitten, um ihre Schulden zu tilgen, und als man nach ihrem Tod inventirte, blieben nichts als Schulden. Ihren Dienern blieb sie über 1000 Gulden, einigen ihrer Frauen gegen fünfhundert, sogar den Köchinnen 26 Gulden schuldig. Ludwig VI. trat in diese Erbschaft gewissenhaft ein und bezahlte das Geld [96].

96) Münchn. Reichsarchiv.

Dritter Abschnitt.

Die vormundschaftliche Regierung Johann Casimirs (1583—1592).

---

§. 1.

Johann Casimirs frühere Geschichte. Regierung in der überrheinischen Pfalz.

Der neue Vormund, dem wir in der Geschichte Ludwigs VI. schon vielfach begegnet sind, war am 6. März 1543 geboren. Er erhielt, wie das jetzt am pfälzischen Hofe Mode ward, seine Jugendbildung in Frankreich. Von seinem neunten Jahre an befand sich der muntere, lebhafte Knabe am Hofe Heinrichs II. von Frankreich; früh hatte er sich hoffnungsvoll entwickelt und in den ritterlichen Künsten war er ebenso bewandert als in den Gebieten geistiger Bildung. Wie dann sein Vater (1559) zur Kurwürde gelangte, kehrte er nach Heidelberg zurück und nahm an allem dem Theil, was sich in den religiösen Verhältnissen der Pfalz jetzt neu gestaltete. Bald nahm er Friedrichs III. Wesen und Neigungen ganz in sich auf; was der Vater mit der bedächtigen Ruhe des Alters und der Erfahrung vornahm, entzündete in dem jugendlichen Gemüth des Sohnes eine kräftige thatenlustige Begeisterung. Der ältere Prinz, Ludwig, ward durch seinen streng lutherischen Sinn dem väterlichen Kreise mehr entfremdet; dafür entstand zwischen Friedrich III. und Johann Casimir ein um so engeres Verhältniß.

Das ritterliche und äußerliche Treiben, was dem jungen Prinzen den Beifall des Kaisers und seines Großvaters von Brandenburg erwarb, trat mehr in den Hintergrund; die ernste Seite des Lebens, die kirchlichen Verhältnisse nahmen ihn ganz in Anspruch. Nicht nur auf dem Reichstag zu Augsburg war er Friedrichs Begleiter und trug ihm die Bibel nach; auch sonst blieb er der geistliche Waffenträger seines frommen Vaters.

So verfocht er die Sache des Calvinismus auch da wo Friedrich III. seiner Stellung wegen sich zurück halten mußte, wie dies in den französischen Religionskriegen der Fall war; seit 1568 war er mit den Häuptern der französischen Hugenotten in enger Verbindung, und alle Bemühungen des Hofs waren nicht im Stande, ihn von der Theilnahme an den Kriegen zurückzuhalten.

In Frankreich hatte namentlich Condé mit Johann Casimir Verbindungen angeknüpft; ihm hatte auch der Pfalzgraf gerathen, durch Emissäre in Deutschland die Fürsten von der Rechtmäßigkeit des Krieges zu überzeugen und den Vorwurf der revolutionären Tendenzen abzulehnen. In einem Vertrag, den beide eingegangen, hatte Johann Casimir versprochen, ein Hülfsheer nach Frankreich zu führen [97]; am 7. Dez. 1575 verließ er auch Heidelberg [98], und zog über die Lauter, die Saar ins Lothringische, wo er sich mit den Franzosen vereinigte. Das verbundene Heer rückte dann (Jan. 1576) gegen Neufchateau und Langres; in der Nähe rasteten sie bei einem Schlosse des königlichen Marschalls (Paili nennt es der Bericht), wovon der Augenzeuge prächtige Schilderungen entwirft. Solch köstliche Herbergen, meint er, haben wir unterwegs nicht viele offen gefunden.

97) Thuan. LXI. 5. Johann Casimir sollte unter Condés Oberbefehl 2000 Reiter auf seine Kosten, dann 12000 Mann auf Condés Kosten halten, 4 grobe Geschütze und 12 Feldstücke halten, wogegen Condé in Frankreich 14000 Mann sammeln sollte. Johann Casimir erhielt monatlich 12000 Goldgulden, nach Abschluß des Friedens 200,000. Außerdem sollte nichts ohne des Pfalzgrafen Zustimmung beschlossen, die Religionsfreiheit in ganz Frankreich befestigt und die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, mit Duldung der protestantischen Lehre, dem Prinzen Condé zur Verwaltung überlassen werden.

98) Das Folgende nach einer seltenen Flugschrift der Zeit (münchner Hofbibl.): Aigentliche Beschreibung des jüngst ergangenen Zugs in Frankreich 2c. 2c. von ainem so selbs den Zuge beigewohnt in ainer Eil wie es hat geschehen können aufgezeichnet. MDLXXVI.



Der erste bedeutende Kampf war vor Nuits in Burgund, das sich nach zweitägigem Beschießen (25. Jan.) ergab; die Nachhut, „denen das Würmlein mit dem Wein in der Nase kroch" hauste in der eroberten Stadt ohne Schonung; auch das übrige Heer ergötzte sich wacker am burgunder Wein und es „wünschte sich jeder ein Faß voll heim". Bei Pacandière, einem „lustigen feinen Flecken, fast voll Wirthshäuser" setzten sie über die Loire (13. Febr.) und vereinigten sich mit dem Herzog von Alençon. Auch jetzt kamen nicht viele eigentliche Kämpfe vor; höchstens gefährliche Passagen, wobei der Pfalzgraf für sein Volk väterlich besorgt war. Der Augenzeuge, der es erzählt, fügt hinzu:

Des Obersten freundliche Erzeigung
Macht bei dem Volke gute Neigung.

Während das nun sehr verstärkte Heer die Loire hinabzog, entschloß man sich am französischen Hofe zum Frieden; die Königin kam ins Lager und am 6. Mai ward der Vertrag geschlossen. Der Pfalzgraf, dem die Bezahlung der versprochenen Summen von Neuem war zugesagt worden, zog nach Hause; er erhielt aber weder sein Geld noch die ihm zugesagten burgundischen Herrschaften. Er schickte daher nach vielfachen Täuschungen zu Anfang des folgenden Jahres (Febr.) zwei Offiziere, Walbronn und Tillmann, nebst dem pfälzischen Rathe Beuterich nach Blois, um den König an seine Versprechungen zu mahnen. Es geschah in sehr energischem, beinahe soldatischem Tone, allein die Zahlung erfolgte nicht; die französischen Minister hielten sich an die Derbheit der Worte und beschwerten sich deswegen. Beuterich meinte: ich kann die Natur welche frei ist nicht ändern, ich kann nicht prächtige aufgeblasene Worte treiben, dahinter nichts ist, ihr habt mich nicht wie eines Fürsten Gesandten, sondern wie eines Bauern Procurator herumgezogen. Der Herzog von Alençon suchte noch einmal durch lange Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, aber der gerade pfälzische Diplomat erwiederte: **Monsieur, faites nous payer.** Sie zogen unverrichteter Sache zurück und Johann Casimir er-

ließ (5. Apr.) eine kräftige Beschwerdeschrift an den König, worin er das Benehmen der Gesandten durchaus billigte.

In der Pfalz hatte es indessen auch Veränderungen gegeben, Johann Casimir war gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um den letzten Stunden seines Vaters beizuwohnen. Mit dessen Tode kam er in eine eigenthümliche Stellung und sein thätiger Schutz konnte jetzt der calvinischen Sache von außerordentlichem Nutzen seyn. Das Besitzthum, das ihm als Appanage gedient, war das Amt Lautern, die westliche Vormauer des pfälzischen Landes, dazu hatte zuletzt Friedrich III. noch Neustadt und Böckelheim hinzugefügt, vielleicht um die in jenen Aemtern gegründeten wallonischen Colonien zu sichern, welche der lutherische Eifer des Kurprinzen bedrohte [99]).

Es wurde oben erzählt, wie rasch diese lutherische Reaction erfolgte, wie Johann Casimir sich in sein Erbgut zurückzog, und die Orte Lautern und Neustadt a. d. H. der Mittelpunkt und die Zuflucht geworden sind für die verfolgten calvinischen Bestrebungen. Zunächst ward in dem neu errichteten Casimirianum eine geistige Stütze für den Calvinismus erschaffen. „Nach dem Beispiel Friedrichs III. und seiner Vorfahren, heißt es [100]), habe er für das Beste erkannt, seine Einkünfte zur Unterstützung der Schulen zu verwenden, denn alle geistliche und weltliche Regiment könnten nicht befördert und erhalten werden, als durch christliche und gottselige Schulen. Zudem seyen durch das leidige Pabstthum und andere verführerische und ketzerische Secten und Meinungen die Leute irrig gemacht und in Finsterniß geführt, ein Uebel, dem nicht anders zu begegnen sey als durch gute Schulen".

Johann Casimir wies dem neuen Collegium die sogenannte weiße Klause vor dem Thor an; es war ehemals ein Nonnenkloster gewesen, von dem noch einige Nonnen übrig waren, die

---

99) Vgl. Wundt Magaz. III. 176.

100) S. die handschr. Copie: Fundation und Freyung der Schule allhier zu Neustadt. 1578.

das Collegium unterhalten mußte. In der Anstalt sollten 12 Stipendiaten unentgeltlich und etwa sechzig Bursanten „um ein ziemliches" Wohnung und Unterhalt finden können. Ein Probst und zwei Inspectoren waren zu Erhaltung der Zucht angestellt.

Die Einkünfte, die man aus den Kirchengütern bestritt, betrugen zweitausend Gulden an Geld, tausend Malter Korn und eilf Fuder Wein; im Falle eines Mißwachses wurde der Rest aus der fürstlichen Kammer ersetzt [1]). Alle die Vorrechte und Freiheiten, die man den Universitätscorporationen des Mittelalters angedeihen ließ, wurden auch der neuen Anstalt zu Theil; auch die Aufnahme der Zöglinge war einer Immatriculation gleich. Die Urkunde der Stiftung ist vom 29. März 1578.

Das wichtigste war die Besetzung der Lehrstellen; dadurch ward die Anstalt zu einer Zufluchtsstätte der in Heidelberg geächteten calvinischen Wissenschaft. Hier. Zanchius, Z. Ursinus, Daniel Tossanus und Franz Junius zogen von Heidelberg nach Neustadt hinüber, dort eine Schule der reformirten Theologie zu gründen; ihnen folgte der Jurist Nic. Dobbin, der Mediziner Henr. Smets; und auch die berühmten Lehrer der philosophischen Facultät, Simon Stenius, Pithopöus, Witekind, Jungnitz, sammt den neu hinzugekommenen Fortunat Crell, Joh. Nebelthau, wurden an das Casimirianum gezogen [2]).

Bald war die Anstalt, wie bisher Heidelberg unter Friedrich III., die angesehenste Pflanzstätte des reformirten Glaubens; Calvinisten aller Länder suchten den Pfalzgrafen in seinem kleinen Neustadt auf und manche wichtige Angelegenheit der europäischen Politik ward dort besprochen. Dort sah man Bourbon, Chatillon und andere exilirte Vasallen aus Frankreich,

---

1) Es war so vertheilt:

Kloster Heilsbruck	300 fl.	200 Mltr.	4 Fuder
„ Limburg	400 „	200 „	7 „
Stift Neustadt	200 „	200 „	
Frankenthal	600 „	400 „	
Kirchenärar	500 „		

2) Alting p. 232.

dorthin kamen englische Gesandte und Agenten aus Polen, um die Sache des Calvinismus zu berathen [3]). Die Schule, die bald durch literarische Hülfsmittel, z. B. eine Druckerei bereichert ward, zog Fremde in Menge herbei, die Herzoge von Bouillon, die Grafen von der Mark wohnten dem Unterrichte bei und die fremden Gesandten aus Belgien, England, Polen besuchten neugierig diese neue Pflanzstätte protestantischer Wissenschaft [4]). Das Hauptverdienst außer Casimir hatten seine Rathgeber, die er ebenfalls mit edler Pietät aus der heidelberger Reaction gerettet und in der Stellung gelassen hatte, die sie bei Friedrich **III.** eingenommen; es waren Tossanus, und die weltlichen Räthe Ehem und Zuleger.

Neben diesen wissenschaftlichen Schöpfungen wurden dem Landestheil Johann Casimirs auch materielle Verbesserungen zu Theil. ;Schon unter Friedrich **III.** hatte diese Gegend einen lebhaften Aufschwung in der Industrie genommen; der Kurfürst war unbefangen genug, einzusehen, daß man fleißige Einwanderer dulden und fördern müsse, so lange sie nicht mit Kirche und Staat in offenen Conflict kämen. So hatte er die Wiedertäufer wenigstens unverfolgt leben lassen, so fanden auch andere Auswanderer bei ihm eine Zuflucht [5]). Schon seit 1555 waren zahlreiche Wallonen aus den Niederlanden ausgewandert und hatten zum Theil in Frankfurt a. M. Schutz gefunden; man wollte sie aber zur Annahme der augsb. Confession zwingen, da wanderten sie aus und suchten (1561) bei dem schon halb calvinischen Kurfürsten Schutz, der ihnen unter den früher erwähnten Bedingungen Frankenthal anwies. Die neue Stadt nahm schnell zu, je mehr Niederländer durch Albas Verfolgungen weggescheucht wurden; zwanzig Jahre lang strömten Flüchtlinge nach der glücklichen Colonie, die schon im ersten Jahrzehnt ih-

3) Tossan. Oratio funebr. p. 11.

4) Tossanus l. c.

5) Vgl. Bemerkungen der kurpf. physikal. ökonom. Gesellschaft von 1780. S. 243 ff.

res Bestehens so überfüllt war, daß sich viele nach andern Orten der Pfalz wandten. Die neue Stadt übertraf die meisten städtischen an Wohlstand und Behaglichkeit; die französischen Prinzen Condé und Bourbon zogen den Aufenthalt in Frankenthal jedem andern vor. Wie dann Johann Casimir Administrator ward, schwang sich der reiche Fabrikort mit seinen Tuch- Sammet- und Seidenmanufacturen zu einer Höhe, die Frankenthal zur ersten Stadt nach der Residenz erhob.

Der neu erwachte Gewerbfleiß beschränkte sich nicht auf Frankenthal; bald bildeten sich noch eine Reihe von Filialcolonien, deren Spuren sich bis in die Gegenwart erhalten haben. Außer den Gemeinden zu Oggersheim, Friedrichsfeld, Friesenheim, Schönau, Billikeim, sind namentlich an drei Orten die wallonischen Colonisten zu hoher Bedeutung gelangt, zu Mannheim, St. Lambrecht und Otterberg — und dazu hat Johann Casimir während seines Aufenthalts zu Lautern und Neustadt das Meiste gethan. Von Mannheim werden wir später reden; die beiden andern sind Schöpfungen, die durch ermunternde Edikte des Pfalzgrafen[6]) zu Sitzen der Industrie gemacht worden sind. Wie Frankenthal, so hatte sich Otterberg an der Stelle des von Friedrich III. eingezogenen Klosters gebildet; Johann Casimir schenkte den wallonischen Colonisten die kirchlichen Einkünfte, und bald sah man die hundert Familien um das doppelte vermehrt. Strumpfwebereien, Tuchfabriken, Glashütten machten die Hauptbeschäftigungen aus, und trotz aller Stürme des Krieges, der den Ort dreimal der Zerstörung preisgegeben hat, blühte sein Wohlstand noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

In Otterberg war auch der Ackerbau wesentlich gefördert worden, und da Johann Casimir in seinen überrheinischen Besitzungen zu bleiben dachte, beschäftigte ihn um so lebhafter der Gedanke, in den Gegenden des Westrichs eine größere Cultur des Bodens zu befördern. So erbaute er auch die Schlösser

---

6) Acta pal. I. 34 Für St. Lambrecht ein Edikt vom 31. Okt. 1577, für Otterberg vom 15. Juni 1579.



zu Lautern und Friedelsheim, um seiner Dynastie einen bleibenden Sitz zu schaffen, überhaupt alle Schöpfungen gehen von dem Gedanken eines dauernden Verbleibens aus. Die Mittel herbeizuschaffen reichte selbst die geordnete und sparsame Verwaltung Johann Casimirs nicht aus; fremde Zuschüsse, namentlich der französischen Calvinisten halfen dabei nach.

Indessen war der Pfalzgraf auch in weiteren Kreisen durch die religiösen Interessen beschäftigt; dem Geiste Friedrichs **III.** gemäß machte er sich zum rührigen Vorkämpfer des Calvinismus. So entfaltete er, wie oben berichtet ward, bei der Concordienformel eine große Energie und Rührigkeit, um die Spaltung zwischen den beiden protestantischen Confessionen zu verhüten, so blieb er auch unaufhörlich in die Angelegenheiten der französischen und niederländischen Calvinisten verflochten.

Schon im Jahr 1573 hatten er und sein Bruder Christoph einen Transport mit Munition, der dem Herzog von Alba zuzog, vernichtet, der Kurfürst hatte im folgenden Jahre etwas ähnliches gethan und Pfalzgraf Christoph hatte (1574) für die niederländische Freiheit sein Leben gelassen. Seit seines Vaters Tode blieb Johann Casimir mit den Generalstaaten in Verbindung und es ward (1577) ein Vertrag geschlossen [7]), worin er gegen Subsidien ein Heer für die Niederländer anzuwerben versprach [8]). Statt 11000 Mann, die Holland und England bezahlen sollten, brachte er selbst (Juli 1578) fünfzehntausend, aber als er erschien fehlte es an Geld. Der Mangel des Soldes machte das Heer mißvergnügt; Mißhelligkeiten mit dem Herzog von Anjou, den die katholischen Herrn aufgestellt hatten, bewogen den Pfalzgrafen sich nach Gent zu wenden, wo Fanatiker einen protestantischen Terrorismus organisirten. So

7) Er schrieb auch (April 1578) an Erzherzog Matthias: ich will mich nunmehr geliebts Gott sobaldt möglich vff die Pain machen vnd ins feldt begeben, verhoff wier werden einander baldt mit frölichen gemueht auf grüner haiden sehen. Chmel Wiener Handschr. I. 84. 86.

8) Meteeren Niederländ. Histor. S. 308. Vgl. auch seine Correspondenz bei Chmel I. 88 f.



ward bis in den Herbst nichts ausgerichtet; die Holländer waren über Johann Casimir mißvergnügt und selbst Elisabeth von England schickte einen Botschafter herüber, der ihre Unzufriedenheit über den Pfalzgrafen aussprechen sollte. Jetzt eilte Johann Casimir, dem viel an der Verbindung mit England lag, hinüber (1579) und rechtfertigte sich. Es gelang ihm; Elisabeth zeichnete ihn durch Feste und Ehrenbezeugungen aus und ließ ihm die seltene Ehre des Hosenbandordens zu Theil werden. Wie er nach Holland zurückkam, hatte sein Heer schon den Rückweg nach Deutschland angetreten [9]).

Doch behielt er die niederländischen Angelegenheiten im Auge; denn als auf dem Reichstag von 1582 die Rede davon war, gegen die französischen Verbündeten der Niederländer vom Reiche aus einzuschreiten, erhoben sich Johann Casimirs Gesandte mit Energie dagegen; ihre Aeußerungen über den Pabst waren so heftig, daß die geistlichen Fürsten sich deshalb beschwerten. — Wie der Pfalzgraf in der kölnischen Sache Parthei nahm, wurde schon erzählt; er war noch in diese Angelegenheit verwickelt, als ihn der Tod seines Bruders überraschte.

In dieser bestimmten Stellung zu den kirchlichen Kämpfen der Zeit war er weithin bekannt und für die verfolgten Calvinisten war er der allgemeine Patron. Aus den meisten Ländern Europa's empfing er Briefe und Berichte [10]); als der rührigste Kämpfer des Calvinismus ward er verehrt [11]) oder angefeindet. Er selbst fühlte sich in dieser Stellung und die Angelegenheiten der reformirten Franzosen oder Niederländer waren ihm wichtig, wie seine eigenen; er spricht das selbst in einem Gedichte aus, das im Tone der Kirchenlieder jener Zeit Gott um Rettung des bedrohten Calvinismus anfleht [12]).

---

9) Meteeren S. 321—324. 333.

10) Bayr. Reichsarchiv („Kurpf. Familie").

11) S. das charakteristische Kriegslied Cod. pal. germ. 724. fol. 43.

12) S. Cod. bav. 831 (Abschrift von einer im Vatican befindlichen pfälzischen Handschrift). Dort heißt es unter anderm:



Mit seinem Bruder war Johann Casimir anfangs etwas gespannt; allmählig stellte sich, bei aller Verschiedenheit kirchlicher Ansicht, das gute Vernehmen wieder her. Ein Vertrag vom 27. Jan. 1578 ordnete die kirchlichen Verhältnisse [13]; Johann Casimir der seit der lutherischen Reaction die überrheinischen Besitzungen der Universität Heidelberg angetastet hatte, versprach das zu unterlassen und empfing dafür den freien Genuß der Kirchengüter, die zu den angetretenen Aemtern gehörten. Die einmal abgenommene Religionsansicht sollte für Jeden ungehemmt seyn; in beiden Ländern sollten alle Prediger, Diener und Unterthanen alles ärgerlich und unchristlich Schmähen und Verketzern der einen oder der andern Confession unterlassen [14].

Unter den späteren Verträgen beider Brüder ist der wichtigste der vom 9. Febr. 1582. Die Kurfürstin Dorothea, Wittwe

---

Bei reiner Lehr Herr sie erhalt
Behüt sie vor Tirannengewalt
Und vor des Pabstes Brillen,
Der einher schleicht mit falscher List
Biß er sie mit Betrug erwischt.
Herr wollest sein Wüten stillen
Beschirm sie durch dein gewaltig Hand
Behüt' sie auch vor Sünd und Schand,
Reiß sie vom Weg der Gottlosen
Bekleid sie Herr jetzt rechter Ban,
Dein Wort zu schützen fahen an,
Dem Pabst nit mehr zu lößen.

13) Ein Vertrag vom 25. Juni 1577 hatte die Besitzverhältnisse geordnet. Vgl. Perpetuum Joann. Casimiri (Copialb. im karlsr. Arch. XL. fol. 65 ff.) Ebendaselbst im Pfälz. Archiv („Reichslehenpflicht") die Originalakten.

14) Auch in Drucksachen solle das geschehen, „daß das entgegen beiderseits Theologen und Kirchendienern unbenommen seye, sondern frei stehe, ihre Lehr vnd confessiones vf den Kanzeln und sonsten zu predigen, zu lehren, mundtlich auch uf dem nothfall schriftlich der gepür zu verthaitingen und die widerwärtige opiniones (aber ohne alle anzugliche Benennung oder schmehung dieses oder jenes theils) auß grunde göttlichs wordts zu confutiren und zu widerlegen."

Friedrichs II., war 1580 gestorben und ihr Witthum ward jetzt vertheilt. An den Kurfürsten gingen die vier Aemter Neuburg vor dem Wald, Schwarzenberg, Waldmünchen und Dreßwitz über; Casimir erhielt Neumarkt, Heimburg, Hohenfels, Hohenstein, Hertenstein, Freienstadt, Wolfstein, Pfaffenhofen [15]).

§. 2.

Antritt der Vormundschaft. Wiedereinführung des Calvinismus in der Pfalz.

Um dem Lutherthum, das kaum noch Wurzel gefaßt, eine feste Stütze zu geben, hatte Ludwig VI. ein Testament gemacht (1581), worin er zwar dem Pfalzgrafen Johann Casimir die Vormundschaft nicht entzog, aber ihm doch, gewissermaßen als Hüter des Lutherthums, den Herzog Ludwig von Würtemberg, den Landgrafen Ludwig von Hessen und den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg [16]) zur Seite stellte. Sowohl die goldne Bulle, als das Testament Friedrichs III., welches von Ludwig war anerkannt worden, sprach aber die Vormundschaft dem Pfalzgrafen Johann Casimir zu. Drum war auch derselbe gleich vom cölnischen Lager aus nach Heidelberg gegangen und hatte davon Besitz ergriffen (16. Okt.).

Das Testament Ludwigs VI. war ein Geheimniß und wurde von der Universität verwahrt; Johann Casimirs Jurist, Justus Reuber, rang es erst auf einem gewaltsamen Wege der Universität ab (1584), damit man nur seinen Inhalt genau

---

15) Perpetuum Joann. Casim. fol. 98 ff. Etwas genauer sind die einzelnen Orte noch angegeben in den Akten über die Uebergabe. S. bayr. Reichsarch. (churpf. Familie).

16) An ihn! hatte Ludwig VI. schon im April 1580 „in höchster gehaim und Vertrauen“ geschrieben, er sollte Mitvormund werden, „vornehmlich darumb, daß die raine Religion in dem Kurfürstenthum erhalten und dero Kinder christlich und fürstlich zu derselben Wohlfahrt auferzogen werden möchten.“ Bayr. Reichsarch.

erfuhr [17]). Unter diesen Umständen war der Besitz jedenfalls das sicherste; den Prozeß, den die Mitvormünder gegen Johann Casimir erregten, ließ er den Schneckengang deutscher Justiz durchmachen, da der Genuß des bestrittenen Rechtes ihm in der Zwischenzeit ungestört blieb.

Ludwig VI. hatte auch in seinem letzten Willen verordnet, seinem neunjährigen Sohne Friedrich müsse eine lutherische Erziehung gegeben werden; für den Sectengeist des sechzehnten Jahrhunderts waren aber Testamente keine moralische Verpflichtung! Der Mangel an Pietät, den einst Ludwig selbst gegen seines Vaters letzte Wünsche bewiesen, warf sich jetzt auf ihn zurück; Johann Casimir zeigte vor seines Bruders Testament nicht mehr Achtung, als dieser vor dem seines Vaters. So erhielt denn der Kurprinz Friedrich an Otto von Grünrad einen reformirten Hofmeister, an Michael Lingelsheim, Christoph Perbrant und Bartholomäus Pitiskus reformirte Lehrer. Die Liebe, die Friedrich später allen seinen Erziehern bewies, die Achtung, womit er das Gedächtniß seines Vormunds ehrte, beweist am besten, daß dem noch sehr jungen Zögling kein moralischer Zwang geschah; dennoch waren die lutherischen Verwandten blind genug, die absurdesten Gerüchte über die religiöse Erziehung des Kurprinzen auszubreiten. Friedrich sollte mit der Ruthe gezwungen worden seyn, das calvinische Abendmahl einzunehmen, er sollte von den Mißhandlungen die fallende Sucht bekommen haben und dergleichen mehr; solche Schandbarkeiten waren die frommen Theologen eifrig beflissen auszubreiten, und Pfalzgraf Richard von Simmern schrieb dergleichen an den Markgrafen von Brandenburg als thatsächliche Wahrheit [18]).

---

17) Acta Univ. XII. fol. 196 ist erzählt, wie er das Testament unter dem Vorwande, es nur zu sehen, förmlich entwendet hat. Doch darf man nicht vergessen, daß die eifrig lutherische Universität den Bericht liefert.

18) Vgl. darüber Wundt Magaz. III. 183 ff. Das Meiste von der Correspondenz im bayr. Reichsarchiv.

Mit Johann Casimirs Sieg war für die Pfalz ein bedeutungsvoller Wendepunkt eingetreten; die reformirte Glaubenslehre, von der dogmatischen Seite dem pfälzischen Volke verwandter als die lutherische, war jetzt von Neuem und zwar auf lange Zeit hinaus befestigt. Während der größte Theil von Deutschland sich der tiefen, von Mystik und Symbolik noch nicht so ganz entkleideten Religion Luthers hingab, fand in der Pfalz die nüchterne verständige Richtung der schweizerischen Reformation Eingang; und daran knüpfte sich in kirchlicher und politischer Hinsicht die nächste Zukunft der pfälzischen Entwicklung. Kirchlich stand die Pfalz beinahe isolirt in Deutschland; politisch war sie weit entfernt, so conservativ und habsburgisch gesinnt zu seyn, wie beinahe alle lutherischen Fürsten es waren. Bei den Calvinisten in Frankreich oder im Ausland überhaupt fanden die Pfälzer mehr Berührungspunkte, als in dem immer schroffer sich abschließenden Hause Habsburg, und zu Allem, was die alte katholische Kirche anging, standen sie in einer viel schrofferen und thätigeren Opposition, als das nur abwehrende, defensive Lutherthum.

Dem Grundsatze der Revolution, wie ihn der Zwinglianismus aus der Kirche ins Leben übertrug, sich anzuschließen, hatten in Deutschland nur die pfälzischen Fürsten den Muth; sie traten in jene große Coalition ein, welche der englische, holländische und französische Protestantismus damals gegen die alten Monarchien und die alte Kirche zu bilden begann [19]). Das deutsche Lutherthum blieb in den conservativen Bahnen, und hat seit dem siebzehnten Jahrhundert angefangen, im Bunde mit der Militärmonarchie einen protestantischen Absolutismus im Staate zu begründen. So befanden sich die pfälzischen Fürsten in der eigenthümlichen Lage, gegen die Politik des ganzen

---

19) Daß man den Gedanken einer großen protestantischen Association nicht aufgab, beweist die Correspondenz Johann Casimirs (bayr. Reichsarchiv), welcher namentlich damit umging „de convoquer les Eglises de notre confession pour y establir une saincte cordo et union.“

übrigen Deutschlands in Opposition zu stehen und mit dem reformirten Ausland auf einer Bahn zu schreiten; es mußte sich zeigen, wie weit diese Politik eine gut berechnete war.

Man mußte der schweizerischen Glaubenslehre Zwingli's die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich in ihrem Schooße zuerst die unklare Idee von einer Duldung aller christlichen Confessionen zu regen anfing. Die Reformirten verwarfen wenigstens die Möglichkeit nicht, daß verschiedene Ansichten neben einander existiren könnten, und wenn gleich auch sie ihre Fanatiker und ihre Verdammungssynoden gehabt haben, so tauchte doch in ihrem Kreise zuerst der Gedanke einer gleichen Berechtigung individueller Glaubensansichten auf. Auch Johann Casimir ging von diesem Gedanken aus; die Schrift, die er bei Abfassung der Concordienformel an die lutherischen Fürsten schickte, sagte offen: der Punkt des Streites scheine nicht so wichtig, um Verdammungen zu veranlassen, man solle ihn unberührt lassen. Als der Pfalzgraf jetzt zur Regierung des Kurlandes gelangte, hielt er diese Idee fest, und die ersten Schritte, die er that, zeugten von seinem Willen, eine Gleichstellung der Reformirten und Lutheraner zu bewirken.

In den Gegenden am Rhein war das Lutherthum noch wenig eingedrungen, die Besitzungen auf dem linken Ufer waren ganz calvinisch, und selbst auf der rechten Seite waren außer den lutherischen Predigern nur Wenige zur Concordienformel bekehrt worden. Man konnte annehmen, daß mit Ausnahme der Residenz, wo sich die von der Regierung Abhängigen allmählig dem Willen Ludwigs VI. gefügt hatten, und der an Würtemberg gränzenden Bezirke, wo der Einfluß des Nachbarlandes stark wirkte, sich die Calvinisten immer noch in der Majorität befanden [20]).

20) Da nach den Visitationsacten (1582) selbst in der Neckarpfalz über die große Zahl der Calvinisten geklagt wird und die Aemter Lautern, Böckelnheim, Neustadt ganz calvinisch waren, halten wir die Annahme Wundts, die Lutheraner seyen doch in der Mehrheit gewesen, für unsicher.

Johann Casimir hatte indessen gleich beim Antritt der Regierung versprochen, keine Maßregel vornehmen zu wollen, die auf den Umsturz des bestehenden Zustandes ausging, und seine folgenden Handlungen zeigten, daß es ihm damit Ernst war. Die Lutheraner aber hofften [21]), es werde alles bleiben wie bisher, an eine religiöse Duldung der Reformirten dachten sie nur mit Schrecken, und doch war nicht zu erwarten, daß der streng reformirte Regent, der seinen Tossanus als Hofprediger mitgebracht hatte, seinen eigenen zahlreichen Glaubensgenossen die religiöse Duldung versagen würde. Als daher eine Anzahl der bisher unterdrückten Reformirten, denen man vor acht Jahren alle Kirchen gewaltthätig entzogen hatte, den Pfalzgrafen baten, man möge ihnen doch die St. Peter- oder Franciskanerkirche einräumen, sah Johann Casimir darin nur ein billiges Verlangen; Tossanus schlug sogar vor, ihnen die h. Geistkirche einzuräumen [22]). Johann Casimir ließ (28. Nov.) die lutherischen Prediger auf die Kanzlei bescheiden, und Ehem machte sie mit dem Wunsche des Regenten in Bezug auf die h. Geistkirche bekannt; im Uebrigen sollten sie sich alles Schimpfens enthalten, alle Partheinamen vermeiden, man werde bedacht seyn, sich auf einem christlichen Religionsgespräch zu vergleichen [23]). Obschon den Lutheranern noch drei Kirchen in der Stadt verblieben, auch ihre Stellen ihnen sollten gelassen werden, weigerten sie sich doch, dem ersten Wunsche des Administrators nachzugeben [24]), und während Ludwig VI. ohne An-

21) S. Struve S. 384.

22) Alting S. 245. Für das Folgende ist Hauptquelle die Anklageschrift der Lutheraner: „Wahrhafter gründlicher Bericht rc. gestellt durch etliche Theologen in der christl. augsb. Confession, so umb der reinen Lehre willen aus dem Churfürstenthum Pfalz abgeschafft worden. Tüb. 1585. In den Thatsachen stimmt sie mit der reformirten Schrift überein: Wahrhaffter Bericht von der vorgenommenen Verbesserung in Kirchen und Schulen. Heid. 1584.

23) Wahrh. gründl. Bericht S. 20.

24) Wahrh. gründl. Bericht S. 22.

frage den Reformirten alle Kirchen entzogen hatte, konnten sie es nicht über sich gewinnen, jetzt auch nur eine einzige zurück zu geben. Was den zweiten Wunsch anging, so suchten sie, um einer bestimmten Erklärung auszuweichen, ihre harten Ausdrücke zu rechtfertigen oder zu entschuldigen; nur mit der dritten Frage, dem Religionsgespräch, erklärten sie sich einverstanden.

Der Widerspruch der Lutheraner war natürlich ohne Folge; Johann Casimir ließ die Kirche den Lutheranern nehmen und am ersten Advent hielten die Reformirten wieder ihren Gottesdienst darin. Der Versuch einer Ausgleichung, den der Administrator gemacht hatte, war völlig mißglückt, und der alte Kampf brach los. Auf der einen Seite rückten die Lutheraner mit allem Apparat theologischer Polemik ins Feld und überschütteten ihre Gegner mit gehässigen Partheinamen [25]), auf der andern gingen auch die Reformirten, jetzt im Besitze der Gewalt, zu weit und überschritten oft die Gränzen, die der Pfalzgraf eingehalten wünschte [26]).

Johann Casimir hatte indessen noch nicht ein Zehntheil von dem gethan, was Ludwig VI. in den ersten Monaten seiner Regierung mit revolutionärer Heftigkeit durchgesetzt hatte, und doch tobten die Lutheraner auf den Kanzeln mit zügelloser Wuth; selbst die Hofprediger stellten in der Hofcapelle anzügliche Vergleichungen an zwischen dem Administrator und den abtrünnigen Königen der Juden [27]). Es war daher vorauszusehen, daß ein Colloquium, das er plötzlich veranstalten wollte (4. Dez.), an der Leidenschaftlichkeit beider Partheien scheiterte, und sich die unangenehmen Auftritte der frühern Zeit wiederholten.

Die Lutheraner hatten aber ihrer Sache außerordentlich geschadet; Johann Casimir fing an, den Gedanken einer fried-

25) Heidelb. Bericht S. 13 ff.

26) Tüb. Bericht S. 54.

27) Heidelb. Bericht S. 17. Tüb. Bericht S. 79.

lichen Ausgleichung beider Partheien aufzugeben. Das Toben und Schimpfen ließen ihm wenig Aussicht, mit Beibehaltung der lutherischen Geistlichen und Kirchenbehörden den Frieden und die Gleichheit herstellen zu können; Ehem und Tossanus, die der Revolution von 1577 hatten weichen müssen, brannten zugleich vor Begierde, an ihren damaligen Unterdrückern Vergeltung üben zu können; so wurden am 4. Januar 1584 jene tobenden Hofprediger Paul und Johann Schechsius entlassen, die Kirchenrathszimmer versiegelt und ein neuer Senioreurath ernannt. Schon am 17. Januar wurde der Superintendent Patiens, die Mitglieder des Kirchenraths entlassen, in den folgenden Tagen die lutherischen Prediger Kirchner und Schopper ihres Amtes enthoben, und die Pfarrer Zimmermann und Felsenius mußten ihre geräumigen Pfarrhäuser verlassen. Einzelne ließ man noch in ihren Dienstwohnungen oder in ihren Stellen bei der Universität, suchte auch durch finanzielle und ökonomische Vorwände das harte Decret zu entschuldigen.

Indessen waren immer noch fünf lutherische Prediger, Zimmermann, Felsinius, Ehem, Laudenbach, Schad in der Stadt und das Lutherthum war nur beschränkt, nicht völlig verdrängt. Aber sie hörten nicht auf, in Schulen und auf Kanzeln zu toben; die neue Regierung und der Regent selbst blieb nicht verschont [28]), ja es kamen damals an ihn Warnungen vom Landgrafen von Hessen, die auf eine Schilderhebung der lutherischen Bevölkerung hindeuteten. Was Einzelne verbrachen, konnte Allen zur Last fallen; doch hielt sich Johann Casimir immer noch von Maßregeln des gewaltsamen Umsturzes zurück. So erschien am 19. Februar ein Mandat, in welchem zwar kirchliche Polemik eingemischt, aber doch die Idee der Vermittlung und Duldung zu Grunde gelegt war.

Die Duldung jeder Ketzerei war zwar darin sehr bestimmt abgelehnt, aber in der Abendmahlslehre, hieß es, wolle man die Schwachen, welche die andere Lehre noch nicht erreichen

---

28) Alting S. 246. Struve S. 429. Tüb. Bericht S. 79.

könnten, in Geduld ertragen, ihnen mit aller Sanftmuth aus dem Wort Gottes Bericht geben und keiner den andern verdammen. Statt die Gemüther zu versöhnen, ward durch dieses Edict, das sich unglücklicher Weise der dogmatischen Erörterung nicht ganz enthielt, die Erbitterung nur gesteigert; ehe noch die theologische Facultät ihre Meinung darüber aussprach, gaben die fünf Prediger (7. März) eine Gegenschrift ein [29]), worin sie in schrofferer Form bei ihrer früheren Ansicht beharrten. Johann Casimirs Versuche, sie in persönlicher Unterredung milder zu stimmen, waren erfolglos; die Reformirten blieben in den Augen der Lutheraner nur Ketzer, und seit sich Lucas Osiander hineinmischte, entstand ein wüster theologischer Federkrieg, der jede Hoffnung auf eine Ausgleichung verdüsterte [30]). Osiander hatte seine Glaubensgenossen aufgefordert, „nicht stumme Hunde zu werden, noch reissende Wölfe für getreue Hirten ansehen zu wollen", und man kann aus diesem Schlachtruf entnehmen, in welch liebreichem Tone die ganze Polemik geführt ward [31]).

Der Administrator versuchte es noch mit einem Ausweg, der zur Verständigung führen sollte, mit einer Disputation. Man scheint von der Erfahrung jener Zeiten, wie wenig solche Disputationen fruchteten, keinen Gewinn gezogen zu haben, und Johann Casimir hoffte ernstlich, mit so einem theologischen Stiergefecht die kirchlichen Lebensfragen entscheiden zu können. Er hatte den dialektisch gewandten J. J. Grynäus von Basel kommen lassen, um die Disputation zu leiten, und wohnte der

29) Struve S. 437—446.

30) Eine der Streitschriften **epistola consolatoria ad Jac. Andreae et Lucam Osiandrum Heid. 1584** enthält gegenüber dem lutherischen Pabstthum vieles Wahre und Treffende.

31) Die reformirten Heidelberger ließen 1585 eine Schrift erscheinen, worin sie darzuthun suchten, daß ihre Lehre nicht von der Schrift, von der augsb. Confession und andern Symbolen abweiche. Zu demselben abwehrenden Zwecke ist die **Defensio admonitionis Neustadianae 1586** geschrieben.

Verhandlung mit seinem ganzen Hofe meistens selber bei, als wenn er die Bekehrung der lutherischen Gegner mit Augen sehen wolle. Wir überlassen es den Freunden solcher Dinge, die Akten dieses achttägigen [32]) Wortgefechts in aller unerquicklichen Breite aufzusuchen; unserem Zweck genügt es, Ausgang und Charakter genauer zu beleuchten. Nachdem die Führer beider Partheien, Marbach auf der lutherischen, Grynäus auf der reformirten Seite, lange genug an spitzfindigen dogmatischen Fragen sich abgearbeitet hatten, schloß Grynäus den Act auf etwas rasche Weise, und benahm sich mit seinen Freunden gerade so, als sey der Sieg auf ihrer Seite. Ein Gleiches thaten denn auch die Lutheraner und verkündeten triumphirend die Niederlage des Calvinismus. Zugleich hatten die Lutheraner während der Verhandlung ihre lutherische Studentenschaft als Claqueurs in der Nähe, und bei den Stichwörtern versäumten diese wackeren Jünglinge nicht, selbst in Gegenwart des Pfalzgrafen, ihr entscheidendes Urtheil durch betäubendes Füßetrampeln abzugeben. Ja, als Grynäus, Tossanus, Zanchius den Saal verließen, brüllte ihnen die wohlerzogene Jugend Hohngeschrei nach, und es durfte unter den Augen der akademischen Behörde geschehen, daß die theologische Studentenschaft am folgenden Tage einen förmlichen Anschlag machte, worin Grynäus als „Verleumder und Sophist", als „feiler Apostat" und seine Gründe als „stinkende Declamationen" bezeichnet waren. Und die lutherischen Theologen schämten sich nicht, so pöbelhaftes Treiben triumphirend als Beweise zu gebrauchen! [33])

Die Polemik ging jetzt über alle Schranken. Die Reformirten hießen ihre Gegner grobe, halsstarrige, aufrührerische Prediger, Osiander's Hetzhunde, unruhige Prädicanten, giftige Schlangen, Schreier, Bacchanten, Ubiquitisten, und von den Lutheranern gingen Streitschriften aus, worin von einem calvinistischen Gasthaus, von einer Narrenkappe, von einem drei-

32) Am 4., vom 6. bis 11., und am 13. April.

33) Vgl den Tüb. Bericht S. 303 ff.



köpfigen Antichrist die Rede war, wo es hieß, die reformirte Lehre sey aus den stinkenden Pfützen der calvinischen Synagogen geschöpft und in des Aristoteles Brüsten destillirt. Wie Johann Casimir von einer Badreise zurückkam, erfuhr er so monströse Ausbrüche der pfäffischen Verketzerungswuth, daß er endlich der Ansicht ward, eine von beiden Glaubensformen müsse weichen.

So wiederholten sich denn bald die Revolutionsscenen, die neun Jahre zuvor von den Lutheranern waren angeregt worden. Wie damals die gelehrten Anstalten, Friedrichs **III.** Schöpfungen, gereinigt wurden von calvinischen Ansichten, so jetzt von lutherischen, man ließ den Schülern des Sapienzcollegiums und der Neckarschule höchstens die Freiheit, den Catechismus von Luther und Chyträus beizubehalten; die Predigt der Reformirten zu besuchen machte man ihnen geradeso zur Bedingung, wie sieben Jahre zuvor den reformirten Zöglingen das Gegentheil. Auch sie blieben beinahe ohne Ausnahme standhaft und — mußten die Schulen verlassen (Mai) [34]). Aehnliches drohte der Universität, wo freilich die Lutheraner ihre Angriffe auf den Calvinismus unermüdet fortsetzten; kaum war daher der Administrator von Schwalbach zurückgekehrt (6. Juli), als auch gegen die Professoren die Reaction verhängt war. Timotheus Kirchner, der Haupteiferer, hatte schon den Sturm geahnt, anderswo ein Unterkommen gesucht, und an Grynäus einen Nachfolger erhalten; auch Marbach und Schopper erhielten am 9. Juli ihre Entlassung [35]) und der Reformirte G. Sohn trat in die theologische Facultät ein. Vergebens protestirte die durch Ludwig **VI.** mit Lutheranern besetzte Universität; die gleichzeitige Wiedereinsetzung der früher verdrängten Reformirten [36]) Witte-

34) Tübing. Bericht S. 316.

35) Doch ward ihnen noch auf ein halbes Jahr ihr Gehalt ausbezahlt.

36) Schon im April hatte es Johann Casimir angekündigt. Acta Univ. XII. fol. 145. Es hatte aber noch deßhalb Verhandlungen gegeben.



kind, Pithopöus und später (Nov.) auch des Franz Junius war der Vorbote einer weiteren Umgestaltung [37]).

Noch waren fünf lutherische Prediger der Residenz, Wilhelm Zimmermann, Ph. Felsenius, Dion. Ehem, Conrad Lauterbach und Joh. Schad, in ihrem Amte ungestört geblieben; vorsichtiges Schweigen hätte sie wohl gerettet, da sie aber fortfuhren, in polemischen Schriften das Verfahren der Regierung anzugreifen und dem Toleranzmandat sich zu widersetzen, ward auch ihnen (17. Juli) aufgekündigt. Die Universität und die lutherischen Bürger erblickten darin mit Recht den Untergang ihrer Confession; sie beriefen sich auf die früher versprochene Duldung, aber ihre wiederholten Bittschriften [38]) fanden kein Gehör mehr. Die Vermittlung war jetzt aufgegeben und der von Ludwig VI. betretene Weg der kirchlichen Verfolgung eingeschlagen. Es ist charakteristisch, daß die jetzt vertriebenen Lutheraner niemals auf den Gedanken kamen eine Parallele zu ziehen mit der Reaction von 1577 und deßhalb auch die angebotene Duldung ausschlugen. Wenn nun gleich die Revolution, die jetzt Johann Casimir vornahm, dem Grundsatz nach von der Ludwigs VI. nicht abweicht, so war doch ihre Ausführung milder. Persönliche Verhältnisse wurden mehr geschont, weltliche Beamte in ihren Stellen gelassen, auch die hartnäckigen Lutheraner an der Universität erst allmählig entfernt; die Zahl der Pfarrer, die jetzt verjagt wurden, reichte bei weitem nicht an die Zahl derer, die Ludwig VI. verdrängt hatte [39]), und die Mehrzahl des Volks ward nicht, wie 1577 zu einem neuen

37) Tübing. Bericht S. 336.

38) Ib. S. 344 ff.;

39) Vgl. Wundt Magaz. III. 194 ff. hat vortrefflich gezeigt, wie man ihre Zahl übertrieb. Auch die Geschichte von dem Verse an Johann Casimirs Thüre

O Casimire potens servos expelle Lutheri
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca

ist eine Erfindung des erbitterten Sectenhasses. S. Wundts ausführl. Erörterung S. 187 ff.

Glauben gezwungen, sondern erhielt nur die öffentliche Duldung eines Gottesdienstes wieder, den sie sieben Jahre lang hatten im Stillen üben müssen.

Wenn gleich der dogmatische Streit nichts weniger als beendigt war, so war doch die Hauptfrage, weß Glaubens das Land seyn solle, in der Pfalz faktisch entschieden. Wer vor acht Jahren durch Ludwig VI. als Ketzer war verjagt worden, kehrte jetzt zurück, um den zu ersetzen, der damals als Prediger der reinen Lehre gerufen worden war. Die Concordienformel, deren Verweigerung fünf Jahre zuvor manchen in seinem Amte bedroht, ward jetzt im entgegengesetzten Sinne gefährlich; wer bei ihr beharrte, mußte seine Stelle aufgeben. Die öffentliche Bekanntmachung der frühern Kirchenordnung und der heidelberger Katechismus, welche im Anfang des Jahres 1585 erfolgte, waren Manifeste des neu eingeführten Calvinismus.

Die Polemik fand daran freilich stets neue Nahrung Als daher Pareus (1587) die lutherische Bibelübersetzung in Neustadt a. d. H. abdrucken ließ, und das abkürzte und wegließ, was Luthers eigne Theologie anging und in den Glossen niedergelegt war, da erhob Jakob Andreä seine Stimme und richtete an den jungen Kurfürsten eine Streitschrift, die zum Feindseligsten und Maßlosesten gehört, was die erbitterte Sectenpolemik in die Welt geworfen hat [40]). „Bubenstück" und „Teufelsstücke" sind nicht die ärgsten Vorwürfe, die er den heidelberger Theologen macht; Calvinismus und Jesuitismus sind vor seinen Augen identisch [41]). Pareus ließ es an einer Antwort nicht fehlen; bald war man auf die alten Differenzen reducirt, der würtemberger Sigwart stand für Andreä auf, gegen ihn erhob sich wieder Pareus und das Gezänk nahm keine Ende [42]).

40) „Christliche treuherzige Erinnerung, vermanung und warnung vor der zu Newenstatt a. d. H. nachgetruckten, verfälschten und mit calvinischer gottslästerlicher Lehr beschmeißten Bibel. Tüb. 1589.

41) Vorrede der christl. treuherz. Erinnerung und S. 70.

42) Pareus, Rettung der zu Neustatt gedruckten Bibel. Neustadt 1589. — Antwort auf die nichtige und kraftlose Rettung. Durch J. G. Sigwart.

Auch politische Händel wurden durch die kirchlichen Veränderungen hervorgerufen. Der Streit wegen Ludwigs **VI.** Testament war noch nicht beendigt; die darin ernannten Mitvormünder pochten um so lauter auf ihren Anspruch, je weiter Johann Casimir seine reformirten Veränderungen durchführte. Zwei Reichsdecrete befahlen auch wirklich dem Pfalzgrafen, das Testament herauszugeben [43]), allein weder dieser Befehl noch die verzögerte kaiserliche Belehnung störte ihn im Genusse seines Besitzes. Seine indessen vorgenommenen Veränderungen (1584) brachte die Lutheraner bis zur Wuth; der Sectenhaß sprach sich auf die ärgerlichste Weise aus. Am heftigsten geberdete sich Pfalzgraf Richard, der Bruder Friedrichs **III.**; der alte Mann ging so weit, in den bittersten Pamphleten seinen Neffen über die Mißhandlung des jungen Kurprinzen anzuklagen, und doch wußte Jedermann, daß, die calvinische Richtung abgerechnet, Johann Casimir seinen Mündel nach den Begriffen jener Zeit so trefflich als möglich erzog. Auch bei Würtemberg brach der lutherische Fanatismus sehr stark hervor; da die an Würtemberg gräuzenden Gegenden der Pfalz eifrig lutherisch waren, war es besonders verdächtig, daß man von dorther zweideutige Gerüchte über die Stimmung dieser Gegenden wahrnahm, und Johann Casimir war sehr erstaunt, zu hören, daß der Herzog von Würtemberg sich mit dem Landgraf von Hessen über die drohende Empörung der Pfälzer und deren Unterdrückung berieth. Der rasche Administrator hatte schon die Hand am Schwert, um den unbefugten Einmischungen des Nachbars feindlich zu antworten, als Würtemberg einlenkte und durch freundliche Unterhandlung den Sturm beschwichtigte.

Der Reichsproceß ging seinen Gang fort; der unvergleichlichen Justiz deutscher Reichsgerichte verdankte es Johann Casimir,

---

Tüb. 1590. — Sieg der Neuesten Teutschen Bibel. Von Pareus. Neustadt 1591.

43) Das kaiserl. Decret vom 29. Aug. 1584. S. Acta Univ. XII. fol. 190.

daß man noch 1585 um formelle Punkte stritt [44]). Wäre nicht der pedantische Ernst der deutschen Juristen jener Zeit über allen Zweifel erhaben, so wäre man beinahe zu dem Glauben versucht, sie hätten ein satirisches Bild des deutschen Gerichtsganges geben wollen; denn nachdem Repliken und Dupliken auf einander gefolgt, die pfälzischen Juristen wie ihre Gegner mit gewaltigen Deductionen herausgerückt waren, und der Kaiser schon 1585 die dringenden Kläger auf ein „demnächst" vertröstet hatte, erschien 1588 abermals eine schläfrige Erklärung der kaiserlichen Commissarien, welche die Streitfrage auf einen künftigen Termin verschob. Die Kläger setzten Alles in Bewegung, machten erschütternde Schilderungen von dem Druck und dem Leiden der Unterthanen unter Johann Casimir, und es erschien auch wirklich (Aug. 1589) ein Decret gegen ihn; allein es hatte keine Folge, die Unterthanen fanden sich unter dem Administrator zufriedener als je, und er regierte noch drei Jahre nach dem Decret, wie er sechs Jahre zuvor regiert hatte.

Auch mit Worms hatte der Pfalzgraf einen Rechtsstreit. Der gemeinsame Besitz von Ladenburg, worin sich die protestantische Pfalz und das katholische Bisthum theilten, hatte seit Otto Heinrich und Friedrich **III.** zu fortwährenden Irrungen geführt; schon 1566 war ja Friedrich, weil er sein Bekehrungsrecht ungesetzlich ausgedehnt, von dem Reichstag zu Augsburg zur Wiederherstellung verurtheilt worden. So ward auch Johann Casimir angeklagt (1588), einige Ladenburger zum Besuch der reformirten Bürger gewaltsam angehalten zu haben und ein Reichsdecret verurtheilte den Administrator. Wahrscheinlich blieb auch das nur auf dem Papier und man konnte auf eine strenge Vollziehung um so weniger dringen, als gleichzeitig von den Katholiken viel gewaltsamere Reactionen ausgingen.

---

44) Häberl. **XIV.** 225.

§. 3.

Veränderungen im Unterrichtswesen.

Neue kirchliche Einrichtungen haben unter wenig Regierungen einen so durchgreifenden Einfluß auf das Schulwesen ausgeübt, als unter Johann Casimir; zugleich sind die meisten seiner Schöpfungen nicht etwa von ephemerer Dauer gewesen, sondern haben in ihren Grundlagen auf längere Zeit hinaus fortgedauert.

Die Universität, seit der Einführung der Concordienformel von allen lauen und schwankenden Elementen gereinigt, bestand, als Ludwig VI. starb, aus getreuen Hütern des lutherischen Glaubensbekenntnisses; ihre Orthodoxie und ihr kirchlicher Eifer war größer als ihr literarisches Renommee. Seit der Verdrängung der reformirten Lehrer (1580) hatte die Bedeutung Heidelbergs nach Außen sich sehr gemindert; es war nicht mehr wie früher die Bildungsstätte für das calvinische Europa. In der juristischen Fakultät sind Caspar Agricola, Val. Forster, Eust. Ulner, M. Englin, in der Medicin Ludwig Gravius, Georg Stahel, Dan. Möglin zu nennen; die philosophische bestand bei Johann Casimirs Regierungsantritt aus Rud. Schlick, Georg Fladung, Joh. Pappius, Mich. Mößlin, Georg Clemin und Seb. Bloß [45]). Fast alle ohne Ausnahme waren aus Sachsen oder Würtemberg und man hatte bei ihrer Berufung hauptsächlich nach der kirchlichen Orthodoxie gefragt. Johann Casimir schien anfangs entschlossen, die Universität in ihrem Zustande zu belassen, wenigstens that er keinen Schritt zu einer plötzlichen oder gewaltsamen Umwälzung. Aber die theologische Facultät, die verwaist war, mußte im reformirten Sinne besetzt werden, und so wurden (14. Juli 1584) Georg Sohn und Grynäus, der zu jener bekannten Disputation beschriebene baseler Theolog, zu Professoren ernannt [46]); schon dabei widerstrebte

---

45) Acta XII. fol. 121 b.

46) Acta XII. fol 167. 168.

die lutherische Universität, noch viel mehr, als Pithopöus und Wittekind, vor vier Jahren verjagt und seitdem am Casimirian zu Neustadt angestellt, jetzt in ihre alten Stellen zurückkehrten. Die Stellung der gelehrten Corporation zur Regierung war eine feindselige zu nennen; in der bekannten Testamentsgeschichte nahm sie vor Gericht förmlich Parthei gegen den Administrator und seine Rathgeber [47]. Das konnte denn nicht ohne Folge bleiben, und allmählig wurde das ganze lutherische Personal zum Rückzug gebracht. Schon am 1. Juli hatte Fladung seine hebräische Professur niedergelegt [48], fuhr aber fort in der philosophischen Facultät gegen die Regierung zu wirken; er veranlaßte (Jan. 1585) mit Ulner eine Protestation, der sich auch Möglin und Pappius anschlossen; gern ergriff man von oben diese Gelegenheit, die vier Lutheraner (Febr.) zu entlassen [49] und ihre Stellen mit Reformirten zu besetzen. Jungnitz, Professor der Logik, und Stenius für die Ethik kehrten von Neustadt nach Heidelberg zurück; der tüchtige Mediciner Smets ward ebenfalls vom Casimirian nach Heidelberg gerufen; in die juristische Facultät wurden Jul. Pacius und Joh. Halbritter herbeigezogen [50]. Bald nachher legte auch Matth. Enzlin seine Professur nieder, und der Administrator machte ernstliche Versuche, den Hugo Donellus von Leyden wieder nach Heidelberg zu ziehen (1585), man bot ihm eine wahrhaft glänzende Stellung und scheute weder Mühe noch Kosten; auch war er schon zum Wegziehen gerüstet, aber die dringenden, beinahe gewaltsamen Vorstellungen der Republik Holland hielten ihn zurück; dafür ward gleichzeitig Hippolitus a Collibus in die juristische Facultät berufen [51], dem später 1589 Heinrich Kreffling nachfolgte. In die theologische Facultät traten nach Sohns

47) Acta Univ. XII. fol. 200.
48) Ib. XII. fol. 162.
49) Ib. XII. fol. 222 b.
50) Ib. XII. fol. 229—232.
51) Ueber alles dies Acta XII. fol. 274. 281—285.

und Grynäus Abgang, Tossanus, Franz Junius und Jac. Kimedoncius ein; die medicinische ward (1589) durch Obsopöus verstärkt [52]). Die lutherischen Professoren suchten allmählig anderswo unterzukommen (so folgte Stahel 1585 einem Rufe nach Zweibrücken) [53]), und im Jahr 1588 waren nur noch Cleminius und Schlick, die Professoren der Beredsamkeit und classischen Literatur, übrig. Sie lasen auch über Geschichte; weil man aber ihre Wirksamkeit beschränken wollte, hatte schon seit 1584 Grynäus über Geschichte lesen müssen. Grynäus war indessen 1586 einem Ruf nach Basel gefolgt, wohin ihn der Pfalzgraf ungern, aber mit aller ehrenvollen Auszeichnung entließ [54]), und so blieb man auf die beiden Lutheraner beschränkt. Ihre Stellung gegenüber der reformirten Studentenschaft war eine sehr peinliche; Zeugniß davon ist die Petition vieler Studirenden (Nov. 1588) worin um tüchtige Besetzung der Geschichte und classischen Literatur nachgesucht ward. War schon dies beleidigend für die beiden lutherischen Professoren, deren literarische Bedeutung freilich nicht groß war, so mußte sie es doch noch bitterer kränken, daß der Administrator auf die Bittschrift einging und Pithopöus und Stenius, die frühern Lehrer, mit jenen Fächern beauftragte. Es war für sie das Signal der Abdankung und damit war die Universität allen lutherischen Elementen verschlossen [55]).

Die Universität hatte in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung dadurch nicht verloren, denn so wie Johann Casimir durch heilsame innere Einrichtungen das Wohl der Anstalt bedachte [56]), so war auch ihre Blühte nach Außen durch die neuen Besetzungen zu einem Glanze gelangt, wie ihn kaum eine Zeit, die Regierung Friedrichs III. ausgenommen, aufzuweisen vermochte.

---

52) Ib. XIII. fol. 161 b. 162

53) Ib. XII. fol. 290.

54) Adami Vitae theol. 873.

55) Acta XIII. fol. 50. 53. 71.

56) Vgl. Acta XIII. fol. 57 ff.

Die Frequenz war auch unter Ludwig VI. nicht gesunken und jede neue Immatriculation zählte 150 bis 200 Studenten, aber Einzeichnungen wie die von 1584, die sich auf 255 oder die 1585, die sich auf 314 belief [57]), waren seit Gründung der Universität noch nicht vorgekommen. Die Menge junger Calvinisten aus ganz Europa, aus dem reformirten Adel, und den Fürstenfamilien, wie sie sich jetzt in Heidelberg zusammendrängte, überragte selbst das, was man unter Johann Casimirs Vater gesehen hatte, und diese günstige Entfaltung ward auch durch innere Unruhen, wie z. B. das Jahr 1587 sie brachte, auf die Dauer wenig gestört.

Auch die mit der Universität verbundene Anstalt, die Bibliothek, nahm unerwartet einen sehr freudigen Aufschwung; den größten Antheil daran hatte Ulrich von Fugger-Kirchberg und Weissenhorn. Von Jugend auf hatte er wissenschaftliche Beschäftigungen mit größtem Eifer getrieben, alte Handschriften gesammelt, sie drucken lassen, und so ausschließlich sein reiches Vermögen dazu verwandt, daß seine habsüchtigen Vormünder ihn der Verschwendung bezüchtigten und ihm die Verwaltung seines Vermögens entzogen [58]). Er ging nach Heidelberg, wo er schon früher mit Otto Heinrich in lebhaftem Briefwechsel gestanden und fand dort an Friedrich III. einen Freund und Beschützer. Daher seine große Dankbarkeit gegen die Pfalz, sobald er auf rechtlichem Wege zu seinem Vermögen gelangte; ihr ließ er reiche Stipendien, Schenkungen an die Armen und seine ausgezeichnete Bibliothek zu Theil werden, als er (1584) im achtundfünfzigsten Lebensjahre starb [59]).

Auch in anderen wohlthätigen Schöpfungen und ihrer reichen Dotation steht Johann Casimir keinem seiner Vorgänger

---

57) Matrikelbuch IV.

58) S. Kaysers hist. Schaupl. S. 53 f.

59) Auf der Universitätsbibliothek finden sich noch mancherlei Fugger'sche Papiere, auch Briefe und Aufzeichnungen über Augsburg. Vgl. Cod. pal. germ. 809. 834 und andere.

und Nachfolger nach. So ließ er ein neues Universitätsgebäude erbauen (ganz in der Nähe des heutigen) [60], das erst im Jahre 1693 den französischen Mordbrennereien erlag. Als „Quelle und Pflanzschule der rechtgläubigen Lehre, der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, den Nachfolgern als Beispiel zur Nacheiferung und als Beweis seiner Sorge und Freigebigkeit für die Hochschule", so wollte nach einer Votivtafel der Stifter das neue Gebäude angesehen wissen. Unter sehr frohen Erwartungen beging man daher das zweite Jubelfest der Universität (1587), und die nächste Regierung wenigstens hat die Hoffnungen, die man damals aussprach, nicht getäuscht [61]. Das neustadter Casimirianum ward jetzt als Hochschule überflüssig, aber als **Gymnasium illustre** hat es zu Ehren seines Stifters noch lange fortbestanden.

Neben der Universität bestanden zugleich das **Collegium Sapientiae**, das Pädagogium und die Neckarschule, alle drei von den wechselnden Einflüssen der religiösen Umwälzungen mehr oder weniger berührt. Unter Ludwig VI. hatten die Schüler des Sapienzcollegiums und Pädagogiums, weil sie dem Lutherthum widerstanden, die Anstalt verlassen müssen; jetzt wiederholte sich dasselbe mit den lutherischen Lehrern und Schülern, welche nicht reformirt werden wollten. Doch verfuhr auch hier Johann Casimir mit mehr Mäßigung als sein Bruder; er verlangte nicht wie Ludwig VI. die unbedingte Annahme des Calvinismus, vielmehr sollten sie sogar ihren lutherischen Prediger und Luther's Katechismus beibehalten, allein zugleich ward von ihnen als Zugeständniß gefordert, bisweilen reformirte Prediger zu hören und reformirte Zöglinge neben sich in der Anstalt zu dulden [62]. Man erschrack aber schon vor der Berührung

---

60) Vgl. Wundt Gesch. der Stadt Heidelberg S. 118.

61) G. Sohn hielt damals die Rede de fundatione et conservatione Univers. Heidelb., die van Byler in seinen fasc. lib. rar. aufbewahrt hat. —

62) Alting h. eccl. p. 250.

mit den Ketzern und sowohl die Zöglinge des Sapienzcollegiums als die vierzig Schüler des Pädagogiums nebst allen Lehreern verließen die Anstalten lieber, als sie ihre Ueberzeugung opferten. Eine edle Tüchtigkeit der Gesinnung blickt selbst durch den Fanatismus der Zeit hindurch.

Reformirte Lehrer, zum Theil die (1577) abgesetzten, kehrten an die Anstalten zurück; von neuem kamen Georg Sohn und David Pareus an das Sapienzcollegium, Johann Eberhard und Barthol. Stedler an das Pädagogium.

Eine andere Anstalt, die sogenannte Neckarschule, verdient hier um so ausführlichere Erwähnung, als wir ihrer bisher nur flüchtig gedacht haben und Johann Casimir zu ihren thätigsten Beförderern gehörte. Es war eine sehr alte Anstalt, die von ihrer Lage am Neckar den Namen führte und deren Zweck in dem vorbereitenden Unterricht fürs Pädagogium oder Gymnasium bestand. Außer Lesen und Schreiben wurden dort auch die Elemente des Lateinischen gelehrt [63]. Ein Magister liberalium artium war dort Lehrer und nicht unbedeutende Stipendien unterstützten ärmere Schüler. Mit Otto Heinrich und Friedrich III. namentlich wurden diese sehr erweitert. Casimir ließ den Stiftungsbrief erneuern und diese Urkunde gibt uns einen klaren Blick in den damaligen Zustand [64]. Ludwig VI. hatte schon durch eine Verordnung (5. Nov. 1582) den Neckarschulenfond theils selbst erweitert theils durch städtische Beisteuer erweitern lassen [65]) und namentlich die Stipendiaten

---

63) Sie stand an der Stelle, wo jetzt das Gutmannsche Haus an dem Brückenthor steht. S. Wundt Gesch. d. Stadt Heid. S. 371.

64) Eine handschriftliche Copie dieser Urkunde, die wir vor Augen haben, findet sich in der Battischen Bibl.

65) Urkunde: Weilen Unser freundiicher, iieber Bruder seeliger Gedechtnuß, darinnen nothwendige ordnung fürgenohmen, Erstlich Burgermeister und Rath ein Ansehnliche Summa Gelts, zu erneuerung solches Schulbaues gesteuret, volgendt die zwölff Aimusen Jungen durch Hochgedachten Vnsern freundlichen lieben Herrn Vettern ;angericht e,

vermehrt; jetzt (21. Dez. 1587) erhielt die Anstalt eine Anordnung, die bis zu den Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs in ungestörter Wirksamkeit fortbestand. Es waren 36 frei unterhaltene Zöglinge, davon zehn aus der Stadt, vierzehn aus den kurpfälzischen Landen und zwölf aus der Fremde, deren Aufnahme zunächst auf Dürftigkeit ihrer Verhältnisse beruhte. Außerdem befahl die Verordnung, zunächst „auf der Kinder Geschicklichkeit, wofern sie die besten **ingenia** haben" aufmerksam zu seyn; auch mußten sie ihre Kenntnisse wenigstens für die dritte oder vierte Klasse fähig machen; „und es soll uf ihre **studia** in gemeine von den **Inspectoribus** derzeit mit ernstem Fleiß gesehen werden, daß sie den **legibus** und **Statutis** der Schulen sich durchaus gemäß halten."

Die Einkünfte bestanden außer dem Ertrag des Schulfondes zunächst in einer Unterstützung von Seiten des Kurfürsten. Johann Casimir namentlich erhob manchen alten Brauch hier zum dauernden Gesetz. So wurde an jedem Geburtstag von Seiten der Kurfürsten so viel Goldgulden gegeben, als sie Jahre alt waren und die Stipendiaten bekamen aus der Hofküche ein kleines Speisendeputat. Weil jedoch das tägliche Abholen dieses Geschenkes für die Schüler zu störend und beschwerlich ward, gab ihnen der Kurfürst eine Entschädigung an Geld und Naturalien [66]). Das allgemeine Almosen verwilligte außerdem eine bestimmte Summe, Rath und Bürgermeister „hatten die äußere Ausrüstung und den Unterhalt des Gebäudes zu bestrei-

---

vnd Begabet, mit ihren Zugeordneten gefällen zu der Neckhar Schulen gestoßen auß ihnen gleichsam ein Corpus gemacht, vnd Ihrs Vnderhaltens, wie auch sonsten guter Handhabe halber ein gewisse Fundation vnd Ordnung ꝛc.

66) „Haben wir zu Abwendung derselben und erlassung des Hoffbesuchens dafür bewilligt, daß jährlich geistl. Verfäll Verwaltung dieses Schulen zum besten, uf Ihr zimlich quittung, Jede fronfasten 25 Gulden an Müntz, thut Jahrs 100 Gulden, Vnd auß Unserer Mühlen Jährlichen 8 Malter gerohlten Gersten, 2 Malter Erbsen, 2 Malter Linsen, 1 Malter Korn, 1 Simmern Weißmehl Vnd 1 Malter Habermehl, doch Alles nach merzahl Quartalien geliefert werden solle.

ten und auch die Heizung ward durch einen tüchtigen Beitrag aus dem Gemeindewald bestritten. Auch auf andere Weise, z. B. durch wöchentliche Sammlungen, ward der Reichthum der Neckarschule nicht wenig vermehrt.

Außer den Lehrern hatte die Anstalt ihren eigenen Oeconomen und vier Inspectoren, die aus dem Kirchenrath, dem Stadtrath, dem Presbyterio und den Diaconen genommen wurden[67]. In der ganzen Einrichtung spricht sich die gewissenhafteste Regsamkeit sowie eine wahrhafte Freigebigkeit aus, von der kaufmännisch knausernde Zeiten kaum einen Begriff haben.

Hier mag auch ein Wort gesagt seyn über die französisch-reformirte oder wallonische Gemeinde und ihr Schicksal unter Johann Casimir. Es wurde oben erwähnt, wie unter Friedrich **III.** die Einwanderungen der Wallonen begannen und wie sie, von dem reformirten Kurfürsten geschützt, in der Rheinpfalz einen festen Punkt gewonnen hatten. Auch in Heidelberg hatten sie zwar keine Kirche aber doch einen Saal, worin sie ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte halten konnten. Ludwig **VI.** ließ (1577) natürlich diesen Saal schließen und die Wallonen wanderten zum Theil aus. Seit Ludwigs Tode scheinen sie sich wieder gesammelt zu haben, denn schon nach wenig Jahren suchten sie bei Johann Casimir um die Erlaubniß nach, eine eigene Gemeinde bilden zu dürfen. Er bewilligte ihnen (30. Januar 1586), Sonntag und Mittwoch in der Klosterkirche französischen Gottesdienst halten zu dürfen, wobei der Prediger den Text sich selbst wählte. Jedoch mußte sich der äußere Cultus, namentlich auch die Taufhandlung, nach deutsch reformirtem Ritus richten und ihre Geistlichen unter dem Kirchenrath stehen. Das verlangte die Einheit der Kirche, wornach Casimir seit Vertreibung der Lutheraner nach Kräften strebte. Auch sollte kein fremdes Glied in die Gemeinde aufgenommen werden, ohne die besten Zeugnisse seines sittlichen Wandels. Dafür ward aber der Pre-

67) S. die Verordnung, am Schluß.

diger auch von Seiten des Kirchenvermögens besoldet [68]). **Jean de la Chasse** war der erste Prediger dieser Gemeinde.

Aber nicht Heidelberg allein empfand die wohlthätige Hand des Administrators; der Eifer, womit er das Schulwesen besorgte, erstreckte sich bald über die ganze Pfalz. Die Trivialschulen in den Oberamtsstädten, die gewöhnlichen Dorfschulen wurden in Folge der allgemeinen Reformation umgestaltet und bei dieser Veranlassung mit mancher wohlthätigen Einrichtung versehen. Eine der Schöpfungen Friedrichs III., die unter Ludwig VI. untergegangen waren, das Gymnasium zu Neuhausen, erstand (6. Dez. 1585) von Neuem. Es bekam 4 Lehrer und konnte 30 Alumnen und 30 Kostgänger aufnehmen. Von dem Casimirianum zu Neustadt a. d. H. wurde bereits geredet.

So war jetzt in allen Theilen der Pfalz die denkwürdige Reformation erneuert; das kaum hereingedrungene Lutherthum hatte für immer seinen Halt verloren, und ohne besondere Opfer, ohne große Mühe hatte das Volk die zum Theil ungern aufgegebene Lehre wieder angenommen. Nur in der Oberpfalz war die lutherische Majorität noch zu stark, als daß die calvinische Reaction hätte Wurzel schlagen können. Schon zu seines Bruders Zeiten hatte Johann Casimir in den ihm abgetretenen Stücken der Oberpfalz Versuche gemacht, die reformirte Richtung einzuführen, aber ohne Erfolg. Reuber und Hartmann, zwei ausgezeichnete Juristen des Administrators, wurden zwar (1587) nach Amberg geschickt, um auch dort den neuen Glauben einzuführen; aber ihre Bemühungen scheiterten an der Glaubenstreue der Amberger, die man denn doch durch offene Gewalt zu brechen mit Recht sich scheute. Zwar wurden nicht nur an dem Kirchenrath und an dem Pädagogium 2 Stellen mit Reformirten besetzt, sondern auch der Superintendent aus der Reihe der Reformirten genommen; allein es hatte nicht viel mehr Erfolg, als ähnliche Einrichtungen Friedrichs III.

68) Er bekam 120 fl. an Geld, 15 fl. für eine Behausung, 1 Fuder Wein und 12 Malter Korn. Siehe Wundt Gesch. der Stadt Heid. S. 190, der es aus der Stiftungsurkunde selbst entnommen hat.



§. 4.

Casimirs auswärtige Verhältnisse. Seine Verdienste um die Verwaltung des Landes. Sein Tod.

Die Politik des pfälzischen Hauses ging seit Johann Casimir wieder denselben Gang, den Friedrich III. vorgezeichnet hatte. Wir haben oben Johann Casimir als Pfalzgrafen von Lautern in seinen Verhältnissen geschildert vor Ludwigs VI. Tode, wir haben ihn als Partheiführer des deutschen Calvinismus und in Verbindung mit Elisabeth von England, den Oraniern und den Hugenotten in Frankreich gesehen. Von dem Augenblicke an, wo er die Verwaltung des Kurlandes antrat und seine Reformation siegreich durchsetzte, mußte auch die Kurpfalz mit in den Kreis jener Parthei hineingezogen und zu einer wesentlichen Stütze des Calvinismus gemacht werden.

Und das geschah auch. Während das Lutherthum durch die Concordienformel seinen Sieg vollendet glaubte, die katholische Reaction unter Rudolfs II. Schutz ihr Haupt mächtig erhob, ward durch Ludwigs VI. Tod eine der mächtigsten Reichslande plötzlich von der lutherischen Parthei zur calvinistischen hinübergezogen. Der Calvinismus stand aber dem Reichsoberhaupt und dem Hause Habsburg ganz anders gegenüber als das Lutherthum; seinem Ursprung schon waren die conservativen Ideen fremd, die Luthers Reformation bezeichnen; politisch namentlich hatte der Calvinismus aus seiner Wiege, der Schweiz, einen starken Anflug antimonarchischer Tendenzen mit herüber gebracht und das hat ihn allenthalben mit dem Despotismus von oben in Conflict gebracht; man denke nur an Holland und England.

Von deutschen Fürsten war bisher nur Hessen und Anhalt, jenes durch Familienbande zum Theil, dieses durch die religiöse Uebereinstimmung dem pfälzischen Administrator gleichgesinnt; da starb (Febr. 1587) Kurfürst August von Sachsen, eine der Hauptstützen der Orthodoxie, und sein Nachfolger Christian I. folgte ziemlich offen calvinischen Eingebungen. So war das reformirte Interesse, das man um 1580 seiner Stellung völlig

beraubt und aus kirchlicher wie politischer Gemeinschaft herausgedrängt glaubte, nach sechs Jahren zu einer Höhe gelangt, die es bald, freilich nur auf kurze Zeit, zur Seele aller antikatholischen Bewegungen machte. Während das Lutherthum sich durchaus leidend verhielt, oder in gewohnter Anhänglichkeit an die Formen des Rechts und die Macht des Kaiserhauses im Falle des Widerstandes alle Bedenklichkeiten aufs ängstlichste abwog, dehnte der calvinistische Bund, zu dem England, Holland, die französischen Hugenotten und die genannten deutschen Fürsten gehörten, seine Wirksamkeit bald weit über die Gränzen des confessionellen Gebietes aus und mischte sich überall da thätig ein, wo der Conflict zwischen der Mutterkirche und der abgefallenen zu blutigem Kampfe geführt hatte.

Das geschah aber damals besonders in Frankreich. Nach einem fünfundzwanzigjährigen unentschiedenen Bürgerkriege hatte die heilige Ligue, die Vertreterin des spanisch-päbstlichen Interesses, wozu sie ochlokratische Mittel nicht verschmähte, von Heinrich III. den Tractat von Nemours (7. Juli 1585) erhalten, der mit einem Federstrich alle religiöse Freiheit der Reformirten vernichtete. Dabei konnten die deutschen Reformirten, von denen ja Casimir mehrmals an den französischen Kriegen Theil genommen, nicht gleichgültig bleiben, sie hatten auch die letzt vergangenen Zustände des französischen Protestantismus nicht aus den Augen verloren. Schon im Anfang des vergangenen Jahres (1584) hatte Königin Elisabeth sich bemüht, durch Unterhandlungen mit Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Würtemberg, Hessen, Holstein eine Allianz gegen die Ligue zu Stande zu bringen; damals war das Unternehmen nicht gelungen; jetzt aber wo die Gefahr sichtbarer und dringender war, schien man zum Handeln eher bereit. Pfalz, Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg, Administrator zu Magdeburg, Joachim Ernst von Anhalt und die Landgrafen Wilhelm und Ludwig von Hessen schickten (am 10. Nov. 1585) ein Schreiben an Heinrich III., worin sie ihn mit Rücksicht auf die alte Freund-

schaftsverbindung und auf die früher den Hugenotten bewilligten Rechte baten, sein Vorhaben aufzugeben.

In Deutschland aber durchschaute man protestantischer Seits damals ziemlich allgemein die Plane, die Philipp II. und der Pabst mit Hülfe der Guisen und der Ligue ins Werk setzen wollten. Man zweifelte nicht, daß es auf eine allgemeine Vernichtung des Protestantismus abgesehen sey. Auch Ludwig von Würtemberg, der dem Verlangen der englischen Gesandten ausweichend geantwortet, und den man wegen seiner Verhältnisse zu Oesterreich sowohl wie seiner lutherischen Orthodoxie gewiß nicht oppositioneller Tendenzen beschuldigen konnte, sprach die Ansicht aus, wenn man in Frankreich mit den Hugenotten, in den Niederlanden mit den Guisen fertig sey, werde man auch an die Anhänger der augsburgischen Confession in Deutschland kommen [69]).

So dachten noch andere Fürsten, und im Angesicht der wachsenden Gefahr hatten die Vorstellungen Ségurs, des Gesandten Heinrichs von Navarra, mehr Erfolg, als früher die Englands und Dänemarks gehabt hatten. Daher brachte man (Anf. 1586) eine ansehnliche Gesandtschaft zusammen, an der außer den drei protestantischen Kurfürsten der Administrator von Magdeburg, Julius von Braunschweig, der Herzog von Würtemberg, ferner die drei Landgrafen, Wilhelm, Ludwig und Georg von Hessen, Joachim Ernst von Anhalt und die Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt Theil nahmen. Der Graf Friedrich von Würtemberg Mömpelgard und Graf Wolf von Ysenburg waren die Häupter der Gesandtschaft.

Die Gesandten kamen im Juli nach Paris. König Heinrich III., der zu wenig moralischen Muth besaß, ihnen offen gegenüber zu treten, war ihnen ausgewichen unter offenbar nichtigen Vorwänden. Man hieß sie warten bis Oktober, was die beiden fürstlichen Häupter der Gesandtschaft sogleich zur Abreise bewog. Die übrigen blieben, bis ihnen (12. Okt.) der

69) S. Häberlin Neueste Teutsche Reichsgesch. XIV. S. 373.

König endlich das gewünschte Gehör bewilligte. Hilmar von Helmstädt, der pfälzische Gesandte, führte das Wort; er erinnerte an die früheren Verträge und warnte den König selbst vor den Anschlägen der ultrakatholischen Parthei. Heinrich III. antwortete ihnen heftig und bitter, weniger mit dem edeln Trotz einer guten Sache, als in dem hochmüthigen Tone kleiner Seelen, die sich augenblicklichen Sieges bewußt sind. Eben die richtige Erinnerung daran, daß er Werkzeug einer Parthei sey, mochte den schwachen Mann bitter treffen; er dachte wohl auch an die Aufnahme die ihm (1573) an den reformirten Höfen Deutschlands geworden war. „Er sey Herr in seinem Lande, er wolle die Ketzer unterdrücken und der lüge, der von dem Bruche vorhandener Verträge und Verbindlichkeiten rede." Das Letztere ward auf grobe Art den Gesandten dann noch schriftlich zugeschickt, so daß sie, schwer beleidigt, die folgenden Tage St. Germain verließen.

Die Lage der Fürsten, die Theil genommen, war mißlich. Die Reformirten allein konnten, ohne wenigstens die gemäßigte lutherische Parthei auf ihrer Seite zu haben, nicht handelnd auftreten; man hatte deshalb im März durch ein Colloquium zwischen Theodor Beza und Jakob Andreä noch einmal versucht, die Gegensätze zu versöhnen; es hatte aber denselben unglücklichen Ausgang wie alle Versuche ähnlicher Art gehabt. Darum wandte sich Pfalz und Hessen jetzt an den Administrator von Magdeburg und fragten ihn um seine Meinung. Das ausführliche Gutachten, das er abgab, ist ein schönes Denkmal kirchlicher Mäßigung. „Obschon er der reformirten Lehre abgeneigt, so glaube er doch jetzt, wo es sich um Höheres handle, davon absehen zu müssen. In einem Augenblick wo die ganze päbstliche Macht ihre Hülfsmittel aufbiete, den Protestantismus zu vernichten, solle man den Theologen Schweigen gebieten und über Unbedeuterem nicht das allgemeine Interesse der Gewissensfreiheit vergessen. So werde es möglich, Deutschlands Ein-

70) S. Thuan. lib. LXXXV. LXXXVI.

heit und Größe wieder herzustellen, die Gesandten des deutschen Volkes, vor dem sich einst alle andern gebeugt, müßten sich dann nicht mehr schnöde abfertigen lassen. Er könne daher nicht absehen, warum man die Hand gänzlich abziehen und sich nicht vielmehr bestreben wolle, die Ehre Gottes zu befördern, dem Satan sein Reich zu zerstören und die alte Hoheit, Furcht und Schrecken der deutschen Nation wieder aufzurichten."

Diese Ideen fanden bei einer vom Sectengeiste durchdrungenen Zeit wenig Eingang; Johann Casimir blieb auf sich allein beschränkt. Er sammelte (1587), im Einklang mit Hessen, ein Heer, das gegen 15,000 Mann stark war und vom Burggrafen Fabian von Dohna commandirt ward. Im Juli drangen sie in Frankreich ein, aber Dohna war dem Feldherrntalent eines Guise nicht gewachsen, und nach einem unglücklichen Ueberfall (11. Nov.) eilte das Heer flüchtig nach Deutschland zurück.

Wie dann Heinrich von Navarra auf Heinrich **III.** gefolgt war, widmete man den Angelegenheiten des französischen Protestantismus neue rege Theilnahme. Ein englischer Gesandter warb für ihn in Deutschland, der Kurfürst Christian von Sachsen gab Geld her, und es bildete sich (1591) eine Heeresmacht, von Pfalz und Sachsen geschaffen, die unter dem Commando des Christian von Anhalt in Frankreich eindrang. Aber Geldmangel hinderte ihre Thätigkeit; im Herbst starb Christian von Sachsen, im Winter Pfalzgraf Johann Casimir, damit hatte der Feldzug seine Stützen verloren.

Von kaiserlicher Seite sah man alle diese Unternehmungen sehr ungern, und Rudolf **II.** mahnte die Fürsten von allen kriegerischen Rüstungen ab. Die andern katholischen Fürsten waren in Unruhe, der lutherische Philipp Ludwig von Neuburg suchte den Herzog von Bayern zu beschwichtigen, indem er ihm von Allem Meldung that, was Johann Casimir unternahm [71]. Lud-

71) Briefe im bayr. Reichsarchiv.



wig von Würtemberg', mit dem kaiserlichen Hofe befreundet, fand für gut, die Subsidien, die er gab, zu verheimlichen.

Alle diese Bestrebungen erlitten einen harten Stoß, als der junge Kurfürst Christian von Sachsen, der Freund des Calvinismus, auffallend schnell wegstarb (Sept. 1591). Er war Johann Casimirs genauester Freund; in des Administrators eigenhändigen Aufzeichnungen heißt er nur „mein Christian." Die ganze glänzende Hoffnung, im Bunde mit Brandenburg, Hessen und Anhalt eine compacte protestantische Parthei bilden zu können, war durch diesen Todesfall zerstört; denn Sachsen fiel in seine passive Stellung zurück und sowohl gegen das System als gegen die Personen, die unter Christian dominirt hatten, begann eine gewaltsame, häßliche Reaction.

Neben dieser weitverzweigten Thätigkeit Johann Casimirs in auswärtigen Verhältnissen blieb das Innere keineswegs vernachlässigt; vielmehr ward er in allen Zweigen der Verwaltung als ein vortrefflicher Regent gepriesen. Mit seiner militärischen Thätigkeit gegenüber dem Ausland hingen zunächst die Anstalten zusammen, die er zur Landesvertheidigung traf. Es ward zur Sicherheit des Landes eine Art Miliz gebildet, die bei plötzlichen Ueberfällen zur Hand war; zu demselben Zwecke baute der Administrator auch ein stattliches Zeughaus.

Am wohlthätigsten waren die friedlichen Schöpfungen von Johann Casimirs Verwaltung. So entstand (1588) eine Einrichtung, die gegen plötzlich einbrechende Noth und materiellen Druck eine treffliche Schutzwehr bot, die sogenannten Nothspeicher. Es wurde theils von Erbschaften, die an entferntere Verwandte fielen, theils von Dispensationen eine Taxe erhoben und von diesem Gelde Fruchtvorräthe für die Zeiten der Noth angekauft; eine Einrichtung, die bis zu den Kriegszeiten des siebzehnten Jahrhunderts segensreich wirkte, und noch einmal gegen Ende des siebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erneuert worden ist.

72) Cod. pal. 768 fol 38.

Eine andere Stiftung, die von Johann Casimir ausging, war schon früher angeregt aber nicht vollendet worden. Schon Friedrich III. hatte aus einem Nonnenkloster zu Handschuhsheim, dessen Nonnen er mit einer Pension abfand, ein Waisenhaus zu gründen angefangen; Johann Casimir gab jetzt dem begonnenen Werke die Vollendung [73]). Eine Schaffnersfamilie hatte das Aeußerliche und Oekonomische zu überwachen; der Unterricht, die Erziehung der Knaben und Mädchen war getrennt; erstere besorgte ein Mann, welcher der „Kindervater" hieß, letztere eine ehrbare betagte Wittwe, die „Kindermutter", welche auch die kleinen und unmündigen Kinder pflegte und die mütterlichen Geschäfte in Bezug auf Kleidung, Essen und dergleichen zu besorgen hatte. Waren die Knaben erwachsen, so standen ihnen, je nach ihren Talenten, die verschiedenen Lebensbahnen offen; vom Bauernknecht bis zum Handwerker, Schreiber, Gelehrten konnten sie es durch die Unterstützung der Anstalt bringen. Ein Mädchen erhielt bei ihrer Verheirathung zwanzig Gulden als Aussteuer. Auch diese ganze Schöpfung ging mit ihrer biedern patriarchalischen Einfachheit später verloren, als man anfing, Steinmassen zu Prunkpalästen aufzuthürmen und in Sandwüsten Prachtgärten anzulegen.

Die alte Frömmigkeit aufrecht zu erhalten, verordnete Johann Casimir auch monatliche Bettage [74]); zu solchen Stunden „sollte eine ganze Gemeine jedes Orts zusammenkommen, dem allmächtigen, lebendigen Gott, der ganzen Christenheit des Vaterlandes und Jedes besondern Privatanliegen und Noth fürzutragen und durch ein gesammtes eifriges Gebet die begangene Sünde und derentwegen besorgende Strafen und Landplagen abzubitten."

Ehe noch die Früchte seines Wirkens zur Reife gelangt waren, starb Johann Casimir (6. Jan. 1592), kaum neun und vierzig Jahre alt. Häuslicher Kummer hatte seine Gesundheit

73) Wundt Magaz. III. 205.

74) Verordn. vom 15. Nov. 1591. Bayr. Reichsarchiv.

mit untergraben, und seit einem halben Jahre verursachten seine zerrütteten Kopfnerven ihm unsägliche Schmerzen. Der Tod seines Schwagers, Christian von Sachsen, hatte ihn tief erschüttert; oft rief er: „auch ich möchte aufhören und mit Christus seyn, denn was sollte ich länger auf Erden weilen, da der hinweg ist, der mir für das Wohl der Kirche und des Vaterlandes der treueste Helfer war." Er dachte daran, die Regierung niederzulegen; ehe es dazu kam, verschlimmerte sich sein Zustand so, daß er der völligen Erschöpfung seiner Kräfte erlag. „Herr", rief er in der Sterbestunde aus, „gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor Dir ist kein lebendiger Mensch gerecht"[75]).

Als man ihn öffnete, fand man den Körper zerrüttet und einzelne Theile in völliger Auflösung[76]). Die Leiche ward balsamirt und bis zum 25. Januar öffentlich ausgestellt; in einfacher Kleidung lag er da in einem hölzernen Sarg, Schwert und Reichsapfel zur Seite und in der Hand „ein Sträußlein von wohlriechenden Kräutlein." Mit großer Feierlichkeit und in Gegenwart vieler Fürsten fand das Leichenbegängniß statt; die rühmlichste Begleitung war für ihn der unverhüllte Schmerz der herzuströmenden Volksmenge, die sein Andenken segnete[77]).

Neben Johann Casimirs glänzenden Regenteneigenschaften, die er in seinem Wirken für den Calvinismus, in seinen materiellen und geistigen Schöpfungen für das pfälzische Land kund gegeben hat, wird seine Persönlichkeit in sehr vortheilhaftem Lichte geschildert. Seine heitere Stirn, sagt der Zeitgenosse

75) Anger Leichpredig S. 15.

76) S. Ware Beschreibung von dem tödtlichen Abgang ꝛc. Heid. 1592.

77) Sein Tod hat eine ganze Literatur hervorgerufen. Wir besitzen Leichenreden von Anger, Copius, Kimedoncius, Strackius, Lupichius, Tossanus und Quir. Reuter, worunter die beiden letzten historisch von Belang sind. Außerdem eine Gedächtnißrede von Zwengel (1614), ein lateinisches Gedicht von Pithopoeus (Lacrimae in obitum praematurum), von Joh. Calvinus, von G. Remus poetische Klagreden, einer Menge kürzerer Gedichte, Epitaphien und fliegender Blätter nicht zu gedenken.



Reuter, und sein gewinnendes Wesen erfüllte ihn mit Anmuth; Niemand, der mit ihm gesprochen, ging traurig hinweg. Man konnte von ihm sagen: wer Dich nicht gekannt, wünschte Dich zu kennen, und wer Dich gekannt, ward von Liebe zu Dir erfüllt. Eine andere alte Quelle [78]) charakterisirt ihn kurz so: In Annehmung seiner politischen Diener sah er nicht so sehr auf die stattlichen Geschlechter, als auf die Qualitäten, besuchte die Kirche und die Kanzlei fleißig, achtet sich keiner Zierde in Kleidung. — Johann Casimirs Wahlspruch war: Aufrichtig und beharrlich; man sah auf Münzen diesen Spruch symbolisch ausgeprägt und die Worte: constanter et sincere, von Oliven- und Palmzweigen umschlungen.

Die rasch aufeinander folgenden Todesfälle Christians von Sachsen und Johann Casimirs hatten im reformirten Deutschland einen tiefen Eindruck gemacht [79]); man sah es als eine schlimme Vorbedeutung an für den bedrohten Protestantismus. „In die ganze deutsche Nation, ruft ein Prediger zu Cassel aus [80]), ist ein gefährlicher Riß gemacht, den wir Alle zu beklagen haben. Die Gerechtigkeit hat er in seinem Lande weislich verwaltet, von den armen Unterthanen die Supplicationen selbst empfangen und entweder selbst abgefertigt oder abfertigen lassen. Die Wage der Justiz ward den Reichen wie den Armen gehalten; im Falle der Noth hat er die Unbeschwerten contribuiren lassen und den Beschwerten Erstattung gethan."

Die Ehe Johann Casimirs mit Elisabeth von Sachsen brachte ihm keine männlichen Erben; es blieb nur eine Tochter übrig, Dorothea (geb. 1581), die später die Gemahlin Johann Georgs von Dessau ward. Schon der Mangel eines männli-

---

78) Cod. bav. 1655. fol. 39.

79) In der Rede von Lupichius heißt es:
Zwey C wir bald verloren han,
Pfaltz Casimir, Sachs Christian,
Groß Creutz thut es bedeuten.

80) Rede von Strackius. Heid. 1592. S. 4. 26.

chen Nachkommen trübte das eheliche Glück; es kamen aber noch andere störende Verhältnisse hinzu, über die uns ein unterrichteter Zeitgenosse mit absichtlicher Dunkelheit eine Andeutung gibt [81]).

Die Thätigkeit des Administrators war durch seine Staats- und Kirchenhändel so absorbirt, daß er wenig Zeit zum Vergnügen fand; seine Lieblingsbeschäftigung war dann meistens die Jagd und er hat über das Wildpret, das er jährlich erlegte, pünktlich Buch geführt [82]). Am liebsten pflegte er mit gelehrten oder politischen Notabilitäten Umgang; obwohl er selbst mehr zum Feldherrn und Staatsmann, als zum Gelehrten gebildet war, hatte doch die Wissenschaft einen großen Beschützer an ihm und gegen Niemand bewies er sich so freigebig, als gegen Gelehrte [83]). Seine weitverzweigten Verbindungen brachten ihn mit vielen Personen in Berührung und er kannte eine Reihe der interessantesten Menschen seiner Zeit durch näheren Umgang. Sein Stammbuch [84]), mit dem Wahlspruch: „Constanter et sincere", geschmückt, enthält eine reiche Zahl bedeutender Namen aus den fürstlichen Geschlechtern, aus dem Adel, dem Gelehrten- und Beamtenstande, die sich dort durch sinnige Sprüche verewigt haben. Wir finden da seinen Vater mit dem Wahlspruch: „Herr nach deinem Willen", seinen Bruder Ludwig VI. mit dem bescheidenen Motto: „All Ding zergänglich"; auch der große Wilhelm von Oranien steht dort mit seiner stolzen Devise: „Je maintiendray."

Johann Casimir machte in dem Umgang staatsmännischer Talente am liebsten seine Schule; mit durchdringender Betrach-

---

81) Tolmidas bei Riesm. p. 139. In seinem Tagebuch (Cod. pal. 768) notirt er (fol. 33) unter den Punkten, worüber er an Hessen schreiben will: les maulvais tours de ma femme. — Elisabeth starb 1590.

82) Eigenhändige Handschrift Cod. pal. 769. Vgl. Pfälz Archiv zu Carlsruhe („Jagdwesen").

83) Aus dem Verzeichniß von Kleinodien und goldenen Bechern (Cod. pal. 837) geht hervor, daß er die Mehrzahl an Gelehrte verschenkte.

84) Cod. pal. 606. 607.

tung faßte er die politischen Erscheinungen ins Auge und seine Combinationen wagten sich an die wichtigsten Fragen der europäischen Politik. Es liegen handschriftliche Notizen vor uns, die er selbst niedergeschrieben [85]), woraus die weite Ausdehnung und das vielfach Verschlungene seiner auswärtigen Thätigkeit hervorgeht. Oft sind es Reflexionen über die nächste politische Zukunft; „da der Kaiser, heißt es vom Hause Habsburg, die Augen zuthun wird, springt Ungarn ab, Böhmen ist schwierig, Oestreich, Krain und Kärnthen malcontent.“ Er bemerkt, daß die französischen Hugenotten und die Gegenparthei sich um ihn bemühten, oder, wie er sagt, täglich mit ihm practicirten; aber sein Wunsch geht darauf hinaus, daß das Reich sich der katholischen Politik Spaniens und des Pabstes entgegenstelle, dann müsse man freilich, meint er, ein anderes Oberhaupt wählen. In seinem politischen Tagebuch sind, oft nur in kurzen, hingeworfenen Sätzen, die Verwicklungen der Zeit und seine eigene Theilnahme angedeutet; die „Pfaffen“, die „Guisianer“, die „Jesuwider“ nehmen dabei eine wesentliche Stelle ein. Er zählt auf, wie seine Glaubensgenossen um der Religion willen „tribulirt“ würden, beklagt sich, daß die geistlichen Kurfürsten sich „chrisemen und schmieren“ ließen und klagt vielfach über des „Pfaffenwerks Praktik“. Die Kaiserwahl, das Loos des Hauses Habsburg, beschäftigt ihn viel; er betont es sehr, daß Habsburg, wenn es die Kaiserkrone verliere, gewiß auch in seiner andern Macht erschüttert würde. Aber es macht ihn besorgt, daß man Niemanden aufstellen könne; das Beispiel der päbstlichen Politik gegenüber Heinrich von Navarra gibt ihm einen Beweis, wie man in Deutschland verfahren würde, wenn es zur Wahl eines protestantischen Oberhauptes käme, „deßwegen, schreibt er, ein hohe Notturft ist, sich zuvor mit den benachbarten zu bereden, damit wir bei ihnen auf den Fall Beistand zu gewarten haben.“ Mit dem bestehenden Regiment

85) Cod. bav. 2871 (Copie eines Cod. pal. im Vatican) und die eigenhändige Handschr. Cod. pal. 768.

ist er ganz unzufrieden; sein Benehmen in Kirchenangelegenheiten, namentlich in der cölnischen Frage, sein Eingreifen in die städtischen Händel und vieles Andere weist ihn darauf hin, daß der Protestantismus sich durch eine künftige bessere Wahl müsse zu sichern suchen. Die Jesuiten, oder wie er sie nennt „Jesuwider", werden in ihrem ganzen vielverschlungenen Thun und Treiben geschildert und er weist sich selbst nach, wo sie sich überall festgesetzt haben; große Combinationen, die sich zunächst auf die Erhebung Heinrichs IV. und den Sieg der Niederländer stützten, sollten die Macht der spanisch-habsburgischen Politik und das Gewebe der Schüler Loyola's zugleich durchbrechen.

Das Werk weiter zu führen blieb seinem Neffen und Nachfolger vorbehalten.

Vierter Abschnitt.

Kurfürst Friedrich IV. (1592—1610).

§. 1.

Jugend und Erziehungsgeschichte.

Friedrich IV., der einzige überlebende Sohn Ludwigs VI., war am 5. März 1574 zu Amberg geboren; seine erste Jugend empfand schon die wechselnden Einflüsse der kirchlichen Umwälzungen und es schien, als wollten beide sich bekämpfende Partheien diesen Knaben sich zum Verfechter ihrer kirchlichen Prinzipien groß ziehen [86].

Sein Knabenalter fiel in die Herrschaft des Lutherthums; seine Eltern gaben ihm den Andreas Pancratius und Joachim

86) Ueber die folgende Erziehungsgeschichte s. Cod. pal. 310 und Mosers Patr. Archiv IV. 211. 344.

Strupp, zwei erprobte Lutheraner, zu Erziehern. Pancratius, früher Lehrer der Kurfürstin, dann Leibarzt zu Darmstadt, ward (im Nov. 1578) nach Heidelberg eingeladen und zum Erzieher des Kurprinzen bestellt; er sollte „fleißige Inspection halten, damit derselbe zuvorderst zur Gottesfurcht und zum Gebet angewiesen, auch an den Katechismus gewöhnt und daneben zur Zucht und zu fürstlichen Tugenden geleitet werde." In Pancratius Händen lag besonders die Verpflichtung, aus dem künftigen Regenten einen symbolgläubigen Anhänger der Concordienformel zu erziehen; denn es war ihm noch besonders eingeschärft, den fünfjährigen Knaben recht in der augsburgischen Confession und Luthers Katechismus zu instruiren.

Struppius, zu seiner Zeit ein Mann von literarischem Ruf und in vielerlei Fächern bewandert, war mehr für das äußere Wohl des jungen Prinzen bestellt; seine Thätigkeit war aber so vertheilt, daß nicht sehr viel davon auf den fürstlichen Zögling fallen konnte. Er mußte ein Land-Hof- und Reiseapothekbuch, ein medicinisches „Consilienbuch", ein Gartenbuch abfassen, er sollte zugleich die Kunstkammer, die Antiquitäten, das Münzcabinet des Kurfürsten in Ordnung bringen, und doch war der mit so glänzenden Aemtern Begabte in seinen häuslichen Angelegenheiten so beengt, daß er noch durch Privatpraxis und durch Zusetzen seines Vermögens sein Leben fristen mußte.

Pancratius sollte über die Beschäftigungen des Kurprinzen und seine vier Schulstunden täglich die Aufsicht führen; er sollte ihn von Schwören, Gotteslästern, schandbaren Worten und Geberden auch sonst allem Unwesen ernstlich abwehren und in seinem Thun gute Ceremonien, Sitten und Geberden wie sie jungen Herrn gebüren festhalten. Das Lernen bestand in den Anfangsgründen des Lateinischen und in Kirchlichem; Luthers Katechismus und die Predigt nahm eine Hauptstelle ein. Den eigentlichen Unterricht besorgte ein Präceptor, Leonhard Pistor; ein Paar adelige Knaben waren die Mitschüler und Gespielen des Kurprinzen, während Pancratius im Allgemeinen das Geschäft

des Erziehers zu besorgen und gegen die wechselnden Einflüsse der Hofluft seinen fürstlichen Zögling zu schützen hatte.

Als der Prinz das achte Jahr vollendet hatte (1582), mußte man den Erziehungsplan erweitern und die beiden Herrn, Pancratius und Strupp, wurden vom Kurfürsten um ein „Consilium" angegangen. Das Gutachten, das sie abgaben, ist ein merkwürdiges Document der Erziehungskunst jener Zeit, und ein guter Beitrag zur Charakteristik der kurfürstlichen Familie. Das theologische Wesen des Zeitalters, auf eine todte Schulweisheit basirt, tritt mit seiner geistigen Enge kaum irgendwo so scharf hervor, als in diesem Fragment der Fürstenpädagogik im sechzehnten Jahrhundert. Daß Ludwig VI., seine orthodoxe Gemahlin und seine hart lutherischen Rathgeber es ehrlich gemeint, ist nicht zu bezweifeln; ob sie aber den rechten Weg dazu eingeschlagen, einen Mann fürs Leben, einen Fürsten zu bilden, das mag der Inhalt des Entwurfs selbst zeigen.

Als wesentlich gilt natürlich, daß der „junge Herr sowohl, ja mehr und gewisser als andre Leut wissen solle, was von Gott, seinem Willen und Wesen zu halten, wozu sie von Gott erschaffen?" Dann folgt als Grundlage der geistigen Ausbildung die Wissenschaft vieler Sprachen; das Motiv dabei ist aber keineswegs aus der Betrachtung des Werthes humanistischer Studien hervorgegangen, sondern nur aus der Rücksicht auf den politischen und äußerlichen Nutzen der Sprachen. Man müsse, heißt es, oft mit auswärtigen Nationen handeln, in fremde Länder reisen, und es würde übel anstehn, wenn „über der Tafel, in Colloquiis und andern solennibus Conventibus, da man fremde Sprachen gebrauchet, ein Herr dabei sitzt und nicht das Geringste davon verstehen, viel weniger dazu reden kann."

Zum Dritten solle der Prinz „nicht unwissend seyn in andern freien Künsten, Musik, Arithmetik, Physik, Geometrie und Astronomie, dieweil solche zum Theil zur Ergötzung des Gemüths, zum Theil zur Gesundheit, Regierung und Haushaltung nöthig sind." Von den Rechten solle der künftige Regent „etliche" Kenntniß haben, doch müsse man ihm nur die

hauptsächlichsten und brauchbarsten Parthieen herauswählen. Geschichte solle er studiren wegen des praktischen Nutzens, damit er „ethica und politica exempla“ daraus lernen könne. Am Schluß kommt der Entwurf nochmals auf das religiöse Element der Erziehung zurück, und zwar namentlich auf dessen sittliche Wirkungen. Der Prinz solle früh zur Zucht und Demuth gehalten und darauf hingewiesen werden, daß er sich seines Standes nicht überhebe. Sanftmuth und Geduld, Keuschheit und Reinheit, und die edle herrliche Tugend der Wahrheit solle ihm ganz besonders eingeprägt werden. Dem Ganzen ist ein Unterrichtsplan beigefügt für die einzelnen Jahre; grammatisches Erlernen ohne geistige Anregung, eine Gedächtnißwissenschaft ohne jeden formellen Werth und eine aus dem Buchstaben geschöpfte Kirchlichkeit bilden davon die Grundlagen.

Ludwig VI. ging zugleich seine beiden theologischen Minister, den Superintendenten Patiens und den Hofprediger Schechsius, um ein Gutachten an; auch der Kanzler Micyllus sollte seine Meinung abgeben. Die Ansichten der beiden Theologen stimmen im Wesentlichen mit dem Entwurf des Pancratius und Strupp überein, und als Zionswächter der pfälzischen Kirche legen sie auf die gute Kirchlichkeit den größten Nachdruck; nur des Kanzlers Gutachten, obwohl von dem Geiste des Zeitalters nicht frei, geht von einem höheren Gesichtspunkt aus und scheint zu begreifen, daß es sich um die Erziehung eines künftigen Regenten, nicht eines pfälzischen Kirchenrathes handle. Der Sohn des trefflichen Humanisten Micyllus verläugnete seine Abkunft nicht; er will den jungen Prinzen in den freien Geist des Alterthums gründlich eingeführt sehen. Die Studien sollen mit Ernst betrieben, aber der Zögling mit Arbeit nicht zu sehr überladen werden. Der Prinz solle zum Manne gebildet, deßhalb auch der weiblichen Erziehung und Aufsicht nicht zu viel überlassen bleiben, und bei aller Achtung vor der religiösen Erziehung wagt es der Kanzler doch, darauf hinzuweisen, wie das übermäßige und ausschließliche Lesen der Bibel dem achtjährigen Knaben nur wenig förderlich seyn könne.

Nach dem Rathe der Theologen erhielt der Kurprinz (1582) jetzt als Erzieher den Wolf von Wildenstein; derselbe war kein Hofmann, denn sie meinten, es sey besser, den Prinzen vom Hofwesen und was demselben anhängt, abzuhalten. Nach altem Brauch ward demselben zugleich ein kleiner Hofstaat und ein Hofmeister beigegeben und diese Stelle dem Hans Christoph von Venningen übertragen. Die Erziehungsweise, die sie beide befolgen mußten, stimmte trefflich zu dem theologischen Geist des kurfürstlichen Ehepaars und seiner orthodoxen Rathgeber.

Die Einrichtung des Unterrichts für den achtjährigen Prinzen [87]) ist hauptsächlich ihr Werk; die kirchliche Pedanterie erdrückt jede freiere Bewegung. Essen, Trinken und Schlafen ist so gut wie das Lernen und Beten auf Stunden und Minuten festgesetzt; das Lernen selbst fällt dem gewählten Stoffe nach oft mit dem Beten zusammen. Das „Verhören" im Katechismus, oder in der Predigt, die der Prinz am Sonntag zweimal besuchte, bildete einen Hauptheil des Unterrichts; alles ist auf die steife Erziehung eines theologischeu Eiferers berechnet, dem jugendlichen Gemüth eine freiere Bewegung nicht zugestanden. Sogar die Erholungen sind Tag für Tag berechnet, am Montag „schob er auf der Tafel", „am Dienstag spielte er das Hüner- und Füchsespiel", am Mittwoch Musik, am Donnerstag Armbrustschießen, am Freitag malte er, am Samstag und Sonntag übte er sich im Rechnen und sang geistliche Psalmen; denn auch das sollte einem 8jährigen Knaben zur Erholung dienen! Auch für das Gebet war eine eigne Ordnung entworfen und wie bei den Kinderspielen für jeden Tag ein bestimmtes festgesetzt [88]). Am vernünftigsten war ohne Zweifel die Eßordnung [89]); denn wenn auch das andre mangelhaft war, so wurde doch für die Verdauung des jungen Herrn gesorgt.

---

87) S. Moser IV. S. 282 ff.
88) Moser IV. 288 ff.
89) Ebendas. 290.

Wir haben hier den scharfen Gegensatz zu der folgenden Zeit; seit dem siebzehnten Jahrhundert ward den Fürsten eine vornehm-frivole, französisch-leichtfertige, im 16. eine pedantisch-kirchliche Erziehung gegeben; die erste schuf sie zu Adepten der französischen Hofwirthschaft im Stile Ludwigs XIV., die andere zu engherzigen, theologisch-ängstlichen Kleinigkeitskrämern. Dies tritt noch deutlicher hervor, wenn wir auf den Erziehungsplan der Pfalzgräfin Christine, der Schwester des jungen Prinzen, einen Blick werfen, welchen Joach. Strupp (1582) für die 9jährige Princessin entworfen hat. Der Erziehungsplan, der mit der Schöpfung Adams und Evas anfängt [90]), und durch salbungsvollen Schwulst zur Sache selbst kömmt, ist von demselben Geiste dictirt, der über seinen engen theologischen Schranken alle weitern Forderungen des Lebens vergaß. Es war sehr löblich, daß man die religiöse Erziehung des Kindes nachdrücklich betonte, und es konnte gewiß nur nützen, wenn man sie in allen weiblichen Arbeiten bis zur Küche herab üben ließ, wozu aber die ängstliche Sorge für Nichtigkeiten und das Uebergehen von Gewichtigem? Daß das arme Mädchen, wenn es Morgens „im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" [91]) aufgestanden war, Latein lernen, dann nähen, spinnen oder stricken, später dabei viel in der Bibel und im Katechismus lesen und Psalmen absingen mußte, war gewiß eine Pedanterie, die nur einem theologischen Stubengelehrten in den Sinn kommen konnte. Der Geist der Kleinigkeiten, der Wichtiges übersah, die pedantische Beschränkung, die sich bis aufs Geringste ausdehnte, geht durch den Plan hindurch und ging auch in die Erziehung des Kindes über. Der wohlmeinende Vater hatte einmal sein Vertrauen Leuten geschenkt, die sehr fromm und sehr orthodox, aber zur Erziehung höchst unpraktisch waren.

Im folgenden Jahre starb Kurfürst Ludwig VI., und die elternlosen Waisen blieben jetzt ihrem Oheim überlassen. Es

90) S. 329 bei Moser.

91) S. 333

läßt sich denken, daß der klare und verständige Johann Casimir den theologischen Gelüsten der bisherigen Erzieher sehr ferne stand; er wollte in dem Prinzen das heranbilden, was einem künftigen Regenten noth that. Es blieben zwar die alten Erzieher bei ihm, aber in des Pfalzgrafen Lebensweise ward Manches geändert; er durfte sich freier bewegen, auch wohl an der Tafel Theil nehmen und der steife Mechanismus des Betens, Lernens und Singens erhielt einen argen Stoß. Da richteten (13. Febr.) die bisherigen [92]) Erzieher eine Vorstellung an den Administrator, mit bitteren Beschwerden über Friedrichs Betragen, „der selbst gegen seinen Oheim frech und muthwillig sey" und dessen Grund sie der veränderten Lebensweise zuschreiben. Wahrscheinlich ist, daß dem Knaben die neue Erziehung besser gefiel als die klösterliche Beengung, und daß er sich gegen die bisherigen Zuchtmeister Unarten erlaubte; ebenso wahrscheinlich aber, daß den Herrn Erziehern bange ward, die Seele des jungen Prinzen möge ihrer theologischen Mache entzogen werden. Das fühlte der Administrator wohl, und sprach es in den derben schlagenden Antworten aus, die er der Beschwerde eigenhändig an den Rand schrieb. Klagten sie über die nachtheiligen Einwirkungen auf seine Gesundheit, so befahl er: „man muß ihm einen eignen Medicus zuordnen, der Acht darauf haben soll", beschwerten sie sich über manche Unterbrechung in den überhäuften Lehrstunden, so replicirte er: „Sie werden kein Doctor aus ihm machen, drum muß der Präceptor ihn auch mit Studio nicht überladen." Dem wiederholten Vorwurf wegen Besuchs der Tafel setzte er eine derbe Antwort entgegen [93]), und der offnen Anklage, „des Prinzen Muthwille und Frechheit komme davon, daß ihn der Oheim zu viel um sich gelassen", sah er in ruhiger Ueberlegung auf den Grund.

---

92) Moser IV. S. 319 ff.

93) Inen ist nur umb das gefreß zu thun vnd Ine beständig allein haben mögen. Moser 323.

Die alten Lehrer wurden entlassen, schon weil überhaupt damals das Lutherthum verdrängt ward, und ein neuer Weg eingeschlagen. Kirchlich ward der Knabe zum Calvinisten gebildet, geistig ihm so viel freie Bewegung, so viel Zusammenhang mit dem Leben gelassen, als sich von dem verständigen Sinne Johann Casimirs erwarten ließ. Seine Lehrer waren Otto von Grünrad, Perbrant von Lingelsheim, Barthol. Pitiskus und Joh. Posth; sie unterrichteten ihn in den verschiedenen Gebieten des Wissens (z. B. Posth selbst in anatomischen Dingen) und prägten ihm jenes Interesse und jenes Verständniß wissenschaftlichen Strebens ein, das ihn in seinem Regentenleben so ausgezeichnet hat. Mehrere seiner Lehrer blieben auch später selbst in praktischen Dingen seine Rathgeber, und als Kurfürst gedachte er mit Dank des Verdienstes, das sich der Oheim um ihn erworben hatte. Die Lutheraner und die Theologen verbreiteten die lächerlichsten Gerüchte, aber es bleibt Thatsache: daß Friedrichs Regententüchtigkeit nicht von der kirchlichen Abrichtung jener orthodoxen Pedanten stammt, sondern aus der praktischen und freieren Bildung, die ihm sein Oheim geben ließ.

Des Streites, den die Vormundschaft Johann Casimirs erregte, wurde bereits oben erwähnt; die Ansprüche der Lutheraner blieben unbeachtet und der Oheim blieb Regent und Vormund bis zu seinem Tode.

Der junge Kurfürst hatte an seinem Oheim, der selbst ohne männlichen Nachkommen war, einen treubesorgten Vater gefunden, und es ist ein seltnes Glück der pfälzischen Geschichte, wie das ihre glänzenden Zeiten unter Friedrich I. und Johann Casimir beweisen, daß die vormundschaftlichen Regierungen für Erziehung und Ausbildung ihrer Mündel fast besser sorgten, als es die väterlichen thaten. Es war für den jungen Fürsten eine schmerzliche Ueberraschung, durch den frühen Tod Johann Casimirs sich von dem väterlichen Freunde und Führer getrennt zu sehen; man sah den kaum 18jähren Prinzen auf den Knieen zu Gott beten, er möge ihm in dieser Verlassenheit besondere Hülfe gewähren, die schwere Last zu tragen; und die Umstände

waren auch so beschaffen, daß er einer männlichen Kraft wohl bedurft hätte.

§. 2.

Streit über die Vormundschaft. Amberger Händel.

Johann Casimir war noch nicht bestattet, der junge Kurfürst hatte sich eben erst huldigen lassen, da kam ein Agnat des pfälzischen Hauses und trat mit einer dem jungen Friedrich ganz unerwarteten Prätension auf. Richard von Simmern, der Bruder Friedrichs III., erschien am 15. Januar in Heidelberg, und sein zahlreiches Gefolge — er führte vierzig Reiter mit und ließ noch fünfzig nachkommen — ließ vermuthen, daß er Wichtigeres vorhabe, als einen Besuch des Leichenbegängnisses, wozu man ihn eingeladen. Zwei Tage nachher verlangte er eine persönliche Besprechung mit seinem Großneffen und trat nun mit einer weitläufigen Deduction hervor, die für ihn Vormundschaft und Regentschaft in Anspruch nahm. Der junge Kurfürst war freilich noch nicht ganz achtzehn Jahre alt; ihm fehlten aber zu dem von der goldnen Bulle bestimmten Alter nur noch sechs Wochen, und in sechs Wochen, meinte er, würden Niemanden ein „großer Witz oder Verstand zuwachsen". Allein um die sechs Wochen war es dem Pfalzgrafen auch nicht zu thun; er ging noch weiter als Karls IV. goldne Bulle, und berief sich auf eine Verordnung Kaiser Siegmunds, wornach die Kuratel bis zum fünfundzwanzigsten Jahre dauern sollte [94]). Friedrich IV. glaubte, die Verordnung Siegmunds sei kein öffentlich anerkanntes und promulgirtes Reichsgesetz, sein Oheim und Vormund habe ja auch gegen Ende seines Lebens geäußert, ihm die Regierung abtreten zu wollen, und dafür spreche ja auch das Herkommen und das väterliche Testament. Mit diesen Gründen bekämpfte man sich zehn Tage lang, ohne etwas zu erreichen; Pfalzgraf Richard reiste (28. Januar) ab, zwar nicht feindselig, aber mit der Erklärung, sein Recht weiter verfolgen zu wollen.

---

94) Dies ist sein Hauptargument. Die minder wichtigen Gründe s. Häberlin N. Teutsche Reichsgesch. XVI. 295, 300.

Es war wohl weniger Herrschsucht, was den alten Mann zu dem sonderbaren Anspruch bewog, als das lutherische Interesse, dem Richard von jeher eifrig zugethan gewesen war und dem er auch jetzt noch, wiewohl zu spät, Fürst und Volk in der Pfalz zuzuwenden hoffte. Drum stand auch die ganze lutherische Parthei hoffend im Hintergrunde; man glaubte nicht, daß der junge Friedrich schon so fest an dem Calvinismus hänge, und erwartete deßhalb seinen Uebertritt zur Concordienformel. Der ganze Streit nahm daher die Farbe eines kirchlichen an; des Pfalzgrafen Vertraute sollten geäußert haben, man werde in Kurzem den Kurfürsten wegdrängen, die Calvinisten aus dem Lande jagen und „alles geistlich und politisch Regiment in einen Haufen stoßen", und dergleichen wurde nun dem jungen Kurfürsten hinterbracht und steigerte seine Erbitterung.

Richard hatte sich indessen wenige Tage nach seiner Abreise in einem ausführlichen Schreiben an den Kaiser gewandt und sich beschwert, daß „sein junger Vetter von den kurfürstlichen Räthen und andern unruhigen Leuten beredet" die Selbstregierung an sich gerissen, ihm allerlei „Schimpf und Unfreundschaft" erwiesen und Anstalten mache, seinen Anspruch mit Gewalt zu behaupten. Er setzte offen hinzu, durch die Regierung Friedrichs **IV.** werde dem Calvinismus der Weg ins Reich geöffnet.

Aehnliches ward in einem officiellen Ausschreiben wiederholt, das Richard am 9. Februar publicieren ließ; auch Friedrich ließ dann eine Gegenschrift erscheinen, ja er traf sogar kriegerische Anstalten, sein Recht mit Gewalt zu schützen. Letzteres besonders, seitdem seinem Gesandten vom Kaiser die Belehnung mit der Kurwürde versagt worden war.

Den lutherischen Fürsten, besonders Würtemberg, Hessen und Brandenburg, war die Sache keineswegs gleichgültig [95]).

---

95) S. über dieses Sattler Gesch. von Würtemberg unter den Herzogen 5r Theil S. 128 ff.

Man wird sich erinnern, daß Kurfürst Ludwigs VI. Testament ihnen einen Antheil an der Vormundschaft zuwies — ein neuer Antrieb, bei der Sache nicht kalt zu bleiben. Doch überwog diesmal die Friedensliebe und der Patriotismus jener Fürsten das confessionelle Interesse; sie waren wohl geneigt, auf gütlichem Wege die Sache in ihrem Sinne zur Entscheidung zu bringen, aber nicht durch durchgreifende gewaltsame Maßregeln den Frieden des Reichs und den Genuß gegenseitig verbürgter Rechte zu stören. So schrieb Ludwig von Würtemberg, trotz der eifrigen Aufreizungen seines Lucas Osiander [96]), an Kaiser Rudolf einen höchst vermittelnden, friedlichen Brief. Er erklärte sich freilich gegen den um sich greifenden Calvinismus, wollte aber bei allem dem Friedrich IV. von der ihm zukommenden Belehnung nicht ausgeschlossen wissen. Er und Georg Friedrich von Brandenburg schrieben an Friedrich selbst, suchten ihn zu begütigen, machten Vermittlungsvorschläge und dachten vielleicht auch, ihn noch für das Lutherthum zu gewinnen. Namentlich machten die Auftritte in Amberg, von denen unten die Rede seyn soll, sie für ihr Lutherthum besorgt; aber Friedrichs IV. Antwort (6. März) schnitt ihnen alle Hoffnung ab. „Er wolle zwar, schrieb er, nicht in Abrede stellen, daß er in seiner Kindheit zu D. Luthers Katechismus sey angehalten worden; was er indessen damals von der Religion habe urtheilen können, möge man selbst ermessen. Nachdem er aber hernach allein aus der Bibel und keineswegs aus den Katechismen des Luther oder Calvin sein jetziges Glaubensbekenntniß und dessen Grund ohne allen Zwang erlernet, und durch Wirkung des h. Geistes den Unterschied zwischen Gotteswort und Menschensatzung eingesehen hätte, so habe er sich mit gutem Gewissen durch das hinterlassene Testament seines Vaters, dem er sonst als einem Sohn gebühre in seinen fürstlichen Tugenden und an-

96) Man sehe dessen Bericht (wie sich die Errores Sacramentariorum je länger je mehr herfür gethan), der vom 28. März datirt ist, also ganz in dieselbe Zeit fällt, bei Sattler a. a. O. in den Urkunden No. 24 a.

dern weltlichen Verordnungen gerne folgen wolle, hierin nicht länger wolle aufhalten lassen, sondern der Wahrheit Raum geben und auf des ewigen Vaters Testament sehen müssen."

Die bezeichnete Stimmung der Fürsten, der Widerwillen, nach so langen Kämpfen von Neuem die gehässigen Fragen anzuregen, dazu auch allerlei Verwirrungen, die anderwärts die Thätigkeit in Anspruch nahmen, bewirkten, daß Richards Sache im Reiche keinen Verbündeten fand. Außerhalb des Reichs standen aber England, Holland und Frankreich als mächtige reformirte Phalanx dem Pfalzgrafen im Rücken, und diese, namentlich die allzeit rührige Elisabeth, blieben nicht ruhig. Sie wandte sich an Kursachsen, beschwerte sich über die gegen Friedrich IV. geltend gemachten Ansprüche und ermahnte die Lutheraner zum Festhalten an der protestantischen Sache. So kam es, daß Richard nichts erreichte als einen Aufschub; und (12. August 1594) wurde Friedrich IV. zu Regensburg mit der Pfalz feierlich belehnt.

Eine andere Angelegenheit, die aus ähnlicher Quelle entsprang, wirkte störend ein auf die öffentliche Ordnung im Kurfürstenthum. Die dauernde Opposition der Oberpfälzer gegen die Rheinpfalz, die in der Verschiedenheit der Nationalität, der Confession und der politischen Einrichtungen ihre Stütze fand, hatte seit Ludwig VI. eine drohende Wendung genommen; denn das Selbstgefühl der Oberpfälzer war durch ihn gesteigert worden. Seine unverholene Vorliebe für ihr Lutherthum, für ihre ständisch corporativen Einrichtungen sprach er thätig aus, und der Landtag von 1579 brachte den ständischen Rechten der oberpfälzischen Ritterschaft neue Erweiterungen. Mit Ludwig verlor die Oberpfalz ihren eifrigsten Schützer; der alte Zwiespalt zwischen Lutherthum und Calvinismus gelangte daher schon unter Johann Casimir zu neuem heftigem Ausbruch. Johann Casimir hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, allmählig die hartnäckigen Oberpfälzer zu bekehren; er forderte sie deßhalb unter Strafandrohung auf, die reformirten Convente zu besuchen, und dachte sie so von der Concordienformel nach und

nach abzuziehen (1591). Die Amberger aber fügten sich um so weniger, als die Spannung Johann Casimirs mit den neben ihm ernannten Mitvormündern, namentlich mit Brandenburg und Würtemberg, ihnen zu Gute kam. Sie hofften dort einen Schutz und Vertreter zu finden beim Reich und Kaiser. Der bedächtige, friedliebende Ludwig von Würtemberg, so eifrig lutherisch er war, zeigte sich aber so wenig wie Brandenburg geneigt, geradezu für Unterthanen gegen Regierung Parthei zu nehmen, und Alles, was er that, beschränkte sich auf ein Schreiben an den Kaiser; Georg Friedrich von Brandenburg wagte nicht einmal das, er wandte sich mit seiner Fürsprache direct an Johann Casimir, den sie doch als Administrator noch nicht einmal anerkannt hatten. Die Sache nahm indeß in Amberg bald eine andere Wendung. Der dortige Hauptprediger (Martin Oberndörfer) starb, und die Regierung forderte die Amberger auf, einen neuen Prediger innerhalb vorgeschriebener Frist zu stellen, widrigenfalls die Regierung selbst einen hinsetzen werde. Die Amberger ließen sich einen Lutheraner aus Brandenburg kommen, der kurfürstliche Vicedom aber, Philipp Wambold von Umstatt, hinderte die Anstellung, bis die Bestätigung von Heidelberg käme. Während dem ging man aber in Neumarkt bereits mit dem Reformiren gewaltsam zu Werk, und der Statthalter ließ, als der Widerstand fortdauerte, (6. Jan. 1592) die Stadt überfallen, besetzen und als Drohung einen Galgen errichten. Beides trifft mit dem Todestage Johann Casimirs gerade zusammen.

Der Streit über die Vormundschaft zwischen Richard von Simmern und dem jungen Kurfürsten gab ihrer Sache einen Anschein von Recht; sie schlossen sich an Richard an, und beide sollen sich gegenseitig mit Geld unterstützt haben [97]). Die Amberger griffen indessen zu den Waffen; sie nahmen drei Wagen mit Kriegsvorräthen, welche die Regierung hatte kommen lassen, in Beschlag, und eine förmliche Emeute war die Folge. Zwar

97) Wiltmeister Amberg. Chronik S. 165 ff.

suchte der Rath zu vermitteln, auch der Kanzler, Rhading, war jetzt plötzlich biegsam und versöhnlich geworden, und bat wenigstens um Aufschub von einigen Tagen, bis die Bestätigung des Predigers von Heidelberg angekommen wäre. Aber die Bürger trauten nicht; eine Brücke, welche Stadt und Schloß verband, setzte sie den Angriffen und Ueberfällen des Vicedom aus, es zog deßhalb die Masse der bewaffneten Bürgerschaft hin und brach dieselbe ab. Darauf verließen alle Mitglieder der Regierung Amberg, und damit war die Ruhe in der Stadt hergestellt.

Die Amberger waren im Ganzen ihres Hasses noch ziemlich Meister geblieben; an andern Orten dagegen mäßigte man sich weniger. In den nächstfolgenden Monaten schon ward in Dürrschenreid ein kurpfälzischer Stiftshauptmann, Valentin Winzheimer, von der Bürgerschaft ermordet; in Nabburg vergriff man sich an einem Reformirten, Breitschedel (6. Juli), und ging im Fanatismus so weit, dem schmählich Gemordeten das ehrliche Begräbniß zu versagen. So war die Stimmung im ganzen Lande; Bürger wie Adel waren über die fremde Verwaltung unzufrieden; daß diese freilich selbst dazu Anlaß genug gegeben, haben die erzählten Vorfälle bewiesen.

Man muß es Friedrich IV. zur Ehre nachsagen, daß er der Fürsprache Würtembergs und anderer Fürsten, auch seiner eignen Herzensgüte mehr nachgab, als den gehässigen Anreizungen seiner Räthe. Er erkannte das Unrecht seiner Beamten an und ließ die gereizten Bürger nicht entgelten, was der Uebermuth seiner Stellvertreter verschuldet. In einem Rescript vom 18. März versprach er ihnen Duldung ihres Glaubens, Reform der Mängel im Hofgericht, Ordnung des Umgeldes und Entfernung der Truppen, sobald die Ruhe hergestellt wäre [98]). Dem Lutherthum aber ganz freie Duldung zuzugestehen, dazu war sein Sinn noch zu tief in den Vorurtheilen der Zeit befangen; er enthielt sich zwar des gewaltsamen Reformirens,

98) S. Cod. bav. 1799. Münchn. Bibl.

konnte sich aber doch nicht versagen, bei den Ambergern, wogegen sie doch einmal ihre Abneigung erklärt, auch reformirte Prediger eindrängen zu wollen. Neue Zerwürfnisse mit den Oberpfälzern nahmen Friedrichs Thätigkeit seit 1596 in Anspruch; wir kommen darauf zurück, da sie uns zugleich in das ständische Leben der Oberpfalz einen Blick thun lassen.

§. 3.

Auswärtige Verhältnisse.

Nicht in der Pfalz allein, auch im übrigen Deutschland waren die feindseligen Elemente, welche die Reformation angeregt, in wilder Gährung begriffen. Die vage Deutung, die man den Bestimmungen des Religionsfriedens von 1555 geben konnte, war schon oft Veranlassung geworden zu wilden Zerwürfnissen, und ein schärferer Blick konnte schon damals die ersten Anfänge einer nationalen Umwälzung, wie sie der dreißigjährige Krieg gebracht, wahrnehmen.

Wir haben oben berührt, wie sich in dem cölner Handel die beiderseitigen Interessen und angeblichen Rechte feindlich berührt hatten; seitdem war auch in Straßburg ein ähnlicher Streit ausgebrochen und drohte eine ähnliche Wendung zu nehmen. Auch dort waren die protestantischen und katholischen Mitglieder in Zwist gerathen. Man hatte die ersten vom Genusse ihrer Rechte abhalten wollen, Gebhard von Cöln und vertriebene Anhänger von ihm, die dort Einkünfte besaßen, waren hinzugekommen, die Bürgerschaft wurde der Mehrheit nach gewonnen und die Katholiken sahen sich bewogen, Straßburg zu verlassen. Zwei Domcapitel existirten jetzt, ein protestantisches in Straßburg, ein katholisches in Zabern; jedes erklärte sich für das rechtmäßige, beide wählten, als der Bischof starb, einen Nachfolger, die Protestanten Johann Georg von Brandenburg, die Katholiken Carl von Lothringen, Bischof von Metz. Nicht lange beschränkte man sich auf Streitschriften und Anklagen,

bald kam es zu einem Kriege, den die wilden Horden Carls von Lothringen blutig und verheerend genug machten [99]).

Die Sache war ganz auf dem Punkte angelangt, wie früher die cölner Frage; sie hatte deßhalb für Friedrich IV. dasselbe Interesse, wie es jene für Johann Casimir gehabt hatte. Auch jetzt verhielten sich die Lutheraner ganz passiv; sie konnten sich den unangenehmen Eindruck nicht verhehlen, den es auf sie alle machte; allein sie hingen zu fest an dem conservativen Princip, um einen Schritt thätiger Einwirkung zu wagen. Kurpfalz bewahrte seine früher sich errungene Stellung; nach einem siebenjährigen Interregnum des Lutherthums hatte Johann Casimir das alte Verhältniß der Pfalz, das Anschließen an das reformirte Europa, an England, Holland und Frankreich wieder hervorzuheben gewußt und damit beide Gegenpartheien, den Katholicismus und die lutherischen Fürsten, im Schach zu halten gesucht. Heinrich IV. und Elisabeth waren mit der Pfalz in Verbindung. Hätte sich Johann Casimir an seinem Mündel auch keinen so völlig gleichgesinnten Nachfolger erzogen, so wären die Räthe des verstorbenen Administrators, die den achtzehnjährigen Jüngling leiteten, Bürgen genug gewesen für das getreue Festhalten an der hergebrachten Politik des pfälzischen Hauses.

So hatte man Friedrich IV. gleich im Anfang (April 1592), ehe noch durch die doppelte Wahl die Partheien schroffer geschieden waren, von Straßburg aus angegangen, und Friedrich bezeugte seine Geneigtheit, sich der Sache anzunehmen. Aber Ludwig von Würtemberg, an den er sich zuerst wandte, dieser unerschütterliche Vertreter des conservativen Princips, dieser eigentliche Held des passiven Widerstandes, scheute sich theils dem kaiserlichen Willen mittelbar entgegenzutreten, theils machte ihn die Aufforderung des calvinischen Fürsten und dessen Ver-

99) Die ganze Streitigkeit mit allen Vertheidigungen, Für- und Gegenschriften findet man ausführlich erzählt bei Häberlin N. T. Reichsg. Th. 17. S. 1 ff.

bindung mit den calvinischen Domherren in Straßburg um seine lutherische Orthodoxie besorgt. Erst als die lothringischen Schaaren das deutsche Gebiet, darunter seine eigenen Besitzungen, bedrohten, als Bayern ohne Bedenken der katholischen Sache Hülfe schickte, sah er mit Bestürzung, daß die lutherische Parthei in rühmlicher Gewissenhaftigkeit sich von Neuem habe eine Angelegenheit aus den Händen winden lassen, deren Neutralisirung wenigstens in ihrem Interesse lag. Jetzt fand er für nöthig, außer den Gesuchen, die er bei dem kaiserlichen Hofe eingab, auch Rüstungen zu machen, um sich wenigstens in Vertheidigungszustand zu setzen. In Gemeinschaft mit allen protestantischen Fürsten energische Schritte thun, das wollte Ludwig deßhalb nicht, weil er dann das Ueberwiegende des pfälzischen Einflusses, namentlich das Ansichreißen des Directoriums, fürchtete. Erst als (August 1592) auch die übrigen lutherischen Fürsten für passend erachteten, sich an den Kaiser zu wenden, da konnte er sich der Theilnahme nicht mehr entziehen. Ein Gutachten seiner Räthe [100]), woran L. Osiander wesentlichen Antheil hat, warnt ihn zwar dringend vor den calvinischen Umtrieben, räth ihm aber doch, sich von den Schritten der übrigen Lutheraner nicht loszusagen. Ludwig folgte, er schickte seine Gesandten nach Prag, mit dem ausdrücklichen Auftrag, nur eine „bescheidene Fürbitte" einzulegen, und sah sein Bemühen durch die kaiserliche Ernennung eines Schiedsgerichts und die bald erfolgte Versöhnung gekrönt.

Aber die Pfalz gab ihre Hoffnungen auf erweiterten Einfluß in Reichsangelegenheiten nicht auf. Der kaiserliche Hof gab ihr selbst die Gelegenheit dazu. Es waren eine Menge hochwichtiger Fragen zu erledigen; man hoffte, der nächste Reichstag werde einmal für die fortdauernden Friedensstörungen, die Justizverwirrungen und viele andere Erbübel deutschen Wesens ernste Abhülfe bringen. Gegen solche Forderungen der Nation hatte aber der Kaiser ein altes Mittel; wie früher die römische

100) S. das Gutachten in Sattlers würt. Gesch. 5r Th. Beil. 24 b.

Kirche die Kreuzzüge, so hatten die Habsburger seit Maximilian die Türkenzüge als Ableiter benutzt für durchgreifende Verbesserungsvorschläge. Auch jetzt, wo übrigens Rudolf II. ernsten Angriffen der Türken blosgestellt war, schrieb man (Jan. 1594) auf den nächsten April einen Reichstag nach Regensburg aus. Die dringenden Verbesserungen, klagte man allgemein [1]), sollten also von Neuem liegen bleiben, statt dessen das Reich große Steuern erschwingen, und um jedem Widerstande vorzubeugen, eile man über Gebühr mit der Frist zum Beginne des Reichstags.

Die Mißstimmung der protestantischen Fürsten gab dem übereilten Ausschreiben des Reichstags größere Wichtigkeit, als es ursprünglich besaß, und die sonst unter sich gespaltenen protestantischen Fürsten verband jetzt schnell das gemeinsame Interesse.

Der junge Kurfürst war entschlossen, in diesen Verhältnissen eine ganz selbstständige und kräftige Stellung einzunehmen; wir sehen das aus einem Gutachten, das ihm einer seiner Räthe für die damalige Lage der Dinge ausgearbeitet hat [2]). Die pfälzische Politik sollte zunächst darauf ausgehen, die unentschiedenen Fragen kirchlicher Art im Sinne des Protestantismus zum Ziele zu führen und die innern Angelegenheiten Deutschlands, die man in den Hintergrund gedrängt, zu ordnen. Ehe das geschehen, meinte jenes Gutachten, dürfe man der kaiserlichen Politik keine Zugeständnisse machen; der Türkenkrieg sey ohnedies mehr eine östreichische als deutsche Angelegenheit; und die Zerreißung des einst mächtigen Ungarns, der Vormauer Ger-

---

1) Daß alle protestantischen Fürsten, selbst eifrig lutherische, so dachten, geht aus allen Quellen offenbar hervor; Kurpfalz benutzte blos die allgemeine Stimmung. Menzel (Gesch. der Deutschen seit der Reformation V. S. 282) thut also Unrecht, wenn er das Ganze wie ein Complott, von der Pfalz feindselig angestiftet, hinstellen will.

2) Lünig Eur. Staatsconsilia I. 452 ff.

maniens [3]), welche Oestreich verschuldet, habe dem Erbfeinde der Christenheit den Weg nach Deutschland geöffnet. Doch sey es auch eine gerechte Strafe Gottes für das gottlose Leben, dessen sich Protestanten wie Katholiken schuldig machten; ihre Uneinigkeit und ihr Mangel an Gemeinsinn werde jeden künftigen Krieg verhindern, wie die bisherigen. Prächtige Hofhaltungen, Jagden und unnöthige Kurzweil saugten die Länder aus; wenn die Kassen leer seien, müßte das arme Volk wieder belastet werden.

Dies Gutachten, in dem sich Wahres und Treffendes genug findet, kann man als Inbegriff der pfälzischen Politik betrachten. Mit diesen Gesinnungen begab sich (März 1594) Friedrich IV. nach Heilbronn, wohin ein Convent der protestantischen Opposition verabredet war. Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Markgraf Ernst Friedrich von Baden, die Markgrafen Georg Friedrich und Joachim Ernst von Brandenburg, ja selbst der eifrig lutherische Friedrich von Würtemberg waren dort anwesend oder durch Gesandte vertreten. Man verband sich, „alle für einen Mann zu stehen" und die Interessen der Einzelnen gemeinsam zu verfechten. Dem Kaiser sollte kein Zugeständniß gemacht werden vor Erledigung der innern, namentlich der kirchlichen Fragen; dagegen bewilligte man dem König Heinrich IV. von Frankreich, der sich erboten, in der straßburgischen Sache mitzuwirken, eine Geldhülfe von 400000 Gulden [4]).

Es waren die Anfänge der spätern Union; in der Stellung zum Kaiser, dem Hinneigen zum calvinischen Ausland, wie sie der heilbronner Abschied vom 16. März aussprach, sind die verhängnißvollen Grundlagen jener guelfischen Politik zu erkennen, an welche sich Erhebung und Fall des pfälzischen Kurhauses anknüpft. So gerecht einzelne Forderungen waren, welche die dort Verbundenen im religiösen und politischen In-

3) Wem fällt nicht Polen ein?

4) Der unirten Protestirenden Archiv bei Londorp III. 509 f.

teresse ihrer Zeit aussprachen, so ließ sich doch nicht verbergen, welch gefährlichen Bau der Lenker des Ganzen, der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz, in jugendlichem Selbstvertrauen aufzurichten unternahm. Er dachte daran, calvinisches und lutherisches Interesse zu versöhnen und eine compacte Macht des Protestantismus in Deutschland zu bilden, und doch stieß er hier unter den Freunden auf Vorurtheile, deren Wegräumung noch in sehr weiter Ferne lag, unter den Feinden rief er einen Widerstand hervor, für dessen Bewältigung er zu schwach war. Wie hatte nicht schon, zu Heilbronn selbst, der Herzog von Würtemberg seinen Beitritt mit lutherischer Bedenklichkeit verclausulirt; mit welchem Unmuth sah man nicht in Sachsen einer Versammlung zu, wo den Berathungen über protestantische Interessen ein calvinischer Fürst präsidirte!

So war denn die ganze Vereinigung ein todtgebornes Erzeugniß. Als der Reichstag von 1594 zusammenkam [5]), schlossen sich zwar dem heilbronner Bunde noch andere, namentlich norddeutsche Fürsten an, und man überreichte eine lange Beschwerde, wie sie der getroffenen Verabredung entsprach; aber Sachsen war offen feindselig, Würtemberg trotz seiner Unterschrift fühlte wegen des Calvinismus fortwährende Gewissensangst. Kurfürst Friedrich IV. hatte sich durch eine große Gesandtschaft vertreten lassen, und so lief die ganze pomphaft angekündigte Erhebung in müßige Schreibereien aus. Langweilige Deductionen für und gegen erschöpften Geduld und Zeit, zuletzt ging man aus einander, ohne etwas mehr, als eine abschlägige Antwort des Kaisers, erreicht zu haben. Ihm wurden seine Geldforderungen bewilligt, und für Alle war nichts klarer geworden, als die Verwirrung im Lager der Protestanten. Man triumphirte auf katholischer Seite, und die jesuitische Diplomatie glaubte schon damals die Rückkehr der verirrten Kinder in den Schooß des allein seligmachenden Papismus verkünden zu können.

---

5) Ueber das Folgende, Häberlin XVIII. S. 470—556.

Friedrich IV. selbst hatte seinen Gedanken nicht aufgegeben; wir werden später erfahren, wie er den jetzt gescheiterten Plan unter scheinbar günstigerem Erfolge wieder aufnahm.

§. 4.

Die kirchlichen Verhältnisse der Pfalz. Die Universität.

Wie Friedrich IV. nach Außen eine umfassende Bedeutung des Calvinismus zu begründen suchte, so ward auch im Innern seines Großvaters und Oheims kirchliche Schöpfung mehr und mehr vollendet; es bewährte sich hier Friedrichs III. Ahnung über seinen Enkel: „Lutz wills nicht thun, Fritz wirds thun." Der lutherischen Engherzigkeit, die ihm seine früheste Erziehung hätte geben müssen, war er durch seines Oheims Einflüsse los geworden; er trat ganz in seines Großvaters Fußstapfen, und als man ihn (1594), wie einst Friedrich III., beschuldigte, einer im Reiche nicht erlaubten Glaubensform zu huldigen, antwortete er in ähnlicher freimüthiger Weise, wie jener auf dem Reichstage von 1566.

Der Kirchenrath ward in der Weise aus weltlichen und kirchlichen Mitgliedern bestellt, wie früher zu Friedrichs III. Zeit. Unter den zehn Mitgliedern der Behörde besaß Otto von Grünrad, aus einem edlen meißnischen Geschlechte, des Kurfürsten Erzieher, den größten Einfluß; er hat uns auch über den Zustand der Kirche in jener Zeit eine Handschrift hinterlassen [6]). Grünrad war früher auch des Prinzen Moriz von Oranien Erzieher gewesen und hatte an der kirchlichen Umgestaltung in Nassau, Hanau und Solms großen Antheil. Während seiner mehr als zwanzigjährigen Wirksamkeit hatte er in allen kirchlichen Bewegungen der Pfalz den nächsten Einfluß, und von den officiellen Verordnungen, welche die Regierung in kirchlichen Dingen bekannt machte, sind die meisten sein Werk gewesen.

---

6) Eigenhändige Auszüge daraus von F. P. Wundt in der Battischen Bibliothek 331.

Unter den Männern, die neben ihm wirkten, wird Abraham Scultetus später noch oft zu nennen seyn; Bartholomäus Pitiskus, ein bekannter schlesischer Theolog, der früher am Casimirianum thätig gewesen und dem jungen Kurfürsten neben Grünrad Unterricht ertheilt hatte [7]), saß ebenfalls im Kirchenrath; von Einfluß war auch ein anderer College von ihnen, Melchior Anger.

Die alte Einrichtung der Kirche, wie sie unter Friedrich III. gewesen, ward wesentlich beibehalten; wenn auch in einzelnen Bestimmungen leichte Aenderungen eintraten, so wurde doch in der Regel nur das weiter fortgeführt, was Friedrich III. begonnen hatte.

Um der Kirche ihr innerliches Leben zu erhalten, hatte Friedrich III. die kirchlichen Convente und Synoden eingeführt; auch sie wurden jetzt von seinem Enkel soviel wie möglich erneuert. Die Synoden scheinen zwar in keinen rechten Aufschwung gekommen zu seyn, aber die Classenconvente wurden regelmäßig abgehalten und von einem der Kirchenräthe, Melchior Anger, pünktlich beaufsichtigt. Auch ward eine allgemeine Visitation der Kirchen und Schulen vorgenommen und in deren Folge ein abgekürzter Katechismus bekannt gemacht (1598), dem der größere zu Grunde gelegt war. Endlich wurden jetzt in den Städten wie Dörfern die christlichen Katechisationen eingeführt, die zur Fortbildung der Erwachsenen dienen sollten [8]).

Die theologische Bewegung auf den Kanzeln und in Streitschriften dauerte indessen fort; ja sie ward um so lebhafter, je fester sich der pfälzische Calvinismus seine Stellung begründete. Der alte Streit zwischen David Pareus und den Lutheranern in Würtemberg war von Neuem aufgetaucht, seit der Gegenstand des Kampfes, die neustadter Bibelübersetzung, war (1591) von Neuem aufgelegt worden, und wenn sich auch nicht mehr der

---

7) Adami vit. theol 837.

8) van Hyler I 249

wilde Andreä erhob, um, wie [9]) in der Dedication an Friedrich IV., die Uebersetzung „mit calvinischem Gift beschmeißt" zu nennen und das Werk als ein Erzbubenstück zu bezeichnen, so war doch der Streit, den diesmal Siegward gegen Pareus führte, in seinem Object weder gewichtiger, noch in seiner Haltung erbaulicher [10]).

Dieser Streit hatte kaum geruht, als ein neuer bitterer Kampf die Heidelberger und Tübinger in die Schranken rief. Der Kirchenrath Marx zum Lamm hatte (1591) einen „Kurzen Bericht" gegen die Lutheraner und ihre Abendmahlslehre drucken lassen, ein „Gegenbericht" von dem stuttgarter Probst Johann Magirus war gefolgt (1592) und auch Marx hatte sich wieder mit einer „Abfertigung" vernehmen lassen. Jetzt stieß er in ein Wespennest; der stuttgarter Lutheraner ließ (1593) „eine nothwendige und wahrhafte Antwort auf die schmähliche Abfertigung" erscheinen, die eine ziemlich vollständige Blumenlese der gröbsten Schimpfwörter aus der belebten und unbelebten Natur enthält, und namentlich durch ihre Schimpfnamen aus dem Thierreich für complet gelten kann [11]). Wenn der pfälzische Kirchenrath bittere und derbe Bemerkungen über den stuttgarter Probst pfundweise ausgeschüttet hatte, so gab sie ihm der centnerweise zurück. Zugleich zog ein frankfurter Zionswächter des reinen Lutherthums, Daniel Schadäus, gegen die Pfälzer zu Felde; seine Schrift kann zwar auf die Palme der Grobheit, die dem Würtemberger gebührt, nicht Anspruch machen, aber sie ist in jenem grausigen theologischen Rothwelsch' einer halb lateinischen, halb deutschen, jedenfalls barbarischen Sprache geschrieben, an der

9) Christliche trewherzige Erinnerung vnd Warnungen von Jacob Andreä. Tüb. 1589. Vorrede S. 2. 4. Im Jan. 1590 war A. gestorben.

10) Sigward Antwort auf die Stellung D. Parei. Tüb. 1590. Pareus Sieg der Newstadt. Bibel wider J. G. Sigwards Antwort. Neust. 1591.

11) Die Battsche Bibl. hat alle diese kostbaren Documente zu Beurtheilung des theologischen Zeitgeistes mit dankenswerther Sorgfalt gesammelt.

sich in jener Zeit die volksthümliche Frische und Einfachheit der lutherischen Bildung verblutet hat. Wir könnten noch ganze Seiten füllen mit der Geschichte der unerquicklichen Polemik, die ohne Anfang und Ende sich bei jeder neuen Erwiederung nur mit verstärkter Grobheit erneuert hat.

So erschien 1594 eine förmliche Denunciationsschrift, die den pfälzischen Calvinismus beschuldigte, mit der protestantischen Lehre im Widerspruch zu stehen; gleich rührten sich die heidelberger Theologen in einer detaillirten Gegenschrift, worin sehr fein jene Anklage als eine „unwahre, ungeschickte und giftige Charteke" bezeichnet, und der baldige Untergang solcher Menschen liebreich vorausgesagt war. Auch der Katechismus von 1598 erregte eine ähnliche bittere Fehde.

Unter solchen Verhältnissen gehörte viel Muth dazu, an eine Vereinigung der verschiedenen Religionspartheien zu denken; und doch strebten einerseits die Katholiken darnach, die mit den Zwinglianern entzweiten Anhänger Luthers wieder in ihren Schooß zurückzuführen; anderseits hofften die Calvinisten fortwährend, die Lutheraner würden sich mit ihnen zu einem gemeinsamen protestantischen Interesse verbinden. So tauchten denn mannigfache Vorschläge auf; der Jesuitenzögling Maximilian von Bayern suchte seinen Nachbar, den Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, zu bekehren und wählte dazu ein Colloquium [12]) zu Regensburg (1601), das denn freilich einen eben so traurigen Ausgang genommen hat, wie alle theologischen Colloquien jener Zeit. Auch in der pfälzischen Kirche waren Vereinigungsentwürfe nicht ohne Anhänger; Friedrich IV. selbst förderte sie, da ja seine Lieblingsidee, die politische Union, auf einer Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen beruhte. Der eifrigste Anhänger war aber David Pareus, dessen kirchliche Ansicht über den engen Wortzwang seiner theologischen Zeitgenossen hinausging, und der es sich wohl möglich dachte, man könne dogmatische Abweichungen durch eine mildere Auffassung

12) Im pfälz. Archiv zu Carlsruhe finden sich darüber Akten.

der Unterschiede ihrer gefährlichen Spitze berauben. Schon seine Bibelübersetzung, die so viel Lärm verursacht hatte, sollte eine Vereinigung vorbereiten; in einer Darstellung des Calvinismus, die er (1595) herausgab [13]), beklagte er sich, daß man statt zu prüfen und zu forschen, das Wort Calvinist als Partheischimpfnamen zu gebrauchen suche. Das Büchlein war mit musterhafter Ruhe geschrieben und von der frohen Zuversicht durchwärmt, daß zuletzt die Wahrheit doch auf dem Wege der Ueberzeugung siegen müsse. Sein Wahlspruch ist Tertullians Satz, die Wahrheit habe sich nur dann zu schämen, wenn sie sich verberge; sein Zweck liegt in seinen eignen Worten: nun da man zu Streite kommen ist, sey das beste, zu sehen wie man wieder herauskomme.

Von dieser freieren Ansicht ausgehend, kam er auf den Gedanken, den wesentlichen Streitpunkt lutherischen und calvinischen Kirchenthums, wie er aus der Schule hervorgegangen war, auch wieder zur Schule zurückzuführen. Er schlug nämlich (1603) vor, für die Abendmahlslehre die beiden scholastischen Kunstausdrücke essentialiter und substantialiter hinzuzufügen und dadurch den ersten Schritt zu einer Annäherung an die Lutheraner zu thun. Die heidelberger Geistlichkeit konnte sich zu solchem Opfer nicht verstehen, hatte auch vielleicht eine Abneigung gegen das Hereinführen von lateinischen Kunstwörtern in eine klare Volksreligion; genug, sie beschwerte sich, und der Kurfürst gab in einer ausführlichen Verordnung ihrer Ansicht recht (1604); es sollten solche Ausdrücke nicht gebraucht werden [14]). Der wackere Pareus ließ sich dadurch nicht abschrecken; schon 2 Jahre nachher gab er sein Irenicum [15]) heraus, das auf eine Ver-

---

13) Summarische Erklärung, der waren catholischen Lehr, so in der ChurPfaltz bey Rhein, vnd andern vom Bäpstlichen Sawerteyg gesäuberten Kirchen geübet wird. Amberg 1595.

14) Das Aktenstück bei Struve Pf. Kirchenh. S. 519 ff.

15) Irenicum sive de Unione et Synodo Evangelicorum conciliando liber votivus 1606.

einigung aller Protestanten eifrigst hinarbeitete; statt den Unfrieden zu schüren, waren die Glaubensverschiedenheiten der beiden Reformationsrichtungen absichtlich als unbedeutend hingestellt, die übereinstimmenden Punkte dagegen mit Nachdruck hervorgehoben. Er führte Beispiele von früheren Vereinigungen an und faßte überhaupt die Sache von dem Standpunkte aus, auf welchem sie zwei Jahrhunderte nachher einer gereifteren Zeit gelungen ist.

Die Stimmung schien günstig; denn in demselben Augenblick kam eine Schrift zu Tage, die unter dem Namen eines der bekanntesten lutherischen Kirchenhäupter, Lucas Osianders, erschien und dasselbe, wie Pareus, vorschlug. Diese „Treuherzige Vermahnung", der man Osianders Namen an die Stirne schrieb, ging natürlich von den Reformirten aus, und war das Werk des oben genannten Barth. Pitiskus; sie wollte nichts weniger, als eine friedliche Versöhnung lutherischer und calvinischer Kirchen gegen das immer stärkere Umsichgreifen des Pabstthums. Aber der wohlmeinende Vorschlag ward schlecht belohnt; ein wittenberger und ein hamburgischer Lutheraner griffen sogleich das Versöhnungsbuch an, und der brandenburgische Pfarrer Jordan warnte in einer seinem Fürsten dedicirten Schrift die Christenheit ernstlich vor jeder calvinischen Brüderschaft. Als sich endlich auch die Tübinger regten, entstand eine vollständige Literatur von Streitschriften, die sich 10 Jahre lang vergrößerte; noch im Jahr 1616 schrieb Siegward eine ausführliche Antwort auf Pareus wohlgesinnten Vereinigungsvorschlag.

Von theologischer Seite, das sah der Kurfürst wohl ein, war also eine Versöhnung nicht zu erreichen; er versuchte es denn ernstlich mit der politischen, und wir werden unten sehen, wie weit ihm dies gelungen ist.

Die Universität ging unter Friedrich IV. einer glänzenden Zukunft entgegen; wissenschaftliche Thätigkeit und Belebung geistiger Interessen war dem jungen Kurfürsten sehr frühe eine Lieblingsneigung gewesen. Kaum dem Knabenalter entwachsen, suchte er eifrig die akademischen Hörsäle und Disputirübungen

auf, und als man ihn nach einem alten Brauche für das Jahr 1588 zum Rector gewählt hatte, schien der 14jährige Prinz sich in dieser gelehrten Würde mit vielem Behagen zu bewegen. Was sein Oheim in dem empfänglichen Knaben als Saat niedergelegt, mußte schon früh an dem im achtzehnten Jahre zur Regierung berufenen Jüngling als Frucht sich zeigen; in der That blieb keine der Erwartungen, die in ihm einen neuen Mäcenas der Wissenschaft hofften, unerfüllt. Ungeachtet der trefflichen Regierungen, die vorhergingen und das Wohl der Universität so sehr im Auge hatten, war noch viel zu thun, bis die gelehrte Anstalt zu einer geistig freien Pflanzschule der kommenden Generation geworden war; Friedrich IV. hat es gethan, und für die Abstreifung der letzten scholastischen Nachwehen sind wenige Kurfürsten so thätig, wie er, gewesen.

Zuerst wurden die Gesetze dem Geiste der fortschreitenden Bewegung gemäß verändert, dann die kostspieligen Taxen bei Promotionen herabgesetzt; auch traf er die Bestimmung, daß von nun an in fortlaufenden Annalen eine Gesammtübersicht der Entwicklung der Universität sollte actenmäßig niedergelegt werden [16].

Wichtiger als alles das, war die bei Friedrich IV. sehr lebendige Einsicht in das Wesen einer Hochschule. Wurden von ihm die eigentlichen Fachwissenschaften mindestens so sorgfältig bedacht, als bisher, so waren es doch ganz besonders die geistig anregenden, allgemein bildenden Studien, deren Wesen sich Wenigen ganz erschließt, wofür er am thätigsten besorgt war. So zählten die theologischen, juristischen, medicinischen Fächer glänzendere Namen, als kaum zu irgend einer Zeit, und doch war in demselben Augenblick Heidelberg die Zufluchtsstätte für alle die geworden, welche ohne Brodrücksichten rein der wissenschaftlichen Pflege lebten.

In der Theologie wirkten noch, nachdem Sohn (1589) gestorben war, Jacob Kimedoncius, der Freund und College von

16) Vgl. Cod. pal. lat. 1854

Zach. Ursinus; dann jener David Pareus, dessen oben gedacht worden ist, Paul Tossanus, der treffliche Sohn des hochverdienten Daniel Tossanus, der noch bis 1602 als Hofprediger thätig war; endlich zwei sehr tüchtige Männer, welche sich die pfälzische Regierung gleichsam von Jugend auf für ihre Universität groß gezogen hatte. Der erste war der Mecklenburger Barthol. Coppen, der als Knabe mit seinem Großvater auf einer Reise nach Heidelberg gekommen war, und dort durch freundliche Aufnahme gefesselt, als Zögling der trefflichen Gelehrtenschule zurückblieb. Die Freigebigkeit Johann Casimirs ließ ihn große Reisen ins Ausland machen, wo er, namentlich zu Basel und Genf, den Calvinismus an der Quelle studirte; zurückgekommen wirkte er abwechselnd am Sapienzcollegium, dem er selbst seine Erziehung verdankte, abwechselnd an der neuhauser Schule, bis er (1600) zum Professor der Theologie ernannt ward. Der andere war Quir. Reuter, geborner Pfälzer, aus Mosbach, der seit seiner Kindheit die verschiedenen Religionsveränderungen der Pfalz mit durchgemacht hat. Schüler des Sapienzcollegiums und der berühmten Theologen Boquinus, Zanchius, Tremellius, wanderte er mit ihnen aus und zog sich nach Neustadt. Nachdem er ähnliche Studien gemacht, wie Coppen, kehrte er in die Heimath zurück und ward erst als Lehrer an verschiedenen Lehranstalten beschäftigt, dann (1601) zum Professor der Theologie ernannt. Im folgenden Jahr trat er in Tossanus Stelle ein.

Für die Jurisprudenz war eben so reichlich gesorgt; wenn man das an protestantischen Universitäten damals etwas vernachlässigte Kirchenrecht der Katholiken ausnimmt, waren alle juristischen Fächer glänzend besetzt. Neben Reinhard Bachovius, dem Sohne jenes aus Leipzig vertriebenen reformirten Bürgermeisters, der in der Pfalz Zuflucht und Anstellung fand, der später in alle Wechselfälle der Kriegszeiten auf betrübende Weise mitverflochten ward, Joh. Kahl, Peter Heymann, Phil. Hoffmann, dem Anhaltiner Daniel Nebel (1598), dessen Familie zwei Jahrhunderte lang der heidelberger Universität Lehrer gegeben hat, berief Friedrich IV. Juristen ersten Ranges; so namentlich den damals

hochberühmten Italiener Jul. Pacius und Dionysius Gothofredus (1600), der nicht nur als ausgezeichneter Romanist die Universität außerordentlich hob, sondern auch in verwickelten Staatshändeln seine publicistische Feder der pfälzischen Sache gewidmet hat [17]. Als eigenthümliche Zierde der Hochschule glänzte eine Zeit lang bis 1598 als Lehrer des römischen Rechts Marquard Freher; politische und diplomatische Geschäfte, in welchen der Kurfürst ihm wie keinem anderen Vertrauen schenkte, entzogen ihn zwar dem Katheder, aber nicht der Wissenschaft. Gerade jener bewegten politischen Wirksamkeit, für die ihn sein Fürst mit einem pfälzischen Lehen, dem Dorfe Lustadt bei Landau, beschenkte, gehörte eine Reihe von Schriften an, die sonst nur dem stillen Leben des Forschers zu gelingen pflegen; vor Allem seine **Origines palatinae**, die jedenfalls das unbestrittene Verdienst haben, zu einer ernsten Untersuchung der ältesten pfälzischen Zustände den ersten und wirksamsten Anstoß gegeben zu haben.

In der Medicin waren noch von der früheren Regierung her Heinrich Smets [18], Ludwig Gravius und Joh. Obsopoeus thätig; ihnen schlossen sich Jacob Lucius, Pitiskus, Wolfg. Lossius und besonders Peter Spina von Aachen [19] an, ein ausgezeichneter Arzt jener Zeit, der sich in den bedeutendsten Ländern Europa's seine medicinische Wissenschaft erworben hatte und seit 1599 als Lehrer an der Hochschule thätig war.

Die philosophische Facultät stand an selbstständiger Thätigkeit und geistiger Anregung leicht allen voran. Zu den Männern, die seit längerer Zeit an der Universität für philosophische

---

17) Joann. praef. ad Pareum, p. 59. 61.

18) Von ihm besitzt die Universitätsbibliothek noch einen Theil der Correspondenz, namentlich den Briefwechsel mit F. Junius. Cod. pal. 804 839.

19) Vgl. Petri de Spina Vita per Balthas Venatorem. Bip. 1732. Er erhielt auch 1604 sammt seiner Gemahlin einen Gnadengehalt von 50 fl., der mit 500 abgelöst werden mußte, „wegen seiner treuen unverdrossenen und nützlichen Dienste." Pfälz. Cop. XLI. b. fol. 278. (Carlsr. Archiv).

Studien thätig waren, einem Simon Stenius, den beiden Jungnitz und Adami, dem trefflichen Pithopöus und dem hochverdienten, vier Decennien für Heidelberg thätigen Witekind, waren andere Lehrer, wie Baumbach, Decker und namentlich Aemil. Portus [20]), hinzugekommen, Leunclavius war durch seinen Tod überrascht worden (1593), ehe er der Universität nützlich werden konnte, und theils neue Berufungen, theils ein glückliches Zusammentreffen ungesuchter Verhältnisse hatten ein sehr reges geistiges Leben geweckt.. Es waren auch außer der Universität sowohl an der Bibliothek als an den andern Schulen tüchtige Kräfte vereinigt, und wie immer ein trefflicher Mann andere nachzieht, so wählte mancher ohne äußern Beruf die aufstrebende Universität zu seinem Aufenthalt, nur um in dieser erfrischenden geistigen Atmosphäre zu leben. So waren als Vertreter allgemein bildender Studien der treffliche Humanist Janus Gruterus anwesend, der vielfach rührige Paul Melissus, der nach einem stürmischen Leben im Ausland und in der Heimath endlich in Heidelberg seinen Ruheort gefunden hatte; so wirkte Friedrich Sylburg damals in Heidelberg, der äußeren Lehrthätigkeit entledigt und von jenem eisernen, ächt deutschen Ernste getrieben, seinen umfassenden Studien frei zu leben; die noch jetzt zum Theil unentbehrlich gewordenen Früchte seiner kritischen Thätigkeit, die sich über die bedeutendsten und schwierigsten Schriftsteller des Alterthums verbreitete, sind in dieser Zeit zur Reife gelangt. Sylburg selbst fand wieder einen Anziehungspunkt an dem gebildeten Buchdrucker Commelin, der religiöser Gründe halber seine französische Vaterstadt verlassen und zuletzt in dem Eldorado des Calvinismus, in Heidelberg, eine Zuflucht gefunden hatte.

Friedrich IV. selbst, der dies Streben mit freudiger Theilnahme verfolgte, gab thätige Beweise, daß er neben den Fachwissenschaften die allgemeinen zu würdigen verstand; für Ge-

---

20) Bisher nirgends erwähnt. Er trat das Amt 1597 an. Vgl. Acta fac. phil. IV. 144 ff.

schichte, die bisher ein Anhängsel irgend einer andern Professur gewesen war, ward ein eigener Lehrstuhl geschaffen und durch Simon Stenius (Stein) besetzt; der damals hochberühmte Orientalist Jacob Christmann, einst Zögling der pfälzischen Schulen, dann an verschiedenen als Lehrer lange Jahre in andern Fächern, namentlich in der Logik, thätig, wurde von Friedrich IV. seiner entsprechenden Wirksamkeit zurückgegeben; er ernannte ihn zum Professor der arabischen Sprache (1608) und gab damit das erste Beispiel, diesen damals noch sehr selten gepflegten Studien einen eignen öffentlichen Sitz aufzuschlagen.

Ein so wohlthuendes Bild, wie dieß wissenschaftliche Leben unter Friedrich IV. hat die Universität, etwa die Zeit Carl Ludwigs, ausgenommen, so lange sie pfälzisch war, nicht mehr geboten. Welch reger Austausch, welch frischer Verkehr mußte in einer Stadt seyn, wo unter den Augen eines gebildeten Fürsten und ausgezeichneter Räthe ein Pacius, D. Gothofred, M. Freher, Smets, Obsopöus, Tossan, Pareus, Stenius, Christmann als Universitätslehrer, Janus Gruterus, Friedr. Sylburg und Paul Melissus als Bibliothekare [21]), Barth. Pitiskus, der treffliche Theologe und Mathematiker, als Hofprediger wirkten, Fr. Sylburg als Schriftsteller privatisirte und ein Mann wie Commelin als Buchhändler thätig war!

Man würde irre, wollte man glauben, eine äußerlich glänzende Lage hätte diese Bestrebungen gelohnt; vielmehr hat die deutsche Gelehrsamkeit auch hier ihren Ruhm bewährt, ohne äußern Impuls und glänzenden Lohn Großes zu leisten; die Professoren konnten existiren, aber nur sparsam. Und doch hatte das pfälzische Heidelberg kaum je so glänzende Zeiten gesehen, selbst die Philipp des Aufrichtigen, Friedrichs III. und Johann Casimirs nicht ausgenommen; nie war die Zahl der herbeiströmenden Jünglinge stetig auf solcher Höhe geblieben, wie da-

21) Acta fac. phil. IV. 114. Sylburg war Bibliothekar bei Universität, Melissus und Gruterus dagegen bei großer kurfürstl. Bibliotheca palatina, die in der h. Geistkirche stand.

mals. Die Universität hatte jetzt das Mittelalter völlig abgestreift, der Segen eines freien geistigen Strebens wirkte auch durch die Zeiten der folgenden Zerstörung noch fort und die Erinnerung daran hat selbst eine Epoche 30jährigen Elendes nicht verwischen können, die mit tragisch erschütternder Raschheit jener herrlichen Blüthenepoche als vernichtende Catastrophe gefolgt ist.

Die literarischen Töchteranstalten der Universität hatten an der gemeinschaftlichen Blüthe ihren guten Antheil; namentlich hat die Bibliothek, die aus der Vereinigung der beiden kurfürstlichen Stiftungen auf dem Schloß und der h. Geistkirche unter Otto Heinrich entstanden war, und in der letzten Zeit große Bereicherungen erhalten hatte, durch Friedrich IV., den eifrigen beinahe leidenschaftlichen Bücherfreund, einen großen Aufschwung bekommen; die alten Universitätsbibliotheken waren dadurch längst verdunkelt worden, wenn sie gleich neben dieser prächtigen Sammlung nützliche Hülfsmittel genug boten. Die kurfürstliche Bibliothek war aber Europas glänzendster Bücherschatz, den Gruters Freundlichkeit Allen nützlich machte und der auf allgemeine Verbreitung wissenschaftlicher Thätigkeit unendlich vielen Einfluß geübt hat, während er jetzt zum Theil unverstanden und unbenutzt in den staubigen Schränken des Vaticans begraben liegt. Damals zogen Hunderte nach Heidelberg, der herrlichen Bibliothek zu Liebe; der berühmte Salmasius stahl sich heimlich nach dem ketzerischen Neste, wo die kostbaren Bücherschätze waren und es ist beinahe kein bedeutender Gelehrter jener Zeit, der ihr nicht, anwesend oder abwesend, zu Danke wäre verpflichtet gewesen [22]).

---

22) Ein Libell von Aug. Theiner („Schenkung der heidelberger Bibliothek. München 1844"), worin die Moral der langen Finger in ein System gebracht und salbungsvoll vertheidigt ist, stellt die edle Liberalität der heidelberger Bibliothekare als eine Lüderlichkeit hin, welche Rom zum Diebstahl berechtigte. Man vgl. dazu, was der Verf. in den Heidelberger Jahrb. 1844 S. 854 ff. über die historische Wissenschaft und die ultramontane Casuistik dieses Oratorianers bemerkt hat.

Die Vorschulen der Universität, das Sapienzcollegium, das heidelberger und das neuhauser Gymnasium bestanden in Blüthe; die tüchtigsten Lehrer der Universität haben sich zum Theil an diesen Anstalten zuerst eingeübt. In Allem war ein selbstständiger Trieb, eine innere Freude und Theilnahme zu bemerken, wie nur ächtes wissenschaftliches Leben sie hervorruft; wer mochte ahnen, daß schon nach zwei Jahrzehnten alle diese stolzen Pflanzstätten deutscher Wissenschaft in Schutt und Trümmern liegen, die geistigen Hülfsmittel theils brutaler Zerstörung, theils plumpem Diebstahl als Opfer fallen würden?

§. 5.

Die Regierung des Landes. Gründung von Mannheim. Ambergische Zustände.

Friedrichs Regierung war geordnet und gut; denn wenn auch die Menge der Bedürfnisse und der Luxus des Hoflebens mit der erweiterten Bedeutung des pfälzischen Einflusses nach Außen immer mehr zunahmen, so entstand doch jetzt noch zwischen dem Ertrag des Landes und seinen Ausgaben kein Mißverhältniß. Friedrich, wie er an Wissenschaft und Kirche mit aller Lebendigkeit eines jugendlichen Gemüthes Theil nahm, war auch als Regent und Verwalter von thätigem Eifer erfüllt; zwar haben ihn auswärtige Verhältnisse, vielfache Zerstreuungen, auch ein allzu großer Hang zu den Genüssen der Tafel und Jagd mannigfach in Anspruch genommen; die Regierung des Landes litt aber darunter wenig. Er blieb seiner Gewohnheit meistens treu, nach dem Frühgebet den Rest des Morgens in der Kanzlei oder in den Kirchenrathssitzungen zuzubringen, und alle bedeutende Staatsgeschäfte wurden unter seiner unmittelbaren Aufsicht erledigt.

Vortrefflich waren besonders seine Rathgeber; sie haben auch in Momenten, wo er erschlafft war, das Räderwerk der Staatsverwaltung in frischem Gange erhalten. Wie an der Universität eine allgemeine geistige Bildung, ohne kleinliche Ver

irrungen, herrschend war, so waren auch diese Staatsbeamten Friedrichs IV. von dem leblosen Mechanismus bureaukratischer Routine ebenso frei, wie von der Befangenheit einseitig kirchlicher Ansichten. Gelehrsamkeit und Weltbildung, Geschäftskenntnisse und ein freieres höheres Streben, das über die Schranken des Faches hinausging, war Allen eigen; solche Männer waren vor Allen der Kanzler und Vicekanzler Gerhard Pastoir und Ludwig Cullmann, beide nicht durch adelige Abkunft sondern durch persönliche Würdigkeit zu den ersten Stellen des Landes erhoben. Unter Friedrichs Räthen und hohen Beamten glänzen, neben Heinrich von Schwerin und Fabian von Dohna, besonders seine beiden Erzieher, Otto von Grünrad und Georg M. Lingelsheim, der Freund von Thuanus, Casaubonus und Hugo Grotius [23]); dann der hochgebildete Vollrath von Plessen, Michael Loeffenius, dem der Kurfürst 1606 den Adel ertheilte [24]), ferner Justus Reuber ein um die deutsche Geschichtsforschung hochverdienter Mann, der dem Administrator Johann Casimir wie die rechte Hand gewesen war; besonders auch Leonhard Schuch, der in den späteren diplomatischen Händeln, welche die Union betreffen, viel gebraucht ward und sich da nicht nur als tüchtigen Geschäftsmann, sondern auch als einen ruhigen und gemäßigten Mann von patriotisch deutscher Gesinnung bewährte. Zu nennen sind auch der Hofrichter Hippolitus a Collibus, einer der tüchtigsten Juristen jener Zeit; Peter Denays, der als ein ehrenwerther und gerechter Richter großen Ruf genoß, und des berühmten Marquard Freher wurde schon oben gedacht. Alle diese Männer fanden ihre Erholung vom Staatsleben in geistigen Beschäftigungen, namentlich den Studien des Alterthums; ihr Briefwechsel [25]) gibt ein schönes und belebtes Bild

---

23) Vgl. Bongarsii et Lingelshemii epistolae. Argent. 1660. p. 221. 171.

24) Riesm. p. 165.

25) S. Monum. piet. II. und die angeführten Briefe von Bongars und Lingelsheim.

geistig regsamer Geschäftsmänner, die auch außerhalb der Schreibstube sich selbst und ihre Umgebung zu einer höheren geistigen Beschäftigung hinanzuziehen wußten; neben den wichtigsten Staatsfragen der damals weit verzweigten pfälzischen Politik dienen gelehrte Gegenstände stets zur Belebung; in den Briefen eines Lingelsheim u. A. werden die Wendungen der europäischen Staatshändel und die neuesten literarischen Erscheinungen mit demselben Interesse besprochen.

Unter den Schöpfungen im Inneren des Landes verdient eine einzige vor allen andern geschichtliche Erwähnung, die Gründung Mannheims. Es ward dadurch in die pfälzische Geschichte der folgenden Jahrhunderte ein neues Element hereingebracht, das für den alten Sitz der Pfalzgrafen von einer verhängnißvollen Bedeutung geworden ist; denn schwerlich hat der Gründer geahnt, daß einst die ehrwürdige Stammburg der Pfalzgrafen vom Rhein veröden, der Reichthum des Landes verschwendet würde, um in der jungen Stadt eine eitle und todte Pracht monarchischen Hochmuths begründen zu können. Das Schicksal ist gerecht, und was klügelnde Berechnung übersieht, wird durch den weisen Zusammenhang aller Dinge gut gemacht. Indem der Gründer Mannheims den ersten Stein legte zu einer werdenden Stadt, hat er die dargebotene Gunst der Natur unbewußt aber fruchtbar benutzt; über diesen Steinen erhob sich eine Stadt, deren selbstständiges Leben erst die ferne Zukunft schuf, die anfing zu neuem Leben zu blühen, als die Pfalz aufhörte, politisch zu seyn.

In den Gegenden, wo jetzt der Neckar sich mit dem Rhein vereinigt, mag früh die Bewegung der Zeiten ihre schöpferischen Spuren hinterlassen haben; auch wenn nicht, wie es der patriotische Aberglaube will, Römer und älteste Germanen hier einen mächtigen Schauplatz ihrer Thaten begründeten. Geschichtlich bleibt jenes immerhin alte Dorf Mannenheim, das seit dem achten Jahrhundert als ein Besitz des Klosters Lorsch genannt wird, und wahrscheinlich sammt der übrigen Errungenschaft geistlicher Güter im Lobdengau zu Ende des

12. Jahrhunderts in pfälzische Hände gekommen ist. Es war ein ärmlicher kleiner Ort, dessen Hütten sich spärlich zwischen dem Neckar und Rhein ausdehnten; genannt ward es nur im Laufe des Mittelalters, der Burg Rheinhausen wegen, die in der Nähe lag, und wo Zölle und Abgaben für die rheinischen Pfalzgrafen erhoben wurden.

Die Reformation war auch hier von segensreicher Wirkung; Auswanderer, die ihr Vaterland um der Religion willen verlassen mußten, fanden in dem Asyl des reformirten Glaubens eine Zuflucht, und wie Frankenthal aus einem öden Kloster schnell ein blühender Fabrikort ward, so ward durch die flüchtigen Niederländer auch in dem kleinen Mannheim Wohlstand und Thätigkeit gesteigert. Am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war es nicht mehr klein und arm, die bürgerliche Thätigkeit war rege geworden, ein ausgedehnter Weinbau hob den Wohlstand, und das ehemals schmächtige Dorf hieß jetzt schon Gemeinde, hatte seinen Schultheiß und Bürgermeister[26].

Dieses Emporblühen eines Ortes, der durch seine Lage so begünstigt war, und der erneuerte Zudrang reformirter Ausländer, die auch bald nachher in Oppenheim und im Kloster Lirheim Zufluchtsstätten fanden[27], waren Veranlassung genug, der Gemeinde einen ähnlichen Aufschwung zu zu geben, wie einst Friedrich III. ihn zu Frankenthal geschaffen hatte. Weiter greifende Motive kamen hinzu; der pfälzische Calvinismus war eine politische Macht geworden, und Friedrich IV. glaubte sich berufen, der Führer dieser Macht zu werden; ohne Kampf konnte es nicht geschehen, darum mußte er daran denken, sein Land vor den Wechselfällen eines drohenden Krieges sicher zu stellen[28]. So entschloß sich Friedrich aus dem alten Dorfe

26) Geht aus dem urkundlichen Revers hervor in den Pfälz. Copial. XLI b. fol. 265 ff. (Carlsr Archiv).

27) Pfälz. Copial XLI. b. fol. 315. 322.

28) Im bayr. Reichsarchiv (rheinpf. Landesdefensionssachen) finden sich Papiere, die beweisen, wie man seit 1595 auf jede Weise bemüht war, die Pfalz in Vertheidigungszustand zu setzen.

Mannheim eine mächtige Festung, eine Schutzwehr der Pfalz zu machen, und seit dem Jahre 1605 war er in Unterhandlungen thätig, die Bewohner zur Abtretung ihres Besitzes für die neuen Bauten zu vermögen. Es war schwerer, als er glaubte; die guten Mannheimer hatten nicht unrecht, wenn sie sich sträubten, ihre Wohnungen, Krautfelder und Weinberge aufzugeben um ein Kastell erbauen zu sehen, das sie weniger schützte als den Stürmen kommender Kriegsfälle preisgab. Nach langen Verhandlungen kam man am Ende des Jahres 1605 zum Ziele; ein Vertrag vom 11. Febr. 1606 [29]) enthielt die Bewilligung der Einwohner, ihre Wohnungen und Scheunen abzubrechen, ihre Güter durch „unpartheiische Richter" abschätzen zu lassen. Der Kurfürst wollte ihnen für neuen Aufbau Material, für abgebrochene Häuser, die nicht wieder erbaut würden, Geldentschädigung geben, und ihre Güter sollten ihnen durch andere in der Umgegend ersetzt werden. So waren die Hemmungen weggeräumt; der Plan war, ein Castell zu bauen gegen den Rhein, nach Westen zu in dessen Rücken sollte sich gegen den Neckar hin die neue Stadt anlehnen.

Bald waren die nöthigen Anstalten getroffen, Pläne und Materialien zur Hand, die Hütten verschwanden und mit einem Pfluge umzogen trat das Weichbild der neuen Festung geebnet dem Auge entgegen. Am siebzehnten März 1606 fand die Grundsteinlegung statt [30]). Schon den Tag zuvor war der Kurfürst mit seiner Gemahlin, dem zehnjährigen Kurprinzen und dem ganzen Hofe von Heidelberg angelangt; ein großes Zelt erhob sich an der Spitze, wo der Neckar sich mit dem Rheine vereinigt, um die fürstlichen Personen aufzunehmen. Am frühen Morgen versammelte man sich; eine Predigt (nach dem 46. Psalm) begann die Feier; treffende Beziehungen auf das Vorhaben der Anwesenden waren der Gegenstand der Rede,

---

29) In den Pf. Cop. a. a. O.

30) Beschrieben von dem Augenzeugen Marq. Freher. Orig. pal. II. 90.

ein warmes Gebet für das Aufblühen der neuen Schöpfung beschloß sie. Jetzt begab sich der Kurfürst auf den Bauplatz; unter den Augen einer zahllosen Menschenmenge grub er eine kleine Grube, in welche der Kurprinz dann die goldene Platte einlegte, die des Regenten Brustbild und die lateinische Inschrift enthielt:

> Auf dem berühmten Boden der alten kampflustigen Franken und Sueven, an des Rheins und Neckars Zusammenfluß, wo einst zuerst der römische Kaiser Valentianus gegen die Germanen eine feste und starke Schutzwehr gegründet, die nicht in Roms Händen blieb, sondern bald den gerechteren Herrscheransprüchen der Franken anheimfiel, dann Mannheim benannt in pfälzische Botmäßigkeit kam, da hat jetzt Friedrich IV. Pfalzgraf bei Rhein zu seinem eigenen, seines Volkes und des Vaterlandes Schutz eine feste Burg mit Schutzwehr und Stadt von Grund aus aufzurichten begonnen.

Die neue Friedrichsburg war gegründet. Die zahllose Menschenmenge, Hofleute und Volk, stürmte jetzt heran, jeder ergriff eine Hacke oder trug mit den Händen Erde herbei, im Wetteifer füllte man die Gruben aus und bald wölbte sich eine ansehnliche Höhe über dem Ort, wo die Platte lag. Ein Festmahl und ein froher Trunk, wozu der einheimische mannheimer Wein, damals ein gerühmtes Gewächs, dienen mußte, beschloß die Feier [31]).

Der Himmel hatte auf unfreundliche Weise seine Theilnahme kundgegeben. Der Regen schüttete den ganzen Tag in Strömen herab, ein furchtbarer Sturmwind, der durch das ganze Land tobte, riß Bäume aus der Wurzel und warf die Wagen an dem Bauplatz um; die beiden Ströme brausten wie zur Zerstörung um die neue Stadt herum, als wollten sie die künftigen Schicksale der jungen Schöpfung sinnbildlich andeuten.

31) Kayser hist. Schaupl. S. 320 Freher l. c.

Die Prophezeihung traf ein, aber aus jeder Zerstörung ging sie neuer und jugendlicher hervor, des Dichters Spruch bewährend:

Laß Flammen Dich verzehren,
Man wird in jungen Ehren
Dich Phönix wiedersehn.

Während dieser Veränderungen in den rheinischen Besitzungen nahmen auch die Angelegenheiten der Oberpfalz eine entscheidende Wendung. Seit den Unruhen von 1592 war in Amberg Gährungsstoff genug geblieben; und als Friedrich (1596) selbst anwesend neue Versuche machte, dem Calvinismus Eingang zu verschaffen, entstand eine Emeute, deren glückliche Unterdrückung den Kurfürsten schneller zu seinem Ziele führte. Die städtische Verwaltung ward jetzt neu besetzt, manche Vorrechte des alten Ambergs abgeschafft und auch dem Calvinismus mehr Boden, wie bisher, errungen.

Friedrich war entschlossen, die Oberpfälzer enger an das rheinische Stammland zu knüpfen; darum suchte er die Differenzen wegzuräumen und doch die eigenthümlichen Einrichtungen des Landes zu schonen. Auf ihre alten ständischen Rechte waren die Oberpfälzer sehr eifersüchtig; deshalb der Kurfürst, in dessen rheinischen Besitzungen jede Spur von ständischen Einrichtungen verschwunden war, in der Oberpfalz das ständische Leben sehr rege unterhielt. Die Landtage von 1591 und 1594 hatten zu keinem Ziele geführt, darum suchte Friedrich durch sein persönliches Erscheinen zu helfen. Drei Jahre nach einander war Friedrich in Amberg und Neumarkt anwesend; 1596 wurden die ersten Vorbereitungen getroffen zu einer Umgestaltung, 1597 wurde die ambergische Municipalverfassung [32]), das Kirchen- und Schulwesen abgeändert und im Jahr 1598 fand zu Neumarkt jener merkwürdige Landtag statt, dessen Verhandlungen verdienen, hier genauer berücksichtigt zu werden [33]).

32) Die Verhandlungen in einem Ms. auf der münchner Bibliothek (Cod. bav. 1803).

33) Sie finden sich, verfaßt von dem Secretär der oberpfälzischen

Am 13. Febr. ward der Landtag zu Neumarkt eröffnet; es fanden sich 6 Deputirte des Prälatenstandes ein, unter denen auch die kurfürstlichen Beamten Otto von Grünrad und G. M. von Lingelsheim waren; dann 34 Edelleute, die den Ritterstand vertraten, und von denen 14 den ständischen Ausschuß bildeten, endlich die Deputirten der Städte und Märkte, achtundzwanzig an der Zahl [34]).

Nachdem der Kurfürst durch seinen Statthalter Christian von Anhalt und den Vicekanzler Cullmann den Ständen für ihr pünktliches Erscheinen gedankt hatte, trat der Kammersecretär auf und setzte in ausführlicher Rede des Kurfürsten Wünsche auseinander. „Es sey ihm bisher noch nicht gelungen, Alles zu ordnen, doch hoffe er jetzt sein Ziel zu erreichen. Er lege deßhalb den Entwurf einer Landesordnung vor und bitte sie zu erwägen und zu bedenken, was darin zu verbessern sey. Er mache ferner auf die große Gefahr aufmerksam, die von den Türken drohe, und ersuche deßhalb die Stände um Vorschläge und Gutachten zu einer allgemeinen Landesvertheidigung. Deshalb möge auch die 1594 bewilligte Steuer um etwas erhöht werden. Auch möge das Umgeld genau überwacht werden, da, wie sich zeige, es nur sehr unvollständig entrichtet werde. Sehr gern, so schließt der Redner der Regierung in ziemlich bescheidenem Tone, wolle Ihre Kurf. Gnaden zwar weitere Lasten dem Lande ersparen, allein man möge bedenken, was der Antritt der Regierung, der lange Vormundstreit, das straßburgische Kriegswesen, seine eigne Vermählung und die der Prinzessin Dorothea (der Tochter Johann Casimirs) ihm für Unkosten gemacht habe."

Ritterschaft, Wolf Biispeck, in einem Ms. von 210 Blättern auf der münchn Bibliothek (Cod. bav. 1799).

34) Die Stadt Amberg drei, Neumarkt vier, Nabburg drei, Weiden zwei, Chamb drei, Kemnath, Auerbach und Neunburg zwei. Dann die Märkte Pressart, Bruck, Kaltenbrunn und Kolberg zusammen sieben. Die Namen aller Abgeordneten findet man a. a. O.

Ehe es darüber zur Berathung kam, trat der ständische Ausschuß erst mit seinen Beschwerden hervor; sie betrafen Beeinträchtigung der ritterschaftlichen Privilegien und Beschränkung der kirchlichen Duldung. Nachdem der Kurfürst eine genauere Angabe der einzelnen Punkte auf sein Verlangen erhalten hatte (18. Febr.), erwiederte er ihnen am 25.: die Privilegien der Ritterschaft wolle er, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, den man zu weit ausdehne, bewilligen, auch ihren Bescherden durch die Regierung zu Amberg abhelfen lassen; was den religiösen Punkt betreffe, so sollte, wenn es sich als wahr bestätigte, daß man an einzelnen Orten die Lutheraner in ihrem Cultus gehemmt, deßhalb die gerechte Strafe nicht ausbleiben, im Uebrigen aber die Declaration vom 18 März 1592 in Geltung bleiben.

Dort war ihnen Duldung eingeräumt und der Kurfürst hatte erklärt: „er sey nicht gemeint, Jemanden seiner Unterthanen, weß Standes er auch sey, in seinem Gewissen zu beschweren, nur sollten die Oberpfälzer nicht meinen, sie hätten allein die wahre Religion und die reformirte sey verdammt. In religiösen Dingen dürfe man Niemanden zwingen; Jeder ist da in dem Fall, auf seiner Seele Heil und Seligkeit zu sehen und Gott mehr als den Menschen zu gehorchen.“

Die Stände waren mit dieser Erklärung zufrieden und dankten ihm (26. Febr.) für die Aufrechthaltung der Privilegien und der Religionsfreiheit. Desto schwieriger war die Berathung über die vorgeschlagene Landesordnung, deren Resultat sie am 28. Febr. übergaben; die verschiedenartigsten Ansichten durchkreuzten sich darin. Am 2. März kam dann die ausführliche Antwort auf die Proposition, womit die Regierung den Landtag eröffnet hatte.

Die Stände dankten für des Kurfürsten Theilnahme und Fürsorge an der Landesordnung; wegen der Landesvertheidigung halten sie eine Festung für zu kostspielig und schlagen deßhalb kleine Verschanzungen, Bewaffnung und Schießübungen der Bürger vor. Die Erhöhung der Türkensteuer weisen sie unter

höflichen Formen ab, da der gemeine Handwerker und Bauersmann schon die vorige Steuer zu hoch gefunden; die ungenaue Einziehung des Umgeldes geben sie den Beamten selbst schuld, und was den letzten Punkt, eine neue Steuer anbelangt, so bitten die Stände nochmals um Einsicht in ihre Lage. „Wann aber, fügen sie hinzu, Ew. Kurf. Gnaden als unserm geliebten Kur- und Landesfürsten wir Im gern vnd von Herzen geholffen sehen und wissen wollten, bitten wir unterthänigst und gehorsamblich, dieselben geruchen sich gnediglich zu erklern, wie hoch sich denn solche Summa gelts belaufen sollte." Sie wollten dann versuchen so viel Geld aufzubringen.

Der Kurfürst war in seiner Antwort (4. März) mit den meisten Anträgen zufrieden, die Forderung wegen der Türkensteuer zog er zurück, den freiwilligen Zuschuß schlug er auf 300,000 Gulden an. Darüber ward nun hin und her unterhandelt, bis man (10. März) darüber einig ward, in 4 Terminen 200,000 Gulden zu bezahlen. An demselben Tage ward der Landtagsabschied erlassen, am 13. ging der Landtag auseinander.

Das ständische Leben blieb in der Oberpfalz auch weiterhin rege. Im Jahre 1604 fand ein Landtag statt, dessen wichtigste Arbeiten ein neues Landrecht und eine neue Türkensteuer waren; und nach der Stiftung der Union ward abermals ein Landtag gehalten, um die Oberpfälzer zu Beiträgen zu vermögen (1609)[35].

So ward die alte Spannung zwischen beiden Landestheilen vermindert; die Privilegien und ständischen Rechte der Oberpfälzer blieben weniger angefochten, und sie zahlten unter ständischen Formen ihr Geld gerade so, wie die Rheinländer ohne Landstände.

---

35) Ms. auf der münchner Bibl. (Cod bav. 1803. fol. 69 75)

§. 6.

Auswärtige Verhältnisse in Friedrichs IV. letzter Zeit; die Gründung der Union.

Die kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland hatten indessen eine immer schroffere Gestalt angenommen. Die unaufgelösten Fragen der Religionsduldung und der gegenseitigen Rechte beider Confessionen waren aus den Acten- und Gerichtsstuben in das Leben eingedrungen und drohten den Riß in der Einheit der Nation auf unheilbare Weise zu erweitern. Die Reichsregierung, so weit sie in den Händen des Kaisers lag, war völlig bedeutungslos; sie reichte nicht einmal hin, Besitz und Recht deutscher Bürger vor frechen Eingriffen durchziehender Soldatenführer zu schützen. Der Protestantismus war in widrige Sectenzänkereien aufs feindseligste zersplittert und die erste lutherische Macht, Kursachsen, schien in der gleichgültigen Kälte gegen die Gefährdung protestantischer Rechte, in dem engherzigen Verfolgungsgeist gegen alles nicht starr Lutherische einen unbeneideten Ruhm erlangen zu wollen. Schadenfroh lauschte der römische Katholicismus aller der Zerwürfnisse im Lager der Protestanten; das dogmatisch Unfertige, Gährende in seinem Innern, das politisch Getheilte in seinem Aeußern schien den Anhängern Roms eine sichere Bürgschaft zu seyn für den baldigen Rückfall zur alten Kirche. Diese alte Kirche selbst hatte die Rückwirkung der Reformationsbewegung aufs vortheilhafteste empfunden; aller widerstrebenden Elemente entledigt, war sie im trienter Concilium zu einem dogmatischen Abschluß gekommen, und neue jugendliche Kräfte, voran die Jesuiten, waren gerüstet, den Kampf mit geistigen und politischen Waffen gegen die junge Kirche zu beginnen.

In einem solchen Augenblick, wo zudem Alles anfing, Parteifrage zu werden, war es für den Protestantismus eine wichtige Angelegenheit, äußerlich mehr verbunden und von einem Oberhaupte geleitet zu werden. Diesen Beruf glaubte der junge Kurfürst von der Pfalz von seinem Oheim und Vorgänger übernommen zu haben; während Sachsen sich leidend verhielt

bei allen äußern Fragen des Protestantismus, lag es theils im calvinischen Princip, theils in Friedrichs Person, eine thätigere und kraftvollere Vertretung des Protestantismus zu erstreben. Eins stand ihm dabei im Wege: die öffentliche Meinung und ihre Abneigung gegen das Calvinische; innerlich verschmelzen konnten sich damals beide Kirchen noch nicht.

Desto näher stand durch Natur und Herkommen die Politik des calvinischen Kurhauses dem gleichdenkenden Ausland. An dem holländischen Befreiungskampf hatten die pfälzischen Fürsten mit Gut und Blut Antheil genommen, ein Oheim Friedrichs IV. hatte auf der Mockerhaide sein Grab gefunden und bei dem neulich gebornen Prinzen Friedrichs, Moriz Christian, hatten die Generalstaaten zu Gevatter gestanden (1601)[36]; mit England fanden fortdauernd freundliche Verhältnisse statt, wovon der Briefwechsel Friedrichs und der Königin Elisabeth Zeugniß gibt[37]), und die französischen Reformirten waren um so enger mit der Pfalz verknüpft, als früher Condé und Coligni, neulich Heinrich IV. in ihren Kriegen gegen das katholisch-liguistische Element, bereitwillige Hülfe bei den Pfälzern gefunden hatten.

So stellte sich denn Kurpfalz an die Spitze des deutschen Protestantismus. Die Bedeutung des Schrittes war groß, viel größer, als daß sie ein zwanzigjähriger Jüngling gehörig hätte erfassen können; denn das protestantische Wesen ward damit zum ersten Mal zu einer politischen Macht in europäischen Dingen erhoben, der Kampf mit der verstärkten katholischen Kirche ward begonnen, und nach Deutschland ein neues rechtlich noch nicht anerkanntes Kirchenelement hereingedrängt. Friedrich IV. öffnete dadurch seiner Familie den Weg zum höchsten Glanze oder zum gänzlichen Verfall; der Mangel an geistigen Kräften hat

---

36) Sie gaben ihm als Pathengeschenk „een jaerliche lyffrente von tweednyaent vyfhondert ponden", die nach des Kindes frühem Tode natürlich aufhörte. Vgl. Pfälz. Cop. XLII. b. fol. 392.

37) Rymer VII. 1. p. 124. 146. 180.

das letztere herbeigeführt. Friedrich selbst war zwar, von tüchtigen Räthen unterstützt, in seinem Lande ein guter Regent; bei vielen liebenswürdigen Eigenschaften eines Privatmannes und Gelehrten, bei einer reichen Bildung fehlte ihm aber die angeborne und ursprüngliche Kraft des schaffenden Staatsmannes, fehlte ihm jene politische Reife, die den zweiten Schritt nicht thut, ohne den ersten gethan zu haben.

Doch schienen die Verhältnisse, die eine Einheit als nothwendig forderten, die ersten Schritte zu begünstigen. Kurpfalz führte trotz des Widerspruchs von Sachsen von 1594 an fortdauernd auf allen Versammlungen das Directorium der Protestanten, und selbst eifrige Lutheraner konnten nicht umhin, den Vorsitz des calvinischen Fürsten, der ihrem religiösen Interesse eine kräftigere Vertretung als Sachsen versprach, schweigend anzuerkennen. Die Versuche freilich, die Friedrich IV. auf den Reichstagen machte, dem einseitig protestantischen Interesse die Mehrheit zu verschaffen und den Kaiser von dieser protestantischen Mehrheit abhängig zu machen, scheiterten an dem entschiedenen Widerspruch der lutherischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, und was sich der Leitung der deutschen Angelegenheiten bemächtigen wollte, schwand allmählig zu den kleinen Mitteln einer Oppositionstaktik zusammen. Desto erwünschter war die unerwartete Ausbreitung des calvinischen Glaubens; in Baden-Durlach, in Anhalt, wo Johann Casimirs einzige Tochter dem Fürsten vermählt worden war, in einem Theil von Schlesien, später auch in Holstein, fand der calvinische Glaube Eingang; in Hessen-Cassel ward ihm an Landgraf Moriz ein Vertreter, der allein unter allen protestantischen Fürsten durch seine Persönlichkeit berufen war, an der Spitze der gemeinsamen Interessen zu stehen.

So ward in Friedrich und einigen gleichgesinnten Fürsten der Gedanke immer lebendiger, in einem äußerlich festen, geschlossenen Bunde den Protestantismus zu vereinigen. Schon in der heilbronner Verabredung von 1594 sind die Keime einer solchen Verbindung wahrzunehmen und die Fortbildung des Ge-

dankens ist auch in den folgenden Jahren nicht zu verkennen. Auf dem Reichstag von 1598, wo sich der Kurfürst von der Pfalz als Organ der protestantischen Beschwerden erhob, gelang es den starren Lutheranern nicht mehr, ihren confessionellen Bedenklichkeiten den Sieg zu verschaffen; vielmehr waren die meisten Fürsten der Ansicht, Einheit thue zuerst noth, und ließen Kurpfalz gewähren. Die Lage der Dinge ward aber mit jedem Tage verwickelter; viele Rechtsfälle, deren Quelle die kirchliche Verschiedenheit war, waren noch schwebend; eine spanische Horde von Söldlingen, die nach den Niederlanden zog, trieb unerhörte Ausschweifungen, und für die Geldbewilligungen des Reichstags waren nicht nur keine Concessionen gemacht, sondern vielmehr auf dem letzten Reichstag sogar ein strenger Beschluß gegen die rückständigen Bezahler der Türkensteuer erlassen worden. Die Versammlung der protestantischen Fürsten, die Friedrich IV. nach Frankfurt ausschrieb (Okt. 1598) [38]), war gegen alles das gerichtet, und der Abschied, den außer Kurpfalz der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Markgraf von Brandenburg-Anspach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Baden, Hessen, Anhalt und die wetterauischen Grafen unterschrieben, enthielt eine offene Weigerung, jenem Beschlusse zu gehorchen. Der Gedanke, als eine geschlossene Bundesmacht der protestantischen Sache aufzutreten, war jetzt von Neuem zur Sprache gekommen, und der Convent zu Friedberg (Juli 1599), an dem auch die eifrig lutherischen Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg Theil nahmen, sollte darüber entscheiden. Es kam zu keiner Entscheidung; man begnügte sich, bei den Beschlüssen des vergangenen Jahres zu beharren [39]).

Auch mißlang der erste Versuch eines thätigen und bewaffneten Eingreifens in die Reichsangelegenheiten. Man wollte

38) S. die Instruction bei Londorp III. 511. 520

39) S. den Abschied bei Londorp III. 520 ff. Von dem ungerechten Vorwurf friedensstörender Gesinnung ist Friedrich IV. schon durch Senkenberg XXI. 531 ff. gerechtfertigt.

die spanischen und niederländischen Kriegshorden, welche das deutsche neutrale Land schmählich mißhandelten, ohne daß das Reichsoberhaupt Hülfe brachte, aus Deutschland wegjagen (1599); aber der Mangel an Eifer und Einheit wälzte die Last des gemeinsamen Unternehmens auf den Landgrafen von Hessen allein, so daß es scheiterte. Nicht ohne Schuld daran war eine kleine Rivalität des Kurfürsten Friedrich, der zum Oberanführer bestimmt war und, wie es scheint, dem Landgrafen vielfach im Wege stand; wenigstens schrieb später Moriz an Heinrich IV. von Frankreich: Der Kurfürst sey zwar an dem Mißlingen nicht schuld, vielmehr sey er ein Mann voll Charakter und Tüchtigkeit, aber eines könne man ihm vorwerfen, daß er dabei Ehrgeiz gezeigt habe [40]).

Indessen traten doch die „correspondirenden Stände" als eine politische Macht auf, und wenn auch aus ihren Verabredungen (1600) zu Speyer, (1601) zu Friedberg nichts geworden ist, so hemmten sie doch die zu Speyer vorgenommene Revision einiger kirchlichen Streitpunkte (Juli 1601). Die Furcht, jene Revision möchte den Besitz und Genuß bereits erworbener Kirchengüter stören, beunruhigte viele Fürsten; rechtlich konnte die Sache allerdings eine gefährliche Wendung nehmen, und selbst Sachwalter der pfälzischen Sache verzweifelten an einem günstigen Ausgang [41]).

Dieses Hin- und Herreden, Schreiben und Drohen erweckt freilich keine großen Begriffe von dem thatkräftigen Willen und der staatsmännischen Berechtigung der vereinigten Fürsten; es ist ein fortwährendes Wollen ohne Können und erregt trübe Ahnungen über den Ausgang dieser politischen Schöpfung.

Das Jahr 1603 endlich schien eine Entscheidung bringen zu wollen. Das Mißtrauen unter den Reformirten gegen „die

---

40) Vgl. Rommel Correspond. inédite de Henri IV. et du Landgrave de Hesse. S. 51. 73.

41) Dies geht namentlich aus dem freimüthigen Gutachten des trefflichen L. Schuch an den Kurfürsten hervor. Vgl. Londorp III. 569.

im Reich fürgehende Praktiken" war gewachsen; man hielt die Freiheiten und Rechte der Reichsglieder für gefährdet und Kurfürst Friedrich IV. äußerte sich, „man solle den Religionszwist bei Seite setzen und ein herrliches Exempel an den Eidgenossen nehmen, die in der Religion zwar nicht einig, doch ihr Regiment und Wesen beständig erhielten" [42]). In solchen Gesinnungen kamen denn (Febr. 1603) der Landgraf Moriz von Hessen, die Markgrafen von Baden und Brandenburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken zu dem Kurfürsten nach Heidelberg und besprachen sich über die Mittel einer solchen Vereinigung. Man verband sich (12. Febr.) gegen die drohende Gefahr, zu einhelligem Streben und gegenseitiger Hülfe; Streitigkeiten sollten durch Schiedsgericht entschieden werden, gegen Umtriebe und Bedrohungen vom Pabst und Spanien wolle man für einen Mann stehen. Auch lutherische Fürsten und König Heinrich IV. von Frankreich sollten zum Beitritt eingeladen und eine gemeinsame Kasse errichtet werden [43]). Ehe die Fürsten schieden, schlossen sie vorläufig noch ein Defensionsbündniß unter sich, „nicht zu Widersetzlichkeit gegen das Oberhaupt des Reichs, sondern zu etwaiger Vertheidigung gegen Gewalt, besonders von Seiten papistischer Stände"; die militärischen Kräfte dafür waren genau bestimmt [44]).

Die Fürsten, welche an dieser ersten Verbindung Theil nahmen, waren die einzigen, auf welche man sicher rechnen konnte; die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sammt allen übrigen eifrigen Lutheranern machten jedes kräftige gemeinsame Handeln in kirchlichen Dingen unmöglich; bei allen Lebensfragen, die noch unentschieden waren, blieb man von den zweideutigen, lauen Anhängern des Protestantismus verlassen.

42) Geheime Instruct. an seine Gesandten Londorp III. 579. Die beste Vertheidigung gegen den Vorwurf, Friedrich habe mit kirchlicher Engherzigkeit eine Spaltung in Deutschland befördern wollen.

43) Kurpfalz zahlte 6000 fl., Pfalz-Zweibrücken 1000, Brandenburg und Hessen je 5000, Baden 2000. Londorp III. 583.

44) Rommel Gesch. von Hessen VII. 288.

Drum regte sich immer wieder der Gedanke, durch einen Bund mit dem protestantischen Ausland die fehlenden Kräfte zu ersetzen. Mit England waren die Verbindungen fortgesetzt worden, die Niederländer standen mit dem pfälzischen Fürstenhause in besonders lebhafter Berührung, da ja Friedrichs IV. Gemahlin, Louise Juliane, eine Tochter des großen Oraniers, ihres Befreiers, war. Am thätigsten waren aber die Verbindungen mit Frankreich; sowohl der Kurfürst selbst, als seine Räthe, Fürst Christian von Anhalt, Graf Otto von Solms, Vollrad von Plessen, standen mit Heinrich IV. in brieflichem und persönlichem Verkehr; der anhaltische Prinz besonders war durch Bildung und politische Ansichten der Vermittlungspunkt zwischen Frankreich und der Pfalz geworden. Doch gingen diese Verbindungen lange Zeit über gewöhnliches freundliches Vernehmen nicht hinaus; der französische Agent Bongars unterhielt das freundliche Verhältniß, das oft mehr in Literatur als Politik hinüberspielte [45]); politische Einwirkungen Frankreichs lehnte Friedrich IV. ab, und als König Heinrich schon 1596 bei Landgraf Moriz den Gedanken einer gemeinsamen Verbindung anregte, fand er weder an den Hofe zu Cassel noch zu Heidelberg einen großen Anklang [46]). Doch blieb Heinrich mit den deutschen Protestanten in dauerndem Verkehr; der Landgraf von Hessen stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung, deren Frucht auch des Landgrafen Reise zu Heinrich (1602) und ein lebhaft unterhaltener Briefwechsel war.

So standen die Sachen, als die Verabredung von 1603 zu Heidelberg geschlossen ward. Heinrich IV. war damals ziemlich

---

45) Vgl. Bongars. et Lingelshem. epist. p. 6. 33. 74. 323. Lettres de Bongars. 1695.

46) Außer der Correspondenz von Bongars vgl Correspondance de Henri IV. p. 11. 12. 15. Dies blieb lange Zeit noch so, wie die folgende aktenmäßige Darstellung zeigen wird. K. A. Menzel (Neuere Gesch der Deutschen V.), der viel von einer pfälzisch-französischen Staatskunst und von einem leitenden Einflusse Frankreichs in der pfälzischen Politik spricht, hätte doch nicht unterlassen sollen, uns dazu auch die Belege zu liefern.

verstimmt über die freundliche Aufnahme, die sein Gegner, der Herzog von Bouillon, an dem pfälzischen Hofe gefunden, auch schienen ihm die Beschlüsse der heidelberger Verbindung ungenügend [47]); doch nahm er bereitwillig die pfälzische Fürsprache für den abtrünnigen Vasallen an, nur trug er Bedenken, sich in nähere Theilnahme an jenen Verabredungen einzulassen. So verzögerte sich der Abschluß der protestantischen Verbindung; man hielt indessen einen Versammlungstag zu Heidelberg, König Heinrich IV. war in eifriger Correspondenz über die Lage Europas und suchte seine innern Angelegenheiten, wo ihm Bouillon noch viele Sorge machte, allmählig zu ordnen.

Landgraf Moriz war um diese Zeit zurückhaltender geworden; in einem Brief vom 21. Juli 1605 spricht er die Besorgniß aus [48]), es möchten indiscrete Aeußerungen ihr Geheimniß öffentlich gemacht haben, und so lebhaft sein Interesse auch fortwährend blieb, so ist doch eine große Vorsicht und ein Vermeiden von unmittelbarer Theilnahme sehr sichtbar. Der Pfalzgraf und sein Vertrauter, Christian von Anhalt, waren jetzt die thätigsten Beförderer des großen Bundes; beide wurden aber mehr und mehr überzeugt, daß ohne fremde Hülfe der Bund in Deutschland keine Stellung einnehmen könne. Auf dem Kurfürstentag zu Fulda (1606) fanden die pfälzischen Anträge, wie sie schon auf den früheren Versammlungen waren gestellt worden, keine Unterstützung; Brandenburg benahm sich ängstlich und lau, Sachsen machte mit dem katholischen Mainz gegen die Pfälzer Parthei [49]). So ward man immer mehr zum Ausland hingedrängt; man setzte sich mit Jakob von England in Verbindung, Friedrich IV. trat in eifrigern Verkehr mit Frankreich und suchte Schweden von seinem polnischen Kriege durch Vermittlung zu befreien [50]).

47) Ebendas. S. 108. 121 178.

48) Rommel Correspond. S 243.

49) Londorp. III. 584 ff.

50) Rommel Corresp. 281. 288.

Im Frühjahr 1606 hatte Heinrich IV. endlich seinen Vasallen unterworfen und nun nahm er sich mit Energie und Eifer des Unionsplanes an. Als jetzt der rührige Unterhändler, Christian von Anhalt, in Paris erschien (August 1606), war Heinrich bereit, in den zu stiftenden Bund gegen das spanisch-katholische Interesse einzutreten; er besprach sich mit dem Fürsten ausführlich über die deutschen Angelegenheiten und gab im Allgemeinen die Mittel an, wodurch eine solche Union stark seyn könne [51]). Christian reiste nach Deutschland zurück und bearbeitete den Landgrafen von Hessen, in dessen Hände der Entwurf des Bundes übergeben worden war (Okt. 1606). Moriz erklärte sich im Allgemeinen bereit; seine Vorsicht und seine ehrenwerthe Gesinnung schufen ihm aber noch manche Bedenklichkeit, die den Beitritt verzögerten. Er wollte erst seine hessischen Verhältnisse geordnet sehen, wünschte auch durch den Beitritt Brandenburgs, Sachsens, Darmstadts u. s. w. den Bund zu einem allgemein deutschen gemacht [52]); überhaupt fand sowohl er als Heinrich IV. an dem ersten Entwurf noch Vieles auszusetzen [53]).

Indessen schickte Friedrich IV. seinen Rath Vollrad von Plessen nach Paris, während Christian von Anhalt eine diplomatische Rundreise durch Deutschland machte. Brandenburg, sammt den beiden Markgrafen von Culmbach und Ansbach schienen zur Theilnahme bereit; der Herzog von Würtemberg versicherte (März 1607) dem König Heinrich IV. brieflich seine Zustimmung; nur Sachsen, nicht aus großer ghibellinischer Gesinnung oder edler Anhänglichkeit an die kaiserliche Sache, sondern in kleinlichen politischen und confessionellen Berechnungen

51) S. den wichtigen Brief Heinrichs IV. an Moriz bei Rommel Corresp. 319 ff.

52) S. die Briefe des Landgrafen an den Fürsten Christian und an Heinrich IV. (vom 26. und 28. Okt. 1606) in Rommels Gesch. von Hessen VII. S. 505 und die Corresp. S. 332.

53) Rommel Corresp. S. 332. 336.

gefangen, zeigte sich abgeneigt [54]. So verabredeten sich denn einstweilen Pfalz und Frankreich zu einer gegenseitigen Beisteuer [55]; zugleich wollte man in die Angelegenheiten der Niederlande eingreifen, England zur thätigen Theilnahme bewegen, und eine Versammlung, welche die Verbündeten im Frühjahr 1607 zu Heidelberg hielten, setzte die Grundlagen der künftigen Union fest [56].

Noch immer gab sich der Landgraf die größte Mühe, den verhängnißvollen Bund zu einem allgemein protestantischen zu machen; unterstützt von Brandenburg, selbst von Frankreich, suchte er namentlich Sachsen zur Theilnahme zu bewegen und schob seinen eignen Beitritt immer noch auf; ehe aber jene Bemühungen gelangen, gaben ungeahnte Verwicklungen den entscheidenden Anstoß. Die Männer der katholischen Reaction, Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark, gewannen neben der unfähigen und willenlosen Persönlichkeit des Kaisers immer größern Einfluß; Sachsen gefiel sich darin, alle Besorgnisse für den Protestantismus als Hirngespinnste abzuweisen; es bedurfte nur eines äußern Anlasses, um das Mißtrauen der übrigen Fürsten zu rechtfertigen. Dieser Anlaß kam in der Einnahme von Donauwörth durch bayrische Truppen (Dez. 1607); unerlaubte Uebergriffe des katholischen Abtes hatten über die Stadt einen Reichsprozeß verhängt, dessen Gang und Motive ihm unverkennbar das Gepräge der Partheisache gaben; Uebereilung und Troz der gereizten Bürger war dann für die Reaction die gewünschte Veranlassung zu thätigem Einschreiten geworden. Wiederholte und kräftige Verwendungen

---

54) Correspond. inédite S. 343 ff.

55) Der Kurfürst binnen Jahresfrist 100,000 fl., jährlich 20000 fl. Zuschuß, König Heinrich so viel, als alle Fürsten zusammen.

56) Corresp. S. 353. Auch schreibt Lingelsheim an Bongars (13. Mai 1607): **Foedus arctum initum nobis cum Neuburgico, Anspachiis, Wirtembergico et Badensi, quae res tamen silentio tegitur, quod cur fiat nescio. Lingelshemii Epist.** S. 227.

der Protestanten, namentlich des pfälzischen Kurfürsten, waren an der Thätigkeit Maximilians von Bayern gescheitert.

Dies beschleunigte den Abschluß der seit länger als einem Jahrzehnt besprochenen Union; der Kurfürst Friedrich IV., der Pfalzgraf von Neuburg, die beiden Markgrafen von Brandenburg, der neue Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, entschiedener als sein Vorgänger, Georg Friedrich von Baden-Durlach und Christian von Anhalt kamen in einem anspachschen Kloster, Ahausen, zusammen und schlossen dort (4. Mai 1608) den ersten Unionsvertrag [57]. Man verband sich auf 10 Jahre zu gegenseitigem Bunde und zu gemeinsamer Abwehr drohenden Unrechts; eine vereinigte Kriegsmacht und eine Bundeskasse waren die Mittel dazu. Religiöse Zwistigkeiten sollten die Mitglieder nicht auseinanderreißen; Händel einzelner Glieder waren der Schlichtung eines Schiedsgerichts anheimgegeben und die Leitung des Ganzen war einstweilen dem Kurfürsten von der Pfalz überlassen. Zwei Versammlungen, zu Rotenburg a. T. (Juli 1608) und Schwäbisch-Hall, ordneten die Geschäftsführung. Man traf die vorbereitenden Anstalten der künftigen Kriegseinrichtung, man beschloß, durch Gesandtschaften das protestantische Ausland einzuladen und besetzte die militärischen Würden mit den theilnehmenden Fürsten. Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg erhielt das Directorium der Union außer den unirten Landen mit 6000 Gulden monatlichen Gehaltes, Christian von Anhalt mit 4000 Gulden monatlicher Besoldung während der Dauer des Krieges die Stelle eines Generaloberstlieutenants; Georg Friedrich von Baden wurde General der Reiterei, einige andere Herren wurden zu Obersten gemacht.

Die Union, zwar noch in demselben Jahre durch die Städte Straßburg, Ulm, Nürnberg verstärkt, war indessen noch nicht im Stande, eine bedeutende Stellung einzunehmen; das schwerfällige Gebäude der ganzen Bundesverwaltung, der Mangel an innerer Einheit und an großen Kräften in den einzelnen Glie-

57) Vgl. Häberl. XXII. 537 ff.

dern wie in den Häuptern machte den Bund zu einem todtgebornen Kinde. Heinrich IV. zögerte daher mit der Theilnahme bis ins Jahr 1610, Landgraf Moriz und der neue Kurfürst von Brandenburg, der sich zum Calvinismus neigte, betrachteten sich zwar als Theilnehmer, suchten aber doch zuerst Sachsen mit hereinzuziehen und traten erst im Okt. 1609 dem Bunde förmlich bei, als Verhältnisse eingetreten waren, die ein entschiedenes Auftreten nothwendig machten.

Es war nämlich inzwischen ein Sterbfall eingetreten, der die politische Berechnung der europäischen Staatsmänner lange beschäftigt hatte. Der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg, der Besitzer von Mark und Ravensberg, war (März 1609) kinderlos gestorben, nachdem der Partheigeist beider Confessionen mit unruhiger Spannung dem Heimfall dieser schönen Provinzen entgegengesehen hatte. Ansprüche hatten zunächst die Männer der beiden jülichschen Prinzessinnen, der Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg [58]; aber auch Sachsen berief sich theils auf kaiserliche Zusagen, theils auf alte Erbverträge, und das katholische Interesse des Kaisers selbst nahm die schöngelegenen, zur Abrundung wie geschaffenen Provinzen als heimgefallen in Anspruch. Es läßt sich denken, daß dieser verwickelte Erbstreit scharfsichtige Politiker lange zuvor in Anspruch nahm, und König Heinrich IV. nahm schon 1604, wie aus seinem Briefwechsel mit Moriz hervorgeht [59], die Sache sehr wichtig. Im Interesse des Protestantismus lag es aber, die Länder nicht an Habsburg kommen zu lassen und diese Berechnung war es wohl hauptsächlich gewesen, die den eifrig lutherischen Pfalzgrafen von Neuburg schon früh für die beinahe ganz calvinische Union gewann. Unter solchen Umständen erwarb sich Landgraf Moriz von Hessen ein großes Verdienst, daß er die beiden Prätenden-

58) Die Männer der übrigen Prinzessinnen, Johann von Zweibrücken und Karl von Burgau, wurden später befriedigt.

59) Corresp. S. 205, 210. 323.

ten, Brandenburg und Neuburg, in dem Vertrag zu Dortmund (31. Mai 1609)[60]) zu gemeinsamem Handeln bewog; sie nahmen einstweilen beide Besitz und die gefürchtete Spaltung unter den Protestanten schien vermieden. Aber der Sohn des Philipp Ludwig, dem das Erbe eigentlich zufiel, vertrug sich mit Brandenburg schlecht; der Gedanke, auch Sachsen in den dortmunder Vergleich hereinzuziehen und zu gemeinsamerem Handeln zu vermögen, scheiterte troz aller Bemühungen des Landgrafen vollständig. Dies gab der kaiserlichen Politik einen Vorsprung; Erzherzog Leopold drang im Jülichschen mit Heeresmacht ein (Juli 1609) und die Protestanten rüsteten sich zu feindseligem Auftreten. Jetzt ward der lange verzögerte Entschluß des Landgrafen und Brandenburgs, die immer noch auf Sachsen gehofft hatten, beschleunigt und sie traten der Union bei.

Der drohende Ausbruch des Kriegs gab der französischen Allianz ein großes Gewicht; die Bedenklichkeiten minderten sich und Heinrich IV. trat jezt aus der passiven Stellung des Beobachters hervor. Schon im Mai 1609 hatte Moriz von Hessen unsern Kurfürsten, der anfing zu kränkeln, zu bewegen gesucht, daß er die Leitung der Angelegenheit dem König von Frankreich überlasse[61]), und dieser Letztere glaubte jetzt der Verwirklichung seines Ideales, der Bildung eines umfassenden europäisch-christlichen Staatenbundes auf den Grundlagen des Friedens und der gegenseitigen Duldung, nahe gekommen zu seyn. Die katholischen Fürsten hatten sich ebenfalls gerüstet; ein alter Plan, den Herzog Wilhelm von Bayern schon seit 1583 mit sich herumgetragen, ward jetzt von Herzog Maximilian von Neuem aufgegriffen, und am 10. Juli 1609 war zwischen Bayern und den Bischöfen von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Straßburg, Passau, Regensburg und den Aebten zu Kempten und Ellwangen ein katholischer Gegenbund zu München unterzeichnet worden[62]).

60) Vgl. Rommel VII. S. 295 f.

61) Rommel VII, 300.

62) Die Akte bei Wolf Gesch. Maximilians II. 445 ff.

Der Kaiser hatte gegen die Besitznahme von Jülich längst protestirt und das arme Land war den Unfällen des Kriegs schon preisgegeben, als man in den ersten Tagen des Jahres 1610 den Unionstag zu Schwäbisch-Hall eröffnete. Außer den früheren Theilnehmern, mehreren Grafen und Freiherrn, den Vertretern der Städte, erschienen da auch Brandenburg und Hessen als Mitglieder, und Frankreich war durch einen eigenen Gesandten, Thumery de Boissise, repräsentirt; unser Kurfürst war krank und ließ seine Stelle durch Johann von Zweibrücken ersetzen. Die Berathungen der Versammlung, schleppend und weitläufig wie alles Unionswesen, bewegten sich um die früheren Streitfragen; eine Beschwerdeschrift an den Kaiser[63]) hob abermals die Kirchenhändel, namentlich die donauwörther Angelegenheit, nachdrücklich hervor; Verabredungen, die man traf, bestimmten eine gemeinsame Wahrung bedrohter Religionsrechte in vielen einzelnen ausdrücklich bestimmten Fällen. Manches an dem Geschäftsgang erhielt noch eine Verbesserung; auch ward wiederholt beschlossen, die deutschen Lutheraner und das protestantische Ausland, namentlich die Schweiz, Dänemark, England und Holland zum Beitritte einzuladen. In vielem Schreiben und Beschließen ging aber die Energie der That unter, und in einer Masse von Privatangelegenheiten oder kleiner Interessen verlor sich die Kraft und Einsicht in das große Ganze.

Praktische Wichtigkeit hatte im Grunde nur eines, die Beschlüsse, die man in der jülichschen Sache faßte. Hier stieß man bei dem Gedanken einer gemeinsamen Hülfe sogleich auf den Widerstand der Einzelinteressen; die oberländischen Städte schienen gleichgültig zu seyn, wie diese streitige Frage würde entschieden werden. Doch kam am 11. Febr. ein Vertrag mit Frankreich zu Stande, welcher den beiden Besitzern der jülichschen Lande, Brandenburg und Neuburg, Schutz und Hülfe versprach. Sie selbst sollten sich auf ungefähr 12000 Mann verstärken, die Unirten eine gleiche Macht sammeln, und Heinrich IV. wollte

63) Londorp I. 87.

jedem Unirten, der angegriffen würde, mit 10000 Mann zu Hülfe kommen [64]). Ein Manifest verkündigte den Entschluß der Unirten, in der jülichschen Sache Antheil zu nehmen [65]), und auf einer Versammlung zu Heidelberg wurde beschlossen, die Rüstungen gegen den drohenden Feind noch mehr zu beschleunigen.

Denn während dies geschah, waren die Feindseligkeiten schon eröffnet worden [66]). Nicht nur am Niederrhein waren die Truppen des Erzherzogs Leopold mit dem Grafen von Solms im Kampfe, sondern auch am Oberrhein und im Elsaß fanden es die unirten Fürsten, namentlich Pfalz und Baden, nothwendig, gegen die erzherzoglichen Schaaren eine Waffenmacht von 30 Fahnen zu Fuß und 20 Schwadronen Reiter bei Straßburg über den Rhein zu schicken (Mai 1610). Alles war jetzt auf die Spitze gestellt; der Kaiser erließ Mandate und Erklärungen gegen das Verfahren in Jülich, welche man als Kriegsmanifest gegen die Union betrachten konnte; eine Versammlung zu Prag (April), die aus den Katholiken und den furchtsamen Lutheranern bestand, war im Begriff, den Trunkenbold Christian II. von Sachsen ganz vom protestantischen Interesse abzuziehen [67]). Heinrich IV. hatte seine Rüstungen vollendet und ließ (8. Mai) durch seinen Minister an den Landgrafen von Hessen schreiben [68]), er selbst und sein Heer werde

64) Vgl. Häberl. XXIII. 281 f.

65) Londorp I. 89.

66) Schon vorher hatte der Markgraf von Anspach eine Sendung von 70000 fl, die der Bischof von Würzburg abschickte, aufgefangen. Bongarsii epist. S. 282.

67) Daß Christian bald nachher ernstlich damit umging, sich in die katholische Union aufnehmen zu lassen, sich also gegen die Reformirten zu bewaffnen, hat Wolf Geschichte Marim. III. 20. bewiesen; was das Prädikat anbelangt, so waren damals zwar wenige Fürsten von dem Laster ganz frei, aber Keiner konnte sich wohl rühmen, wie Christian II. während des Reichstags zu Prag that: „er sey noch keinen Tag nüchtern gewesen." Gesandtschaftsbericht bei Wolf Gesch. Marim. III. p. 26.

68) Corresvond. S. 406.

am 20. Mai an der deutschen Gränze seyn. Das Haus Habsburg, in sich zerfallen und uneinig, war an den Abgrund gedrängt, die katholische Liga durch Mißmuth und Zwietracht gelähmt, kurz Alles ging einer großen verhängnißvollen Krise entgegen — da zerstörte das Verbrechen eines Einzigen die Hoffnungen und Besorgnisse vieler Tausende. Sechs Tage nach jenem siegverheißenden Schreiben des französischen Gesandten ward Heinrich IV. durch Ravaillac gemordet (14. Mai); des Jesuiten Mariana Lehre vom Königsmord, durch zahlreiche Adepten damals verbreitet, hatte hier ihre erste praktische Anwendung gefunden [69]).

Damit hatte die Bewegung ihren Lebensgeist und ihre Stütze verloren. Zwar hatte Heinrich noch in seinem letzten Willen seinem Nachfolger die Freundschaft mit Hessen und Pfalz anempfohlen, und Landgraf Moriz war unermüdet thätig, den Eifer der französischen Staatsmänner für Heinrichs unvollendete Plane wach zu erhalten, allein es waren dort andere Verhältnisse dazwischengetreten und die Politik des verstorbenen Königs hatte nur in ihren Schattenseiten ihn überlebt. Zwar wurde die Armee, die von Christian von Anhalt begleitet (Juli 1610) vor Jülich zog und sich nach einem Vertrag von 1605 mit holländischen Hülfstruppen verstärkt hatte, auch durch das fertige französische Heer unter la Chastre unerwartet und kräftig unterstützt, bis Jülich (1. Sept.) sich ergab; auch ward der Krieg im Elsaß bis zu dem Waffenstillstand von Willstädt (10. Aug). mit Erfolg fortgesetzt; allein es fehlte der ganzen Bewegung doch an Kraft und Umfang, und Heinrichs IV. europäischer Umwälzungsplan zerbröckelte sich in Intriguen und kleine Fehden wilder Söldlingshorden.

---

69) Paolo Sarpi schrieb damals ein großes Wort: **Nunquam Romana Curia doctrinam Jesuitorum damnabit; est enim arcanum ejus imperii idque summum et maximum, quo e medio tolluntur qui audent palam illud non adorare et in timore ac officio continentur, qui auderent nisi timerent.** Vgl. Le Bret Magazin der Staaten- und Kirchengesch. II. 322.

In denselben Tagen, wo man Jülich angriff, war der jetzt ganz gefesselte Kurfürst von Sachsen vom Kaiser mit dem jülichischen Erbe belehnt worden, er und die Lutheraner, die an der prager Versammlung Theil nahmen, Darmstadt und Braunschweig, erließen in demselben Monat Juli ein Schreiben an die Unirten [70], das die gleichgültige Kälte gegen die Union in offene Feindseligkeit veränderte, und in der Union selbst kamen die Elemente des Widerspruchs immer mehr zu Tage. Eine Versammlung zu Heilbronn, (Juni) zeigte nur, wie verschieden die Ansichten, wie langsam alle Anstalten des Bundes seyen; und in seinem Schooße selbst fehlte ein versöhnendes und leitendes Element. Seit der Kurfürst von der Pfalz kränkelte, war die ganze Leitung des Directoriums an Anhalt, Camerarius und andere pfälzische Staatsmänner übergegangen, und ihr Verfahren verstimmte selbst den so eifrigen und uneigennützigen Landgraf Moriz [71]. Die Geldzahlungen wollten kein Ende nehmen und noch immer hatte die schleppende Maschine des schwerfälligen Bundeswerkes ihre erste thatsächliche Frucht erst zu geben.

In diesem unglücklichen Augenblick starb dann auch (9. Sept. 1610) Kurfürst Friedrich, und überließ seinem 14jährigen Nachfolger die verhängnißvolle Last, an den Bund seine politische Existenz zu knüpfen; denn noch hatten die letzten Begebenheiten nicht ausgereicht, den Zauber, der sich an den Namen der Union knüpfte, zu zerstören.

So erstarb die drohende Bewegung des Jahres 1610 an ihrer eigenen Kraftlosigkeit. Union und Ligue hatten ein Interesse dabei, ihre Schwäche nicht kund zu thun und beschlossen, nach einer weitläufigen Verhandlung und gegenseitigen Vertheidigungen (24. Okt.), die Waffen niederzulegen und die jülichsche Angelegenheit der friedlichen Entscheidung zu überlassen.

---

70) Aus einer Handschr. bei Häberlin-Senkenberg XXIII. 289.

71) S. seinen Brief bei Rommel VII. 509.

§. 7.

Beiträge zur Sittengeschichte. Friedrichs IV. Familie und Tod.

Wir dürfen Friedrichs IV. Geschichte nicht beschließen, ohne einen Augenblick bei dem höfischen und socialen Leben jener Zeit zu verweilen. Die Krisis, in welcher sich damals die Lebenssitte der gebildeten Klasse befand, ist merkwürdig genug; kirchliche Devotion und plumpe Genußsucht, derbe oft rohe Manieren und die ersten Anfänge einer verfeinerten Weltbildung liegen noch in seltsamem Streite mit einander.

Die alte Einfachheit des Lebens war im Verschwinden, aber noch hatten sich die kräftigen und derben Genüsse durch die raffinirten und kostspieligen der späteren Zeit nicht ganz verdrängen lassen; die Höfe waren nicht mehr von jener bürgerlichen Solidität, wie hundert Jahre früher, aber es war auch die eitle Verschwendung und der leere monarchische Prunk der Zeit Ludwigs XIV. noch nicht eingedrungen. Nur bei Hochzeitsfesten und ähnlichen Veranlassungen entfaltete schon jene Zeit eine erfinderische und oft mehr überladene als geschmackvolle Pracht. Bei der Vermählung Herzog Wilhelms zu Jülich (1585), worüber ein dicker Band Beschreibung erschien [72]), waren die Turniere, Fackeltänze, Feuerwerke, Schausagden bis zu einem ungeheueren Grade getrieben, eine einzige Tafel mit Dessert enthielt an nachgebildeten Burgen, Festungen, Menschen, Thieren eine kleine Welt, und die Vermählung Johann Friedrichs zu Würtemberg (1609) ward durch festliche Maskenzüge gefeiert, wie sie Deutschland bis dahin kaum gesehen hatte [73]). Erst kam die Germania mit 118 Personen, dann der Aufzug mit den Mohren, dann allegorische Darstellungen der Tugenden, der Venus und des Amor, den Vorzügen eines wohlbe-

---

72) Ein Band in Quarto, 1587 zu Cöln gedruckt „Fürstliche Hochzeit so der durchleuchtig ꝛc.

73) Representatio der fürstlichen Aufzüg und Ritterspiel", ein Band in Querfolio, aus mehr als 100 interessanten Kupfern bestehend.

stellten Regiments, Nestor, Agesilaus und Achilles, im Ganzen ein Umzug von beinahe 400 Personen. Doch gehörten solche Dinge noch zu den Seltenheiten.

Ein feiner Welt- und Menschenkenner, der zu Ende des Jahres 1609 den florentinischen Gesandten durch Deutschland begleitete [74]), gibt uns eine treffende, scharf markirte nicht selten kaustische Schilderung der deutschen Zustände und der regierenden Personen. Was man ihnen zeigte in den deutschen Residenzen, befriedigte den verwöhnten Sinn der diplomatischen Reisenden nur wenig; die colossalen mit Luxus gebauten Ställe in Dresden und Stuttgart, die großen Hetzjagden, und die gränzenlosen Zechereien mußten den Fremden mit ihrer feinen italienischen Bildung einen seltsamen Begriff von Deutschland geben. Befriedigt wurden sie nur zu Cassel, wo der gelehrte, universell gebildete Landgraf mit seiner imponirenden Persönlichkeit ihnen Achtung einflößte, und in Anhalt, wo Luxus und Lebensgenüsse, Bildung und weltmännische Feinheit die Reisenden an ihr Vaterland erinnerte. Beide Brüder von Anhalt (Prinz Christian ward schon oben oft erwähnt) gaben ein Bild der neueren verfeinerten Bildung; neben allem Glanz und dem verschwenderischen Reichthum des gastlichen Empfangs war dort, wie die Italiener rühmen, die Unsitte des wüsten Zechens verbannt; selbst der strenge Calvinismus war hier in so glatte und nachgiebige Formen gehüllt, daß die katholischen Gesandten in Christians Umgebung beinahe vergaßen, daß er einer der erbittertsten Gegner ihrer Kirche war.

Das Gegenbild dazu war der sächsische Hof. Von geselliger Belebung und feinem, heiterem Umgang war wenig bei einem Fürsten zu erwarten, der sich selbst rühmte, auf dem prager Convent niemals nüchtern gewesen zu seyn, und der den Mund nur öffnete, um schmutzige und wüste Reden hören zu lassen [75]). Auch macht unser Reisender eine stark aufgetragene

---

74) Seinen Bericht s. bei Le Bret Magazin II. 328—350.

75) Gesandtschaftsbericht in Wolfs Maximilian III. 26.

Schilderung von Kurfürst Christian, und will in dessen unförmlichem durch Ausschweifungen aller Art aufgedunsenem Leib und seinem finnigen, gerötheten Antlitz mehr Thierisches als Fürstliches finden. Die dumpfe Oede der Unterhaltung an der fürstlichen Tafel, welcher auch der nachherige Kurfürst Johann Georg beiwohnte, ward nur zu Zeiten unterbrochen durch eine unfläthige Bemerkung des betrunkenen Fürsten, der auch wohl bisweilen den Rest des Bechers einem Nahestehenden ins Gesicht schüttete [76]).

Unseren Kurfürsten trafen die Reisenden leidend; er war vom Podagra so geplagt, daß er sie nicht einmal empfangen konnte. Der Kanzler und die Grafen von Solms machten daher statt seiner die Honneurs, später erschien auch mit einem glänzenden Gefolge Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, um der Tafel beizuwohnen. Unter dem Sehenswerthen erwähnt der Berichterstatter, außer der Bibliothek, das große Faß, einen großen Stall und eine prachtvolle Orangerie, wo die Südfrüchte Italiens, Pomeranzen und Granaten, in reicher Fülle prangten. Eine eigene Vorrichtung, die damals noch ungewöhnlich war, schützte den Garten vor schlimmer Witterung; eine Breterumkleidung hielt Wind und Regen ab, Oefen heizten die Luft, welche die Früchte des Südens zur Reife bringen sollte.

Das Trinken war zu jener Zeit die wesentlichste Leidenschaft der großen Herren geworden, und man könnte ein ganzes Verzeichniß regierender Fürsten liefern, die hinter Kurfürst Christian von Sachsen nicht sehr weit zurückblieben. Auch unser Pfalzgraf blieb, trotz seiner Bildung und seiner geistig regsamen Natur, von diesem Laster der Zeit nicht frei [77]); es ist möglich, wenn auch nicht bewiesen, daß sein früher Tod dadurch herbeigeführt oder beschleunigt ward. Doch eiferte er oftmals gegen die Ereesse

---

76) Le Bret S. 337. 338

77) Wir schließen das aus der verblümten Andeutung in den Mémoires de Loyse Juliane p. 91. Galettis Versicherung, die K. A. Menzel V. 377 mit großer Bestimmtheit wiederholt, bedarf noch des Beleges.

der Zeit, und als im Jahr 1601 Landgraf Moritz von Hessen bei ihm in Heidelberg war, ließ er sich gern zum Patron eines Mäßigkeitsordens machen, dessen Stifter der Landgraf war [78]. Die Mitglieder des Ordens verpflichteten sich gegen Strafe, bei einer Mahlzeit nicht mehr als 7 Ordensbecher mit Wein auszutrinken, und in 24 Stunden nicht mehr als 2 Mahlzeiten zu halten; damit aber keiner über Durst klage, solle allzeit gestattet seyn, „Bier, Sauerbrunn-Wasser, Juleb [79]) und dergleichen schlecht Getrenk mit zuzutrinken", nur die südlichen Getränke, Meth und schweres Bier, sollten ausgeschlossen bleiben.

Das Bündniß half bisweilen, aber nicht überall; ohnedies war Friedrich oftmals genöthigt, dem herrschenden Geist der Geselligkeit jener Zeit nachzugeben. Er hat uns davon ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt in dem Tagebuch, das er bei seiner Reise nach Amberg (Jan. 1596) angefangen und drei Jahre lang fortgesetzt hat; mit seltner Naivetät ist dort in kurzen Notizen das ganze Leben und Treiben eines regierenden Herrn jener Zeit niedergelegt [80]). Wüßten wir nicht, daß der Kurfürst auch andere und wichtigere Dinge mit Ernst betrieb, so sollte man aus diesem Kalender von Hofbelustigungen beinahe schließen, seine ganze Thätigkeit wäre in Jagden, Ringelrennen, Scheibenschießen, Zechereien und gegenseitigen Bewirthungen aufgegangen.

Eine Reihe von solchen Genüssen wurde unterwegs durchgemacht, bis der Kurfürst am vierzehnten Tag den Weg von

78) Die Akte findet sich (Carlsr. Arch.) Pf. Cop. XLII. b. fol. 396, vom 14. Nov. 1601, in dem Abdruck bei Rommel hess. Gesch. VI. 357 vom 14. Dez. 1601. Theilnehmer waren, außer dem Kurfürsten und Landgrafen, der Markgraf Johann Georg, Landgraf Ludwig von Hessen, Friedrich Heinrich von Nassau, die Grafen von Leiningen, Erbach, Solms und mehrere andere.

79) Eine Art Syrup.

80) Cod. pal. 651. Eine Copie, die Kurfürst Carl Ludwig 1663 von dem im Vatican befindlichen Original machen ließ. — Wie sehr Friedrich die Pünktlichkeit liebte, beweisen die genauen Verzeichnisse seiner Ausgaben, worüber Morsheim Buch führen mußte. S. Cod. pal. 784. 837.

Heidelberg nach Neumarkt zurückgelegt hatte; und in Neumarkt selbst, setzten sich neben wichtigen politischen Verhandlungen die Belustigungen der Reise fort. „Am 25. Januar in die bredig gangen, 26. mit den balonen gespilet, am 30. naus hetzen gezogen vndt 2 hasen gefangen auch ein atzel geschossen, am 2. Febr. zum Ring gerennet, am 3ten ist der Soldat der einen andern Soldaten erstochen gericht worden, am 7. mich zum Nachtmal brebariret, 8. zu nachtmal gangen, 9. mit den Püchsen geschossen, 10. wider mit der püchsen schossen, am 14ten bin ich hetzen gezogen, vnd nichteß funden, 15. bin ich vor und nachmittag in die bredig gangen" — mit diesen und andern noch unwichtigeren Dingen füllt der junge Fürst sein Reisejournal. Diese Vergnügungen des Ringelrennens, Büchsenschießens, aller Arten von Jagd, worin der junge Kurfürst sehr stark war, Schmausereien, die er, die Beamten und die Bürger sich gegenseitig gaben, folgen sich alle Paar Tage rasch auf einander, Predigt und Abendmahl kehrt in regelmäßigen Zeiträumen wieder, und jene Zeit war noch zu naiv, um etwas Anstößiges darin zu finden, daß es in dem Tagebuch hieß [81]: „am 27. seint wir auf Ostern zum nachtmahl gangen, am 29. hab ich Vorgation eingenumen vnd ist mein elfte Tochter mein Gast gewesen". Nicht immer waren die Vergnügungen so unschuldiger Natur, wie die oben beschriebenen; auch das Spielen war eine Unsitte jener Zeit; gleich nach seiner Abreise hatte der Kurfürst zu Vorberg den ganzen Abend „baß gespielet", den folgenden Tag sogar 80 Kronen verloren; auch später heißt es noch von Zeit zu Zeit: „hab ich den ganzen nachmittag mit Kardten gespielt" und einmal sind 150 Thaler als Verlust verzeichnet.

So fleißig der junge Fürst alle diese Zerstreuungen notirt hat und dabei auch über etwaige Unglücksfälle, schlechte Witterung [82]) u. dgl. Buch führt, so fehlt es doch auch nicht an ernsten Dingen; die Berathungen zu Amberg und Neumarkt, die

81) fol. 42.

82) J. B. fol. 99: ist unstetig wetter gewesen.

Untersuchungen zu Tirschenreut, der Empfang fremder Gesandten nahmen oft ganze Tage weg, aber auf einen Tag unausgesetzter Arbeit folgte ein Dutzend Zerstreuungen. Da seine Gemahlin mit ihm war, so hieß es wohl auch bisweilen: „den ganzen Tag gedanzt, oder maskaraden gangen", oder im Jan. 1597: „seint wir auf der schliten zum Burgermeister Kollen gefaren mit dem frazimmer"; gleich den folgenden Tag aber wieder: „haben wir ein Wolf gehetzet".

Im Nov. 1597 ging es besonders lustig zu; „om 13ten", schreibt der Kurfürst, „ist mein Tochter getaft worden, am 14. haben wir zum Ring gerennet, am 15. seint wir nach Anspach gezogen und Maskaraden gangen; am 15. haben wir getanzet, am 17. wieder getanzt vnd maskaraden gangen, 18. wieder maskaraden gangen, 19. hat der G. L. von Hutten ein bein brochen; 20. hab ich Handel mit dem Administrator zu straßburg gehabet"; wenn auch nachher im Dezember ein Ruhepunkt eintrat, wo der Kurfürst am 16ten die „Amberger Sachen furgenumen, am 17. in Rath gegangen und geschwitzt, am 18ten Nachmittag in die Kirche gegangen" ist, so ging doch bald das Spielen, Trinken, Jagen, Ballschlagen wieder an. So lebte der Kurfürst mehr als 2 Jahre lang in der Oberpfalz [83]) (denn erst im April 1598 kehrte er nach Heidelberg zurück) und es ist zu wundern, daß der junge Fürst, der in seinem 22sten Jahre so in den Tag hinein lebte, sich später noch in politischen und wissenschaftlichen Dingen einen so ernsten und festen Sinn gewahrt hat.

In Heidelberg trieb man es zwar nicht so toll; doch gab es auch alle Paar Tage Jagden und Landpartheieen, Schmausereien auf dem Wolfsbrunnen, Ausflüge nach Lautern und dabei ging es nicht immer sehr frugal zu; denn von Pfalzgraf Johann schreibt der Kurfürst (3. Mai) „ist herzog Hans gar fol gewest", und er selbst fand nach einem Ausflug zum Grafen von

83) An dem langen Aufenthalt war wohl auch die Pest schuld, die in den Jahren 1596 und 1597 sehr zu Heidelberg grassirte.

Erbach (11. April) nöthig, das „Trinken auf ein Vierteljahr zu verreden". Oft kam Besuch, namentlich von den Pfalzgrafen der Seitenlinien; dann wurde in dem Hofgarten gegessen, in der Umgegend gejagt, auf dem Wolfsbrunnen gefischt; oder es hieß auch auf gut pfälzisch: „sind wir zu mannem gewest" und am 9. Juni schreibt der Kurfürst mit laconischer Kürze (das Vierteljahr war noch lange nicht herum): „bin ich fol gewesen". In der Umgegend wurde bei der Jagd besonders der Fürstenbrunnen, Schwetzingen, der Wersauer Hof heimgesucht, bisweilen auch wohl eine weitere Tour nach Durlach zu dem befreundeten Markgrafen gemacht.

Im Juli zog Friedrich nach Baden und Straßburg, wo er „den Turn besah"; dort feierte ein Mansfeldischer seine Hochzeit und der Kurfürst zeichnete als merkwürdig auf: „am 7ten ist ein Tragedi gehalten worden". Am 30ten heißt es trotz des Verredens wieder bei dem Kurfürsten: „hab ich ein Rausch gehabt"; und bei einem Ausflug über den Rhein, gegen Lautern hin, muß es auch munter hergegangen seyn; denn gleich darauf hielt ein Begleiter, Graf Leiningen, es für gut, „das Trinken auf ein Jahr zu verreden".

Als dem Pfalzgrafen im Dezember 1598 eine Tochter geboren ward, da zeichnet das Tagebuch große Festlichkeiten auf. „Am 14ten ist Kintaf gewesen, am 16. haben wir zum Ring gerennet, 17. haben wir den Bern gehetzet, 18. haben wir getanzet, 19. haben wir zu Fuß torniret, 20. seint wir nach Darmstadt gezogen, 21. haben wir maskarade gangen, 22. haben wir 2 Reiher gefangen, 23. sind wir zum Entenfang gezogen, 24. haben wir ein Fuchsjagen gehabt, 25. seint wir nach Heidelberg gezogen, 26. bin ich den ganzen Tag im Rath gewesen"; — damit schließt das Tagebuch. Die Turnierbelustigungen wurden bei einer anderen Kindtaufe (Oktober 1601) auf eine traurige Weise unterbrochen; Pfalzgraf Ludwig Philipp von der Veldenzischen Seitenlinie, damals 24 Jahre alt, bekam einen Lanzensplitter ins Auge und starb nach acht Tagen (14. Oktober). Der

Kurfürst verließ sein Krankenlager nicht und war über seinen Tod untröstlich; er ließ die Rennbahn schließen und gelobte, nie wieder ein Turnier in Heidelberg dulden zu wollen [84]).

Seit den Kriegsrüstungen der Union kamen auch militärische Belustigungen in Schwung; so wurde (15. Juni 1608) in Gegenwart vieler Fürsten ein Manövre abgehalten, wo 15 Fähnlein zu Fuß und eilf zu Pferd, in zwei Theile getheilt, eine förmliche Schlacht lieferten, und am 1. September wiederholte sich das bei Alzei. Ein Ungethüm, das auf einem siebenköpfigen Pferd saß und die babylonische Hure vorstellte, „überaus künstlich zubereitet", war mit Pulver gefüllt und ward nach langem Kämpfen in die Luft gesprengt [85]).

Unter einem so lebenslustigen Fürsten ward auch Heidelberg vielfach verschönert und die ernste Nüchternheit seiner kirchlichen Vorgänger ward von Friedrich IV. durch Künste und Reichthum verdrängt. Das Schloßgebäude erhielt eine ansehnliche Vergrößerung; es wurden die Thürme nach der östlichen Seite ausgebaut, und an der Stelle der Befestigungen, die gegen Norden das Schloß deckten, ein glänzender Prachtbau aufgeführt (1601—1607), der zum größten Theil die Stürme der Zeiten überdauert hat. Es ist die sogenannte Schloßkapelle, die sich freilich mehr durch solide Masse, als durch Anmuth und Schönheit auszeichnet; der verschnörkelte und verkünstelte Styl der Paläste des 17. Jahrhunderts reicht nicht von ferne an die leichte und schlanke Anmuth des Ottheinrichbaues. Die innere Seite nach dem Schloßhof ist mit Statuen der bedeutendsten Ahnen der Pfalzgrafen geschmückt, auf der äußern ist der Altan mit den Erkern, der die herrliche Aussicht nach dem Neckarthale eröffnet. In der Nähe stand auch der Bau, durch dessen Inhalt Heidelberg fast eben so berühmt geworden, als durch seine Universität, wir meinen das große Faß. Friedrichs Vorgänger, Johann Casimir, ließ 1591 dieses kolossale Weinbehältniß, das

---

84) Bongarsii et Lingelshemii epist. S. 153.

85) Cod. bavar. 632 fol. 87.

über 132 Fuder oder nahe an 160,000 Trinkflaschen Wein faßte, verfertigen, und was die alten Berichte darüber erzählen, gränzt ans Fabelhafte. Zu der Spitze führte eine Treppe von 27 Stufen, zu den eisernen Reifen sollen 122 Centner Eisen gebraucht worden seyn, und der Erbauer 1500 Gulden — damals ein ganzes Vermögen — erhalten haben [86]. Und doch ward dieses Riesenfaß zwei Menschenalter später durch ein noch größeres in Vergessenheit gebracht.

Diese Züge des Hof- und Fürstenlebens erschöpfen nicht das Bild in Friedrichs IV. Geschichte; neben dem leichten und vergnügungssüchtigen Treiben, wie es den meisten Höfen jener Zeit eigen war, ist bei ihm ein tüchtiger Grund von Geist und Gesinnung wahrzunehmen. Daß an seinem Hof das Trinken und Jagen nicht allein vorherrschte, dafür sorgte seine geistreiche Gemahlin, seine hochgebildete Umgebung, der Umgang mit Christian von Anhalt und allen den feinen und tüchtigen Staatsmännern, die neben ihm standen. Die politischen Angelegenheiten seiner Zeit, die kirchliche Bewegung, die geistige Blüthe der Universität beschäftigten Friedrich so lebhaft, und die Berührung mit den deutschen Fürsten, wie mit dem Landgrafen Moriz von Hessen, der ihn liebte und hochhielt, war die beste Abwehr gegen den wüsten und rohen Geist, wie er an andern Höfen ausschließlich herrschend war.

Friedrichs Charakter liegt mit seinen Vorzügen und Schwächen vor den Augen der Nachwelt; er galt bei Allen, selbst den Gegnern, für einen Ehrenmann von Geist und Gesinnung, und einer der besten deutschen Fürsten jener Zeit, Landgraf Moriz, hat ihm selbst in einem Moment der persönlichen Spannung das Zeugniß ausgestellt, „es sey ein gesetzter, mannhafter Fürst.“ Dem Calvinismus von Grund aus zugethan, stand er gleichwohl auf einem höhern und freiern Standpunkt, und die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte ihn fortwährend der Gedanke einer freien Vereinigung

86) Kayser hist. Schaupl. S. 26.

aller protestantischen Confessionen. Zu seinem Temperament lebhaft, war er dem Zorne und der Aufregung leicht zugänglich [87]), aber seine natürliche Gutmüthigkeit siegte immer nach kurzer Zeit. Freigebig bis zur Verschwendung [88]) ward er oft von seiner trefflichen Gemahlin von Uebertreibungen zurückgehalten, aber manchmal kam es auch der Wissenschaft und ihren Vertretern zu gute, und für kostbare Bücher oder Handschriften, deren er namentlich die altdeutschen sehr liebte und schätzte, war ihm kein Opfer zu groß. In ritterlichen Dingen war Friedrich geübt wie wenige; auf der Jagd, beim Wettschießen holte er meistens das Beste; zu Pferde war er ein kecker Wagehals und zwischen Alzei und Creuznach bezeichnete noch im vorigen Jahrhundert ein Denkstein die Stelle, wo er (1603) mit seinem Pferde über einen 27 Fuß breiten Graben hinübergesetzt war [89]).

Ein schönes Bild des verewigten Fürsten hat sein Hofprediger Pitiskus in der Leichenrede von ihm entworfen; dies Aktenstück ist um so mehr der Erwähnung werth, als es, frei von dem lobhudelnden Weihrauchdufte einer servilen Hoftheologie, ein schönes Zeugniß ablegt für den Freimuth des Redners und die Gunst der Zeiten, wo man solchen Freimuth ehrte [90]). Der treffliche Mann läßt den Vorzügen des verewigten Fürsten, den

---

87) S. Spanheims Memoires de Loyse Juliane. Leyde 1645. S. 90.

88) Ebend. S. 68. 91. Davon zeugen auch seine Ausgabenbücher Cod. pal. 784. 837.

89) Ludewig Germ. princ S. 239.

90) Die Rede ist sehr selten, zu Heidelberg enthält die Batt. Bibl. ein Exemplar. Moser Patriot. Archiv VII. 163 ff. hat die Rede bekannt gemacht (1787), und die schneidenden aber wahren Worte hinzugefügt: „Wir unter das Joch des Despotismus gebeugte, unter demselben hinkriechende, hinschmachtende, und hinschmeichelnde, durchlobende und durchlügende wissen in unsern Tagen nur noch zu seufzen, zu verstummen und zu schweigen, wo's am schlechtesten und schlimmsten geht; wo es halbwegs erträglich ist, ist des Lobpreisens kein Ende; von Fehlern reden, und darauf deuten zu wollen, würde Crimen laesae Divinitatis Regiae et Principalis seyn.“

er schon als Knaben gekannt, alle Gerechtigkeit widerfahren, fügt aber hinzu: „Was sonsten Ihrer Ch. Gnaden Leben und Wandel belanget, darinnen haben sie etliche Mängel gehabt, die wir recht heißen weder sollen noch wollen.“ Er rühmt seine väterliche Fürsorge für das sittliche Wohl seines Volks und seine freigebige Milde in Zeiten der Noth, erkennt die Treue an, womit er sein „fürstlich Amt“ versehen, hebt aber auch offen hervor, wie rasch er oft im Affekt, wie leicht er dem Jähzorn preisgegeben war. „Aber“, fügt er hinzu, „sobald Ihro Ch. Gn. gemerkt haben, daß Sie ohne Ursache sich über jemand erzürnt haben, so ists Ihr selbst von Herzen leid gewesen; sie haben sich nicht geschämt, auch den allergeringsten Diener um Verzeihung zu bitten.“ Noch auf dem Todesbette, erzählt der Redner, habe der Kurfürst Alle, die er je beleidiget, um Verzeihung gebeten, und in seinem Namen bittet er jetzt am Grabe die Zuhörer, da ihm Gott die Sünden und Mängel verziehen, mögen auch die Menschen, die er erzürnt und beleidigt, dessen nicht gedenken [91]). Oftmals wohl, erzählt Pitiskus weiter, habe sich der Kurfürst „ziemlich weit in die Welt verlaufen“, aber man habe doch immer gespürt, daß ein „Fünklein der Furcht Gottes im Herzen zurückgeblieben sey“, und christlichen Ermahnungen sey er immer zugänglich gewesen. Er selbst sey deßhalb nicht minder herzlich von dem Fürsten geliebt worden, weil er „nach Erheischung seines Amt ihm oft recht rund unter die Augen gegangen sey“, und wenn er zu ihm aufs Schloß gekommen „von Amtswegen“, habe Friedrich „wiewol er oft gemerkt was es seyn werde, dem christlichen Mahner und Sittenprediger doch sein Lebtag nie die Audienz versagt.“ Daraus und aus dem Umstande, daß die Ruthe Gottes ihn oft aus der Sünde zurückgetrieben, schließt der ehrliche Redner, daß Gott dem seligen Fürsten verziehen und wahrhaft zu Gnaden angenommen habe.

91) Moser S 187.

Eine schöne Zierde des pfälzischen Fürstenlebens war Friedrichs Gemahlin, Luise Juliane (geb. 1576), die Tochter des großen Wilhelm von Oranien, durch Geist und Sitte solcher Abstammung werth. Ihre Mutter war jene Charlotte von Montpensier, die einst um der Religion willen ihr Vaterland verlassen und am pfälzischen Hofe Friedrichs III. eine Zuflucht gefunden hatte. Friedrich hatte die Gräfin wider Willen seiner Verwandten heimgeführt; man fürchtete den nahen Zusammenhang mit einer Prinzessin, deren Vater und Bruder die Führer der holländischen Rebellen waren. Es war ein ächter Familienbund des Calvinismus; auch Moriz von Hessen war mit einer Juliane von Nassau vermählt, und so die drei Vorfechter der reformirten Lehre, Kurpfalz, Hessen-Cassel und Nassau-Oranien durch ein Band der Verwandtschaft noch enger umschlungen. Die feingebildete Fürstin war eine treffliche Schutzwehr gegen Eindringen des rohen und wüsten Tons, wovon damals die fürstlichen Kreise bedroht waren; je mehr sich Friedrich in Jagd- und Zechbelustigungen mäßigte, desto inniger ward das Verständniß beider; und für die Erziehung der fürstlichen Kinder hat Julianens tüchtiger und hoher Sinn vortrefflich gewirkt. Ihr unglücklicher Sohn Friedrich hat in allen Wechselfällen eines stürmischen Lebens zwar Fürstenhut und Länderbesitz, niemals aber seine sittliche Haltung und seinen reinen Sinn verloren.

Von den acht Kindern, die Juliane gebar (vermählt 1593), sind zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen früh gestorben; die beiden überlebenden Söhne, Friedrich (geb. 16. Aug. 1596) und Ludwig Philipp (geb. 26. Nov. 1603) werden in unserer Geschichte ausführliche Erwähnung finden. Von den zwei Töchtern, die übrig blieben, ward Luise Juliane (geb. 16. Juli 1594) mit Johann von Zweibrücken (1612) vermählt, Elisabeth Charlotte (geb. 7. Nov. 1597) ward später (1616) die Gemahlin des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg.

Friedrich IV. selbst war von Natur, wie auch sein Vater und Oheim, nicht übermäßig kräftig; möglich, daß die Genüsse

des Jünglingsalters ihn vollends untergruben. Sehr früh schon litt er an der Gicht [92]) und zwar die letzten Jahre seines Lebens unter furchtbaren Qualen; am 9. Sept. 1610 starb er, im Bewußtseyn seiner Schwächen, aber mit der Ergebung eines wahrhaft christlichen Sinnes [93]). Gelehrte und Theologen, die ihm so viel verdankten, sandten ihm ganze Massen [94]) von Lobreden und Gedichten in allen Sprachen nach, aber auch das Volk beklagte den milden und wohlwollenden Fürsten.

Fünfter Abschnitt.

Friedrich V. (1610—1632).

---

§. 1.

Die vormundschaftliche Regierung.

Friedrich IV. hatte für den Fall des frühzeitigen Todes längst seine Maßregeln genommen; zwei Testamente vom 6. Dez. 1602 und 27. Aug. 1610 hatten Rechte und Besitzungen seiner unmündigen Nachkommen geregelt [95]). Der 14jährige Friedrich sollte die Kurwürde erben, Pfalzgraf Ludwig Philipp mit dem heimgefallenen simmernschen Lande [96]) und den Aemtern Lautern, Creuznach, Kirchberg, Böckelnheim, Bolanden, Stromberg, Wolfstein, Rockenhausen entschädigt werden. Die

---

92) Mem. de Loyse Juliane S. 74.

93) Vgl. Pitiskus bei Moser VII. 178.

94) Außer der Rede von Coppen, Stenius, Pitiscus liegt eine Sammlung handschriftlicher Produkte vor uns (Bibl. Batt 325), die über 60 Stück betragend im Sapienzcollegium verfertigt zu seyn scheinen.

95) Das zweite ist eine Ergänzung des ersten; beide liegen uns in mehreren handschr. Copien vor

97) Pf. Richard, der Bruder Friedrichs III, war 1598 gestorben.

Töchter erhielten 1000 Gulden jährlich und im Fall der Verheirathung standesmäßige Aussteuer; die Wittwe Luise Juliane ein pfälzisches Amt, die Kellerei Lorbach und das Kloster Neuburg.

Damit war aber eine wichtige Frage noch nicht erledigt — die Vormundschaft und die Landesverwaltung. Zwar hatte Friedrich die Erziehung der Kinder, wie natürlich, seiner Gemahlin überlassen, auch einen Vormundschaftsrath aus erprobten Reformirten, Christian von Anhalt, Moriz von Oranien, Johann von Nassau und Albrecht von Solms, bestellt, allein in der obersten Leitung der Dinge konnte er nichts bestimmen, ohne die Rechte der Agnaten zu berücksichtigen.

Die zweibrückische Linie [97], die Schwester der simmerschen, hatte darauf den nächsten Anspruch; aber auch sie war indessen wieder getheilt worden. Jener Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, der im Kampfe für den französischen Calvinismus sein Leben hinbrachte († 1560), hatte sein zweibrückisches Besitzthum, das durch den Heimfall von Neuburg bedeutend gewachsen war, so getheilt, daß der ältere Sohn, Philipp Ludwig, Neuburg, der jüngere, Johann, Zweibrücken erhielt. Beiden Brüdern sind wir bereits im Verlauf unserer Geschichte begegnet, aber beiden auf verschiedenen Wegen. Philipp Ludwig von Neuburg, ein biederer, bedächtiger Charakter, steht unter den Vorkämpfern des orthodoxen Lutherthums, und erst die jülichsche Erbschaft konnte ihn dazu bewegen, mit der calvinischen Union in ein näheres Verhältniß zu treten; Johann von Zweibrücken, rascher und feuriger, hatte sich mit lebhaftem Eifer dem Calvinismus frühe zugewandt, und war in allen kirchlichen Dingen, in den Vorbereitungen zur Union, in den Reichstagshändeln der treue und rührige Gefährte unseres Kurfürsten gewesen, in

97) Man erinnere sich, daß Pfalzgraf Stephan († 1459), Besitzer der vereinigten simmerschen und zweibrückischen Lande, eine Theilung unter seinen Söhnen Friedrich und Ludwig vornahm; dadurch ward jener Stifter der simmerschen, dieser der zweibrückischen Linie

dessen Armen er auch starb (1604) [98]. Sein Sohn, Johann II. [99]), von guten Anlagen und einer sorgfältigen trefflichen Bildung trat in des Vaters Spuren; bis auf die Namen blieb die zweibrückische Politik unverändert.

Es läßt sich denken, wie groß Friedrichs IV. Verlegenheit war; dem ältern Agnaten, dem lutherischen Pfalzgrafen von Neuburg, sprach Gesetz und Herkommen die Vormundschaft und Regierung zu, für den jüngern sprach aber die Neigung und die religiöse Ansicht des Kurfürsten. Offen und billig wie er war, wandte sich Friedrich schon 1601 geradezu an Philipp Ludwig, erklärte ihm, die Vormundschaft solle an ihn kommen, nur solle er sich verpflichten, weder in der Erziehung, noch in der Regierung kirchliche Veränderungen vornehmen zu wollen. Philipp Ludwig trug Bedenken, sich darauf einzulassen, wiederholte Verhandlungen (Juni 1602) brachten ihn nur zu der Aeußerung, daß sein gutes Recht ihm die Vormundschaft unbedingt zusichere [100]), eine Verbindlichkeit ging er nicht ein, [1]). So entschloß sich denn Friedrich, um seine Schöpfung nicht zu gefährden, den lutherischen Vetter auszuschließen; das Testament vom 6. Dez. 1602 bestimmte dem jungen Pfalzgrafen Johann die Obervormundschaft und Landesverwaltung.

Friedrich ließ einstweilen seinem Nachfolger huldigen; zugleich bemühten sich beide Partheien, den Kaiser für sich zu stimmen; der Versuch einer gütlichen Vereinbarung war nochmals gescheitert. Der Kaiser neigte sich mehr auf die Seite

---

98) Auf einem Besuch, den er dem Kurfürsten zu Germersheim machte, am 12. Aug. 1604.

99) Geb. 26. März 1584.

100) S. den kurzen Bericht von Churfürstlicher Pfalz Testamentlicher Vormundschaft. Amberg 1610. S. 3. Die einzelnen Verhandlungen, namentlich von Juni bis Okt. 1602 findet man bei Meier Londorp Continuatus I. 2. p. 83—90

1) Seine Antwort vom 29. Okt. 1602 (Meier S. 89) beruft sich ausdrücklich auf die goldne Bulle und die andern Gründe, welche ihm die Vormundschaft unbedingt zusicherten.

Neuburgs [2]), erst als Friedrich (seit 1605) wiederholte Anstrengungen machte und den gewandten Christian von Anhalt nach Prag schickte, gab ihm Rudolf eine schwankende Versicherung, die wenigstens nicht offen feindlich war. Friedrich fand sich jetzt beruhigt; um ganz sicher zu seyn, ließ er Johann von Zweibrücken zu sich kommen und übertrug ihm kurz vor seinem Ende die Vormundschaft persönlich.

So war Johann im Besitze, als Friedrich starb, und man konnte in Neuburg nichts thun, als protestiren und sich mit Beschwerden an den Kaiser wenden. Das Protestiren half nichts, da die Pfälzer alle Ursache hatten, mit der Regierung des Vormunds zufrieden zu seyn; die Vermittlung befreundeter Fürsten, namentlich des Landgrafen Moriz, war vergeblich; die Beschwerden beim Kaiser erhielten eine ausweichende Antwort (8. Nov.), aus der hervorging, daß der neuburgische Prätendent der jülichschen Erblande beim Kaiser keinen Schutz zu erwarten hatte. Im folgenden Jahre (Juli 1611) sprach der Kaiser dem Besitzer die Vormundschaft einstweilen zu, bis Neuburg ein besseres Recht beweise. Dennoch versuchte man es nach deutscher Art mit dem Schreiben und Deduciren; die bedeutendsten Staatsmänner und Juristen beider Theile erschöpften ihre Gelehrsamkeit und ihren Scharfsinn, aber Johann blieb im Besitz. Läugnen ließ sich nicht, daß Philipp Ludwig die goldne Bulle, eine Verordnung Siegmunds, das alte Herkommen und das Hausgesetz für sich hatte; allein die Anwälte des Administrators beriefen sich auf das natürliche Recht des Vaters, seinem Sohn einen beliebigen Vormund setzen zu können, und so bewegten sich beide Theile in dem engen Kreise ihres Schlusses, ohne sich je einander zu nähern. Es ward eine ganze Literatur zusammengeschrieben [3]) und die literarische Con-

---

2) S. seine Antworten von 1603 bei Meier I. 2. p. 101 f.

3) Bei Lünig Deductionsbibliothek II. 261 ff. sind über 20 Schriften darüber verzeichnet, wovon ein großer Theil uns vorliegt. Die Argumentation dreht sich in allen um die angegebenen Punkte. Vgl. auch Pfälz.

troverse dauerte glücklich fort, bis der junge Kurfürst mündig ward (1614) und so dem Streite ein Ende machte.

Dem Pfalzgrafen Johann blieb indessen der Genuß der Vormundschaft ungestört, und auf dem Kurfürstentag zu Nürnberg (Okt. 1611) führte er die pfälzische Kurstimme. Die Lage der Dinge war so geworden, daß die Pfalz in ihrer kurfürstlichen Stellung und in ihrem Verhältniß zur Union einer energischen Vertretung bedurfte, und Pfalzgraf Johann blieb hinter dieser Forderung der Zeit nicht zurück. Die jülichsche Erbfrage war durch die Herbeiziehung Sachsens in ein neues Stadium getreten, Kaiser Rudolf durch seinen eignen Bruder in seinen Erblanden bedroht, in Böhmen wüthete schon der innere Kampf, der die Anfänge des dreißigjährigen Kriegs vorbereitete, drum konnte in dieser allgemeinen Zerfallenheit eine Verbindung wie die Union mit ihren militärischen Kräften leicht den Ausschlag geben. Man fühlte das, und auf dem Unionstag zu Rotenburg (Juli 1611), wo Pfalzgraf Johann als Director anwesend war, nahm der Bund eine bedeutendere Stellung ein, als je zuvor. Die entzweiten Fürsten des Hauses Habsburg, der Kaiser selbst, die Erzherzoge Matthias, Maximilian und Leopold, schickten Gesandte hin, die Republiken Venedig, Schweiz, Holland begrüßten den Bund, und die Unirten verwandten sich in entschiedener, beinahe gebieterischer, Haltung für die protestantischen Rechte; Aachen und Cöln wurden aufgefordert, ihre protestantischen Bürger nicht zu bedrängen, die Aechtung der Stadt Braunschweig ward nicht anerkannt und in einzelnen Reichsstädten die Verdrängung der Jesuiten gefordert [4]).

Mitten in dieser Spannung, die einen nahen Ausbruch ahnen ließ, starb der bedrängte Kaiser (Jan. 1612) und Pfalzgraf Johann war dadurch zugleich Reichsverweser und Führer der Union geworden. Das alte Reichsverweseramt, das der

---

Archiv zu Carlsruhe („Personalien", „Reichsvicariat", „Regentschaft"), wo sich die Mehrzahl der Originalakten befindet.

4) Häberlin-Senkenberg XXIII. 414.

pfälzischen Kurwürde in den westlichen, der sächsischen in den östlichen Gegenden des Reichs zustand, war diesmal die Quelle zu einer Kette von Streitigkeiten; das Kammergericht machte formelle Schwierigkeiten, mehrere Reichsglieder wollten die Führung nicht anerkennen, andere beschwerten sich über einseitige richterliche Entscheidungen der beiden protestantischen Reichsverweser, zumal des reformirten Administrators der Pfalz. Auch der alte Streit mit Neuburg bekam frischen Aufschwung; denn damit die Verwirrung vollständig werde, benahm sich auch Philipp Ludwig als Reichsverweser; und gleichzeitig erneuerte auch Bayern einen alten Streitpunkt mit der Pfalz. Es hatte nämlich der pfälzische Publizist Freher in einer Deduction gegen Neuburg darauf hingewiesen, daß die Kurwürde an der rheinischen Pfalz, nicht an Bayern hafte; dagegen erhob sich jetzt Gewold in einer Streitschrift, um das Gegentheil zu beweisen und der Schriftenwechsel dauerte bis 1621, wo Gewold noch einmal seinen Commentarius de Septemviratu vermehrt herausgab [5]. Wir haben früher zu erweisen gesucht, welchen Antheil an der Entstehung der pfälzischen Kurwürde einerseits das rheinische Pfalzgrafenamt, andererseits sowohl die fränkische als die bayrische Herzogswürde gehabt haben mögen; wir erwähnen deßhalb des Streites nur, weil er zehn Jahre nachher durch die Katastrophe Friedrichs V. eine praktische Bedeutung bekam.

Dies ganze Treiben mit Formen und Formeln gibt ein trauriges Zeugniß von der Erstorbenheit des deutschen Volks- und Nationalgeistes; in dem Augenblicke, als sich die Elemente zu dem furchtbarsten aller Bürgerkriege sammelten, und die Lebensfrage der deutschen Zukunft ihrer Lösung entgegen ging, zersplitterte sich das Interesse und die Thätigkeit an einem kleinlichen Zwist um erstorbenen Formelkram.

---

5) Die sechs Schriften findet man in der Repraesentatio reipub. Germ. Norimb. 1657. Einen Theil davon hat auch Meier Londorp. Contin. I. 3. p 67 ff Vgl auch Pfälz Archiv zu Carlsruhe („Reichsvicariat").

So nahte die Zeit der Kaiserwahl heran. Das Bestreben Frankreichs, dem Herzog von Bayern die Krone zuzuwenden, fand keinen Anklang; auch der Wunsch des Landgrafen von Hessen, den neuen Kurfürsten von Sachsen gewählt zu sehen, erhielt keine Fürsprache; man verblieb bei dem Hause Habsburg. Nur über die Person war man nicht im Reinen; Erzherzog Albert, der Schützling der spanisch-katholischen Parthei ward von den Protestanten zurückgewiesen, Maximilian, auf den Pfalz und Sachsen anfangs ihre Augen warfen, bezeugte keine Lust, so blieben zuletzt dem ältesten Bruder Rudolfs, dem König Matthias, der sich auch eifrigst darum bewarb, die meisten Chancen des Erfolges. Protestanten wie Katholiken betrachteten ihn als einen Lückenbüßer, um zu einer gelegenen Zeit, die bei einem 55jährigen Kaiser nicht lange ausbleiben konnte, ihre entschiedenen Wünsche durchzusetzen. Die Hauptsache auf dem Wahltag zu Frankfurt (Mai 1612), den auch der junge Friedrich V. an der Hand seines Vormunds besuchte, war die Wahlcapitulation; denn die Fürsten der Union hatten längst ihre Hoffnung darauf gesetzt, hier alles Zweideutige und Schwankende sichern zu können. Die Anwesenheit von Baden, Würtemberg, Hessen und Anspach mit ihrem ansehnlichen Gefolge ward, aber nach altem Herkommen nicht geduldet; sie mußten Frankfurt verlassen und umlagerten in verdächtiger Haltung mit Klagen und Beschwerden die Stadt der Wahl.

Die Hoffnung auf die Wahlcapitulation erwies sich als leer; die Privilegien und Rechte der kurfürstlichen Oligarchie wurden gehörig verbürgt und erweitert; aber der Hauptpunkt für das Reich, die Gleichstellung beider Confessionen im Reichsgericht, wofür sich Pfalz und Brandenburg dringend verwandten [6]), fiel durch, da Sachsen, anfangs einverstanden, sich nachher zu den Katholiken schlug. Indessen vereinigten sich alle

6) Die entschiedensten Anträge stellte Kurpfalz; etwas gemildert trat Brandenburg bei, Sachsens Antrag ist noch matter. S. die handschriftl. Nachrichten in Wolfs Maximilian III. 299 ff.



Stimmen auf Matthias (Juni); die Wahl und Krönung fand unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten und mit all dem geistlichen Punkte der byzantinischen Hofordnung statt, die mit dem allmähligen Ableben des alten Reichs in so grellem Contraste stand.

Ernste Angelegenheiten drängten diese Tändeleien der Eitelkeit bald in den Hintergrund. Die Spannung zwischen den Partheien war gewachsen; einzelne Bedrückungen, von denen keine Seite freizusprechen war, dienten als Anlaß zu erneuerten Beschwerden, und die Lage des neuen Kaisers war um so kritischer, als die Protestanten mit großen Hoffnungen und Ansprüchen sich ihm in den Weg drängten, die Katholiken mit scheuem Mißtrauen jeden seiner Schritte bewachten.

Die Union hatte (März 1612) unter pfälzischer und würtembergischer Vermittlung ein Bündniß mit England geschlossen [7]), mit Holland war man in lebhafter Verhandlung, die noch in demselben Jahre zum Ziele führte [8]) und auch in Deutschland selbst suchte man fortwährend neue Mitglieder zu werben. Auf dem Versammlungstag zu Rotenburg (März 1613), den der pfälzische Administrator berief und leitete, ließ man abermals auffordernde Schreiben an Hessen-Darmstadt und Kursachsen ergehen, aber die frühere Lauheit in ihrer Gesinnung hatte sich jetzt mit noch größerer Vorsicht umhüllt, und es war keine Hoffnung vorhanden, sie je für ein energisches Auftreten zu gewinnen [9]). Verhängnißvoll war es, daß in demselben Augenblick, wo der neue Kaiser seinen ersten Reichstag ausschrieb, beide Partheien offen ihre Versammlungen hielten und die Waffen gegenseitig schmiedeten; denn kurz vor dem Tag zu Rotenburg hatte auch die Liga eine Zusammenkunft zu Frankfurt gehabt.

So kam man (Aug. 1613) zu Regensburg zum letzten Reichstag, der vor dem dreißigjährigen Bürgerkrieg gehalten

7) England sollte 4000 Mann stellen, im Fall die Union angegriffen würde. Vgl. Rymer T. XVI. 2. p. 179 f.

8) Londorp I. 109 f

9) Vgl. Häberlin-Senkenberg XXIII 547.

ward, in unglückverheißender Stimmung zusammen. Die Protestanten, wie sie die Union repräsentirte, wollten jetzt durch ein energisches Verfahren die noch fehlenden Rechte erstürmen, die Katholiken, hauptsächlich durch die geistlichen Fürsten vertreten, ihren Gegnern auch das was sie schon besaßen, als unrechtes Gut zum Theil abringen. Pfalzgraf Johann selbst, wie die meisten weltlichen Fürsten war abwesend, aber sein Gesandter L. Camerarius, ersetzte ihn ganz so, wie seine eigne protestantische Gesinnung es wünschte. Kaum hatte der Kaiser die Punkte der Verhandlung, die Reform des Justizwesens angekündigt, so traten die Unirten (19. Aug.) mit einer Beschwerde hervor [10], die Alles erhielt, was der eifrige Protestantismus als Kränkung seiner Rechte betrachten konnte. Die von den Katholiken stillschweigend anerkannten Mißbräuche an den höchsten Reichsgerichten [11], die namentlich in allen kirchlichen Dingen antiprotestantisch handelten, die Verkürzung einzelner Reichsstände in ihren politischen Rechten, die Kränkung anderer in Ausübung ihres Glaubens, der Druck, der in geistlichen Staaten trotz des Religionsfriedens auf den Protestanten laste, wurde an einzelnen Fällen mit aller Entschiedenheit nachgewiesen; man drohte am Schlusse, an keiner Berathung Theil zu nehmen, ehe diese Beschwerden erledigt seyen. Des Kaisers ausweichende und vage Antwort beruhigte sie nicht; bei aller Höflichkeit in den Formen ward die drohende Erklärung am folgenden Tage wiederholt. Zwei Monate lang dauerte die Debatte zwischen ihnen und dem Kaiser; es bewährte sich, daß ihre Drohung, die Berathungen zu hemmen, ernstlich gemeint sey. Der Kaiser gab endlich (Ende Sept.) die meisten Punkte der Verhandlung ganz auf und beschränkte sich auf die Bewilligung der Türkensteuer; da erschienen (3. Okt.)

---

10) Londorp I 119 ff.

11) Diese Mißbräuche, wogegen selbst die Katholiken keine Einwendung erhoben, waren allein schon Grund genug zur Beschwerde; es bedurfte der donauwörther, cölner, aachner u. a Händel nicht. Es gehört daher eine mehr als deutsche Geduld dazu, sie wie K. A. Menzel VI. 53 thut, „theils unerheblich, theils wenig dringlich" zu finden.

die Unirten in der Verhandlung, aber nur um durch das Organ von Kurpfalz zu erklären, daß sie nichts bewilligen würden, bevor ihr Verlangen erfüllt sey. Die Majorität der Versammlung entschied sich für die kaiserliche Forderung, die Unirten verwahrten sich; die Majorität entwarf einen Reichsabschied (22. Okt.) im Namen aller Versammelten, die Unirten protestirten dagegen, und man schied mit Erbitterung und Zwietracht.

Beide Partheien standen sich jetzt mit aller Schroffheit entgegen; denn auch die Katholiken regten eine Menge von Beschwerden an, welche die kirchlichen Rechte betrafen. So wie die Protestanten gerechte Klage erhoben über Bedrückung ihrer Glaubensgenossen durch geistliche und weltliche Fürsten, durch kaiserliche Richter und städtische Regierungen, so konnten auch mit Recht die Katholiken klagen, durch Eingriffe protestantischer Herrn gekränkt zu seyn; das unselige Recht der Landesfürsten, nach Belieben zu reformiren, war die Quelle alles Uebels. So trat jetzt, um eines von Vielem zu erwähnen, der Bischof von Worms gegen Kurpfalz klagend auf; nicht allein die alten Beschwerden wegen Neuhausen und Sinsheim waren da wiederholt, auch neue Uebergriffe, die sich die Pfalz in Gegenden des gemeinsamen Besitzes erlaubt habe, Begünstigung von Protestanten, Beeinträchtigung von Katholiken und Aehnliches waren bitter gerügt. Zur Einigkeit und Aussöhnung der verschiedenen Ansichten trugen alle diese Verhältnisse gewiß nicht bei; man schied mit verhaltenem Ingrimm, und es schien als wenn man fortan nicht mehr auf dem Weg friedlicher Debatte sich verständigen würde. Kaiser Matthias war durch die hartnäckige Opposition der unirten Protestanten allmählig in die Reihen der katholischen Parthei zurückgedrängt worden; Liga und Union standen sich so entgegen, daß es biegen mußte oder brechen; mit dem einzigen Resultat schied man vom regensburger Reichstag.

Um diese Zeit (1613) trat Pfalzgraf Johann die Regierung des Innern bereits seinem 17jährigen Mündel ab; nur die auswärtige Politik fuhr er fort, bis zur Volljährigkeit des jungen Kurfürsten (Aug. 1614) zu leiten. Er hatte sich im vergange-

nen Jahre mit der ältern Schwester Friedrichs V. Luise vermählt, und war so der Schwager seines Mündels geworden. Die dreijährige Regierung Johanns von Zweibrücken hinterließ eine gute Erinnerung zurück; war er nach Außen kraftvoll und rührig, so war er im Innern ein sorgsamer und trefflicher Verwalter. Seine Regierung galt für gerecht und sittlich; und das Volk sah es mit Befriedigung, daß er einen ungetreuen Finanzbeamten des verstorbenen nachsichtigen Kurfürsten Friedrichs IV., einen Herrn von Geispolzheim, trotz seines hohen Standes öffentlich hinrichten ließ. Die junge Schöpfung seines Vorgängers, Mannheim, erhielt einen bedeutenden Zuwachs; den festen Thurm und Thor am Neckar ließ Johann anlegen [12]. Der Administrator lebte in Heidelberg, wie er und seine Familie im Zweibrückischen lebten; bürgerlich einfach und in cordialem Verhältniß zu Bürgern und Beamten. Wir erfahren aus handschriftlichen Notizen jener Zeit, daß Johann, seine Gemahlin und seine Kinder ihre Abende abwechselnd bei dem Amtmann, Schultheiß, Pfarrer oder Apotheker zubrachten, und der Ton, der da herrschte, war noch ein schätzbarer Ueberrest aus der patriarchalisch einfachen Sitte der guten alten Zeit [13].

Am 16. Aug. 1614 hatte Friedrich V. sein achtzehntes Jahr vollendet; an demselben Tag übergab ihm Johann feierlich die vollständige Regierung.

§. 2.

Friedrichs V. Vermählung mit Elisabeth Stuart. Züge aus dem innern Leben der Zeit.

Der junge Kurfürst hatte unter der Leitung seiner Mutter die erste Erziehung erhalten; mit vollendetem neuntem Jahre

12) Tolmidas bei Riesmann S. 177.

13) S. Mosers Patriot. Archiv IV. 484 f. Der Rath Hofmann lädt den Administrator mit den Prinzessinnen zu schlichter Hausmannskost ein, „um sich dabei lustig zu machen"; der Herzog antwortet, er hätte sich zwar

beschloß der Vater ihn nach dem Ausland zu schicken. Bei der alten Verbindung zwischen Kurpfalz und den französischen Calvinisten schien Frankreich das passendste Land, um dem künftigen Regenten reinen Calvinismus und zugleich die französische Weltbildung der Zeit beibringen zu lassen; die alten strengen Formen einer nüchternen und patriarchalischen Lebensweise, wie sie Friedrich III. und Ludwig VI. gehabt, waren ohnedies von der verfeinerten Hofcultur verdrängt worden, und universell gebildete Weltleute, glatte und feine Diplomaten, wie Christian von Anhalt, hatten an dem Hofe zu Heidelberg jetzt so große Geltung, wie zu Friedrichs III. Zeit ein wohlgerüsteter calvinischer Theolog. So ward denn Friedrich V. seit dem Jahr 1605 bis 1606 und dann wieder 1608 — 1612 an dem Hofe des reformirten Herzogs von Bouillon zu Sedan erzogen; man glaubte dort die Nachtheile großer Höfe zu meiden, und er genoß doch den schätzbaren Umgang eines so gewandten und ausgezeichneten Mannes, wie der Herzog von Bouillon war [14]); selbst als sein Vater gestorben war, setzte er seine Studien auf der dortigen Academie fort. Seine Umgebung und seine eigentlichen Lehrer waren indessen Deutsche; der später als Diplomat oftgenannte Achatius von Dohna und der bekannte heidelberger Theolog Heinrich Alting sind darunter die nennenswerthesten. Der letztere namentlich war die ganze Zeit hindurch, auch in dem Zwischenaufenthalte zu Heidelberg (1606—1608), sein Lehrer; ihm verdankte er seine kirchlich-reformirte Bildung, die auf sehr gründlichem Boden beruhte und die dem jungen Fürsten sein Lebenlang, bis zur einseitigen dogmatischen Befangenheit, eigen blieb [15]). Da der Kurfürst allmählig heranwuchs, glaubte

---

auf morgen für den Schultheiß gespart, wolle aber doch zu ihm kommen. „Ich habe niemandts bei Hofe, wie ihr wisset, als Einen wasser Trinker, die wein Trinker könt Ihr bestellen."

14) Mém. de Loyse Juliane S. 93.

15) Diesen Unterricht, der sich in einer Pf. Handschr. befindet, hat Lewald herausgegeben und erläutert. Heidelberg 1841. Wie gut er dogmatisch gerüstet war, selbst in den Controversen, erzählt Lingelsheim im Briefwechsel mit Bongars S. 300.

der Vormund ihm einen Hofmeister geben zu müssen, und wählte dazu einen Mann, dessen Charakter und Verdienste die Wahl in gleichem Maaß rechtfertigten. Es war Hans Meinhard von Schönberg, aus dem rheinpfälzischen Geschlecht der Schönberge, die in den höchsten pfälzischen Staatsämtern wirkten, der Vater des berühmten französischen Feldherrn „Schomberg". Seine rühmliche Thätigkeit als Militair, wozu ihm auch sein ansehnliches Vermögen die äußern Mittel schaffte, und seine Gewandtheit als Diplomat, die er in den Zeiten von 1609 — 1611 bewährte, hatten die Aufmerksamkeit des Administrators erregt, und er machte dem noch ziemlich jungen Manne[16]) den Antrag (1611), die Hofmeisterstelle bei dem jungen Kurfürsten zu übernehmen. Schönberg lehnte es anfangs bescheiden und freimüthig ab; „es sey nicht seine Profession, er habe sich nie in Gedanken gezogen, sich dergestalt gebrauchen zu lassen; zudem sey es auch ein sehr gefährliches Werk, vielem Tadel unterworfen und wenig Dank dabei zu verdienen"; erst auf wiederholtes Andingen gab er nach. Er sollte, hieß es in der Instruction [17]), vor allen Dingen darauf halten, daß sich der junge Fürst im Gebet gegen Gott, Lesung der heil. Schrift, Wiederholung des Katechismus fleißig übe; für Anhörung der Predigt, Uebung in allen fürstlichen Tugenden, guten Sitten, Sanftmuth und Freundlichkeit, Vermeidung von Müßiggang mußte der Hofmeister wachsame Sorge tragen. Der Unterricht solle sich hauptsächlich auf fremde Sprachen, auf Mathematik und die Hülfsfächer des Kriegswesens ausdehnen; daneben das in Geographie und Geschichte Erlernte wiederholt werden. Im Umgang solle er besonders lernen, „mit fremden ausländischen Nationen wohl umzugehen und deren Gunst und Affection zu erlangen". Für alles dies, wozu noch die stete Aufsicht über das Gefolge, das Hofwesen, die Ausgaben kam, bezog der wackere Schönberg an Gehalt —

16) Er war 28 Aug 1582 geboren. Seine Biographie hat Kayser geliefert in Mosers Patriot. Archiv VIII. 109 ff.

17) Moser VIII 194 ff. Sie ist vom 1. Nov. 1611.

Nichts; er hatte nur den Unterhalt für Gefolge und 9 Pferde anzusprechen.

Die Erziehung des jungen Kurfürsten war im Ganzen nicht zu tadeln; mit großer Strenge in kirchlichen Dingen verband sich ein einfacher sittlicher Sinn und eine sanfte, gemüthvolle Richtung seines Wesens; ein übertriebener Hang zu unschuldigen aber kostspieligen Vergnügungen war eine schlimme Frucht des Aufenthalts im Ausland, sie ward dem Pfalzgrafen doppelt nachtheilig, als er mit seiner harmlosen Jugend und der Weichheit seines Wesens in eine Zeit gerieth, die eine volle geistige Reife und männlichen Ernst von dem Fürsten verlangte.

Das entscheidende Ereigniß für Friedrichs Leben im Kleinen wie im Großen war seine Vermählung mit der brittischen Elisabeth. Der Plan, die beiden mächtigsten calvinischen Länder auf diese Weise zu verknüpfen, soll zuerst vom Herzoge von Bouillon ausgegangen seyn; gewiß ist, daß schon im Anfang des Jahres 1612 Christian von Anhalt vorschlug die einleitenden Unterhandlungen anzuknüpfen, und eben jener Herzog von Bouillon traf mit dem englischen Gesandten zu Paris die ersten Verabredungen. Zwei pfälzischen Unterhändler, der Graf von Hanau und Vollrad von Plessen, denen Friedrich ein artiges Schreiben an die Prinzessin mitgab [18]), unterhandelten in London (Mai 1612) [19]), während ein Dritter zugleich mit den Holländern die Sache besprach. Noch im Jahre 1612 war die Verlobung so weit geordnet, daß eine pfälzische Gesandtschaft hinüberreiste, um auf die Verabredungen vom Mai hin einen förmlichen Vertrag zu schließen. Sie bestand aus Johann Albert Graf von Solms, Meinhard von Schönberg, Vollrad von Plessen, Blikker von Helmstädt, Heinrich Dietrich von

18) Aretin Beiträge VII. 140.

19) Die Prinzessin sollte von ihrem Vater 40000 Pfund Sterling als Mitgift erhalten und bis Bacharach gebracht werden; ihr Verlobter versprach ihr jährlich 1500 Pfund Sterling und zehntausend als Witthum. Rymer VI. 2. p. 183.

Schönberg, Blikker Laudschad von Steinach, und setzten am 17. Nov. den Ehevertrag fest [20]). Noch vor Ende des Jahres war der Vertrag von beiden Seiten ratificirt und der fürstliche Bräutigam eilte selbst nach England.

Friedrich hatte sich indessen bei seinem Oheim Moriz von Oranien aufgehalten, um in der Schule dieses ausgezeichneten Staatsmannes sich für sein erstes öffentliches Auftreten zu üben. Seit März 1612 hatte er mit Elisabeth Stuart in Correspondenz gestanden; die Briefe, in den glatten und leeren Formen der französischen Hofsprache geschrieben, erheben sich allmählig von den gewöhnlichen Galanterien zu den glühenden und warmen Betheuerungen des begeisterten Liebhabers [21]). Die Bedeutung der Heirath war zunächst eine politische, es war der Schlußstein zu dem engen Bunde, den die Unirten mit England geschlossen hatten. Die Furcht des englischen Puritanismus, ein katholisches Element in die stuartische Familie eindringen zu sehen, schien dadurch beseitigt, namentlich glaubte man die drohende spanische Vermählung durch den pfälzischen Einfluß für immer entfernt [22]). Bei der etwas katholisirenden Richtung Jakobs I. und nach dem jüngst erfolgten, erschütternden Tod des von der Nation angebeteten Prinzen von Wales bedurfte die Dynastie der Stuarts irgend ein Gegengewicht gegen die steigende Impopularität des Königs und seiner Familie; man fand es in der pfälzischen Heirath und das englische Volk erblickte darin gern eine entschiedene Erklärung des Königs, in religiösen Dingen fortan eine feste und entschiedene Stellung einnehmen zu wollen.

Die katholische Parthei war der Vermählung um so abgeneigter; sie erhielt eine Stütze an der Königin, einer Dänin,

---

20) Elisabeth sollte als Witthum Neustadt, Germersheim und Oppenheim erhalten, als Residenz die Schlösser zu Frankenthal und Fridelsheim; Hofstaat und dessen Gehalt ward genau bestimmt. Rymer VI. p. 184 ff.

21) S. die Briefe bei Aretin VII. 140—147.

22) Hans von Schönberg war auch durch seine Instruktion angehalten, den Prinzen von Wales von einer solchen Heirath abzumahnen. S. Moser VIII. 160.

und an dem altbrittischen Stolze, dem die Würde des Pfalzgrafen nicht hoch genug schien. Der pfälzische Gesandte Schönberg hatte den ausdrücklichen Auftrag, den Engländern darzuthun, daß ein deutscher Herzog oder Fürst etwas ganz anderes sey, als ein englischer Vasall dieses Titels, und Schönberg zog sogar eine beleidigende Parallele zwischen der Würde eines Königs von Dänemark und der des ersten weltlichen Kurfürsten in Deutschland. Das englische Volk sah darüber hinweg; es erblickte in dem Pfalzgrafen, dessen persönliches Erscheinen für ihn sehr vortheilhaft wirkte, einen Ersatz für den Prinzen von Wales, und es gab nur Wenige, die nicht in der Heirath ein glückliches Ereigniß erblickt hätten. Elisabeth selbst stand ihrem verstorbenen Bruder näher, als ihrem Vater; die strenge Kirchlichkeit, die Energie des Protestantismus, die der jugendlichen Schönheit der siebzehnjährigen Jungfrau einen ernsten Grundton gab, näherte sie schnell dem Pfalzgrafen, der seinerseits sich glücklich fühlte, eine so liebenswürdige und gleichgesinnte Braut zu erhalten. Es war in dem Wesen der Verlobten eine merkwürdige Uebereinstimmung, in beiden die Grundzüge einer noch unfertigen Jugend; sorgloser Leichtsinn und Freude an Pracht und Glanz neben calvinischer Nüchternheit und kirchlicher Strenge; in beiden das offene, zwanglose sich Hingeben an das Leben und doch der ernste Hintergund eines düstern Verhängnisses des Hauses Stuart, das, wie die Tragödie der Alten dichtet, „ohne Unterlaß der rollenden Woge des Meeres ähnlich dem Unglücklichen von Geschlecht zu Geschlecht nacheilt". So schlossen denn die beiden Verlobten sich eng an einander und das war das einzig Glückliche an dem Ehebund; alle Berechnungen der Politiker sind fehlgeschlagen und in arges Unheil ausgegangen; nur das innige Einverständniß zwischen Friedrich und Elisabeth, das stille Familienglück und eine mit Kindern reich gesegnete Ehe hat beide für ein hartes, thränenvolles Loos entschädigt.

Was in diesem Augenblick die Gemüther allein beschäftigte, waren nach der Sitte der Zeit die Feste und Vergnügungen. Im Gegensatz zu der langweiligen und öden Pracht an den

Höfen Spaniens und andrer Länder, oder zu der unfeinen Eß- und Trinkkunst an vielen deutschen Höfen hatte in England die französische Sitte Fuß gefaßt; und es war das die schlimmste Mitgift, die Friedrich V. nach seinem pfälzischen Lande zurückbringen konnte. Was für Festlichkeiten waren nicht in den vier Wochen vorgekommen, die der Kurfürst zu seiner Reise von Heidelberg (17. Sept.) nach London brauchte, und wie wurden sie durch die in England noch überboten, wo selbst der Tod des Prinzen von Wales in der Entfaltung des eiteln Glanzes nur einen kurzen Stillstand machte. Eine Lordmayorswahl in London, die Bekleidung Friedrichs mit dem Hosenbandorden, Feierlichkeiten an Weihnachten, große Austheilung von Geschenken am Neujahrstag, Bankette am Hofe und bei den weltlichen und geistlichen Vasallen wechselten mit einander ab, und doch sollte das Alles verdunkelt werden durch den Glanz der Festlichkeiten, die für die Vermählungsfeier selbst (14. Febr.) bestimmt waren[23]).

Der 11. Februar war durch ein glänzendes Feuerwerk, der Tag vor der Vermählung durch ein Seegefecht auf der Themse verherrlicht; am Morgen des 14. fand die Einsegnung des Paares statt. Die Kapelle und die Gänge ringsum waren prächtig verziert, eigene Tribünen und Gallerien waren errichtet worden, um den glänzenden Hofstaat, die hohen Kronbeamten, die fremden Gäste und Diplomaten aufnehmen zu können. Um 11 Uhr erschien der Bräutigam, begleitet von Heinrich von Nassau, von englischen und pfälzer Edelleuten; sein Kleid war von weißem Atlas, mit Silber durchwirkt und mit Hermelin gefüttert; der große Orden mit der Diamantenkette hing ihm um den Hals

---

23) Vgl. „Beschreibung der Reiß: Empfahung deß ritterlichen Ordens: Vollbringung des Heyraths ꝛc. des durchleuchtigsten hochgeborenen Fürsten und Herrn Friedrichen deß Fünften Pfalz bei Rhein ꝛc. mit der auch durchleuchtigsten, hochgebornen Fürstin, und königlichen Prinzessin, Elisabethen ꝛc. Mit schönen Kupferstücken gezieret. In Gotthardt Vögelins Verlag. Anno 1613. Vgl. auch die in holländischer Sprache erschienene Schrift: „Waraachtich Verhael van de Ceremonien ghesciet in Engelandt." Gravenhaag. 1613

und sein Hut war mit Federn geschmückt, die durch eine reiche Agraffe von strahlenden Diamanten zusammengehalten waren. Die Braut, von ihrem Bruder und dem Grafen von Northampton geführt, erschien ebenfalls in weißem Atlas, der mit Silber durchwirkt war; ein blendender Perlenschmuck und eine Diamantenkrone flocht sich durch ihre reichen Locken. Nach dem Brautpaar folgte der ganze Hofstaat. Kirchengesang eröffnete die Feier, der Bischof von Wales hielt eine Predigt über die Hochzeit zu Canaan, dann erfolgte die feierliche Einsegnung. Der Bischof hielt noch ein Gebet; die Kirchenmusik begann von Neuem, dann trat der König herzu und wünschte den Vermählten Glück; Konfekt und Wein ward den fürstlichen Personen gereicht, und der Herold rief: Glück, Heil und Wohlfahrt über das neuvermählte Ehepaar. Unter lautem Jubelruf des Volks verließ man die Kapelle und alle Geladenen begaben sich jetzt zur Tafel. Die Zahl der Gäste war sehr ansehnlich; sogar die Königin, sonst der Vermählung abhold, war an diesem Tage prächtig geschmückt erschienen; nur die Gesandten von Spanien und des Erzherzogs Ferdinand fanden es im Interesse ihrer Herrn, an diesem Tage krank und verhindert zu seyn.

Nach dem Gastmahle erschienen Masken mit allegorischer Beziehung und es ward ein Tanz begonnen, der bis mitten in die Nacht hinein währte. Ringelrennen, Maskenzüge und Tänze drängten sich an den folgenden Tagen, rasch auf einander; das Eigenthümlichste war eine dramatische Darstellung, wo Tanz und Gesang, Chöre und Ballet mit einander wechselten. Der Gegenstand war eine Allegorie; in der Aufführung war manche Eigenthümlichkeit der südlichen Komik und zugleich die große Fertigkeit des englischen Dramas der Zeit wiederzufinden.

Nachdem von Festlichkeiten alle Arten erschöpft waren, besuchte Friedrich die Universität Cambridge, wo man ihn mit gelehrten Feierlichkeiten ehrte und in einer lateinischen Anrede auch der alten pfälzischen Universität rühmend gedachte; dann ging er nach Oxford, wo er sich in das Album der Universität eigenhändig einzeichnete; überall bot das brittische Volk Alles auf,

den ersten protestantischen Reichsfürsten Deutschlands gebührend zu ehren.

Doch fing Friedrich an, an die Rückkehr zu denken; denn unter allen den Feierlichkeiten war auch so manches Störende und Widrige, daß dem jungen Fürsten der Aufenthalt von Tag zu Tag drückender ward. Der Anblick des Königs, dessen selbstgefälliges Wesen mit der gränzenlosen Unbedeutsamkeit alles dessen, was er that, in lächerlichem Gegensatz stand, das Getreibe seiner Lieblinge, der abstoßende Hochmuth der Königin, konnten den Pfalzgrafen an seine Schwiegereltern nicht lange fesseln; das unzarte Benehmen des königlichen Ehepaares war eine trübe Vorbedeutung dessen, was sie ihm später als Stütze und Hoffnung bieten sollten. Kaum war durch die verschwenderische Pracht der ersten Wochen, die beinahe 100,000 Pfund Sterling verschlungen hatten, dem monarchischen Hochmuth Genüge geleistet, so trat die ganze Armseligkeit eines stets geldbedürftigen niemals haushälterischen Hofes ins rechte Licht; die Beschränkungen im Hofstaat des Schwiegersohnes, der Mißmuth auf den Gesichtern gab mehr als verblümt zu verstehen, daß man des Besuches überdrüssig sey.

So begab sich denn (20. Apr.) der Kurfürst mit seiner Gemahlin zur See; ein prachtvolles noch unbenutztes Admiralschiff, der Prince Royal, ein Triumph damaliger Schiffsbaukunst, brachte sie nach Vliessingen hinüber, wo neue Festlichkeiten des jungen Ehepaares harrten. Im Haag, in Utrecht, überall wurde Friedrich von seinen Verbündeten aufs herrlichste bewirthet; nachdem er noch einige politische Angelegenheiten mit den holländischen Staatsmännern und seinem Oheim besprochen, trennte er sich, um die Vorkehrungen zu treffen, von seiner Gemahlin (8. Mai) und eilte nach Heidelberg, wo er am 13. ankam.

Elisabeth besuchte indessen, von Moriz von Oranien und einem vornehmen Gefolge begleitet die bedeutendsten Städte Hollands, besonders Harlem, Amsterdam, Utrecht und kam (24. Mai) bei Cöln an, wo ihre holländische Begleitung sie verließ.

Zwischen Cöln und Bonn warteten ihrer die pfälzischen Schiffe, die von Heidelberg den Neckar und Rhein hinab gefahren waren, um die Kurfürstin zu empfangen; es war darunter namentlich eines, das durch prächtige Verzierung von Außen, und durch Vereinigung von Glanz und Bequemlichkeit im Innern allgemeine Bewunderung erregte. Drei prachtvolle Gemächer, mit glänzenden Tapeten mit rothem und blauem Sammet verzieret, eine Silberkammer, eine Rüstkammer, im Ganzen sieben Zimmer, enthielt dies Schiff, das die junge Fürstin aufzunehmen bestimmt war.

So fuhr sie den Rhein herauf, allenthalben mit Festessalven begrüßt und von den meisten benachbarten Fürsten persönlich empfangen; in St. Goar und Bacharach kamen ihr die ersten pfälzischen Beamten entgegen, in Bingen erschien eine kurmainzische Gesandtschaft, die Fürstin nach Mainz einzuladen. Sie nahm die Einladung an, auch ihr Gemahl war ihr bis Bingen entgegengekommen und sie näherten sich jetzt dem rheinpfälzischen Gebiete.

Am 2. Juni zogen sie in Oppenheim ein, und stiegen in dem Hause Wolfgangs von Dalberg ab. Der Stadtrath beschenkte das fürstliche Ehepaar mit einem goldenen Pocale, 12 vergoldeten Konfektschalen, 1 Fuder Wein, 25 Säck Haber, 2 Centner Fisch, der Landschreiber Dr. Agricola hielt eine Festrede und zwei prachtvolle Triumphpforten waren an der Krämergasse und am Markte aufgestellt. Auf dem einen war in den symbolischen Figuren, der Tugend, Tapferkeit der Hoffnung und des Glückes, das Verdienst Friedrichs und seine gelungene Werbung angedeutet; zierliche lateinische Verse besangen die Vorzüge der Vermählten; die Treue und Eintracht, als Hüterinnen des Ehebandes, standen in den Nischen und oben erhob sich, von einer Kette und verschlungenen Händen umzogen, das vereinigte Wappen von Kurpfalz und Großbritannien [24]). Die

24) Vgl. Beschreibung der Reise S. 99 ff., wo sich auch die sehenswerthen Abbildungen dieser Triumphpforten befinden.

andere Triumphpforte drückte die Freude aus über die enge Vereinigung des brittischen und pfälzischen Fürstenhauses; Britten und Pfälzer begrüßten sich dort als Freunde, die Wappen beider Staaten erschienen abermals verbunden und von einer treffenden Inschrift umgeben; an den Seiten wandten sich zwei kolossale Rosengewinde hinauf, die zuletzt in einander verwuchsen, um den endlich versöhnten Kampf der rothen und weißen Rose, der Häuser Lancaster und York, sinnreich anzudeuten. Auf der Rückseite standen die Statuen der vier pfälzischen Kurfürsten, die den Namen Friedrich führten, und in Inschriften wie in Symbolen war auf die Geschichte Oppenheims und seiner Verhältnisse zur Pfalz kurz hingewiesen.

Noch glänzender war das, was ($\frac{4}{14}$ Juni) zu Frankenthal ihrer wartete [25]). Die junge Stadt mit ihrem neu aufblühenden Wohlstande, die ihre ganze Existenz der gütigen Sorgfalt Friedrichs III. und seiner Nachfolger verdankte, hing mit außerordentlicher Hingebung an dem reformirten Fürstenhause, und bot jetzt Alles auf, diese Gesinnung recht glänzend zu bethätigen; in begeistertem Wetteifer suchten Alle, auch die Geringsten, zum freudigen Empfang des Fürstenpaares, ihren Antheil beizutragen. Es bildeten sich eigene Truppencorps, die Herrschaften zu empfangen; eine Schaar von 60 Bürgern war in Blau und Goldgelb gekleidet, die Röcke mit weißen Schnüren verbrämt, und von ihren grünen Hüten wogten grüne Federn; andere waren als Mohren, andere als Asiaten, andere als Indianer gekleidet, es sollten alle vier Welttheile dargestellt seyn; vor allen Häusern der Stadt waren Maien aufgepflanzt, sie war „lieblich grün wie ein Wäldlein anzuschauen", und die Straßen waren vom wormser Thor an mit Rosen und wohlriechenden Blumen dicht bestreut. An dem Markt erhob sich

25) Vgl. außer den angeführten Werken die „Kurtze und eigentliche Beschreibung alles dessen, was bei dem einritt des durchl. ꝛc. Friedrichs Churf. mit derselben Königl. Ehegemahl Frau Elisabeth zu Frankenthal abngestelt und gehalten worden." Frankenthal 1613. Folio.

eine mit Grün reich geschmückte Triumphpforte, an der sich die Epheublätter „wie Fischschuppen" in einander fügten; Pomeranzenbäume mit hängenden Früchten prangten als eine Zierrath des fernen Südens. Zwischen den Säulen des Triumphbogens erhoben sich die Statuen aller Friedriche, die die pfälzische Geschichte kannte, und darüber die Bilder ihrer verdienten Handlungen; Friedrich I., wie er die Fürsten gefangen nahm, Friedrich II., wie er das Mönchswesen verdrängte und das Lutherthum an die Stelle setzte, Friedrich III. in dem Augenblick, wo er die Verbannten des Auslandes, die um der Religion willen Verfolgten, in seinem Lande herzlich willkommen heißt, Friedrich IV., wie er die Fürsten des Protestantismus in der „Union" vereinigt. Und als das junge Fürstenpaar herankam, zog ihnen eine Schaar von 80 Knaben entgegen, grün gekleidet und bewaffnet, um in einem zierlichen Gedicht aus dem Munde der Nachkommen den Dank der holländischen Flüchtlinge auszusprechen, die einst vor 50 Jahren durch die Milde eines pfälzischen Fürsten aufgenommen, diese Stadt bevölkert hatten. So dauerten die Feierlichkeiten bis zum 6. Juni fort. Feuerwerke, die Einnahme Trojas und andere militärische Schaukämpfe folgten auf einander; und doch sollte alles das noch überboten werden durch die Feierlichkeiten in der Residenz, wohin Friedrich V. (7. Juni) vorangeeilt war.

In Heidelberg war bereits von vornehmen Gästen ein gewaltiges Gedränge, es waren über 2000 fremde Gäste dort angekommen. Die meisten Fürsten und Fürstinnen der pfälzischen Linien waren angekommen, die Markgrafen von Brandenburg, von Baden, der Herzog von Würtemberg, die anhaltschen Fürsten, die Grafen von Mansfeld, Solms, Hohenlohe und eine Menge anderer mit zahlreichem Gefolge. Da zugleich alle Amtsknechte, Förster, Jägerburschen unter Anführung ihrer Vorgesetzten in militärischer Kleidung und Waffen erschienen, war es ein ganzes Kriegsheer, was sich am 6. Juni aus Heidelberg herausbewegte, um die Kurfürstin zu empfangen. Sie lagerten sich an der Bergstraße und am Neckar, bis am andern

Morgen von der ladenburger Straße her die Erwartete ankam; an militärischen Ehrenbezeugungen, Kanonensalven ließen es die Ritter und Reisige nicht fehlen, das Gewaltigste war aber der lange Zug von Fürsten, Grafen, und Bewaffneten, der die Neuvermählte unter dem dröhnenden Schall der Geschütze, die in den Thälern wiederhallten, gegen Heidelberg hin geleitete.

Auf dem Neckar war ein munteres Treiben; gegen schwimmende Häuschen, in denen Geflügel war, und kleine Festungen ward von Bürgern ein Kampf ausgeführt, der zum Theil feucht genug abging; denn, wie der Berichterstatter sagt, „die wassersüchtigen Ritter hatten zuvor aus kurfürstlicher Begnadigung ziemlich in die Weingläser gestochen.“ An der Brücke war ein Triumphbogen von der Stadt errichtet, an dem Markt wieder einer, die ganze Stadt in Blumen und lachendes Grün gekleidet und auf dem Weg zum Schlosse standen vier Triumphpforten, an denen alle vier Fakultäten der Universität die Fürstin zur Begrüßung erwarteten, der Prorector hielt eine Anrede, ein Knabe überreichte im Namen der Universität einen Korb mit Südfrüchten und begleitete das Geschenk mit einer zierlichen französischen Phrase. So kam Elisabeth allmählig auf das Schloß, wo sie durch neue Triumphbogen und durch die festgeschmückten Reihen der Fürstinnen und Edelfrauen einzog.

Am $\frac{8}{18}$ Juni ward erst eine Predigt gehalten, dann ging es zum Bankett, wo die ersten Grafen und Edelleute der Pfalz die Dienste der Truchsessen und Mundschenke versahen; Tanz und Turnier beschloß die Feier des Tages. Man ward jetzt immer erfinderischer in Vergnügungen, und ein reicher und kostspieliger Genuß verdrängte den andern. Am $\frac{9}{19}$ ward ein großes glänzendes Turnier gefeiert, an dem die fremden Fürsten Theil nahmen, am Abend wurde von dem Neckar ein Feuerwerk losgebrannt, dessen Zurüstungen mit Kosten und Mühe getroffen waren. Eigenthümliche Feierlichkeiten brachten die folgenden Tag, eine glänzende Maskerade mit Turnier und Ritterspiel. Die alte Götterlehre und Historie war dabei so gut zu Hülfe genommen, als die germanische Heroengeschichte

und Beziehungen der Gegenwart; die griechischen Gottheiten und die Helden des Argonautenzugs erschienen neben den Gracchen und neben Ariovist; die Musen und Waldgottheiten der Hellenen neben den deutschen Strömen Rhein, Neckar und Donau. Pantomimische Darstellungen und eigentliche Gefechte waren mit einander verflochten; in dem großen Turnier am Schlusse, worin große Summen als Preise ausgesetzt waren, waren der Pfalzgraf, der Herzog von Würtemberg und Christian von Anhalt die ersten Sieger. Am $\frac{12}{22}$ ward im Hardwald bei Schwezingen eine große Jagd, am $\frac{13}{23}$ ein Kübelrennen gehalten, jezt reisten allmählig die fremden Gäste ab, doch ward noch am $\frac{19}{29}$ ein Ritterspiel und Kopfrennen abgehalten. Dazwischen fanden ungeheuere Schmausereien statt, und man berechnete daß täglich über 20 Fuder Wein verbraucht wurden.

Es würde zu weit führen, wollte man alle diese Feierlichkeiten, worüber sich damals eine ganze Literatur von Beschreibungen gesammelt hat, auch nur mit einiger Genauigkeit des Einzelnen erzählen; es genügt hier zum Theil die Anführung, um den Charakter der Zeit daraus zu beurtheilen. Schon in Friedrichs **IV.** Geschichte war ein gewaltiger Abstand des Tones von der soliden Nüchternheit Friedrichs **III.** wahrzunehmen; und wie weit ist noch Friedrichs **IV.** Hofwesen von der raffinirten Erfindungsgabe der eben geschilderten Jahre entfernt! Den meisten Antheil hatte daran die brittische Vermählung; durch unnütze Verschwendung und leere Repräsentation den Wohlstand des Landes zu untergraben, das hatte Friedrich **V.** seinen stuartischen Verwandten abgelernt. Noch für keine Kurfürstin von der Pfalz war in dem Ehekontrakt ein solcher Hofstaat festgesezt worden, wie für Elisabeth; da war ein Haushofmeister, ein Secretär, ein Stallmeister, vier Kammerherrn, eine Oberhofmeisterin, sechs Hoffräulein, mehrere Pagen, ein Kaplan, ein Leibarzt, zwei Läufer, zwei Kammerdiener, zwei Kammerfrauen, ein Garderobemeister, ein Koch, ein Keller und noch 22 andere Hofbediente, im Ganzen ein Hofstaat von mehr als 50 Personen, wofür im Ganzen über 700 Pfund jährlichen Gehalts be-

zahlt werden mußten [26]). Keine Fürstin zuvor hatte in der Pfalz ein solches Nadelgeld bezogen, keine eine eigene Kapelle mit allem was dazu gehörte angesprochen; kurz es kam mit ihr in alle Verhältnisse eine königliche Verschwendung herein, die, wie die Erfahrung zeigte, kaum England, geschweige denn die kleine Pfalz, ertragen konnte.

Vielen Antheil hatte freilich auch die Mode der Zeit überhaupt, und es wäre ungerecht, der unglücklichen Elisabeth auch hier alle Schuld beimessen zu wollen; die Einfachheit fing an, für unköniglich gehalten zu werden, Beschränkung in entbehrlichen Bequemlichkeiten galt für unverträglich mit dem Wesen des Monarchen. Wie einfach und schnell war noch Friedrichs V. Vater, bei aller Liebhaberei an Jagd und Maskeraden, gereist; mit welch lästigem Pompe zogen jetzt selbst ärmere Fürsten einher. Als Friedrich V. seine Brautreise nach England unternahm, waren 191 Personen in seinem Gefolge, darum war es kein Wunder, wenn er mit diesem Troß, der sich überall speisen und fetiren ließ, von Heidelberg bis London über vier Wochen zur Reise gebraucht hat. Wenn der Markgraf von Brandenburg-Anspach zur Hochzeit nach Heidelberg ein Gefolge von 363 Personen und 411 Pferde mitschleppte [27]), wenn der Herzog von Würtemberg zu dem Wege von Stuttgart nach Heidelberg beinahe die gleiche Zahl brauchte und eine ganze Armee von müßigen Händen und Mäulern mit sich führte, oder selbst der kleine Fürst Christian von Anhalt über 70 Personen im Gefolge hatte, da war es gewiß nicht zu wundern, daß Elisabeth Stuart mit ihrem Hofstaat, Gefolge von englischen Gesandten, worunter die Grafen Lenox, Arundell, Harrington und andere, ein kleines Heer von 374 Personen bildete [28]).

Diese Häufung von Bedürfnissen war herrschend geworden, die Zeit, wo die Fürsten reisten um Geld zu sparen, war vor-

26) Vgl. Rymer VI. b. 1.5.

27) S. den Anhang zur Beschreibung der Reiß S. 65. 68. 71.

28) Ebendas. S. 59.



über. Die Beispiele von sparsamen Fürsten waren schon sehr selten; ein Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der sich einen Besuch des Erzherzogs Leopold wegen solch übertriebener Lustbarkeiten ernstlich verbat, der die Hochzeit seines Sohnes lieber bei sich halten wollte als bei dem Vater der Braut, weil er die kostspieligen Gegenbesuche fürchtete, oder der mit detaillirter Sorgfalt die Kosten der Vermählung berechnete und auch am Hofstaat seines Sohnes wohlthätige Verkürzungen vornahm [29]), ein solcher Fürst gehörte schon der „guten alten Zeit" an und war eine Ausnahme. In allen Klassen der Gesellschaft drang jene Genußsucht ein und fing selbst an die Genügsamkeit des Mittelstandes zu verbittern. Der Adel war schon ganz dem Beispiele der Höfe gefolgt und ein einzelner Fall kann zeigen, welch ein Umschwung gerade in diesen ersten Jahrzehnden des 17. Jahrhunderts vorgegangen ist [30]). Der Vater des oft angeführten Hans Meinhard von Schönberg, einer der reichsten pfälzischen Adeligen, hinterließ [31]) an Baarem und an ausstehenden Forderungen ein Vermögen von einigen 100,000 Gulden; sein Silbergeräth bestand in einer Kanne, einer Anzahl Becher, zwei Salzfässern und 28 silbernen Löffeln. Gold und Juwelen besaß der so reiche Mann sehr wenig. Bei seinem Sohne sind schon Gießkannen, Becher, Schüsseln, Teller, Leuchter, Schreibzeuge, Ringkragen u. s. w. von Silber zu finden, an Juwelen besaß er schon in Ketten, Hutschnüren, Schnallen mehrere Hundert Diamanten und das Verzeichniß der Perlen füllt allein 3 Folioseiten; so groß war der Umschwung in einem Zeitraum von kaum zwanzig Jahren. Des Herrn Vaters ganze Garderobe war auf 2 Blättern verzeichnet, die des Sohnes nahm 10 Bogen ein, und während jener sich mit zwei oder drei Kleidern von Sammt und Seide begnügt hatte, so besaß dieser zweiundsiebzig vollständige Mannsanzüge. Jedes einzelne

29) Wolf Maxim. III. 542.

30) Mosers Archiv VIII. 235 ff.

31) Das Inventarium ist von 1598, das des Sohnes von 1616.

der Kleidungsstücke hatte zudem an Pracht und Verzierung außerordentlich zugenommen, Atlas mit Gold und Silber gestickt verdrängte die einfachen wollenen Kleider, die Barette wurden durch kostbare Federhüte ersetzt und selbst in der Fußbekleidung kam ein prunkender Luxus auf. Der alte Schönberg hatte sich mit seinen einfachen getäfelten Zimmern, großen massiven Bettstellen und dauerhaften Holzstühlen begnügt, der Sohn hatte in seiner Wohnung zu Heidelberg tapezirte Gemächer, Betten von Sammt und Seide, mit Vorhängen, Schnüren und Franzen; statt der harten Holzstühle waren bei ihm gepolsterte Sessel mit Sammt und Stickereien zu finden. Dieser Gegensatz erstreckt sich auf alle Räume des Hauswesens; auch in der Rüstkammer und im Stall haben diese 20 Jahre eine gewaltige Veränderung hervorgebracht, der Vater hat sich mit einer Kutsche und 2 Pferden begnügt, der Sohn besaß einen Marstall von 15 zum Theil sehr kostbaren Pferden mit prachtvollem Rüstzeug. Am schärfsten tritt der Gegensatz einer einfachen patriarchalischen Zeit gegen die neu aufkommende Genußsucht und geistige Gourmandise in der Bibliothek hervor; des alten biederen Schönberg ganze Büchersammlung hatte aus 19 Bänden bestanden, worunter einige Rechtsbücher und Chroniken, eine Bibel, ein deutscher Livius, ein altes Turnierbuch und Postillen von Luther und Melanchthon; bei dem Sohne werden schon englische und italienische Literatur, die Schriften von Montagne, mehrere militärische Bücher, Landkarten u. s. w. gefunden.

Dieser eine Fall mag zeigen, welch ein Umschwung in die Jahre von 1600—1615 hereinfällt; französische und italienische Sitte brach jetzt rasch herein und die alte Generation, die noch zäh fest gehalten an der einfachen Patriarchalität deutscher Sitte, starb mit dem Anfang dieses Jahrhunderts allmählig aus. Wenn nun ein Mann wie Schönberg, der freilich zu den reichsten Edelleuten gehörte und an den meisten Höfen Europas gewesen war, die alte Beschränktheit glaubte mit solchem Luxus vertauschen zu müssen, wie mußte das erst bei seinem Herrn seyn,

dem ersten Kurfürsten des Reichs, dem Schwiegersohne eines mächtigen Königs!

Dazu kam, daß die französische Bildung, die Friedrich zu Sedan erhalten, durch seine Vermählung einen neuen Haltpunkt erhielt. Für ihn und seine Umgebung, namentlich Christian von Anhalt, war die französische Sprache und der feinere Conversationston schon frühe das Mittel diplomatischer Verhandlungen gewesen [32]; jetzt durch das Herankommen der englischen Fürstin und ihres Gefolges erhielt die französische Sprache auch im Hofleben einen Platz. Die Näherstehenden mußten sich ohnedies bequemen, ein Idiom, das der fremden Prinzessin geläufig war, zu erlernen; aber auch das Volk war gezwungen, die kahlen und glatten Formen der ausländischen Conversation gegen seine kräftige und ehrliche Sprache umzutauschen. Als Elisabeth nach Frankenthal kam, ward sie mit französischen Versen begrüßt; auch die heidelberger Universität legte dem Knaben, der ihr die Früchte überreichte, ein Paar duftende und gezierte französische Phrasen in den Mund [33].

So herrschte zwar an dem pfälzischen Hofe gar keine Rohheit und Unsitte, aber die jugendliche Etourderie und der sorglose Leichtsinn französischen Wesens war bei den regierenden Personen einheimisch. Das Treiben und Tändeln in den heidelberger Kreisen bot einen seltsamen Gegensatz zu den Forderungen der Zeit; der Hof verschlang den Staat und mit spielender Unbekümmertheit hüpfte man über die Tiefe hinweg, die das ernste Verhältniß des Lebens dem jungen Pfalzgrafen bald mit Macht entgegendrängte.

Die ersten Jahre der Ehe waren ganz dem Genusse geweiht; die Genüsse waren unschuldig aber verschlangen zum

32) So wurde über den Reichstag zu Regensburg eine französische Staatsschrift von der pfälzischen Diplomatie verbreitet. S. Moser VIII. 209 ff.

33) Madame, la Déesse Flora et Pomona Vous saluent, et souhaitent toute Bénédiction et Félicité: Et vous présentent cette Corbeille." Beschreibung der Reys. S. 145.

Theil Summen, die man in den ernsten Augenblicken der nächsten Zeit gern zurück gekauft hätte. Die harmlose Munterkeit des jungen Paares, die herzliche Liebe, womit der Kurfürst an seiner liebenswürdigen Elisabeth hing, der feine geistreiche Ton des Umgangs, in welchem bei aller Hinneigung zu französischem Wesen nichts Unedles, Unsittliches aufkam, bilden eine schöne Episode in der Geschichte der damaligen Höfe; das Volk von dem Reiz dieses Lebens gewonnen und überzeugt von der edlen, gemüthlichen Persönlichkeit des jungen Fürsten, übersah leicht den jugendlichen Leichtsinn, womit man bisweilen den ernsten Pflichten des Lebens aus dem Wege ging. Zum Glück standen dem Kurfürsten tüchtige Beamte zur Seite und er selbst war von frommer, ehrlicher Gesinnung, sonst wäre das Treiben des Hofes schwerlich ohne argen Druck des Landes vorübergegangen.

Zu den kostspieligen Liebhabereien Friedrichs gehörte auch die Lust zu bauen und das Stammschloß seiner Väter durch Zierrathen, die dem Ausland abgelernt waren, zu verschönern. So nahm er den Salomon de Caus in seine Dienste, jenen berühmten normännischen Techniker, der in seinem Werk „**les raisons des forces mouvantes**“ zuerst die bewegende und treibende Kraft des Dampfes beschrieben; der sollte ihm einen prachtvollen Lustgarten mit Wasserkünsten anlegen. Es wurde ein ganzer Berg aus Felsenmassen bestehend abgetragen, um eine Fläche zu gewinnen; es wurden kolossale Bogen gesprengt und darauf die Terrasse errichtet, die nun eine Orangerie, brillante Gartenanlagen in dem verstümmelten französischen Stil, und eine Menge der glänzendsten Wasserwerke enthielt. Das wunderbare Werk war noch nicht vollendet, als der böhmische Krieg von 1620 ausbrach [34]).

Andere Lustbarkeiten kamen auf; es wurden Jagden gefeiert, die oft eine Woche lang dauerten. Seit dem jungen Ehepaar (1. Jan. 1614) ein Prinz geboren war, schien zu ihrem Glücke nichts mehr zu fehlen. Der Kurfürst bat die Rit-

34) S. Salomon de Caus Hortus Palatinus. Francof. 1620. fol.

terschaft vom Rhein, von Franken und Schwaben zu Gevatter [35]), und diese nahm es mit ehrerbietigem Danke an. Die Taufe ward mit großem Pompe (März) gefeiert, Christian von Anhalt vertrat den König von England, der Prinz von Oranien die Generalstaaten und man weissagte dem jungen Prinzen, der wie seine Oheime, der von Oranien und der verstorbene Prinz von Wales, Heinrich Friedrich hieß, eine glänzende und glückliche Zukunft. Die Ritterschaft vom Rhein, Franken und Schwaben erhielt keine Gelegenheit, ihm die versprochenen Gevatterdienste zu leisten; der junge Pfalzgraf von dem bösen Verhängnisse seines Hauses erfaßt, starb frühe eines unglücklichen Todes.

§. 3.

Politische Lage im Innern und nach Außen bis zum Ausbruch der böhmischen Händel (1614—1619).

Angelegenheiten sehr ernster Natur wurden gleichzeitig in Deutschland vorbereitet; die schwüle und gespannte Stimmung, die allmählig den Volksgeist in Partheigeist umzuwandeln drohte, steigerte sich, und dem jungen Kurfürsten, als dem Haupte der Union, war eine schwere Last politischer Berechnungen, eine Verantwortlichkeit von größtem Gewichte aufgewälzt. Der Kaiser und die Protestanten, feindselig getrennt, die Fragen im Innern von einer Lösung entfernter als je, die Verhältnisse in den östreichischen Erblanden einem Bruche immer näher gerückt — das waren Umstände der Nothwendigkeit, wofür Friedrich weder in seinen Bauten und Jagden, noch in seinem kindlich harmlosen Gemüth eine Hülfsquelle finden konnte. Um so bedenklicher war es in einem solchen Augenblick, wenn neue Verwicklungen hinzukamen; denn schon die gegenwärtigen waren der Einsicht und Kraft des Handelnden über den Kopf gewachsen.

35) S. die Einladung bei Moser Patr. Archiv XI. 456—462.

Abermals war es der jülichsche Erbstreit, der die Gemüther erhitzte. Die früher verabredete Eintracht zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg war von dem Kurfürsten Johann Siegmund und dem alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig erträglich erhalten worden; seit der junge Wolfgang Wilhelm sich seines Erbtheils annahm, hatten bald seine kecken Ansprüche und mißtrauischen Forderungen, bald des brandenburgischen Kurfürsten reizbares Temperament das gute Vernehmen gestört. Die Stimmung war schon verbittert, als man noch einmal den Versuch einer Annäherung machte, aber Wolfgangs kühne Forderung, der Kurfürst möge ihm seine Tochter vermählen und seinen ganzen Anspruch an Jülich abtreten, brachte Johann Siegmund so in Aerger, daß er sich an dem jungen Pfalzgrafen thätlich vergriff und dadurch beide Häuser für immer entzweite [36].

Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm [37], damals etwa 35 Jahre alt, besaß mehr Weltbildung als Gelehrsamkeit; bei einer glatten Außenseite fehlte ihm die innere Tiefe, und trotz allem keckem Hervortreten seiner Natur war er leicht zu lenken, so bald man die rechte Saite anschlug. So regte denn die Beleidigung des Kurfürsten in ihm frühere Wünsche auf und er schloß sich um so enger an seine bayrischen Verwandten an, die ihn trotz der Religionsverschiedenheit nie beleidigten, sondern mit kluger Sorgfalt und Freundlichkeit das gute Vernehmen unterhielten. Schon im Jahre 1612 war in ihm der Gedanke aufgetaucht, sich mit einer Schwester Maximilians von Bayern zu vermählen, und als man die Religionsverschiedenheit bedenklich fand, ließ er sich dazu bewegen, heimlich nach München zu gehen und dort an einer religiösen Besprechung über die katholische und lutherische

36) Die bezweifelte Thatsache bestätigt Rommel VII. 324. 325 aus Briefen Johann Siegmunds an den Landgrafen. — Für das Folgende hat Wolf Maximilian III. 487—561 die besten meist aus Handschr. entlehnten Materialien.

37) Geb. Okt 1578.

Lehre Theil zu nehmen (April und Mai 1612). Der gute Pfalzgraf hielt sich natürlich für hinlänglich gewaffnet; die Jesuiten erzählten sogar nachher, er sey mit der Hoffnung hingegangen, das bayrische Fürstenhaus zum Lutherthum bekehren zu können! Es kam aber anders; in seiner kirchlichen Ueberzeugung, die auf mangelhafter Bildung beruhte [38]), machte die Dialektik der Gegner bald einen bedenklichen Riß; zweifelnd ging er schon weg; ein paar jesuitische Bücher und der eifrige Briefwechsel Maximilians halfen nach. Schon zu Ende des Jahres eröffnete er mit Vorsicht seinem streng lutherischen Vater den Gedanken einer bayrischen Vermählung [39]), und dieser, obwohl bisher einer Annäherung an Brandenburg geneigt, bezeigte sich dem Plane nicht abhold; er erwog mit gewohnter Vorsicht alle Vortheile des bayrischen Bündnisses, seine religiöse Bedenklichkeit minderte sich bei der eitlen Hoffnung, die bayrische Prinzessin ließe sich vielleicht zum Lutherthum bekehren. In München verfuhr man mit aller möglichen Ruhe und Klugheit; es geschah Alles, den wankenden Protestantismus Wolfgang Wilhelms zu untergraben. Der Pabst war schon genau unterrichtet, und doch bot man alle Verschwiegenheit und Discretion auf, den Pfalzgrafen gegenüber der Welt und seinem Vater nicht vor der Zeit zu compromittiren.

So stand die Sache, als der Bruch mit Brandenburg (Frühjahr 1613) erfolgte, und nun beschleunigte Wolfgang Wilhelm, was er bisher noch verzögert. Am 19. Juli 1613 trat er zu München, in Gegenwart der bayrischen Fürsten, zur katholischen Kirche über, und schon im September unterhandelte der arglose Vater über die Vermählung mit Prinzessin Mag-

---

38) „ha studiato mediocremente" schrieb Maximilian über ihn an den Pabst.

39) In dem Briefe (Wolf III. 512) spricht er zwar mit Mißtrauen von Brandenburg, aber doch so, daß ein förmlicher Bruch noch nicht erfolgt seyn konnte. Auch geht aus dem Briefe hervor, daß eine brandenburgische Heirath immer noch im Werke war.

dalena. Gern verwilligte man in München dem alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig, der nicht das Geringste ahnte, die Scheinzugeständnisse, die er für sein Lutherthum verlangte; war man ja doch der Hauptsache sicher und die Vermählung ward (Nov. 1613) mit großem Pompe gefeiert.

So kam das junge Ehepaar nach Düsseldorf; es läßt sich denken, daß der Mitbesitzer von Jülich, der brandenburgische Kurprinz, ihn nicht freudig empfing. Erst folgten kleine Chicanen, dann offener Zwist, woran beide Theile Schuld trugen, bald eine solche Erbitterung, daß ein kriegerischer Ausbruch drohte, und der Kurprinz seine Residenz nach Cleve verlegte. Das Alles drängte den Pfalzgrafen zur offenen Erklärung; so drückend ihm das Gefühl war, mit seiner Familie und seinem greisen Vater für immer zu brechen, so entschloß er sich doch, das zweideutige Spiel aufzugeben, und am 25. Mai 1614 trat er zu Düsseldolf öffentlich zum Katholicismus über. Der alte Philipp Ludwig war außer sich; erst wenige Wochen zuvor waren verdächtige Gerüchte zu ihm gedrungen und er hatte dringende Ermahnungen an den Sohn gerichtet; die jetzt plötzlich erfolgte Katastrophe nahm ihm alle Fassung. Er erließ heftige Erklärungen an seine Unterthanen und an auswärtige Fürsten, es wurden im Neuburgischen Gebete angestellt für die Erhaltung des Protestantismus [40]), aber ehe noch etwas Entscheidendes geschehen, unterlag der alte Mann dem erschütternden Eindruck; er starb am 12. Aug. 1614.

Das Ereigniß machte gewaltigen Lärm in der protestantischen Welt; kaum hatten die Lutheraner sich von dem Schlage erholt, den ihnen der kurz vorher erfolgte Uebertritt Johann Siegmunds von Brandenburg zum Calvinismus versetzt hatte, so kam dieser zweite viel herbere Stoß. Der jesuitische Hofprediger Wolfgangs, Jakob Reihing, pries es in einer pomphaften Schrift als „einen seltenen Vogel, ein herrliches Beispiel, das viele nach sich ziehen sollte, daß ein so trefflicher,

40) Vgl. Struve pfälz. Kirchenhist. S. 544.

ausgezeichneter Fürst, von Jugend auf im Lutherthum erzogen, sich zur katholischen Lehre wende." Damit aber der ernsten Sache auch die Ironie des Schicksals nicht fehle, sah man sechs Jahre nachher denselben Jakob Reihing, als bekehrten Lutheraner zu Tübingen lehren und sein Biograph pries es parodirend „als ein herrliches Beispiel, dem Viele folgen sollten, daß ein Zögling Loyolas sich zum Lutherthum bekehrt habe!"

Während beide Prätendenten der jülichschen Erbschaft in feindselig lauernder Stellung einander gegenüberstanden und im Interesse des Einen holländische, für den Andern spanische Truppen am Niederrhein eindrangen, war durch den Tod des alten Pfalzgrafen von Neuburg für die protestantischen Bewohner des Landes der entscheidende Moment gekommen. Als sein Vater die Nothgebete für Erhaltung des Protestantismus angeordnet, hatte Wolfgang Wilhelm seine künftigen Unterthanen öffentlich versichert, „in ihrem hergebrachten Kirchenexercitio und Predigten" sie nicht hemmen zu wollen. Auch war in den ersten Monaten nach Philipp Ludwigs Tode nichts gegen das Lutherthum geschehen; aber am 21. Febr. 1615 kam der Pfalzgraf in sein neuburgisches Land und begann selbst die ersten Schritte zu einer Reaction. Die lutherische Hauptkirche ward den Jesuiten eingeräumt, Bibel und Kirchenordnung dem bisherigen Hofprediger Heilbronner zugeschickt, und weder die Vorstellungen der Mutter, noch die Rücksicht auf das noch uneröffnete Testament des Vaters hielt den Glaubenseifer Wolfgang Wilhelms zurück. Die kirchliche Polemik und ein unterbrochenes Religionsgespräch zu Neuburg, das Heilbronner mit einem münchner Jesuiten begann, erhitzte die Gemüther noch mehr, und als nun (Dez. 1615) ein Decret erschien, das den Katholiken ganz die gleiche Stellung mit den Lutheranern einräumte, so war das für die beschränkte Ansicht jener Zeit, die keine Duldung kannte, fast so arg, als eine gewaltsame Bekehrung. Wolfgang Wilhelm gestattete in jenem Edict allen Katholiken die freie und unbedingte Religionsübung, sammt Umzügen, Processionen und Wallfahrten, und keine Obrigkeit durfte diese Uebung in irgend etwas be-

schränken; das alte Glockengeläute, das drei Mal täglich stattfand, ward zurückgebracht und der neue gregorianische Kalender eingeführt. Alle Polemik auf den Kanzeln ward verboten, Ehen in unerlaubten Graden aufgehoben und an Fasttagen durfte an öffentlichen Tischen kein Fleisch gereicht werden.

Wäre es dabei geblieben, so hätte man zufrieden seyn können. Aber zuerst suchte Wolfgang Wilhelm auch auf die kleineren Landestheile von Sulzbach und Hipoltstein, die seine Brüder August und Johann Friedrich besaßen, sein landesherrliches Recht des religiösen Reformirens einzudrängen, dann wurde aus der geduldeten katholischen Lehre eine herrschende; spätere Religionsedicte wurden immer ungünstiger gegen das Lutherthum, und Wolfgang Wilhelm begann allmählig in seinen Erblanden, was nachher seine beiden Enkel, zur pfälzischen Kurwürde berufen, in der reformirten Rheinpfalz mit offener Gewalt durchgeführt haben.

Alle diese Geschichten übten auf die pfälzische Politik schon deßhalb mächtige Rückwirkung, weil in ihr die Union ihren Mittelpunkt fand. Der junge Kurfürst hatte ganz den Weg seines Vaters und seines Vormundes betreten, und die Männer der bisherigen Regierung fuhren fort, das Vertrauen des jungen Regenten zu genießen. Den größten Einfluß behielt Christian von Anhalt, den Friedrich V. als Vater behandelte und nannte; durch ihn ward die französisch verfeinerte Hofcultur, die diplomatische Weltbildung am pfälzischen Hofe vollends herrschend. Einen tüchtigen Staatsmann besaß man an dem reichen Meinhard von Schönberg, der bis zu seinem Tode (1616) in allen diplomatischen Geschäften mit dem Auslande vorzüglich und dabei ganz uneigennützige Dienste geleistet hat; er besaß zugleich schon jene theoretische Kriegsbildung, die seine Nachkommen berühmt gemacht hat, und die ausgedehnteren Befestigungen von Mannheim waren sein Werk [41]). Andere Staatsmänner aus der alten Regierung und solche, die neu hinzugekommen waren,

41) Moser VIII. 194.

standen den angeführten zur Seite; die beiden Brüder von Dohna, Rusdorf und der unermüdliche Ludwig Camerarius sind die bedeutendsten und werden uns im Laufe dieser Geschichte noch oft begegnen.

Seit die Verhältnisse im Reich sich drohender verwickelten, war unter den pfälzischen Staatsmännern der Gedanke an ausländische Verbindungen lebendiger geworden; mit England war man schon verbunden und fuhr fort in regem Zusammenhang zu bleiben; der Bund der Union mit Holland, durch Friedrichs V. persönliche Anwesenheit beschleunigt, ward (Mai 1613) ebenfalls abgeschlossen [42]); mit andern Staaten, mit der Schweiz, Frankreich, Dänemark, Schweden wurden theils durch die pfälzische Diplomatie, theils durch den stets thätigen Moriz von Hessen Verhandlungen angeknüpft [43]).

Der Bund bestand aber aus zu ungleichartigen Elementen und seine Leitung in einem großen gemeinsamen Interesse war zu schwer, als daß er für die Zukunft eine dauernde Schutzwehr geboten hätte. Die Einsichtsvolleren unter den Lenkern machten sich darüber selbst keine Illusionen; ein kurpfälzischer

---

42) Der Vertrag (am $\frac{1}{2}\frac{2}{2}$. Mai 1613 abgeschlossen und im Sept. 1614 von der Union ratificirt) findet sich sammt den Aktenstücken bei Londorp I. p. 112. 113. 116 ff. Beide Theile unterstützten sich im Falle des Angriffs; Holland stellte 4000 Mann, die Unirten zahlten jährliche Subsidien von 516,000 brabantischen Gulden. Diese Gelder waren im Anfang so vertheilt, daß

Kurpfalz	105,839
Kurbrandenburg	94,469
Pfalz-Neuburg	39,483
Pfalz-Zweibrücken	13,005
Markgraf von Culmbach	26,665
Markgraf von Ansbach	26.665
Würtemberg	94,469
Hessen-Cassel	59,689
Baden	33,669
Anhalt	11,175
Oettingen	7,133

brabantische Gulden bezahlte.

43) Vgl. Häberlin XXIII. 681. Rommel VII. 330 f.

Diplomat meinte schon damals, man müsse durch Simuliren und Drohung das Schwert der Gegner in der Scheide halten; sonst würde die Baufälligkeit der Union gemerkt werden, und den Pfaffenknechten der Muth wachsen [44]). Die Liga war gar in der Auflösung begriffen, und so ward durch das Gefühl der eigenen Schwäche und die Furcht vor dem Gegner der Friede noch erhalten. Beide Bündnisse mieden absichtlich jeden Anlaß zu schrofferem Hervortreten; der Kaiser hoffte auf einem Kurfürstentag, wo ihm die Mehrheit sicher war, die Beschwerden der Unirten erledigen zu können, aber das lehnte man von pfälzischer Seite natürlich ab. Doch begann am Ende des Jahres 1614 der Kurfürst Friedrich [45]) mit Kurmainz eine weitläufige Correspondenz, worin jeder Theil sein Recht zu vertheidigen suchte und die streitigen Punkte noch einmal mit aller Breite verhandelt wurden. Da jeder Theil um die eigentlich faulen Stellen seiner Sache vorsichtig herumging, kam es zu keinem bestimmten Abschlusse; nur geht aus den wiederholten Versicherungen der Friedensliebe und aus dem gemäßigten Tone hervor, daß weder der erste katholische noch der erste protestantische Reichsfürst den Zeitpunkt für gelegen hielten, die Spannung noch zu vergrößern.

Auch die Versammlungen der Unirten waren friedfertiger Natur. Auf einem Congreß der betheiligten Fürsten zu Stuttgart (Anf. 1614) wurden nur die Verbindungen zur Sprache gebracht, die man mit Frankreich, der Schweiz und Schweden angeknüpft hatte; der Unionstag zu Heilbronn (Sept. 1614) berieth wieder darüber, wie man auf friedlichem Wege den jülichschen Händeln eine günstige Wendung geben könne. Es blieb aber Alles, wie es war; der dürftige Trost, einige Reichsstädte herbeizuziehen und von Schweden aus freundliche Versicherungen zu erhalten, war der einzige Ersatz dafür, daß alle Angelegenheiten trotz der Bemühungen der Unirten ihren

44) Schreiben bei Londorp I. 111.

45) Bei Häberlin-Senkenberg XXIV. 705—725.

eigenen Gang nahmen. Einem Wunsche von Venedig und von Savoyen, sich in deren Händel einzulassen, war der Bund klug genug nicht zu entsprechen (1616); das System des friedlichen Widerstandes ward festgehalten. So kam man auch (Apr. 1617) zu Heilbronn zu einem Bundestag zusammen, um sich abermals über die Mittel zu verabreden, wodurch man zu seinem vorenthaltenen Rechte gelangen könne; eine Aufforderung des Kaisers, die Union möge sich auflösen, die Liga werde ein Gleiches thun, ward unter Hinweisung auf die friedliche Haltung und die gerechten Ansprüche der Unirten [46]) in sehr milder Weise abgelehnt und beschlossen, den Bund, der im Mai des folgenden Jahres abgelaufen war, zu erneuern.

Neben dem politischen Partheigeist war indessen auch die kirchliche Verfolgungssucht aller Confessionen unermüdet thätig, den Riß in dem Leben der Nation zu erweitern. Ein Blick auf die inneren Zustände der Pfalz mag dies erläutern.

Das Jahr 1617 brachte die erste Jubelfeier der Reformation; aber nur in wenig Theilen von Deutschland begnügte man sich mit der friedlichen Anerkennung des erlangten Gutes, beinahe überall ward die Feier zum Tummelplatz für die wilde Polemik theologischer Zeloten. Wenn Sachsen auch hier den Ruhm hat, im lutherischen Fanatismus die Prämie erlangt zu haben, so suchten die Pfälzer ihrerseits mit aller calvinischen Härte und Bitterkeit, sich der alten Kirche feindselig zu zeigen; die heidelberger Reformationsfeier vom 31. Oktober bis 4. November macht nur den unerquicklichen Eindruck theologischer Klopffechterei. Da ward über das Thema disputirt: Wer da will selig werden, muß vor allen Dingen das Pabstthum meiden; Predigten wurden gehalten über das Elend der alten katholischen Kirche, und es entspann sich dann noch zum Schlusse eine wüste kirchliche Fehde, da die katholische Theologie zu jenen Angriffen natürlich nicht schwieg [47]). Die refor-

46) Häberlin XXV. 126 f.
47) Struve S. 548 f.

mirte Richtung hatte bisher den Ruhm gehabt, sich dem Gedanken der Duldung am ersten zu nähern; jetzt ward auch sie von dem Geist der kirchlichen Enge und finsterer Ketzerriecherei so ergriffen, daß sie, mit ihren eigenen Erklärungen im Widerspruch, eine verfluchende Glaubensinquisition zu errichten bemüht war. In Holland war die calvinische Lehre von der Prädestination bis zu einer trostlosen Schroffheit getrieben worden, die viele Gebildeten zu milderen Ansichten hindrängte; politische Zwiste kamen hinzu und bald standen die Partheien der finsteren Gomaristen und der milder denkenden Arminianer (Remonstranten) in feindseliger Haltung sich gegenüber. So wie Prinz Moriz von Oranien die ihm gefährlichen Häupter der arminianischen Ansicht politisch verfolgen ließ, so kam jetzt (1618) zu Dortrecht eine kirchliche Versammlung zu dem Zwecke der Verdammung zusammen. Unter den calvinischen Theologen aus Deutschland, die dort hinkamen, standen die pfälzischen, Abr. Scultetus, H. Alting und Paul Tossanus, oben an; während aber die übrigen mit richtigem Takte sich bei dem Verdammungswerke zurückhielten, ließen sich die pfälzischen dazu brauchen, die Verfluchungsacte mit zu unterzeichnen. Daß sie selbst das Unrecht zum Theil einsahen, das man den Arminianern zufügte, und doch mit ihrer Autorität den Gewaltstreich unterstützten, macht ihr Unrecht nur größer; für die Pfalz hatte zwar der Verdammungsspruch keine wirkende Kraft, aber es lastete doch auf den pfälzischen Theologen der Vorwurf, an dem düstersten Fleck der reformirten Kirche ihren Antheil zu haben. Der kleine Triumph, den heidelberger Katechismus als Symbol der holländischen Kirche angenommen zu sehen, war dafür kein Ersatz.

Sonst waren die inneren Zustände der Pfalz während dieser letzten Jahre vor dem großen Bürgerkrieg durch keine Störung bezeichnet; die Verwaltung hatte Friedrich V. aus seines Vormunds Händen in einem trefflichen Zustande erhalten und es kam nichts vor, was diesen Zustand hätte verwirren können. Seinen Nachbarn und den andern Reichsfürsten gegenüber er-

warb sich Friedrich mehrmals das Verdienst des Friedensstifters und Vermittlers; so hatte ein langer Streit zwischen dem Herzog und der Stadt Braunschweig durch seine Bemühung ein friedliches Ende erhalten; und in einer andern Sache hielt er mit rühmlicher Energie Gesetz und Ordnung aufrecht. Es regte sich damals in verschiedenen Städten ein Zwist zwischen der christlichen Bürgerschaft und den Juden; in Frankfurt war es (1614) zu einem wilden Aufstand und zur Plünderung der Juden gekommen, und in Worms hatte nur die Dazwischenkunft Friedrichs einen Waffenstillstand erreicht, bis die Klagen vor den Reichsgerichten erledigt wären. Dennoch brachen die Bürger ihr Wort und erlaubten sich (April 1615) Gewaltthaten gegen die jüdische Bevölkerung. Friedrich ermahnte sie erst, den zugefügten Schaden wieder gut zu machen; als das vergebens war, machte er von seinem alten Rechte als Schirmherr von Worms Gebrauch; schnell schickte er Meinhard von Schönberg und Pleikhard von Helmstädt mit 4000 Mann und Geschütz gegen Worms und stellte die Ruhe bald wieder her. Verfolgung der Rechtsfrage überließ er dem Kaiser und den Gerichten.

Die Familiengeschichte unseres Kurfürsten ward in dieser Zeit durch freudige Ereignisse bezeichnet; seine ältere Schwester ward schon früher mit seinem Vormund Johann von Zweibrücken verheirathet (1612); jetzt (1616) ward die jüngere, Elisabeth Charlotte, die man dem jungen Gustav Adolf von Schweden zugedacht hatte, mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg vermählt; man baute darauf große politische Hoffnungen, die denn freilich, wie viele andere, dem pfälzischen Hause sich als eitel erwiesen haben. Von einer Bedeutung, die damals schwerlich Jemand ahnte, war ein anderer pfälzischer Ehebund; er hat dem wittelsbachischen Stamm im fernen Norden einen Thron erworben und das alte Geschick der Mächtigen, Glanz und Verfall, in einem wunderbaren Grade an dem pfälzischen Fürstenhause erneuert. Des pfälzischen Administrators, Johanns von Zweibrücken, dritter Bruder, Johann Casimir (geb. 1589), hatte nur ein kleines Drittheil von dem an

sich schon kleinen zweibrückischen Erblande erhalten; seine Residenz war ein Dorf in einem Thale der Vogesen, Kleeburg [48]), von dem Wenige wissen, daß es die Wiege eines gewaltigen Königsgeschlechts gewesen. Johann Casimir verließ sein kleines Gut und ging nach Schweden, wohin ihn Briefe des Landgrafen Moriz von Hessen empfahlen; der junge Pfalzgraf gefiel dem großen Schwedenkönig; bald sein vertrauter Freund und Begleiter ward er (1615) mit Gustav Adolfs Halbschwester, Catharina, vermählt [49]), und aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, Carl Gustav, der Erbe von seines Oheims Krone und Ruhm, vor dessen gewaltigem Heldenschritt der scandinavische Norden erbebte. Herrlich und groß waren die Thaten der kleeburger Pfalzgrafen auf dem schwedischen Thron; die drei Könige, der zehnte, eilfte und zwölfte Carl, setzten Europa in Erstaunen; aber ihre Heldengröße konnte sie vor dem blutgierigen Rachegeist schwedischer Aristokratie nicht schützen, und der letzte männliche Sprößling, Carl XII., starb ein Jahrhundert nach seines Urgroßvaters Vermählung durch die Hand eines Meuchelmörders.

Solche Ahnungen künftigen Glanzes oder die große Aussicht, daß eine Tochter Friedrichs V. den Königen Großbritanniens, eine Enkelin den Beherrschern Frankreichs, eine Urenkelin dem lothringischen Kaiserhause in Deutschland die Stammmutter werden würde [50]), lagen damals in der Zukunft noch

---

48) Jetzt im französischen Unterelsaß, eine Stunde von Weißenburg entlegen.

49) An Johann Casimir selbst hatte Friedrich V. nachher einen warmen und thätigen Freund, wie der Briefwechsel zeigt in Mosers Neuem Patr. Archiv I.

50) Friedrichs jüngste Tochter, Sophie, war die Mutter des ersten guelfischen Königs von Großbritannien, Georgs I.; Friedrichs Enkelin, Elisabeth Charlotte, ist die Mutter des Herzogs von Orleans, der die Regentschaft unter Ludwig XV. führte und von dem die jetzt regierende Königslinie abstammt. Ihre Tochter ward die Mutter des Franz Stephan von Lothringen, von dem das jetzige östreichische Kaiserhaus stammt.

ebenso verhüllt, wie der nahe Sturz des Hauses; sorglos wiegte man sich in den Genüssen des Augenblicks, und es gab in Europa keinen so muntern und harmlosen Hof, wie der pfälzische zu Heidelberg war.

Eine trübe Zukunft bereitete sich indessen vor. Die Stellung zur Union riß jetzt den Pfalzgrafen in ein anderes Lebensverhältniß hinein und die kirchliche und politische Schwüle, die über Deutschland lag, schien sich allmählig in einem gewaltigen Unwetter entladen zu wollen. Lutheraner und Calvinisten waren noch immer in heftiger Fehde entbrannt, zumal seit der Uebertritt Brandenburgs allen Leidenschaften Nahrung gab; wie heftig der Haß zwischen dem jesuitischen Katholicismus und den Protestanten geworden war, sehen wir aus den Pamphleten der Zeit, in denen eine Parthei die andere mit fürchterlichen Schmähungen überhäufte, oder gar den liebreichen Wunsch der Vertilgung sich gegenseitig zuspricht. Die Calvinisten warnten in heftigen Schriften vor den Umtrieben der spanischen und päbstlichen Parthei und riethen den Katholiken, sich von dem römisch-päbstlichen Interesse zu trennen; die andern suchten dafür die Calvinisten mit greulichen Farben zu schildern und in gleisnerischer Rede den Bruch zwischen Reformirten und Lutheranern zu erweitern. Nicht immer waren die Warnungen übertrieben; es kamen auch Pamphlete zu Tag, die im Ernst eine Vernichtung der Ketzer verlangten, und ein wüster, denuncirender Ton drängte sich in diese ganze Polemik ein [51]). Der kirchliche Zwiespalt fand zugleich so viele äußere Ecken des Anstoßes, daß selbst eine sorgfältige Umgehung der Prinzipien nicht die streitigen Thatsachen aus dem Weg räumte; sehr oft war darin das politische mit dem kirchlichen Interesse so eng verflochten, daß immer von einer Seite her die Quelle des Zerwürfnisses wirksam blieb.

So war es in dem Streit wegen Udenheim. Zwischen Kurpfalz, dem Bisthum und der Stadt Speyer war seit alten

---

51) Diese Schriften im Auszug bei Londorp I. p. 222 ff. 899 ff.

Zeiten ein nur selten gestörtes nachbarliches Verhältniß gewesen; drum war es bedenklich, daß der jetzige Bischof, Philipp von Sötern, in Udenheim Bauten vornehmen ließ (1617), die mit einer Festung die unzweideutigste Aehnlichkeit hatten. Für das pfälzische Land war, wie sich nachher im französischen Kriege sehr bitter ergab, die Lage Udenheims gefährlich, drum hatten sich die früheren Kurfürsten das stete Durchgangsrecht durch den Ort erhalten, und für die städtische Freiheit der Stadt Speyer war die Anlage einer Festung so bedenklich, daß sie das alte Privilegium hatten, drei Stunden im Umkreis keine Festung dulden zu müssen[52]). Auf die Anfrage des Kurfürsten erklärte der Bischof, es sey nur, um vor etwa plötzlich dringender Gefahr sich selbst und seine Kanzlei zu schützen, fuhr aber fort, ganz in der Weise einer Festung weiter zu bauen. Der Kurfürst, unterstützt von der Stadt Speyer, wiederholte seine Beschwerde (Frühjahr 1617); Sachverständige bestätigten die Befürchtung, daß es eine Festung werden solle, aber der Bischof beharrte auf alle Anfragen und bei verschiedenen Zusammenkünften auf seiner früheren, etwas unbestimmten, Erklärung. Auch die Union nahm jetzt Kenntniß davon, sie besorgte, es solle ein Waffenplatz für Katholiken und Spanier werden, aber auch ihre Vorstellungen erhielten die frühere Antwort. Man hatte jetzt schon über ein Jahr verhandelt und der Bau schritt immer weiter; drum entschlossen sich einige Unirte, namentlich Baden, Pfalz, Würtemberg und Brandenburg durch einen raschen Handstreich die Sache zu beendigen. Christian von Anhalt war eben

52) S. die „Kurze und gegründete Ausführung, aus was erheblichen Vrsachen, der durchleuchtigste Pfalzgraf Friedrich ꝛc. bewogen worden, den Newen Vestungsbaw zu Vdenheim versinken, abthun und niderlegen zu lassen." 1618. Die beschwerliche Gegendeduction Justitia causae exstructionis Idumäae. 1625. (bei Londorp I. 383—410) hat durch die Aktenstücke Werth, verräth aber deutlich, daß sie nach dem Falle des Gegners geschrieben ist.

noch mit dem Bischof in Unterhandlung gewesen[53]), als dieser Entschluß gefaßt und rasch ausgeführt ward. Am $\frac{14}{24}$. Juni rückten pfälzische und badische Truppen gegen Udenheim vor, besetzten den Ort und zerstörten die neuen Befestigungen. Ein Reichsprozeß, den der Bischof anfing, hatte erst Erfolg nach dem Unglück Friedrichs, und es gelang dann doch dem Bischof, was der Kurfürst hatte zu verhüten suchen.

In den Reichsverhältnissen war indessen eine bedenkliche Krisis eingetreten; der Kaiser kränkelte und die Nachfolge war, da er und seine Brüder kinderlos waren, für das Haus Habsburg ernstlich gefährdet. Erzherzog Maximilian kam daher auf den Gedanken, seinen Vetter Ferdinand von Steyermark, der eine reiche Nachkommenschaft versprach, zum Nachfolger des Kaisers zu erheben und ihm zugleich den Besitz der Erblande schon jetzt zu versichern. Das Project ward mit großer Lebhaftigkeit betrieben (1615 und 1616); Maximilian selbst reiste herum, der Sache heimlich Anhänger zu gewinnen; nur der Kaiser selbst zögerte und sein Rathgeber, Clesel, war dem Plane offen abgeneigt. Durch diese Verzögerung, vielleicht auch durch Clesels eignes Zuthun, ward die Sache allmählig bekannt; ein Gutachten Erzherzog Maximilians vom 19. Febr. 1616 kam in die Hände von Kurpfalz und machte bald seine Runde durch die protestantischen Höfe Deutschlands. Es erregte die größte Bewegung unter den Unirten[54]); man sprach von gewaltsamer

53) Die erträglichen Bedingungen, zu denen Speyer sich verstehen wollte, bei Londorp p. 405 ff.

54) In einer Schrift des Erzherzogs vom Jahr 1616 hieß es auch: „mit Unterstützung der Höfe von Brüssel und Madrid müsse man unter dem Oberbefehle Ferdinands von Steyermark eine wohlgeordnete Heeresmacht auf des Reiches Boden aufstellen, um die Ungehorsamen zu schrecken, die Partheilosen zu Erweisung ihrer Schuldigkeit zu bewegen und die Gehorsamen zu stärken.“ (Wolfs Maximilian IV. 56). Die Unirten hatten also nicht ganz Unrecht, wenn sie von einer spanisch-katholischen Thätigkeit im Reiche sprachen. Auch in dem Gutachten vom 19. Febr. 1616 war das Wahlrecht etwas leichtfertig behandelt und offenbar mehr das östreichische Hausinteresse als die Sache des Reichs ins Auge gefaßt. S. dasselbe aus Ms. bei Wolf III. 654.

Beschränkung des Wahlrechts, und wenn man ohnedies schon das Haus Habsburg ungern am Ruder sah, so war man der Wahl eines Mannes doppelt abgeneigt, der nur als Jesuitenzögling und Verfechter der gewaltsamen religiösen Reaction bisher genannt worden war. Selbst die Katholiken wollten davon nichts hören; Maximilian von Bayern war zu sehr Landesfürst, um einer solchen Gefährdung dieser nächsten Interessen ruhig zuzusehen. Die pfälzischen Staatsmänner gaben sich alle Mühe, die Staatsschrift in Deutschland zu verbreiten; Ludwig Camerarius reiste nach Dresden, und obwohl der Erzherzog einen Versuch machte, das Gutachten zu desavouiren, so zweifelte doch Niemand an der Aechtheit; selbst an den lutherischen Höfen erregte es bei allem Anschein der Ruhe bedenkliche Empfindungen. Durch die Veröffentlichung war die projectirte Kaiserwahl einstweilen gescheitert, wenn man gleich im Verborgenen thätig genug blieb; daß Ferdinand (Juni 1617) in Böhmen, bald darauf auch in den übrigen Erblanden als Nachfolger des Kaisers anerkannt ward, das konnten freilich weder Kurpfalz noch die Unirten hindern.

Aber die Nachfolge im Reich beschlossen sie in ihrem Sinne zu lenken und die pfälzische Politik war seit dem famösen Gutachten dafür mit großer Lebhaftigkeit wirksam. Die ehrgeizigen und kühnen Freunde Friedrichs, der Prinz von Anhalt, Oranien, der Herzog von Bouillon hielten den Moment für passend, das Haus Habsburg von der Kaiserkrone wegzudrängen; man hielt Zusammenkünfte mit der englischen und holländischen Diplomatie und suchte nach einem Candidaten für die Kaiserwürde. Wie weit man dabei ernstlich an den König von Frankreich gedacht habe, wagen wir nicht zu bestimmen; dem Herzog von Lothringen wurden Anträge gemacht, die er ablehnte [55]), so richtete denn Friedrich seine Gedanken nach Bayern. Der Gedanke eines wittelsbachischen Familienbundes, der seit drei Jahrhunderten feindselig gespalten war, hatte Anziehendes genug, und Friedrichs offene, arglose Natur gab sich der Idee

55) Khevenh. VIII. 1151.

gern hin, da er gegen seinen klugen Vetter in München eher Achtung und Zuneigung, als feindselige Empfindungen hegte. Die pfälzischen Staatsmänner wußten zugleich, daß der Herzog mißstimmt war über Manches, was von seinem Nachbar, dem Erzherzog Maximilian, ausgegangen war; er hatte sich sogar von der Liga zurückgezogen, wie nah lag also die Hoffnung, ihn zum Haupt der antiöstreichischen Parthei zu machen, die Liga dadurch völlig zu sprengen und dem Haus Habsburg einen Candidaten zur Kaiserkrone entgegenzustellen, gegen den auch die Katholiken nichts würden einzuwenden haben. Friedrich baute Viel auf diesen Plan; er machte sich gegen Ende des Jahres 1617 selbst auf den Weg, um die Höfe zu Berlin und Dresden zu gewinnen, und wenn sie auch keine bestimmte Zusicherung gaben, so ward doch einstweilen der Wahltag zur Wahl Ferdinands in die Ferne gerückt.

Seit dem Jahre 1616 war mit Maximilian unterhandelt worden und die Union trug ihm förmlich die Leitung ihres Bundes [56]) an, da sie fühlte, daß die Last für den jungen Kurfürsten zu groß sey; man suchte nur Bürgschaften dafür zu erhalten, daß die kirchlichen Angelegenheiten der Protestanten unter dem eifrig katholischen Herzog keine Beeinträchtigung erhielten. Maximilian hatte weder zugesagt noch abgelehnt; der diplomatische Verkehr zwischen den Höfen zu Heidelberg und München dauerte fort, aber selbst des Herzogs Bruder, der Kurfürst von Cöln, erhielt, als er (Sommer 1617) nach München kam, keine bestimmte Antwort. Seit Ferdinand von Steiermark in den Erblanden anerkannt war, machte Kurpfalz den offenen Antrag, Bayern möge die Kaiserkrone annehmen und Maximilian zog die Sache wenigstens in Ueberlegung. Seine Räthe warnten ihn zwar vor der „calvinischen Schlinge", und Maximilian selbst hielt vielfache Bedenklichkeiten entgegen, allein er setzte die Unterhandlungen, die während des Sommers (1617) durch die pfälzische Diplomatie, im Herbst durch eine branden-

56) Das Einzelne bei Wolf IV. 99 ff.

burgisch-anspachsche Gesandtschaft unterhalten wurden, immer noch fort [57]. Seine Bedenken wurzelten hauptsächlich in der Abneigung gegen den protestantischen Schutz, den man ihm antrug, in der Freundschaft für Ferdinand von Steiermark und in der Berechnung, als Freund Oestreichs mehr kirchlichen und weltlichen Vortheil erringen zu können, als durch den Bund mit der Union. Maximilian war ehrgeizig aber nicht eitel; der leere Pomp der kaiserlichen Dornenkrone hatte für ihn nicht Reizendes genug, seiner Politik eine ganz neue, vielleicht falsche Stellung zu geben.

So war schon im Nov. 1617 die Hoffnung beinahe aufgegeben; nur der Rath Christians von Anhalt vermochte die pfälzische Politik, noch einen letzten Schritt zu thun [58]; der junge Kurfürst von der Pfalz sollte selbst nach München reisen. Es geschah; am 3. Febr. 1618 traf Friedrich in München ein und fand in den fünf Tagen seines Aufenthalts bei Maximilian die freundlichste Aufnahme, aber den Herzog zu einer bestimmten Erklärung zu vermögen, gelang ihm trotz alles Bemühens nicht [59].

Die Spannung der Verhältnisse nahte sich indessen dem befürchteten Bruche; es waren Vorfälle rasch auf einander gefolgt, die lange gehegte Besorgnisse in eine schreckliche Nähe brachten. Die Wahl Ferdinands in Böhmen hatte dort die Protestanten mit Furcht erfüllt; zweideutige und schadenfrohe Aeußerungen der päbstlich-katholischen Parthei ließen das Aergste ahnen, und die unruhige Stimmung erhielt an dem beleidigten Haupte der protestantischen Aristokratie, am Grafen Thurn, eine Stütze. Alle die einzelnen Ereignisse, die wir hier nur berühren dürfen, die kirchliche Beeinträchtigung des Protestantismus,

---

57) Wolf IV. 104 ff.

58) S. Anhalts merkwürdigen Brief bei Wolf IV. S. 119 ff.

59) „Er könnte wegen der Wichtigkeit der Sache sich nicht erklären, indem diese eine weitere und reifere Deliberation erfordere. Wolle demnach Gott und Zeit Alles befehlen."

der wachsende Zwiespalt mit dem kaiserlichen Hofe, das unkluge Verfahren der Regierung, endlich der erste Ausbruch einer gewaltsamen Empörung, wie er in den Ereignissen des 23. Mai 1618 liegt, folgen mit einer Schnelligkeit, die verkündete, daß man sich im Zustande einer Revolution befand.

Die Union glaubte, jetzt sey ihre glückliche Zeit gekommen; die Führer, namentlich Christian von Anhalt, schlossen ohne Vorwissen der Bundesglieder einen Vertrag mit Savoyen, durch den sich Friedrich V., der den Namen dazu leihen mußte, immer tiefer in diese unseligen Händel verwickelte. Man verabredete sich wegen einer Theilung der habsburgischen Monarchie und entwarf Plane, die im günstigen Falle zu einem allgemeinen Bruch führen, im ungünstigen die Pfalz erdrücken mußten. Savoyen und die Union mietheten den nachher vielgenannten Ernst von Mansfeld, einen Mißvergnügten, der die kaiserlichen Dienste verlassen hatte und aus dem Kriege ein Handwerk machte.

Indessen griff die böhmische Revolution mit furchtbarer Raschheit um sich; die Rebellen setzten sich auf den Kriegsfuß und bestellten Mansfeld zu ihrem Feldherrn. Er hatte den Krieg (Nov. 1618) mit der Einnahme von Pilsen bereits begonnen, Alles drängte unaufhaltsam auf einen gewaltsamen Bruch hin, als Kaiser Matthias (20. März 1619) im Momente der größten Spannung starb. Damit ward die böhmische Verwicklung zugleich eine deutsche Angelegenheit.

§. 4.

Friedrich V. bis zur böhmischen Königswahl (Aug. 1619).

Es lag eine schwüle Stimmung auf der Zeit und man ahnte den Anfang eines verhängnißvollen Umschwungs. Alte Prophezeihungen wurden hervorgeholt und ein furchtbarer Krieg verkündigt; „ein geringes Land, hieß es, werde mächtige Tha-

ten verrichten und einem großen nordischen Löwen Alles gelingen" [60]).

Die Lage des Hauses Oestreich schien die größten Veränderungen zu erleichtern. Böhmen, sagt Khevenhiller [61]), war außer Budweis von den Rebellen eingenommen, Ungarn überzog Bethlen Gabor, die Ober- und Unteröstreicher wollten nicht huldigen und zogen mit Hülfe der Böhmen vor Wien, ihren Erbherrn zu belagern. Die Erblande hielten mit den Rebellen zusammen, in seiner Burg war Erzherzog Ferdinand nicht sicher, sein Einkommen hatten die Gegner inne und führten damit Krieg, die Neutralen fingen an zu wanken, die Treuen den Muth zu verlieren.

In dieser Bedrängniß zog Graf Thurn, der Führer der empörten Böhmen, gegen Wien (Ende April), wo eine heftige protestantische Parthei den Erzherzog hart bedrängte und das Kriegsvolk, wie Khevenhiller sagt, unwillig, gegen den Feind zu gering und ohne Sold und Essen war. Die Größe des Hauses Habsburg hing an einem Haar, ohne Ferdinands festen Sinn, ohne das unkluge Zaudern Thurns, das dem Grafen Dampierre noch Zeit ließ, eine kleine Macht in die bedrängte Stadt zu werfen [62]). Auch jetzt war Wien immer noch gefährdet, aber Mansfelds Niederlage bei Cremau zwang den böhmischen Grafen, sich nach Prag zurückzuwenden, und Ferdinand war für den Augenblick gerettet.

Die Wichtigkeit des Momentes gab der bevorstehenden Kaiserwahl eine erhöhte Bedeutung. Es schien, als sollte die Krone dem Hause Habsburg diesmal wirklich entwunden werden, und die Staatsmänner der Union sahen die Leitung der Wahl bereits in ihren Händen. Der Reichsvicar, Kurfürst Friedrich V., erließ eine eigne Proclamation [63]), voll freundlicher Versiche-

---

60) Vgl. die woldenkwürdige Weissagung von Joh. Capistrano. 1619. 4.
61) Annal. Ferdin. IX. 336.
62) S. Khevenh. IX. 336. 398.
63) Londorp I. 573.

rungen und mit so unzweideutigem Hinweisen auf die Verwicklungen der Zeit, daß man das Bestreben der pfälzischen Politik, die leitende Rolle jetzt selbst zu übernehmen, nicht mehr bezweifeln konnte. Einen solchen Gedanken durchzuführen, dazu schienen die Verhältnisse der Zeit gleichsam aufzufordern; aber Friedrich V. war weder durch seine Person noch durch seine Stellung berufen, den Entscheidungskampf gegen die hierarchischen Formen des alten Reiches auszukämpfen. Es beherrschte ihn nicht der Ehrgeiz großer Naturen, der die Länge des begonnenen Kampfs und die Stärke der Waffen mit gleich festem Maßstabe ausmißt, sondern es belebte ihn zum Theil die kleine Ambition, die seine diplomatischen Mentors in ihm groß gezogen hatten, zum Theil der Glaube, den seine kirchliche Erziehung und Umgebung in ihm nährte, er sey berufen und befähigt, für die protestantische Sache die entscheidende Lanze zu brechen. Er hatte bis jetzt im Leben mehr gespielt und getändelt, als gedacht oder gehandelt; drum war es um so schlimmer, wenn eine politische Intrigue den mit vielen Tugenden eines Privatmannes ausgestatteten Fürsten in eine Verwicklung hineindrängte, der er unterliegen mußte.

Ferdinand von Steyermark, dem in dieser peinlichen Lage die Aufgabe geworden war, den ererbten Besitz seines Hauses nicht sinken zu lassen, hatte eine ernstere Schule durchgemacht; die angeborne Bestimmtheit und Energie seines Wesens war von seinen jesuitischen Erziehern so ausgebildet worden, daß die schroffe, unduldsame, katholische Richtung an ihm den treuesten und unerschütterlichsten Verfechter gewann. Neben ihm stand Maximilian von Bayern, bei ähnlichen Charakteranlagen ähnlich erzogen; seiner politischen Betrachtung waren die entscheidenden Verhältnisse der Zeit nicht entgangen[64]) Sein Einfluß war es, der auf allen Seiten den Bestrebungen der protestantischen

---

64) Schon im April 1619 hatte sein Gesandter Preysing mit Ferdinand über die Lage der Dinge verhandelt S. Aretin Bayerns ausw. Verh. II. 38.

Union entgegenwirkte; der Pabst, Spanien, die deutschen Katholiken wurden in Bewegung gesetzt, und es gelang ihm, die Trümmer der Liga zu neuem Leben zu rufen. Während die östreichische Macht unterzugehen schien, die Politiker der Union bereits die Ländertheilung verhandelten, hatte der bayrische Herzog sich die Hülfsmittel zu einem politischen Einflusse gesammelt, der die kaiserliche und die Unionspolitik in gleichem Grade bewältigen sollte.

Drum hing jetzt so Vieles von dem Wahltage ab; das fühlten alle verschiedenen Partheien. Die Directoren der böhmischen Regierung hatten (1. Juni) an Kursachsen ein Schreiben erlassen[65]), das gegen die Zulassung Ferdinands zum Wahlcollegium protestirte; seine angebliche böhmische Kurstimme sey usurpirt, sein Wahlrecht ungültig. Während Sachsen die Protestation an das Kurcollegium verwies, fand die böhmische Erklärung natürlich an Kurpfalz einen warmen Fürsprecher. Man sollte, schrieb Friedrich V. seinen Collegen, wenigstens den Wahltag aufschieben; die kriegerischen Verhältnisse des Augenblicks, die Revolution in Böhmen, das bestrittene Recht Ferdinands veranlasse zu der Betrachtung, ob eine so schnelle Wahl nicht fürwitzig sey. Diese Vorstellung hatte keinen größern Erfolg, als die Bemühungen des Landgrafen von Hessen und eine Eingabe der Böhmen an Kurmainz und an das Kurcollegium hatten; gleichzeitig war auch auf der andern Seite ein Vermittlungsversuch der Kurfürsten zwischen den Böhmen und Ferdinand unglücklich ausgefallen. Einen Augenblick scheint Sachsen geschwankt zu haben, ob die Wahl nicht aufzuschieben sey bis zur Beilegung der böhmischen Händel; wenigstens schrieb Camerarius an Christian von Anhalt[66]): „Gott gebe, daß sie bei dieser Resolution beharren, so würde die Wahl noch wohl ein Weil differirt bleiben.“ Bald war aber die Hoffnung wieder entschwunden, und man schrieb es dem englischen Einflusse zu,

65) Londorp I. 657.
66) Londorp I. 697.

daß Sachsen später bei der Kaiserwahl auf die Bahn der legitimen und monarchischen Politik zurückkehrte, statt, wie Pfalz that, die demokratische Sache der revolutionären Böhmen zu vertheidigen.

Die pfälzischen Staatsmänner waren indessen nicht müßig gewesen; Christian von Anhalt, Camerarius, Dohna waren die Lenker, der junge Kurfürst die Figur, welche man vorschob. Unter allen protestantischen Fürsten war ein Einziger, der den Gedanken einer großen protestantischen Schilderhebung, einer Vernichtung der habsburgischen und papistischen Macht in Deutschland mit Ernst überdacht hatte; das war Landgraf Moriz von Hessen. Er allein besaß auch dazu die geistigen Mittel; seine Bildung, seine staatsmännische und diplomatische Erfahrung, seine Charakterenergie erhoben ihn über die Masse hinweg. Mit ihm hatte L. Camerarius schon im Frühjahr eine Zusammenkunft gehabt, und seitdem war er bei seinen Nachbarn mit aller Rührigkeit und Nachdruck für die gemeinsame Sache thätig [67]. „Die Union reiche nicht hin für die Entscheidung; man müsse einen Generalconvent aller Protestanten veranlassen; die Lauen und Zweideutigen könnten dann nicht umhin beizutreten". Kurpfalz wollte soweit nicht gehen; ein Unionstag sey hinreichend und für die Lage des Augenblicks geeigneter als die längere Verzögerung, die aus einer allgemeinen Versammlung entspringen müsse [68]. Der Vorschlag des Landgrafen ward selbst nach wiederholter dringender Vorstellung abgewiesen und man schlug den unglückseligen Weg einer halben Politik ein. Man wollte das Größte und Gefährlichste erstreben und fühlte doch nicht den Muth, die großen und gefährlichen Wege dazu zu betreten.

Der Unionstag kam (Juni) zu Heilbronn zusammen. Wie da eine böhmische Gesandtschaft erschien, konnte man sich nicht dazu bringen, sie abzuweisen, und fühlte doch auch nicht Muth genug, sie offen und kraftvoll zu unterstützen. Man bürgte für

67) Vgl. Rommel Gesch. von Hessen. VII. 351.

68) Londorp I. 695.

ein Geldanlehen, man sagte den Böhmen „freundliche Correspondenz" zu, aber man wagte nicht, ein entschiedenes Zeichen des Bruches mit Ferdinand zu geben. Doch setzte Moriz von Hessen es durch, daß man sich zu einem Generalconvente entschloß; es sollte derselbe am 22. Aug. zu Mühlhausen stattfinden, und außer den deutschen Protestanten auch die Böhmen, Schweiz, Holland, England, Dänemark und Schweden eingeladen werden.

Noch Manches hatte der Landgraf mit Friedrich V. zu verhandeln; er hatte deßhalb mit ihm eine Zusammenkunft zu Mannheim (Juni). Dort drang Moriz abermals auf die Bildung eines großen und kraftvollen Widerstandes; man müsse deßhalb auf jede Weise den Wahltag verschieben und den Generalconvent beschleunigen. Beide Fürsten verstanden sich aber nur wenig; Charakter und geistige Kräfte waren zu verschieden, als daß der junge Friedrich sich mit dem gereiften, männlichen Landgrafen hätte vereinigen können. Man schied, eher in Entfremdung, als genähert [69]). Während nun Moriz seine Plane eifrigst verfolgte, war Friedrich V. dem ungewissen Schwanken einer Politik ohne Princip und Bestimmtheit preisgegeben. Bald dachte er daran, dem Herzog von Bayern die deutsche Krone zuzuwenden, bald regte sich in ihm selbst das Gelüst nach der böhmischen Königskrone; hier scheute er sich, die entschiedene Bahn des Landgrafen von Hessen zu betreten, dort that er Schritte, die ihn mehr als alles andre compromittiren mußten. Moriz warb für den großen Generalconvent; Kurpfalz verlangte auf einmal einen Aufschub und meinte, ein Unionstag sey wichtiger als Alles (Anf. Aug.) [70]). So verstrich mit Reden und Schreiben die kostbare Zeit.

Da der Wahltag nicht mehr ferne war, mußte die pfälzische Politik sich eilen, wenn etwas geschehen sollte. Es lag ihr vor

---

69) S. die Briefe bei Londorp I. 696. 697, worin sich Camerarius bitter über den Landgrafen beklagt.

70) Noch am 26. Juli hatte noch Camerarius die hervorragende Wichtigkeit des Generalconvents anerkannt. S. Londorp I. 698.

Allem daran, Ferdinand von Steyermark, den gefürchteten Jesuitenfreund, den gewaltsamen Bekehrer seiner protestantischen Unterthanen, um jeden Preis von der Krone ferne zu halten; aber einen Gegencandidaten finden, war schwerer als man dachte [71]. Schon früher war man mit Savoyen in Unterhandlung getreten und es ward ein umfassender Plan entworfen, wie man Oestreich stürzen, Carl Emanuel von Savoyen zum deutschen Kaiser wählen, die geistlichen Kurfürstenthümer theilen und die böhmische Krone an Kurpfalz bringen wolle. Friedrich V. hatte sich gerade mit Christian von Anhalt und Joachim Ernst von Brandenburg zu Crailsheim über die Verhandlungen besprochen, als die Nachricht von des Kaisers Tod anlangte [72]; man gab die Unterhandlungen nicht auf, aber man näherte sich mehr Bayern. Friedrich selbst trat mit dem Herzog, Camerarius mit dessen Diplomaten in Correspondenz, und im Mai ward sogar ein pfälzischer Gesandter, Dietrich von Schönberg, deßwegen nach München geschickt. Dort zog man zwar die Sache in Ueberlegung, aber nur um den Antrag abzulehnen; war ja doch zu derselben Zeit Maximilian mit Ferdinand von Steyermark bereits in enger Verbindung [73]) und für die Vereinigung aller katholischen Kräfte unermüdlich thätig gewesen.

So mußte man denn an einen andern Ausweg denken. Vom fünften bis achten Juli beriethen sich die pfälzischen Staatsmänner, was jetzt zu thun sey; der Kurfürst selbst, der Graf Solms, der Kanzler von der Grün, Camerarius und Plessen nahmen daran Theil [74]. Man schwankte zwischen drei Auswegen. Sollte man entweder geradezu den Andern beistimmen

71) Für das Folgende s. außer den gewöhnlichen Quellen besonders Wolf Gesch. Maximilians. IV. S. 190 ff.

72) S. Friedrichs Brief bei Londorp I. 909.

73) S. Aretin Bayerns ausw. Verhält. II. 38. Das Tagebuch von Preysing.

74) S. den geheimen Bericht in Mosers Patriot. Archiv VII 81—99. Aus der in München befindlichen hdschr. Collect. Camerar. entnommen.

und wenn die Uebrigen Ferdinand wählten, ihm auch die pfälzische Stimme geben? Oder sollte man sich auf die Wahl gar nicht einlassen und durch Abwesenheit stillschweigend protestiren? Oder endlich zwar der Wahl beiwohnen, aber nur um gegen die Wahl Ferdinands zu protestiren? Gegen das Erste sprachen die Besorgnisse, die man vor Ferdinands Persönlichkeit hegte; Friedrich meinte: man könne das Gewissens- und der Posterität halber nicht thun. Der zweite Ausweg schien eher zu behagen; Friedrich äußerte selbst „er möcht sich schier lieber absentiren", aber man fürchtete den schlimmen Eindruck, den eine solche Trennung auf die öffentliche Meinung machen werde. So entschloß man sich denn zum dritten und schien zu hoffen, Ferdinand werde bei der Wahl abtreten, um die freie Besprechung über ihn nicht zu hemmen. Das Votum solle dahin gehen: „man wünsche ein Oberhaupt, das die Gerechtigkeit handhabe, den üblen Zustand heile und andre Obliegen richtig mache"; man habe seine Augen auf Bayern gerichtet, wolle aber den Entschluß der Majorität nicht hindern.

Die Einwendungen, die man gegen Ferdinand vorbrachte, waren zum Theil sehr begründet. Außerdem daß man die Erblichkeit der Krone, die Schuldenlast des Prätendenten fürchtete, die Verwicklung in die Türkenhändel in Aussicht stellte, legte man namentlich Nachdruck auf die gefährliche Wendung, welche die böhmischen Händel für Deutschland nehmen könnten, und auf Ferdinands Persönlichkeit, dessen einseitig katholische unduldsame Richtung in diesem Augenblicke des überreizten Partheigeistes nur unheilbringend wirken konnte. Die Wahl eines Protestanten deutete man nur an und schien dabei Sachsen oder Dänemark im Auge zu haben.

Inzwischen war die Zeit der Wahl herangekommen. Es war eine schlimme Vorbedeutung, daß in Böhmen gerade jetzt Alles eine sehr extreme Wendung nahm und im Reich die beiden Partheien schon mit den Waffen an einander gerathen waren. Ein kleines Hülfscorps Ferdinands hatte, ohne das Geleit erhalten zu haben, durch das Gebiet des Markgrafen von Anspach

durchziehen wollen und war von Truppen der Unirten auseinandergejagt worden; ein Zwischenfall, der nicht verfehlte, Aufsehen und Erbitterung zu erregen [75].

So kam man im Juli 1619 zu Frankfurt zusammen; Ferdinand kaum dem Angriff der Böhmen entronnen, die pfälzische Politik durch Anhalt, Solms, Dohna, Camerarius geleitet. Nur die geistlichen Kurfürsten waren entschieden für Ferdinand [76], Sachsen und Brandenburg schienen mit Pfalz ganz einverstanden, daß man vor Beendigung der böhmischen Händel nicht wählen dürfe. Doch war Sachsen andern Eingebungen nicht unzugänglich und Pfalz selbst hatte ja ein Votum beschlossen, das im besten Falle nur als eine papierne Schanze angesehen werden konnte. Indessen drängte sich in Böhmen Alles auf eine rasche Entscheidung, zu Frankfurt selbst gaben sich in der Bürgerschaft bedenkliche Zeichen der kirchlichen Erbitterung kund [77], und in der nächsten Umgebung der Stadt weilte Landgraf Moriz, aufs eifrigste bemüht, die verhängnißvolle Wahl zu hemmen oder aufzuschieben [78]. Die Lauheit der Einen, die Rathlosigkeit der Andern machte Alles scheitern; Moriz gerieth außer sich; „Schande für Deutschland, rief er, den flüchtig gewesenen König der Böhmen zum Kaiser anzunehmen, pfui allen denen, welche Kurfürsten und Ständen zu so Unverantwortlichem rathen und helfen". Noch am achten August schrieb er von Rödelheim aus an die Gesandten der weltlichen Kurfürsten und stellte ihnen dringend die unwiederbringliche Wichtigkeit des Momentes vor Augen, aber es war zu spät, denn bald kamen die Instructionen, wornach Sachsen und Brandenburg von der Opposition ganz zurücktrat [79]. Jetzt war das ganze schwierige Ge-

75) Londorp I. 690 ff. 911.

76) S. Moser Patr. Archiv VII. 103.

77) Ebendas. S. 107.

78) Rommel VII. 363 f.

79) Ueber die Berathungen, die indessen zu Dresden stattgefunden, vgl. Müller Forschungen auf dem Gebiet der Gesch. III. 233 ff. Auch Dohna war während der Zeit zu Dresden gewesen.

schäft auf die schwachen Schultern der pfälzischen Politiker gewälzt.

Die böhmischen Gesandten, welche gegen Ferdinands Wahlstimme protestirt hatten, waren zurückgewiesen worden; Ferdinand dagegen zugelassen. So wählte man am $\frac{18}{28}$. August. Trier und Cöln zuerst befragt, erklärten sich für Ferdinand; dann las der pfälzische Gesandte, Graf Solms, eine Erklärung seines Kurfürsten vor, die mit jenem früher gefaßten Beschlusse übereinstimmte[80]). Friedrich V. legte vor Allem Verwahrung für das freie Wahlrecht ein, nannte auch als taugliche Bewerber, Dänemark, Sachsen, die östreichischen Erzherzoge, Bayern und Savoyen. „Weil ich aber, fuhr er fort, ein Oberhaupt wünsche, unter welchem gleichmäßig Recht und Gerechtigkeit verwaltet, dem gegenwärtigen übeln Zustand im Reich abgeholfen und das Reich nicht in fremde Kriege verwickelt werden möge, so habe ich meine Gedanken auf den Herzog von Bayern gewandt, als einen erfahrnen, verständigen und friedfertigen Fürsten, der sein Land in friedlichem Zustand hat und in keinen Krieg verwickelt ist". Doch habe ich, schloß die Erklärung, keine „widrige Affection" gegen Oestreich und sollte die Mehrheit auf Ferdinand fallen, „so habe ich keine Ursache es einem zu mißgönnen, sondern gedenke mich auf solchen Fall aller Gebür zu bezeugen". Hierauf stimmten Sachsen und Brandenburg für Ferdinand, und dieser erklärte, die Wahl mit Dank annehmen zu wollen. Jetzt fügte sich auch die pfälzische Stimme der Majorität; das war das ganze Resultat aller der Verhandlungen und Schreibereien, womit die pfälzischen Diplomaten seit sechs Monaten die Welt erfüllt hatten.

Das Kurcollegium that mit dieser Wahl einen entscheidenden, verhängnißvollen Schritt, dessen ganzes Gewicht von ihm nicht erwogen worden ist. Nicht nur, daß der neue König eine gefährliche Revolution in seinen Erblanden dem Reich als Mitgift brachte, es lagen auch in seiner Person Hindernisse genug,

80) Moser VII. 99--102.

die aufforderten, bedächtig zu Werke zu gehen. Die frühern Vorgänge, die Erziehung, die kirchliche Gesinnung des neuen Reichsoberhaupts waren so beschaffen, daß es ein sehr gefährlicher Versuch war, ihn in einem Augenblick, wo die Erbitterung der Partheien aufs höchste stieg, an die Spitze des Reichs zu stellen. Einen Katholiken konnte man wählen; ob aber einen Mann, der treuer Jesuitenzögling war und als Partheihaupt der katholischen Ultras gelten konnte, das war eine ganz andere Frage.

Von wie Wenigem scheinen oft die Geschicke der Menschen abzuhängen; oft sind es nur Momente, an die sich eine welthistorische Verwicklung mit allen ihren Folgen anknüpft. So war auch die Wahl Ferdinands II. kaum geschehen, als sich ein Gerücht verbreitete, welches, ein Paar Stunden früher bekannt, die Kaiserwahl mindestens aufgeschoben hätte. Wie die Wahl geschehen war, verbreitete sich das Gerücht, die Böhmen hätten den pfälzischen Kurfürsten zu ihrem König gewählt.

In der That waren dort indessen die Sachen zur Entscheidung gekommen, und auf die schriftlichen Verhandlungen über die gegenseitigen Rechte, in denen sich Ferdinand und die böhmische Revolution bis jetzt bewegt hatten, waren bedeutungsvolle Ereignisse gefolgt. Man hatte die losgerissenen Provinzen durch eine Unionsverfassung vereinigt [81]), Grundgesetze für den neuen Staat entworfen und den König Ferdinand förmlich abgesetzt. Es handelte sich nun um die Wahl eines Nachfolgers, und zwar in demselben Augenblicke, wo man zu Frankfurt sich in ähnlicher Verlegenheit wegen der Wahl eines Reichsoberhauptes befand. Nun war zu Prag von dem Herzog von Savoyen, aber nur vorübergehend, als Candidaten die Rede; auch von dem König von Dänemark sprach man, kam aber bald wieder von ihm ab, „weil er ein Herr sey, der nach einem absoluten imperio strebe"; so blieb man denn zuletzt bei den Häuptern der beiden protestantischen Richtungen in Deutschland stehen, bei Kursachsen und Kur-

81) Londorp I. 635—643.

pfalz. Für Johann Georg von Sachsen sprach, weniger seiner Person, als seiner Stellung wegen, manches Günstige und ein Theil der Aristokratie, die Grafen von Schlick, Budowiz, Ruppa, war eifrig für ihn thätig; aber man fürchtete theils seine überlegene Macht und seine lutherische Beschränktheit, theils war er selbst wenig geneigt, sich für die böhmischen Händel zu interessiren. So hatten denn die pfälzischen Diplomaten freies Spiel. Schon im April war Achatius von Dohna in Prag angekommen, hatte die Stimmung der Einflußreicheren ausgekundschaftet und war zum Aerger des sächsischen Agenten ziemlich unverblümt mit seiner Bewerbung herausgerückt [82]. Dohna gehörte zu der diplomatischen Schule, die Anhalt und Camerarius anführten; sie drängten den Pfalzgrafen zu einem kühnen, entscheidenden Schritt, vor dem er selbst in ruhigen Momenten zurückbebte. So wandte sich allmählig die Stimmung ganz zu Gunsten des pfälzischen Kurfürsten; am $\frac{15}{26}$ten August kam man in der Landstube zu Prag zur Wahl zusammen. Von den Directoren gaben vier ihre Stimmen dem Kurfürsten von Sachsen, zwölf fielen auf den Pfalzgrafen; vom Ritterstand stimmten Alle, bis auf zwei, für ihn, die bürgerlichen Deputirten wählten ihn einstimmig. Die wenigen Stimmen der sächsischen Parthei hatten nochmals ihren Candidaten empfohlen; aber die Andern hoben den Pfalzgrafen hervor, rühmten, „daß er ein sehr vernünftiger, sittsamer Herr von großen Qualitäten, auch unterschiedlicher Sprachen kundig sey; daß er ein mächtiges, wohl abgerichtetes Volk habe und mit großen Mächten des Auslands, England, Holland und der Schweiz im Bunde stehe". So ward Friedrich zum König von Böhmen gewählt; ein feierlicher Gottesdienst, das Geläute aller Glocken und kriegerische Salven verkündigten das bedeutungsvolle Ereigniß.

Das war die große Neuigkeit, die am Abend des Wahltages sich als Gerücht in Frankfurt verbreitete. Wie ganz an-

82) S. die Berichte in Müllers Forschungen III. 208 f.

ders war die Sache aber jetzt geworden; Friedrich V., wenn er die Wahl annahm, stand im Kampfe um das zweifelhafte Recht der böhmischen Krone nicht mehr dem Erzherzog von Oestreich als Rival gegenüber, sondern es war der von ihm selbst gewählte Kaiser, mit dem er den Streit um den Thron in Böhmen durchzumachen hatte. Ferdinand hatte durch das Wahlresultat vom 28. August einen Vorsprung erreicht, der für Friedrichs böhmische und pfälzische Existenz gefährlich werden konnte.

§. 5.

Friedrich V., König von Böhmen, bis zur Schlacht auf dem weißen Berge (8. Nov. 1620).

So rasch hatte die Entscheidung Niemand erwartet. Noch am 25. August hatte die katholische Parthei unter dem Vorsitze Bayerns einen Bundestag zu Eichstädt gehalten; es war zwar dort für den Fall, daß die Union sich für Böhmen erkläre, eine Bewaffnung der katholischen Mächte beschlossen worden, allein Keiner der Anwesenden hielt es für wahrscheinlich, daß Ferdinand in Böhmen so schnell einen Nachfolger erhalten würde [83]. Auch die zu Frankfurt versammelten Wähler waren überrascht und erschreckt; sie richteten sogleich an den pfälzischen Kurfürsten ein abmahnendes Schreiben, worin das Gefährliche der Annahme ernst und dringend dargestellt war [84]. „Was Ew. Liebden", hieß es ahnungsvoll in diesem Schreiben, „werden zu verhoffen haben, das dürfte der Ausgang vielleicht zu spät lehren; ja es ist zu besorgen, daß wir den Ausgang dieses blutigen Kriegs nicht mehr erleben werden, sondern Ew. Liebden den jungen Herrschaften einen mächtigeren Feind und sehr schweren Krieg verlassen möchten".

Friedrich selbst war durch die Politik seiner Rathgeber in eine Verwicklung gestürzt worden, die er zu entwirren nicht die

---

83) S. Wolf Gesch. Maximilians IV. 233 ff.

84) S. Londorp I. 718.

Kraft besaß; das begriff er selbst mit beklommenem Gefühl, als die Entscheidung gekommen war. „Ich hätte nimmermehr gemeint, daß es so weit kommen würde", hatte er bei der Absetzung Ferdinands gerufen, „Gott! wenn die Böhmen mich erwählten, was wollte ich da thun?" [85]) Solche Aeußerungen bezeichnen ihn selbst und sein Schwanken am besten; er ließ seinen Agenten in Prag für die Erwählung thätig seyn und war doch über die Kühnheit seines eignen Wagnisses betroffen, als die verhängnißvolle Wahl geschehen war. Er war zur Zeit der frankfurter Kaiserwahl nach Amberg gegangen; dorthin kamen die Berichte des pfälzischen Diplomaten in Prag; sie ließen den Ausgang, wie er nachher erfolgt ist, ziemlich sicher ahnen. Man war in Amberg auf die Entscheidung gefaßt und Christoph von Dohna war bereits nach England abgegangen, um dort die Stimmung zu sondiren, aber so schnell hatte man die Wahl doch nicht erwartet, kaum gewünscht. Der Markgraf Joachim Ernst und Christian von Anhalt waren gerade bei Friedrich V., als die Nachricht ankam; es wollte keine rechte Freude auftauchen, die Stimmung war eher gedrückt und beklommen. Ueber ein Glückwünschungsschreiben war das Dintenfaß geschüttet worden; der Kurfürst zeigte es dem Fürsten von Anhalt mit bedenklichen Mienen; es bedeutet wohl, meinte der, daß das Ganze ohne Trübsal nicht abgehen kann, man kann aber die Schrift noch wohl lesen. Es wollte aber kein rechtes Vertrauen bei dem Kurfürsten einkehren; Anhalt munterte ihn auf; „Ew. Liebden", sagte er, „setzen sich nur in den Stuhl; wer wird Dieselben so bald wieder heraustreiben".

Das erste, was geschah, war die Berufung der Unirten. Am $\frac{2}{12}$ September kamen sie zu Rotenburg a. d. T. zusammen; aber auch sie waren überrascht und in ihren Ansichten sehr getheilt. Während Baden, Anspach und Anhalt es für eine Pflicht des protestantischen Kurfürsten erklärten, sich der Sache anzunehmen, regten sich bei Würtemberg eine Menge kirchlicher und

85) Geheimer Bericht bei Moser VII. 41.

politischer Bedenken. Moriz von Hessen hob mit Recht hervor [86]), daß man durch die Politik der letzten Zeiten sich selbst gebunden habe; Kurpfalz hatte ja auf dem frankfurter Wahltag Ferdinands böhmische Kurstimme anerkannt, ihn als Kaiser begrüßt und kam doch jetzt in die Lage, ihm nach der böhmischen Krone zu greifen und zugleich gegen den gewählten Kaiser den Schild zu erheben. Während man berieth, kam eine officielle Botschaft aus Böhmen, welche die Wahl officiell verkündigte; das scheint auf Friedrich Eindruck gemacht zu haben. Er ging nach Heidelberg, um dort mit seinen politischen Rathgebern, denen er die Sache nach Frankfurt gemeldet hatte, den entscheidenden Schritt in Erwägung zu ziehen [87]).

In Heidelberg traf er das Gutachten seiner Räthe; sie führten vierzehn Punkte dagegen, nur sechs für die Annahme an. Als Gegengründe hoben sie hervor, daß Friedrich selbst den König Ferdinand anerkannt habe; jedenfalls sei er auch (durch oberpfälzische Besitzungen) ein Vasall Böhmens und könne sich nicht ohne Felonie den Lehensverbindlichkeiten entziehen. Auch sei es ohne Beispiel und müsse die Katholiken ernstlich besorgt machen, wenn Kurpfalz durch Annahme der böhmischen Krone zwei Kurstimmen vereinige; es würde eine gefährliche Reaction und eine Vereinigung erfolgen, gegen die Friedrich nicht stark genug sei, seine Erblande und Böhmen zugleich zu beschützen. Des Neuburgers Wolfgang Wilhelms Gelüste nach der Kur (an Bayern dachte man nicht!) könnten dann befriedigt werden. Die Kosten würden so bedeutend seyn, daß die Pfalz verarmen und Böhmen unfähig seyn würde, nach langer Erschöpfung auch noch diesen Krieg auszuhalten. Böhmen selbst sei zudem ein Wahlreich, für Friedrichs Familie also ohne sichere Aussicht, während er doch selbst die Ruhe seines Lebens dafür aufs Spiel setze; denn in Böhmen werde man auf die pfälzische Macht rechnen und die pfälzische Macht werde an den deutschen Lutheranern,

86) Rommel VII. 369. 370.
87) Moser VII. 109 ff.

namentlich Sachsen, wenig guten Willen, geschweige denn Hülfe und Freundschaft finden. Auf Frankreich, Lothringen, Savoyen sei nicht zu rechnen; von der Hülfe der Unirten werde der Kurfürst selber wissen, was zu hoffen sei. Das sei aber um so mehr zu bedenken, als ein allgemeiner Religionskrieg zu besorgen stehe; wenn vier protestantische Kurstimmen im Reiche seien, würde man meinen, er wolle auch die Kaiserkrone erringen, und das würde alle Katholiken in Bewegung bringen.

Auf der andern Seite freilich, so lauteten ihre Gründe für die Annahme, seien die Länder, die zur böhmischen Krone gehörten, ein herrlicher Besitz, den Friedrich nicht so ohne weiteres von sich weisen dürfe. Mit Englands und Hollands Hülfe seien vielleicht die Hindernisse zu überwinden; auch Dänemark, Venedig, die Schweiz, Brandenburg, die Protestanten in Frankreich dürfe man wohl etwas in Rechnung bringen. Zudem dürfe man die Böhmen in ihrer kirchlichen Gefährdung nicht ohne Hülfe lassen; könnte eine andere Macht, z. B. Siebenbürgen oder gar die Türkei, sich der Umstände bemächtigen und dadurch auf die Pfalz eine schwere Verantwortlichkeit gewälzt werden. Nach Allem, so schließt das Gutachten, könne der Kurfürst sich noch nicht bestimmt für oder gegen entscheiden, sondern man müsse den Rath von England, Holland und anderer befreundeten Mächte abwarten.

Nur einer der Räthe, Meinhard von Schönberg, war für unbedingte Annahme; die Uebrigen, Johann von Nassau, Albrecht von Solms, von der Grün, Camerarius, Plessen, waren, wie das Gutachten zeigt, in der Verlegenheit, dem Kurfürsten nicht geradezu abrathen zu wollen, während sie doch ihr gesunder Sinn auf das ganze gefährliche Wagestück, das die Annahme enthielt, hinweisen mußte. Vollrad von Plessen schlug vor, die Böhmen sollten aufgefordert werden, die Verträge mitzutheilen, die zwischen ihnen und Oesterreich beständen; Achatius von Dohna, der auch den Auftrag dazu erhielt, scheint sich aber mit der Ausführung nicht besonders beeilt zu haben. Friedrich selbst war noch immer schwankend; noch am ersten Oktober, als die endliche

Entscheidung sehr nahe gerückt war, schrieb er an den Landgrafen Moritz in der unsichern, zweifelhaften Weise, die ihn bei seinen wichtigsten Entschlüssen begleitete.

An Abmahnungen anderer Art fehlte es nicht; wenn selbst die politischen Leiter des bisherigen Systems so bedenklich, so scheu sich äußerten, wie jenes Gutachten that, was mußten erst die Andern thun, die von Anfang an dem ganzen Treiben mit Besorgniß und Abneigung zugesehen hatten. Eine der bedeutsamsten Warnungen, wenn sie Friedrich zu benutzen verstand, war die Maximilians von Bayern; mit ihm war der Pfalzgraf fortwährend im Briefwechsel geblieben über die böhmischen Händel [88]); Friedrich hatte den Rath des „hochverständigen und allenthalben respectirten" Regenten gern gehört, und Maximilian hatte ihm zurückhaltend aber freundlich geantwortet. So war auch jetzt (22. August) der Graf von Solms von Amberg aus nach München geschickt worden, theils um über die Rüstungen der Union beruhigende Erklärung zu geben, theils um Maximilians Meinung über die böhmische Angelegenheit zu hören. In der Antwort, die Maximilian, von dem pfälzischen Diplomaten befragt, schriftlich eingab [90]), rieth er seinem jungen Verwandten offen ab. Er wies ihn auf die Gefahr hin, welche seinem eignen Haus dadurch erwachse, auf die bedenkliche Stimmung, welche durch die revolutionären Schritte Böhmens an allen monarchischen Höfen erregt werden müßte, und auf die Rechtsgründe, womit Ferdinand seinen Besitz der böhmischen Krone vertheidige. Ferdinand, fügte Maximilian hinzu, werde vielleicht mit mehr Erfolg als Matthias die böhmischen Händel beilegen, jedenfalls sich die Krone nicht ohne Kampf entziehen lassen.

Friedrichs Antwort, 26. Sept. (6. Okt.), erkennt zwar die Offenheit des bayrischen Fürsten dankbar an, läßt aber doch den Wunsch nach der Krone durchblicken; wenigstens glaubte der

---

88) Londorp I. 909 ff.

89) Londorp I. 912.

90) Londorp I. 912—916.

Pfalzgraf in der ganzen Constellation „die sonderbare Vorsehung Gottes" sehen zu dürfen. Eine wiederholte Abmahnung Maximilians, die er durch einen eignen Gesandten anbringen ließ [91]), war eben so fruchtlos, Friedrich war da schon fest entschlossen, sich selbst, sein Land und sein Haus in das schwankende sturmumbrauste Fahrzeug der böhmischen Krone einzusetzen. Sein Brief vom 17. Okt. (n. St.) meldete dem bayrischen Herzog den festen Willen, die Krone anzunehmen und bat zugleich um Maximilians Neutralität. Natürlich lehnte das der Führer der Liga ab (26. Okt.), und das letzte schwache Band zwischen den beiden Linien des Hauses Witielsbach war von nun an zerrissen; statt durch Eintracht stark zu seyn, machten sie jetzt durch gegenseitige Vernichtung Andere groß.

Friedrich V. hatte sich zu tief eingelassen; statt den ersten politischen Fehler durch einen vorsichtigen Rückzug gut zu machen, beging er einen zweiten viel größeren; er begann einen Kampf mit den Grundfesten der alten Reichshierarchie, gestützt auf das dünne, zerbrechliche Königsscepter Böhmens, das leider kein Zauberstab war, unbekannte Kräfte, Geld und Armeen aus der Erde zu entlocken. Den kostbaren Moment zur Erhebung der protestantischen Sache — vor der Kaiserwahl, hatte man versäumt; was jetzt weiter geschah, konnte nur tiefer verstricken, nicht aber das verschlungene Netz, worin sich die pfälzische Politik verfangen, glücklich lösen.

Man hat oft und viel darüber gestritten, wer den unglücklichen Pfalzgrafen zu dem verhängnißvollen Entschluß bestimmt; man schien vorauszusetzen, daß Friedrichs unsicheres, scheues Schwanken jedenfalls eines lenkenden Einflusses bedurfte. Gewöhnlich hat man seine Gemahlin beschuldigt, vergaß aber, daß ihre Neigung mehr auf harmlose Tändelei und glänzende Vergnügungen ging, als auf hochfliegende Entwürfe des Ehrgeizes [92]). Als Friedrich mit ihr früher sich brieflich über die

91) Wolf IV. S. 266.

92) Ein gewichtiges Zeugniß gibt Elisabeths Enkelin, Elisabeth Charlotte von Orleans; sie sagt (Briefe herausg. von Menzel S. 287): Die

Sache besprach (sie war in Amberg), so antwortete sie: „weil Gott Alles dirigirt und so geschickt hätte, so stelle sie ihm anheim, ob er die Krone anzunehmen für rathsam finde; sie sey dann bereit, dem göttlichen Berufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verordnen würde, ja auch auf den Nothfall ihre Kleinodien und was sie sonst in der Welt hätte, zu versetzen."

Entschieden haben dagegen auf Friedrichs Entschluß der Prinz Moriz von Oranien und der Herzog von Bouillon eingewirkt; diplomatische Abenteurer, wie Christian von Anhalt, Dohna, Schönberg, vielleicht auch Camerarius waren ihre Organe, und auch die theologischen Eiferer, wie Scultetus, mögen nicht unthätig geblieben seyn [93]). Doch schwankte Friedrich lange; noch ganz kurz vor der Entscheiduug (Anf. Okt.) schrieb er an Moriz von Hessen, er sey noch nicht mit sich im Reinen, und erst als die Böhmen in einem dritten Schreiben auf eine entscheidende Antwort drängten, erklärte er: er halte es für eine Sendung Gottes und in dessen Namen nehme er die Sache an.

Es sind wenig Entschlüsse in der Geschichte gefaßt worden, wo der Unklugheit so bald und schonungslos die Strafe gefolgt ist. Friedrich V. eröffnete den Kampf gegen eine halbe Welt und seine Hülfsmittel waren so unbedeutend, daß er sich kaum gegen einen Prätendenten der böhmischen Krone hätte behaupten können. Kursachsen mahnte ab, Bayern und die Mehrheit der Kurfürsten ebenfalls; Brandenburg gab zwar eine ermunternde Erklärung [94]), aber wer dort die Verhältnisse kannte, durfte darauf nur wenig Hoffnung bauen. Frankreich hatte die Politik

---

Königin hatt Kein Wordt davon gewußt und nur damahl an commedien, Baletten undt Roman leßen gedacht. — Ueber die gewöhnliche Erzählung, Elisabeth habe ihren Gemahl zur Annahme gedrängt, s. Senkenberg XXIV. 370. 371.

93) Scultetus späteres Leugnen (s. seine Autobiographie in Gerdes Miscellan. Groning. VII. 2. 268) scheint uns ohne großes Gewicht, wenn man die nachherige unglückliche Wendung der Dinge erwägt.

94) Camerarius bei Londorp I. 862.

Heinrichs IV. verlassen, die Schweiz[95]) konnte im besten Falle nur Durchzüge fremder Truppen hemmen und England, worauf man alle Entschlüsse gebaut, gab endlich, nachdem Friedrich V. den entscheidenden Schritt gethan, eine geschraubte und matte Erklärung. „Der König", hieß es, „habe noch keinen Entschluß darüber gefaßt, verlange erst nähern Bericht über den Stand der Dinge; er sey zwar nicht gegen die Annahme, wolle aber auch nicht als Rathgeber dafür angesehen werden."

Friedrich hinterließ den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken als Regenten in der Pfalz; mit religiösen Feierlichkeiten und Gebeten brachte er die letzten Stunden in dem Lande seiner Väter zu, das er fortan nur als länderloser Flüchtling wiedersehen sollte. Sah ihn das Volk mit gepreßten Gefühlen abziehen, so war seine Mutter, die geistreiche Juliane von Oranien, mit den schmerzlichsten Ahnungen erfüllt. Die Nachricht, daß er sich entschlossen habe zur Annahme, warf sie aufs Krankenlager; als er sein Stammschloß verließ, brach sie in die verhängnißvollen Worte aus: Ach! nun zieht die Pfalz nach Böhmen!

Am 4. Oktober war Friedrich in Amberg; theils in krampfhafter Ungeduld suchte er die Dinge zu beschleunigen[96]), theils mit kühnen Hoffnungen sich selbst zu betäuben. „Pfalz macht sich die Sache sehr leicht, schrieb Camerarius, und setzet Alles auf Gott und gute Hoffnung." Vom 6. und 8. Oktober an erfolgten die officiellen Erklärungen an die befreundeten Höfe[97]); damit war der letzte entscheidende Wurf gefallen. Gegen Ende des Monats begab er sich auf den Weg nach Böhmen; in Begleitung seiner Gemahlin, seines Bruders und seines ältesten Sohnes erwartete er zu Waldsassen die böhmischen Gesandten.

95) Die Aktenstücke, welche die Verbindung mit der Schweiz betreffen, sind neulich abgedruckt worden in dem Archiv für Schweizer. Geschichte I. 206 ff.

96) S. den Brief bei Londorp I. 860.

97) S. Londorp I. 720. Archiv für Schweiz. Gesch. I. 216.

Graf Schlick und Wilhelm von Ruppa standen an der Spitze der feierlichen Deputation (½¼. Okt.); der König und die Königin beantworteten ihre Huldigungsreden mit freundlicher und gewandter Rede [98]. Nach dem feierlichen Empfang begab man sich zur Kirche, wo Scultetus über den herrlichen zwanzigsten Psalm predigte [99] und am Mittag gelobte Friedrich nochmals feierlich die Erhaltung der ständischen Privilegien in Böhmen [100].

Am 31. Okt. zog der neue König in Prag ein; die Directoren, die Landtagsdeputirten und drei Compagnien Reiter, in blau und weiß gekleidet, waren ihm entgegengekommen, eine große Menschenmenge in freudiger Spannung drängte sich dem neuen König entgegen und man fand Gefallen an dem freundlichen jungen Fürsten, der so leicht und anmuthig und munter seinem neuen Berufe zuschritt. Nachdem er im Lustgarten, zum Stern genannt, die Mahlzeit eingenommen, bewegte sich der Zug nach der Stadt [1]. Eine Schaar von vierhundert ausgewählten Böhmen, die sich Ziskas Vertheidiger nannten, zog in der Kleidung der alten Hussiten voran; böhmische Truppen und pfälzische, der Hofstaat, die böhmischen Herrn folgten, dann der König, die Fürsten, die mit ihm waren, und die Königin. Drei Stunden lang dauerte der Zug in die alte böhmische Königstadt; Alles war in der freudigsten Bewegung und man deutete die Erscheinungen des Tages als günstige Vorbedeutungen. Alle Böhmen hofften auf eine neue Zeit; der berühmte Martin Opitz, damals Student in Heidelberg und als Schlesier Friedrichs Unterthan geworden, schrieb eine zierliche Anrede voll der stolzesten Hoffnungen an seinen neuen Landesherrn.

Am 4. November fand die feierliche Krönung statt. In der Wenceslauskapelle ward er mit dem königlichen Schmuck

---

98) Bericht eines Augenzeugen bei Londorp I. 722.

99) Sie ist gedruckt Heid. 1619.

100) Der Revers war schon am 20. ausgestellt. Londorp I. 717.

1) Vgl. Londorp I. 725 ff. und den Processus in coronando rege Bohemiae Friderico. 1619.

bekleidet, das Läuten aller Glocken, die Speisung des Volkes, dem man auch Münzen auswarf, verkündete den festlichen Moment, wo das Haus Wittelsbach den czechischen Thron bestieg. Selbst unter diesen Festlichkeiten konnte man den Ernst der Zeiten nicht ganz aus den Augen verlieren; man mußte Proklamationen und öffentliche Rechtfertigungen verbreiten, denn jetzt galt es erst, den Besitz der Krone gegen das Haus Habsburg zu erobern. Die Theilnahme und Liebe der prager Bevölkerung war zwar sehr groß, aber die Hülfsmittel des Krieges, das sah man bald ein, konnte man aus Böhmen nicht schöpfen [3]). Zudem befand man sich bei Erörterung der Rechtsfrage in der eigenthümlichen Lage, daß der Mitbewerber um die böhmische Krone zugleich Friedrichs Oberhaupt und Kaiser war, und diese schiefe Stellung konnte selbst das geschickte Manifest, das Camerarius in diesen Tagen verfertigte, nicht verdecken. Wie verderblich sie dem energischen Auftreten Friedrichs werden mußte, sollte sich alsbald erweisen.

Im November fand die Versammlung der Union zu Nürnberg statt. Dort sollte entschieden werden, was der Convent zu Mühlhausen hatte entscheiden sollen; darum waren darauf jetzt alle Hoffnungen gerichtet. Ein Aufruf an alle evangelischen Stände „zur Berathung über die heiligen Interessen, die theuer gewordene Freiheit und Religion" ward durch die kräftige Thätigkeit des Landgrafen Moriz unterstützt, aber beides war nicht hinreichend, dem schwerfälligen Gebäude der Union Leben und Aufschwung zu geben. Die Einen machte die Annahme der böhmischen Krone bedenklich, Andere waren durch lutherische Abneigung gegen die calvinische Pfalz gefesselt, und Manche von diesen, besonders Kursachsen, arbeiteten dem Entwurfe der protestantischen Vereinigung geradezu entgegen. Es gelang ih-

---

2) Vgl. Oratio ad Seren. ac Potent. Principem Fridericum Regem Bohemiae. Heid. 1619. Außerdem den Triumphus bohemicus und Londorp I. 723. 861.

3) S. Camerarius bei Londorp I. 860. 861.

nen; denn statt eines protestantischen Convents schwand das Ganze zu einem gewöhnlichen Unionstag zusammen. Die Fürsten von Sachsen-Weimar, Brandenburg-Anspach, Würtemberg, Hessen-Cassel, Baden-Durlach, Braunschweig, die pfälzischen Agnaten, die Ritterschaft und die Reichsstädte waren es, deren Vertreter gegen Ende November in Nürnberg zusammenkamen.

Gleich im Anfang (4. Dez.) erschien ein kaiserlicher Gesandter, Graf Johann Georg von Zollern, um die Union in freundlich gewinnendem Ton von jeder energischen Thätigkeit abzumahnen. Er ersuchte die Versammlung im Namen des Kaisers, „die aufrichtigen und milden Erklärungen, Erbieten und den wahrhaften Bericht Seiner Kaiserl. Maj. in guter Obacht zu halten und Ihren Worten und Versicherungen mehr Glauben zu schenken, als andern widerwärtigen Vermuthungen und Informationen, insonderheit aber sollten sie sich nicht von den Böhmen oder sonst jemand anderem einnehmen und bewegen lassen." Wenn der kaiserliche Diplomat die Union einschläfern und den Pfalzgrafen seiner Verbündeten berauben wollte, so war das Mittel vortrefflich; mit schmeichelnden Reden verhüllte er die Feindseligkeit der Gesinnung und gab den Schläfrigen und Furchtsamen einen Vorwand, sich in völlige Unthätigkeit zurückzuziehen.

Die Versammlung wiederholte indessen dem Gesandten im Allgemeinen ihre früheren Beschwerden und bat den Kaiser in matter Weise, „Böhmen nicht weiter durch Kriegsmacht in Ungelegenheit zu setzen"; der Besitz Friedrichs ward also anerkannt, aber in so demüthiger Haltung, daß das Gefühl der Schwäche sich jedem Unbefangenen aufdrängte. Noch deutlicher zeigte dies der Abschied [4]. „Man sehe mit Besorgniß, wie die Katholiken immer stärker rüsteten, wolle sich daher auch in starke Kriegsverfassung setzen. Noch einmal solle mit der katholischen Liga unterhandelt, auch die lutherischen Fürsten bearbeitet werden und den Truppendurchzügen müsse man sich widersetzen;

4) Londorp I. 873 ff.

in Bezug auf Böhmen habe man dafür gehalten, daß dem ganzen evangelischen Wesen viel daran gelegen sey und dasselbe deßhalb in gute Obacht genommen werden solle."

Es ist zwar sehr wahrscheinlich, daß man in geheimen Verabredungen über diesen schwankenden und unklaren Beschluß hinausging, allein den Gedanken eines offensiven Verfahrens, den z. B. Badendurlach anregte, lehnte man entschieden ab. Ein pfälzischer Diplomat meinte sogar, nicht einmal die gewöhnliche Unionsbeisteuer würde zusammenkommen, und wenn man das viele Schreiben und das unbedeutende Thun miteinander verglich, mochten dergleichen Befürchtungen wohl in Einem aufsteigen. Immer noch hatte man den Gedanken der Unterhandlung nicht aufgegeben, und an Bayern ward (2. Dez.) eine Note übergeben, voll von den friedfertigsten Versicherungen, die halb entschuldigend, halb bittend eine Erklärung über die bayrischen Kriegsrüstungen verlangte.

Maximilian legte das Schreiben der katholischen Liga vor, die sich gerade um diese Zeit (5. Dez.) in Würzburg versammelte; was man da entschied, war bedeutender, als alle die Schreibereien, womit die Union ihre Zeit ausfüllte. Die schnelle Zurüstung eines Heeres von 25000 Mann war das Erste, aber nicht das Einzige; denn es gelang dem bayrischen Herzog zugleich, alle Einzelrücksichten und Stimmungen, die ein gemeinsames Wirken erschweren konnten, in den Hintergrund zu drängen und sich als den Mann der Nothwendigkeit hinzustellen, dessen man als unumschränkten Führers bedurfte. Was früher unmöglich geschienen, bot sich jetzt von selbst; mit einer viel größeren Macht, als der münchner Vertrag früher bot, drang man dem Herzog den Befehl jetzt beinahe auf. Er nahm ihn an, denn man hatte ihm Mittel gegeben, rasch und wirksam zu handeln [5].

Während sich so die Kräfte beider Partheien maßen, geschah in Prag Nichts, was die Sache Friedrichs V. verstärken konnte;

---

5) Wolf IV. 279.

vielmehr war man in dem Moment des entscheidenden Handelns mit kleinen confessionellen Bedenklichkeiten beschäftigt. Der pfälzische Calvinismus, der in Friedrichs Umgebung von Einfluß war, begann eine wahre Bilderstürmerei; die Kirchen wurden geleert, Bilder, Crucifixe, kostbare Gefäße weggenommen, die Altäre abgebrochen, hochgehaltene Reliquien verächtlich weggeworfen, überhaupt der ganze Cultus mit puritanischer Schroffheit vereinfacht. Dem Volke wie der lutherischen Geistlichkeit gab das Aergerniß genug; man hielt sich bitter auf über die Art, wie der neue König das Abendmahl feire, und als Friedrich das Kreuz von der Brücke wollte wegnehmen lassen, mußte man es aus Rücksicht auf die Volksstimmung unterlassen [6].

Auch sonst war Manches anders, als es hätte seyn sollen. Zwar wurde das fürstliche Paar mit Liebe vom Volke betrachtet; des Königs freundliche Gutmüthigkeit und die liebenswürdige Anmuth der Königin, die sich mit einer gewissen imponirenden Würde verband, gefielen den ernsten Böhmen gleich wohl. Aber sowohl Friedrich als Elisabeth fühlten sich den böhmischen Sitten fremd; Manches erschien als altväterisch und lächerlich, was von dem czechischen Volke mit nationeller Andacht als alte Sitte beibehalten ward. So brachten an dem Namenstag der Königin die prager Bürgerfrauen eine eigene Art von Gebäck als Angebinde, und die guten Leute mußten sehen, wie der leichtfertige Hofstaat mit dem Geschenk unedlen Spott trieb. Die Königin, verständiger als ihr Hofstaat, gab in brittischer Weise den Leuten die Hand und ließ ihnen in der Landessprache danken; wie sie dann bald darauf niederkam, brachten sie eine prächtige Wiege mit brabantischem Linnen und die Bürgerschaft ein silbernes mit Münzen gefülltes Becken. Aber solche Züge, in denen sich der Gegensatz der fremden und einheimischen Sitte aussprach, blieben dem Volke in unangenehmer Erinnerung.

6) Damals gab auch Scultetus seine Schrift gegen die Bilder heraus: Kurzer aber schriftmäßiger Bericht von den Götzenbildern. Heid. 1620. Es fehlte natürlich an Entgegnungen der Lutheraner nicht.

Der Prinz, den die Königin in diesen Tagen gebar (27. Dezember), war Pfalzgraf Ruprecht, dessen vielbewegtes Leben mit der englischen Geschichte eng verflochten ist. Sein Großvater Jakob I. that jetzt gewaltige Versprechungen, aber seine begonnenen Rüstungen stellte er auf die Vorstellungen des spanischen Gesandten sehr schnell ein. Die Zukunft hat die Versprechungen Jakobs, die er dem Neugebornen gab, seltsam umgewandt; durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände hat derselbe Prinz, den er jetzt stolz zu schützen versprach, als Jüngling und Mann seine Kraft anwenden müssen, den wankenden Thron der Stuarts mit seinem Schwerte zu schützen.

Die Regierung in Böhmen war mit allen den Schwierigkeiten verknüpft, welche ein revolutionärer Zustand von mehreren Jahren hervorruft. Anarchie und Zuchtlosigkeit herrschten in der Hauptstadt selbst und im übrigen Lande waren noch alle wüsten Leidenschaften der Habsucht und Zerstörungswuth in Thätigkeit. Friedrich stand durch Sprache und Sitte den Böhmen fern; die französische Erziehung und die Leichtigkeit des Tones, wie er ihn von Heidelberg mitgebracht, stand in auffallendem Gegensatz zu dem schwerfälligen Ernste ihrer altväterischen Sitte. Man war gewohnt einen feierlichen, majestätischen Herrn zu haben; jetzt kam auf einmal ein gutmüthiger, harmloser Jüngling, der Jedermann freundlich anredete, ohne Gefolge spazieren ging, tanzte, ritt und sich sogar wie andere Menschenkinder im offnen Wasser badete. Den sparsamen Böhmen fiel auch die Pracht auf, womit der Hof gehalten ward; man sah mit Mißfallen die leichte, galante Hofsitte und die Freiheit in Tracht und Benehmen, wie es die fremden Frauen führten; die altkirchlichen Hussiten bemerkten mit Aerger, wie selbst in der Zeit kirchlicher Feste die Bälle nicht eingestellt wurden. Die böhmische Aristokratie, welche die Revolution gemacht und gehofft hatte, den leitenden Einfluß zu bewahren, sah sich durch die fremden Staatsmänner darin verkürzt und mußte den jungen König durch Camerarius, Anhalt und Andere geleitet sehen.

Was aber seine Stellung am meisten erschwerte, waren die religiösen Verhältnisse und die peinliche Stimmung, welche gerade in Böhmen die einzelnen Confessionen feindselig trennte. Wir haben oben berichtet, welch übeln Eindruck schon der formlose, alles Feierlichen entbehrende Cultus der Reformirten auf die Böhmen gemacht hatte; man war dort immer an den äußern Formen, dem Gepränge der alten Kirche festgehangen und selbst das Lutherthum hatte in Böhmen und den angränzenden Ländern diese Einflüsse in seine äußere Erscheinung mit aufgenommen. Jetzt kam auf einmal ein junger Fürst mit seinem muntern, leichtfertigen Hofe und behandelte, so schien es den Böhmen, das Religiöse mit derselben Frivolität, wie das Profane. Es war nicht nur ein Unrecht, daß Friedrich und seine streng reformirte Umgebung Bilder und Reliquien, in denen sie freilich von ihrem Standpunkt nichts als einen inhaltslosen Götzendienst sahen, auf tumultuarische Weise zu entfernen suchten, sondern noch dazu sehr unpolitisch, Formen, an denen die Masse festhängt, die ihr sogar Alles sind, dem Hohne und der Verachtung preiszugeben. Formen und Nationalitäten in ihrem Rechte lassen, außer ihrem Kreise stehen und sie doch sorgsam achten, das ist freilich nur Wenigen selbst in freier entwickelten Zeiten gegeben; wie viel weniger einer Zeit der schroffsten Gegensätze und bittern Partheistimmung.

Einen Vorwurf wird man Friedrich und seiner Umgebung um so mehr daraus machen können, als er in der Conföderationsacte gleiche Duldung aller Confessionen versprochen hatte, so schwer es war, das zu halten. In einer Zeit, wo Alles Partheisache war, und in einem Lande, wo die Partheien sich mit den feindseligsten Augen ansahen, Toleranz und Cultusfreiheit versprechen, mußte freilich mißlingen, selbst wenn nicht die bezahlten Diener Gottes aus allen Kräften beigetragen hätten, den Unfrieden des Teufels zu nähren. Das zeigte sich namentlich in Schlesien [7]). Dort unter den Luthera-

7) K. A. Menzel VI. 380 ff.

nern blieb Friedrich keine Wahl, als seine ihm theure religiöse Ueberzeugung zu verläugnen oder durch Verbreitung dessen, was er für wahr erkannte, sich mit seinem Volke zu entzweien; er that das letztere. Der Conföderationsacte gemäß nämlich räumte er den breslauer Reformirten ein Local ein und gestattete ihnen, eine Gemeinde zu bilden (März 1620). Einen Glauben, den sie verfluchten und verdammten, sich gleichgestellt zu sehen, mußte die Lutheraner schon erbittern; daß aber noch dazu Einkünfte und Gebühren durch die jetzt verlornen Gemeindsglieder ihnen entzogen wurden, das wurde von den auch für das Weltliche recht eifrig besorgten Dienern des Herrn eben so wenig übersehen. Das gute Volk, das für seinen Glauben zu kämpfen meinte, ward wie immer im Interesse der Priesterherrschaft und des Priesterbesitzes fanatisirt; und wie drei Monate zuvor die Reformirten in Prag die lutherischen Bilder und Heiligthümer in den Staub gezogen hatten, so wußten jetzt die breslauer Lutheraner sich dadurch zu rächen, daß sie den Gottesdienst der reformirten Gemeinde störten und deren Prediger öffentlich beleidigten. Auf wen fiel aber aller Haß zurück? Auf die neue Regierung und den armen Friedrich, dem alle Partheien das Mißlingen ihrer Hoffnungen zuschrieben.

Denn auch politisch war Friedrich blos zur Figur bestimmt von ehrsüchtigen Partheiführern. So namentlich in Schlesien. Dort hatte sich beim Ausbruch der böhmischen Revolution eine Aristokratie, aus Städten und Herren bestehend, der herrschenden Volksstimmung bemächtigt, den Fürstbischof von Breslau, Ferdinands II. Bruder, zur Entfernung wenigstens mittelbar genöthigt, und das Gleichmachungssystem begonnen, das die Gewaltschritte usurpirender Corporationen immer begleitet. Man hatte die geistlichen und Ordensgüter zum Theil eingezogen, den Besitz und die Rechte der Krone auf den unbedeutenden Schein einer Gewalt reducirt und die machthabende Oligarchie fand sich recht wohl im Genusse der so wohlfeil erlangten Güter. Als Name und Schattenkönig dafür sollte nun Friedrich dienen. Er kam

(Februar 1620) nach Schlesien und man ließ ihm gern den Prunk äußerer Ehre, huldigte und jubelte ihm entgegen, hoffte auch, der unerfahrene Jüngling werde, von dem Glanze geblendet, leicht das Reelle vergessen und mit dem Flitter eines Schattenkönigs sich begnügen. Friedrich oder seine Rathgeber ermangelten aber nicht, wie man glaubte, des richtigen Blicks; der junge König gab ihnen klar zu verstehen, wie er Werth und Unwerth seiner Wahlkrone recht wohl begriffe. Die herrschende Aristokratie der Stände antwortete ausweichend; bald darauf aber, wo der König eine ernstliche und bedeutende Geldunterstützung verlangte, war ihre Antwort sehr klar und bündig (10. März). Eine bestimmte Steuer, die Friedrich verlangte, schlug man ihm ab und suchte ihn mit einem Geschenk von 64000 Thalern abzufinden, das selbst geringer war, als das, was die frühern Könige in gewöhnlichen Zeiten empfangen hatten. Gleichzeitig damit zogen die Stände für sich Steuern ein, gegen deren Gesammtbetrag das dem König gewährte etwas ganz Unbedeutendes war.

Auch in Böhmen selbst sah es nicht viel glänzender aus. Die alte Unzufriedenheit über den Hof, seine kirchlichen und politischen Neuerungen, stieg jetzt, da es ans Bezahlen ging und Friedrich die Krone, die man ihm geschenkt, auch geschützt haben wollte. Doch muß man den Ständen das Recht widerfahren lassen, daß sie mehr guten Willen und thätige Hülfe bewiesen, als ihre schlesischen Collegen.

Um diese Zeit, wo man bereits zuvor (15. Jan. 1620) mit Bethlen Gabor eine Allianz geschlossen, suchte man auch mit dem türkischen Sultan Einverständnisse anzuknüpfen [8]). Solche

8) Das Nähere über diese Einverständnisse siehe bei Khevenhiller IX. S. 941 ff. Das mit Bethlen Gabor geschlossene Bündniß ward Januar 1620 in allen Kirchen unter Dankgebet verkündet. Die Akte selbst findet sich bei Londorp II. S. 49. Sonst sind die Nachrichten über ein türkisches Bündniß mit Vorsicht zu gebrauchen, da ja Friedrich nachher in der größten Noth jeden Bund, den ihm der Sultan anbot, ablehnte. Auch in Paris wurden damals Versuche gemacht. Ein anhaltischer Edelmann und

Bündnisse waren, sowie sich nachher zeigte, ganz ohne Nutzen; schadeten aber der böhmischen Sache in der öffentlichen Meinung gewaltig. Die unangenehmste Erscheinung dabei ist aber jedenfalls Scultetus und die Art, wie der reformirte Fanatiker in der Predigt vom 15. April das Bündniß mit dem Erzfeind der Christenheit zu rechtfertigen suchte. Was er von Einem gemeinsamen Erlöser, Einem Glauben an einen Höchsten, und Einer gemeinsamen Grundlage sprach, war in jedem andern Munde und in jeder andern Zeit eine große, herrliche Wahrheit; von ihm gesprochen, war es ein pfäffischer Kniff, die eigne Inconsequenz zu bemänteln und die Stimme der Bessern zu mißleiten. Auch die Lutheraner ließen es an Zügen eines greulichen Fanatismus nicht fehlen; während die calvinischen Zeloten bewiesen, daß ein Bund mit dem Türken nichts Gehässiges sey, predigten die lutherischen, daß man sich lieber mit dem Türken, als mit einem Calvinisten vereinigen solle. Daher kam es denn, daß die Anhänger der sächsischen und schweizerischen Reformation jetzt ganz verschiedene Wege gingen; die Lutheraner hielten die böhmische Angelegenheit für eine Sache, die sie nichts anginge und glaubten der Versicherung des Kaisers, daß er den Protestanten „kein Härlein krümmen werde“ [9]).

So stand es mit Friedrich und seinen Hülfsmitteln. Wie ganz anders war man auf katholischer Seite thätig, einen compacten Widerstand zu organisiren! Dort hatte der Kaiser seine Stellung als Reichsoberhaupt bereits gegen den Pfalzgrafen benützt; ein Decret vom 29. Jan. 1620 cassirte die Wahl und mahnte die böhmischen Vasallen ab, dem neugewählten Fürsten zu gehorchen. Auch war es Ferdinand gelungen, das Uebelwollen der antiöstreichischen Parthei am spanischen Hofe zu überwinden

---

Resident, Börstel, sucht dem französischen Hof die Vortheile der böhmischen Allianz einleuchtend zu machen. (Londorp II. S. 73).

9) Londorp II. 98. Ebendas. S. 87 ist auch eine Probe der wüthenden Polemik, welche die lutherischen Terroristen gegen ihre calvinischen Collegen losließen.

und den siebenbürgischen Fürsten in seinem Eifer erkalten zu machen. In Italien hatte der Pabst durch eine eigne Steuer Beiträge wie zu einem Kreuzzug erhoben und in Deutschland war die Union in Unentschlossenheit festgehalten, die Liga zu neuer Erhebung gelangt.

Die Theilnahme der lutherischen Fürsten an der Sache des calvinischen Kurfürsten schien nicht zu befürchten; namentlich war man Sachsens ziemlich versichert. Johann Georg war vom Anfang des böhmischen Aufstandes her lau gewesen gegen die Revolution; er hatte mit Besorgniß, aber ohne jede direkte Theilnahme, den Gang der Ereignisse verfolgt, und noch vor der Erhebung des reformirten Pfalzgrafen war er nur Beobachter, keineswegs aber Freund der dortigen Bewegungen gewesen. Jetzt, seit er bei der prager Wahl auf etwas empfindliche Art unterlegen war, die Pfälzer an der Spitze der Union und als mächtige Nachbarn sich näher gerückt sah, hatte sich seine Politik entschieden von Friedrich abgewandt. Der fanatische Hofprediger Hoe, der an wilder Glaubenswuth wie an politischem Einflusse seine Collegen zu Wien und Prag, Lamormain und Scultetus, möglichst noch übertraf, konnte daher mit leichter Mühe die religiöse Verschiedenheit benützen, das starre Lutherthum in ihm gegen den eindringenden Calvinismus in Bewegung bringen und seine orthodoxe Besorgtheit vor zwinglischem Irrthume zu einer gefährlichen Flamme des Hasses anfachen. Bekannt sind die Worte, die Hoe an den Grafen Schlick schrieb: o wie große Schad umb so viel edle Länder! daß sie alle dem Calvinismo sollen in den Rachen gesteckt werden; vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und den orientalischen dafür bekommen [10]), ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil! Diese Worte

10) Die Worte finden sich bei Londorp I. S. 932. Dazu gehört denn das „wohlmeinend Missiv an Herrn Doctor Hoen" ebendas. S. 933; das neben dem bitteren und schneidenden Tone, in dem die Pamphlete der Zeit alle gehalten sind, den rechten Punkt gut hervorhebt: „Das Pfaffenregiment hat in weltlichen Dingen nie guts gebracht" (S. 934) und zugleich



zeigen, was von dem sächsischen Hierarchen zu erwarten war. Aus der kühlen Antwort, die der Kurfürst (Febr. 1620) den böhmischen Gesandten zu Theil werden ließ, geht die Mißstimmung schon recht deutlich hervor [11]), und das nicht lange vorher erfolgte enge Anschließen der sächsischen Herzoge ernestinischer Linie an den König von Böhmen mochte in dem gereizten Kurfürsten bereits feindselige Gedanken aufkeimen machen.

Alles das blieb den katholischen Fürsten nicht unbekannt; auf dem würzburger Convent hatte man ausdrücklich beschlossen, zu wiederholen, was Bayern schon früher durch eine eigne Gesandtschaft versucht hatte; man wollte den Kurfürsten für die katholische Sache oder wenigstens zur Neutralität bewegen. Als Unterhändler dazu gebrauchte man den Landgrafen Ludwig von Hessen, dessen Habsucht man zum feindseligen Bunde gegen seinen Vetter Moriz hatte zu gewinnen wissen; derselbe machte (Anf. 1620) eine Reise nach Dresden, um Johann Georg persönlich zu überreden. Der Meister im Unterhandeln, Herzog Maximilian, kannte die verwundbare Seite des Kurfürsten recht wohl. Es war ihm um die Erniedrigung der pfälzisch-calvinischen Sache, die Sicherung seiner zum Theil gefährdeten Besitzthümer, die Erwerbung neuer Länderstriche aus der Beute des böhmischen Königreichs zu thun. Wie aber jede politische Berechnung ein Prinzip an die Spitze stellt, so mußte hier der „Gehorsam gegen den Kaiser", die „Sache der Religion", die „Ruhe des Reichs" der Sache des Ehrgeizes als Palliativ dienen.

Was Johann Georgs Hauptbedenklichkeit war, betraf die eingezogenen Kirchengüter, die man, nach dem Edikt von 1606,

---

der ganzen Clique reformirter, katholischer und lutherischer Glaubenstyrannen und Privatpäbste eine Reihe unläugbarer, noch jetzt wohl zu beherzigender, Wahrheiten derb unter die Augen hält.

11) Doch hatte er noch einen Monat vorher gegen Friedrich, der sich in Mähren huldigen ließ, sich ziemlich freundlich und wohlmeinend erklärt; vgl. Londorp I. S. 987, wo Camerarius von Brünn aus an von der Gruen schreibt. Die Antwort vom Januar findet sich bei Londorp II. 6.

Gefahr lief, durch eine Restitution zu verlieren. Hier mußte ihn also der Unterhändler zu fassen suchen [12]). In der That, so ungern Ferdinand und die andern, die noch eifrigere Katholiken als Politiker waren, den Kirchengütern entsagten, konnte man sie doch bewegen, wenigstens durch eine geschraubte, schwankende Erklärung, die man zur Noth später anders deuten konnte, Johann Georgs augenblickliche Besorgniß zu stillen. Das Weitere sollte jetzt auf einer Zusammenkunft besprochen werden, die (11. März 1620) nach Mühlhausen in Thüringen anberaumt ward. Die Erzbischöfe von Cöln und Mainz, der Landgraf Ludwig, Kurfürst Georg erschienen in Person, Herzog Maximilian und der Kaiser waren durch Bevollmächtigte vertreten. Es waren dem Kurfürsten bereits geheime Versprechungen von Seiten Ferdinands gemacht worden [13]), die seinen Eifer für die kaiserliche Sache lebhaft anfeuerten und ihn klarer als je von dem Recht derselben überzeugten. Es war freilich kein erbaulicher Anblick, die Leute, die sich für Beschützer des Rechts und der Ordnung erklärten, dem Genuß ergeben und meist betrunken sich dort herumtreiben zu sehen, und es ist charakteristisch für Johann Georg und seine Politik, daß er und seine Umgebung über die wichtigsten Fragen der Nation beinahe im Rausch beriethen [14]). Der Mann, der auch hier ohne Partheisucht auftrat, war wieder Landgraf Moriz. Sein Bevollmächtigter, Dietrich von Werder, warnte in sehr würdigem aber ernstem und dringenden Tone den Kurfürsten vor dem Verrath der gemeinsamen Sache; er erinnerte ihn an alle schlimme Folgen, die aus der Getheiltheit protestantischer Interessen sich ergeben müßten. Diese Abmahnungen, wie die anderer Staaten, z. B. Dänemarks, waren vergeblich; Sachsen entfernte sich von den protestantischen Fürsten und schloß sich an die kaiserlich-ligi-

12) Vgl. darüber Wolf IV. S. 322 ff.

13) Bayern ward beinahe darüber eifersüchtig oder verlangte wenigstens Aehnliches. S. Wolf IV. S. 330.

14) Vgl. Rommel S. 384. Vgl. 385. Anm. 409

stische Politik an. Es machte sich verbindlich, mitzuwirken, daß der Kaiser wieder seinen Besitz erhalte und die Union erst durch friedliche Bemühungen, dann durch die Waffen zum Schweigen zu bringen. Nur eines lehnte der Kurfürst noch ab; als Ferdinand II. bei ihm anfragte, was er davon halte, einige Reichsfürsten, die ihn höchlich beleidigt hätten, zu ächten, so ließ sich Sachsen darauf noch nicht ein.

Doch hatte man Aehnliches schon auf anderer Seite versucht; Bayern, der Erzherzog Albert und Kurmainz wurden in demselben Sinne bearbeitet, wie der Graf von Zollern den Kurfürsten von Sachsen dafür günstig stimmen sollte. Im Sommer 1620 wurden die Unterhandlungen, die zur Aechtung Friedrichs V. führen sollten, mit außerordentlicher Rührigkeit betrieben, und es war unwahr, was Ferdinand später erklärte, „man habe viele Monate gewartet, ehe man zu diesem Schritte seine Zuflucht genommen.“ Nun war zwar Sachsen gegen eine Achtserklärung (14. Juli), gab aber doch zu, daß man keinen Kurfürstentag deßwegen halten und erst nach geschehenem Urtheil die Veröffentlichung erfolgen solle. Für Ferdinand war damit die Hauptsache gewonnen; die gesetzlichen Formen des deutschen Fürstenrechts konnte er umgehen und dem Wunsche Sachsens, die Acht noch nicht eintreten zu lassen, begegnete er durch den Vorwand, die Regierung in den Niederlanden und Spinola drängten ihn, da die Acht zum Gelingen ihrer Unternehmungen nothwendig sey [15]).

Durch diesen Kunstgriff erreichte die Politik Ferdinands II. einen mächtigen Vortheil; die Partheisache der beiden böhmischen Prätendenten ward in eine Rechtsfrage des deutschen Reiches umgewandelt, und Friedrich V. vor ein Gericht gezogen, wo sein Gegner und Ankläger zugleich Richter war. Man konnte über die gegenseitige Berechtigung der beiden böhmischen Prätendenten jedenfalls streiten, denn Friedrich verdankte seine Erhebung dem anerkannten Wahlrecht der böhmischen Nation, eine

15) Vgl. Londorp II. 12 ff. 192 194.

offene Verwirrung der Begriffe war es daher, in einem Streit, den der Erzherzog von Oestreich mit dem Pfalzgrafen bei Rhein durchzukämpfen hatte, die kaiserliche Autorität in der Hand einer der beiden Parthien agiren zu lassen. Schon im Anfang des Jahres 1620 hatte man sich indessen zu Wien und München verständigt, auf diese Weise den Pfalzgrafen zu lähmen; die Acht war bereits ausgemacht, die Kur an Bayern zugesagt [16]. Das Zögern Kursachsens verschob die Ausführung noch, aber man war entschlossen, sich daran auf die Dauer nicht zu binden.

Es geschahen die vorbereitenden Schritte; die Manifeste vom 29. Januar und 30. April hatten die Anklage gegen Friedrich **V.** einstweilen motivirt und das ganze System entwickelt, wornach man ihn mit den Waffen des Reichsrechts erdrücken wollte. Ein Gutachten des Reichshofraths (Juni) war natürlich den Wünschen des Kaisers entsprechend, und man hatte jetzt nur den günstigen Moment abzuwarten. Diesem feingeschlungenen Netz politischer Combinationen setzte die Union nichts entgegen, als unermüdliche Schreibereien und fruchtlose Verhandlungen; selbst die ganz abschlägige Antwort, welche die Liga (März) ertheilte, konnte sie nicht von ihrem nutzlosen Treiben zurückbringen. So hatten sie, ganz im Widerspruch mit dem nürnberger Beschluß, den Truppen, die vom Elsaß und Burgund her dem Kaiser zuzogen, den Durchzug bewilligt und dadurch den Gegnern nur Muth gemacht, sie durch weitere Unterhandlungen ohne Schwertstreich zu lähmen. Das Heer der Union stand bei Ulm, das der Liga bei Dillingen; ersteres ohne Kampf unschädlich zu machen, war nun das Hauptbestreben der ligistischen Politik.

Auf dem Unionstag zu Ulm (Mai 1620) erschien ein französischer Unterhändler, der Herzog von Angoulesme, und übernahm das Geschäft des Vermittlers zwischen Liga und Union. Seiner diplomatischen Gewandtheit, der Entmuthigung und der Schwäche der Union und den friedlich klingenden Versicherungen

16) Wolf Gesch. Maxim. IV. 382 Note.

der Ligisten hatte man es zu danken, daß ein Vertrag zu Stande kam (3. Juli) [17], über den Oestreich und Bayern selbst überrascht waren. Die Liga sollte mit der Union Friede halten, dieser Friede sich aber nicht auf Böhmen erstrecken; in Deutschland verließen sie also ihr Oberhaupt, den Kurfürsten von der Pfalz, in Böhmen gaben sie ihn nachher dem Heere des Herzogs von Bayern preis. Es war nicht dafür gesorgt, daß man die spanische Hülfe von den Niederlanden aus vom Reiche abhielt, es war keine Bürgschaft dafür gegeben, daß man den König von Böhmen nicht in seinem pfälzischen Erblande angriff. Die Union hatte sich die Hände gebunden und den unglücklichen Pfalzgrafen, den die Hoffnung auf ihre Hülfe bethört hatte, verrathen und verkauft. Es war gewiß kein Wunder, wenn man die Häupter der ulmer Versammlung beschuldigte, für Geld die gemeinsame Sache preisgegeben zu haben.

Jetzt brach Maximilian von Bayern mit seinem bereits schlagfertigen Heere auf; Oberöstreich war schnell unterworfen und am 12. August schon stand ein Theil seiner Truppen an der böhmischen Gränze. Seine Aufforderung an Friedrich V., sich friedlich zu unterwerfen (25. Aug.) ward durch die Berufung auf die rechtmäßige Wahl und durch die Einwendung beantwortet, die böhmische Sache habe nichts mit der kaiserlichen Autorität, sondern nur mit dem Hause Habsburg zu thun. Am 8. Sept. hatte sich Maximilian mit den kaiserlichen Truppen unter Bucquoi vereinigt.

In Böhmen fehlte es an Geld, an disciplinirten Truppen und an einem tüchtigen Führer; der junge König selbst war mehr theologisch als militärisch gebildet und hatte wenig Kenntniß vom Kriegswesen [18]. Man war daher entschlossen, durch Mangel, Krankheit und Ermüdung die feindliche Armee aufzureiben, ein Plan, der durch die schlechte Herbstwitterung, die Oede des verwüsteten Landes und die Zuchtlosigkeit, die auch

17) Londorp II. 48.

18) Mém. de Loyse Juliano p. 312.

im bayrisch-kaiserlichen Heere herrschte, trefflich unterstützt schien. Eben deßhalb lag aber dem Herzog so viel daran, ohne Zaudern durch einen kühnen Schlag Alles zu beenden; er zog gegen Pilsen und als die Verhandlungen, die man dort anknüpfte, zu keinem Ziele führten, bewegte er sich gerade auf Prag zu. Sein ausgehungertes, durch Krankheit und Desertion geschwächtes Heer kam am 7. Nov. vor der böhmischen Hauptstadt an.

Keines von beiden Heeren war in einem Zustande, der zu Siegeshoffnungen berechtigte. Friedrich V. und seine Rathgeber hatten den verzweifelten Zustand der Armee von Anfang an richtig gewürdigt, aber die Vorschläge einer Reform, die sie an die Stände brachten, blieben meistens auf dem Papier. Ein englischer Offizier, der den entscheidenden Kämpfen beigewohnt, berichtet uns [19]), der König habe für mehr als zwei Tonnen Goldes Kriegsvorräthe nach Böhmen bringen lassen, dann 7000 Mann zu Fuß und zwölfhundert Reiter, die ihn monatlich achtzigtausend Gulden kosteten, auf seine Kosten unterhalten und den böhmischen Ständen noch mit Gelde ausgeholfen. Er suchte selbst Alles zu überwachen, zeigte sich auch im Feldlager, wie der Offizier sagt, so mannhaftig und beherzt, daß man ihn oftmals bitten mußte, seine Person besser wahrzunehmen. Den Geist der Anarchie zu bändigen, den die Revolutionszeit in dem Heere genährt, reichte aber bei allem guten Willen Friedrichs Kraft nicht aus; es werden merkwürdige Züge von Zuchtlosigkeit erwähnt. Befehle des Königs wurden oft gar nicht ausgeführt und die Vornehmsten gingen darin mit dem Beispiele voran; als er eines Morgens um sieben Uhr einen Kriegsrath angesagt, erklärten die Herren, so früh könnten sie nicht kommen, der Mensch müsse auch ruhen, solche Strapazen seyen gegen ihre Privilegien. Als es nachher zur Schlacht kam, war keiner an seinem Platze; Viele ergaben sich im entscheidenden Augenblick den Genüssen der Tafel. Die Bezahlung des

19) Londorp II. 220 ff. Für das Andere vgl. Moser VII. 118 f., wo über den Heereszustand interessante Aktenstücke abgedruckt sind.

Solbes ward von den Beamten trügerisch zurückgehalten, so daß die Desertion täglich zunahm; Meuterei und Verdrossenheit waren so einheimisch, daß jener englische Officier sich wundert, wie Christian von Anhalt das Ganze noch so erträglich hat zusammenhalten können. Im Kampfe selbst dauerte derselbe Geist fort; ein Theil der Reiterei wandte sich gleich anfangs zur Flucht, ein Regiment schoß in die Luft, ein anderes war ohne Offiziere und die wüsten ungrischen Horden steckten die andern mit ihrem bösen Geiste an.

Da auch im ligistischen Heere ähnliche Elemente vorhanden waren, blieb den Böhmen nichts übrig, als die Feinde in einem zähen Vertheidigungskrieg durch sich selbst aufzureiben; sie konnten dann eher eine günstige Wendung der Dinge erwarten, als die im Feindesland abgeschnittenen, durch Witterung, Krankheit und Mangel bedrängten Bayern. Dennoch war Christian von Anhalt zum Kampfe entschlossen; er war (5. Nov.) von Rakonitz gen Prag geeilt und noch vor den feindlichen Truppen angelangt. Er nahm seine Stellung auf dem weißen Berg; hier hoffte er in günstiger Lage die überlegene Macht der Ligisten getrost erwarten zu können [20]). Das böhmische Heer, um ein Drittel schwächer als die Feinde, lehnte sich im Rücken an die Stadt, zur Rechten an den königlichen Park zum Stern; die Linke war steil und unzugänglich. Eine Abtheilung Reiter, durch grobes Geschütz auf beiden Seiten gedeckt, diente als Vorhut; das erste Treffen bestand aus 22 Fähnlein Fußvolk und 34 Compagnien Reiter, die mittlere Schlachtordnung war etwas schwächer, die Nachhut ward durch die lange Schlachtreihe der Ungarn gebildet.

---

20) Bei Moser VII. 140 f. ist die Zahl der Ligisten und Kaiserlichen auf 32400 Mann zu Fuß und 7550 Reiter angegeben, doch mögen da manche Verminderungen stattgefunden haben. Das böhmische Heer war nur etwa 21000 Mann stark. Doch meinte Anhalt: Vnd wann vnser Volk nur hette Stand gehalten, wehren wir mit Gottes Hilf stark genug gewesen, bei denen Vortheilen, die wir inne hatten.

War diese Anordnung nicht gerade zu tadeln, so fehlte es doch an geübten Offizieren, die den Kampf im Kleinen leiteten; und gerade hier waren die Feinde entschieden im Vortheil. An der Spitze der einzelnen Abtheilungen standen Führer wie Maradas, Tiefenbach, Colalto, Wallenstein und andere; Tilly, Maximilian und Bucquoi leiteten das Ganze. In den Soldaten hatte man das religiöse Interesse geschickt zu beleben gewußt; der Carmelitermönch, Pater Dominicus, trat mit dem Crucifix vor die Reihen hin und entflammte in ihnen wilde Kampflust gegen die Ketzer.

Mittags um zwölf Uhr begann der Kampf. Tilly und Tiefenbach stürmten mit ihren Leuten den Berg hinan, aber die böhmische Artillerie richtete große Verheerungen unter ihnen an. Sie standen fest, drängten auch das böhmische Vordertreffen zurück, da warf sich der junge Christian von Anhalt an der Spitze der Seinigen mit Ungestüm unter sie herein und schlug die Tiefenbacher zurück. Der junge Fürst nahm einen der bayrischen Führer gefangen und die Entscheidung fing an zu schwanken, bis durch die feige Flucht einiger böhmischen Regimenter die bayrische Schlachtordnung hergestellt ward. Die auserwählten Truppen der Wallonen unter dem Spanier Verdugo hatten wie Mauern gestanden; an ihrer Festigkeit brach sich auch der tapfere Angriff des jungen Anhalt und die Böhmen fingen an zu weichen. Jetzt sollten die Ungarn aus der hintersten Schlachtreihe hervorbrechen, aber sie flohen und alle Versuche, das feige Gesindel aufzuhalten, waren vergebens. Die zweitausend Mähren unter Graf Schlick, fünf Compagnien unter Bechmann hielten fest, aber sie erlagen dem Andrang der Masse. Viertausend Böhmen deckten das Schlachtfeld, mehrere der Führer und die ganze große Beute war in den Händen der Feinde; Friedrichs V. Schicksal war in einer Stunde entschieden.

Die innere Auflösung des Heeres, wie Augenzeugen sie uns schildern, die Anarchie und der Ungehorsam der Soldaten, die Pflichtvergessenheit der Offiziere waren so groß, daß nicht nur die Schlacht, sondern Alles damit verloren war. Wie

sollte das geschlagene Heer noch dem siegreichen Feind stehen, wenn es sich vor dem Siege hatte so schmählich einschüchtern lassen?

§. 6.

Nächste Folgen der prager Schlacht bis zur Auflösung der Union (April 1621).

Friedrich selbst hatte der Schlacht nicht beigewohnt, er hatte schon zuvor das Heer, dessen Strapazen er bisher getheilt, verlassen, um in Prag die Bedürfnisse zur Befriedigung des Heeres aufzutreiben. Partheisüchtige Verkleinerungssucht hat ihn an der Tafel schwelgen lassen, während man auf dem weißen Berge um sein Königreich focht, und die unkritische Sorglosigkeit moderner Geschichtsforscher hat das Mährchen schadenfroh nacherzählt [21]).

Es ist keine Frage, daß selbst nach dem Verluste der entscheidenden Schlacht ein überlegener Geist wohl noch wäre im Stande gewesen, Vieles zu retten; es ist aber eben so gewiß, daß der Schwierigkeiten und Hindernisse so viele waren, daß sie selbst einem mehr als mittelmäßigen Geiste über den Kopf wachsen mußten. Friedrich V., so furchtbar ihn die Nachricht betreffen mußte, hatte nicht alle Fassung verloren; er hätte sich auch wohl nach Kräften zu halten gesucht, allein die große Frage war: womit wollte man sich halten? Bei den vorgeschriebenen Befestigungsarbeiten war „auch nicht eine Schaufel gerührt" worden [22]); weder auf dem Hradschin noch auf dem Stern hatte man die nöthigen Schanzen oder Redouten aufgeworfen, um den Rückzug zu decken. Es war deßhalb hier an eine kraftvolle Gegenwehr nicht zu denken, noch weniger an

---

21) Vgl. Menzel VI. 487 und Rommel Gesch. von Hessen IV. 3. S. 399. Anm. Friedrich, dem es keineswegs an Muth fehlte, hatte alle seine Baarschaft zur monatlichen Bezahlung des Heeres verwandt, wie er auch noch von Breslau aus einen Monatsold an die böhmischen Stände schickte.

22) Vgl. über dieses Moser Patr. Archiv VII. 154 ff.

andern Plätzen der Stadt. Auf der kleinen Seite liefen die Soldaten geradezu davon und die Bürgerschaft überbot sie noch durch Kleinmuth und Feigheit. Als man am Abend aus den Trümmern des Heeres 6 Fähnlein zu sammeln suchte, bestanden die einzelnen Fähnlein aus 15 bis 20 Mann; die Uebrigen erklärten entschieden, wenn der Feind anrücke, würden sie die Waffen niederlegen; Einzelne hatten sogar bereits angefangen, das Gepäck ihrer eignen Armee zu plündern! Und während überall bei den Führern Verzagtheit und Kleinmuth, bei den Gemeinen Feigheit und Verrath jeden Widerstand erschwerte, während man z. B. auf der kleinen Seite schon ganz offen mit dem Feind um Uebergabe handelte, verlor auch der Rest der Kampfmuthigen die Lust, sich für eine so verzweifelte Sache zu schlagen. Weigerten sich doch die Bürger, den Soldaten Quartier zu geben, so daß diese auf der Straße bleiben mußten; ja die Erbitterung gegen das Heer war so groß, daß man einen förmlichen Kampf zwischen Bürgerschaft und Besatzung besorgte. Auch war es nicht unwahrscheinlich, daß die zitternden Unterthanen durch Auslieferung ihres unglücklichen Königs sich bei dem Sieger Verzeihung für die mißlungene Empörung suchen würden.

Es mochte wohl ein Theil der Bürger zum Widerstand entschlossen seyn, aber man vertraute nicht darauf, und Männer, wie Christian von Anhalt, denen der König ganz vertraute, riethen unbedingt zur Flucht. So wurden die acht Stunden Stillstand zu keiner Art von Vertheidigung benützt und man zog nicht in Erwägung, daß Mansfeld noch mit mehr als zwölftausend Mann in Böhmen stand, daß ein Succurs von Ungarn bereits im Anzug war und die feindliche Armee sich in dieser Jahrszeit in Böhmen nicht behaupten konnte.

Der junge König, der auf Alle eher als auf sich selbst vertraute, und den die persönliche Sicherheit seiner hochschwangern Gemahlin ernstlich besorgt machte, verzweifelte an dem Erfolg eines Widerstandes in Prag. Man berieth sich in Gegenwart des englischen Gesandten und da waren Alle der Meinung, in

Prag sey nichts mehr zu retten [23]). So entschloß sich denn Friedrich, einen gelegenern Ort für seine Vertheidigung aufzusuchen; er hielt seine Lage keineswegs für verzweifelt, sondern nur Prag für unhaltbar.

Während dem hatte Kurfürst Maximilian am 9. Nov. angefangen, sich der Stadt zu nähern; die katholischen Bewohner (auf der kleinen Seite) schickten ihm schon Glückwünsche und Freudensbezeigungen entgegen, die Altstädter und Stände baten vergeblich um drei Tage Waffenstillstand; er forderte unbedingte Unterwerfung. Schon am Mittag des 10. verrichtete Maximilian in dem Kapuzinerkloster auf dem Hradschin seine Andacht; und an demselben Tag bewog man die ständischen Truppen, die in die Altstadt geflohen waren, die Waffen niederzulegen, am 11. huldigten die drei prager Städte dem Kaiser, ohne daß Maximilian ihnen Bestätigung ihrer Privilegien oder auch nur eine Amnestie in Aussicht gestellt hätte. Am 12. erschienen dieselben Stände, die wenige Monate zuvor in vermessenem Uebermuth wähnten, das Haus Habsburg selbst im Besitz seiner Erblande erschüttern zu können, weinend und demüthig kriechend, sprachen von ihrer Reue und sagten unbedingte Unterwerfung zu, die am 13. durch den Huldigungseid förmlich vollzogen ward. Noch an demselben Tage konnte Maximilian in einem salbungsvollen Schreiben dem Pabst die Niederlage seines Vetters und die Unterwerfung der rebellischen Ketzer melden und dem Oberhaupt der Kirche über diesen Sieg der guten Sache jubelnd Glück wünschen. Am 17. verließ Maximilian Prag, nachdem er seinem Freunde Ferdinand den kostbaren Preis des Siegs, die Unterwerfungsurkunde der Böhmen übersandt hatte.

---

23) „Weil dann das Schloß und alle drei Städte also bewandt gewesen, daß sie in die Länge zu halten nicht vermöcht, auch uns von den vornehmsten Räthen und Officieren dazu gerathen worden", schrieb Friedrich an Thurn. Nach dem Bericht bei Moser S. 157 ward es in einhelligem Rath für gut befunden und damit stimmt auch der Bericht des englischen Offiziers bei Londorp II. 223 überein.

Friedrich war jetzt nach Schlesien hingeeilt; Wege und Witterung waren so schlecht, daß eine Verfolgung durch Bucquoys Truppen nicht zu fürchten war. So langte er am 17. Nov. in Breslau an. Von dort aus erschien nun ein Manifest an die Union, das Friedrichs Sache als die allgemeine den Unirten ans Herz legte. Während die Katholiken, heißt es dort, ihr Aeußerstes aufgeboten, um so verschiedene Armeen zusammenzubringen und zu erhalten, sey auf protestantischer Seite wenig Einheit; man möge sich den Eifer und die Energie der Liga zum Muster nehmen, das gemeinsame Wohl der Unirten als höchstes Gesetz walten lassen und Alles aufbieten, um nicht die „spanische Faction" die Oberhand gewinnen zu lassen. Daß Friedrich den Geist der Gegner richtig erkannt habe, zeigt die Prophezeihung der gewaltsamen Reaction, die er ebendaselbst aussprach; eine Weissagung, an die immer noch viele nicht glauben wollten, die aber in den Ereignissen der nächsten und fernern Zukunft nur allzusehr ihre Bestätigung fand[24]).

Auch nach andern Seiten hin wurde ermahnt und die Lässigen angeregt; viele Hoffnung setzte auch Friedrich auf Schlesien selbst und die in Breslau versammelten Stände. Aber schon war ein Schreiben des Kurfürsten von Sachsen (20. Nov.) an die Stände ergangen, ihnen die Gefahr der Dinge vorzustellen und sie von energischem Widerstande abzuhalten. Friedrichs Aufforderung an die Versammlung, auch wenn sie anfangs bereitwillige Gemüther gefunden hatte, mußte jetzt fruchtlos seyn, wo das Beispiel des Abfalls auf allen Seiten auch Bessergesinnte wankend machte. Friedrich wandte sich an Sachsen selbst mit der Bitte, zu einer geeigneten Ausgleichung und Wiederherstellung die Hand zu bieten und die Gründe der deutschen

24) Friedrich sagt (Khev IX. S. 1119): Daß sie unsere Cron Böheimb und der conföderirten und incorporirten Länder unter ihr Joch gänzlich zu bringen, sie sodann ohne Zweifel victoriosum exercitum ins Reich einführen, armata comitia halten, die Gravamina mit dem Schwert decidiren und den Evangelischen ihres Gefallens leges präscribiren, auch die Restitution der geistlichen Güter aufbringen u. s. w.

Zerwürfniß aus dem Wege zu räumen; aber die Antwort, die Sachsen am 11. Jan. 1621 ertheilte, schlug alle Hoffnungen auf Hülfe von dieser Seite völlig nieder. Sie enthielt einen schroffen Tadel aller bisher gethanen Schritte und rieth unbedingte Unterwerfung, sonst „dürfte vielleicht dasjenige erfolgen, was Churpfaltzens Churf. Gn. vielleicht nicht vermeynen, und deroselben Person, Land und Leuten hochnachtheilig seyn würde.“

So war auch hier Alles verloren; die Gränzen waren gegen Einfälle von Böhmen her nicht gedeckt; die Lausitz von den Sachsen occupirt, die Mähren hatten sich mit außerordentlicher Eilfertigkeit den Kaiserlichen unterworfen; Geld war keines da und die Soldaten entbehrten theils der Kriegsvorräthe, theils fehlte ihnen jeder moralische Muth. In Breslau selbst war seit dem sächsischen Schreiben der Muth auch gesunken, der alte Fanatismus des schlesischen Lutherthums tauchte wieder auf und regte sich gegen Friedrichs Calvinismus, so daß der unglückliche Fürst bald zu der Einsicht kam, wie er hier eben so wenig sicher sey, als er in Prag gewesen war[25]). Er entschloß sich, seiner Gemahlin nach der Mark Brandenburg zu folgen, und verließ am 3. Jan. Breslau. Bald traten die Schlesier mit dem Kurfürsten selbst in Unterhandlung und schon im Februar war die Unterwerfung der empörten Länder, Schlesien und Lausitz, vollendet. Noch war kein Schwertstreich geschehen um die mit so großem Pomp angekündigte Erhebung, und schon zahlte man Tonnen Goldes, um nur eine friedliche Unterwerfung und Amnestie zu erhalten. Des Königs, dem man wenige Monate

---

25) Vgl. die einzelnen Verhandlungen mit den Ständen bei Menzel VII 19. Seine Gemahlin war ihm übrigens schon am 27. Nov. vorausgeeilt. Die verzweiflungsvolle Stimmung, womit Friedrich die Schlesier wanken sah, spricht sich in dem Briefe aus (Ebend. S. 20). An der Wendung der Dinge in Schlesien hatte Sachsen den größten Antheil, wie auch K. A. Müller S. 444 zeigt, und wenn man die Gründe liest, wodurch Friedrich seinen Wegzug gerechtfertigt hat (s. Moser Patr. Arch. VII. 158), kann man ihn nicht, wie geschehen ist, der Feigheit beschuldigen.

zuvor geschworen, ward kaum gedacht; höchstens bemühte man sich, ein Paar Vorrechte und alte Privilegien der Provinzen und Corporationen aus dem großen Schiffbruch zu retten.

Friedrich war während dieser Zeit nach Brandenburg gereist und erfuhr auch hier, auf wie viel Freundschaft der Unglückliche zu rechnen habe. Die Königin Elisabeth, die vorher gekommen, fand im Lande ihres Schwagers kaum einen Ort zu ihrer nahen Entbindung; erst nach langem Bitten gab ihr Georg Wilhelm in Küstrin eine Wohnung und spärliche Nahrung, und auch dies Wenige ward durch die unfreundliche Art, in der man es gab, verbittert. So gebar sie am Weihnachtstage 1620 einen Sohn, Moriz, dessen Leben und Tod von demselben Gestirn beherrscht schien, als der unheilvolle Moment seiner Geburt. Bald ward aber auch diese Zuflucht dem armen Königspaare verbittert; Furcht vor dem Kaiser ließ die feigen Seelen selbst die nächste Pflicht, die sie als Menschen und als Verwandte hatten, vergessen, und mit schmutziger Knauserei beklagte man sich in Kurzem über den armseligen Lebensunterhalt, den man den Bedrängten bot. Friedrichs Ankunft (im Jan.) verschlimmerte die Sache noch; um dem Mangel und Hunger zu entgehen, mußten sie von Küstrin nach Berlin wandern, und auch dort konnte Friedrich nicht sicher verweilen. Er eilte heimlich nach Wolfenbüttel, auch da waren die Verwandten für ihn nicht zu Hause [26]).

Dort erwartete er die Ankunft seiner Gemahlin, mit welcher er m 14. April im Haag vom Prinzen Moriz empfangen ward.

So war in wenigen Monaten der ganze drohende Aufstand erstickt; Schlesien und Mähren überwältigt und auch in Böhmen ging es mit dem Widerstand zu Ende. Dort hatte Ernst von Mansfeld schon vor der prager Schlacht den Krieg ganz unabhängig und auf eigne Hand geführt. Er lehnte sich an feste

26) C'est une courtoisie extraordinaire, schreibt der gutmüthige Pfalzgraf an seine Gemahlin. Aretin Beiträge VII. 174.

Plätze wie Pilsen an, hielt bald die Kaiserlichen durch Unterhandlungen hin, bald suchte er um jeden Preis wenigstens hohe Contributionen zu erzwingen, zog aber dadurch immerhin den Krieg oder vielmehr seinen Aufenthalt mit dem Heere 8 bis 9 Monate hinaus. Da der Krieg hier den Krieg ernährte, bestand dieser sogenannte Feldzug mehr in einem wohlberechneten Plünderungssystem; bei der Demoralisation der Söldner blieb den bedrückten Städten wenigstens die Hülfe, durch Verrath und Bestechung ihre Dränger los zu werden[27]). In dieser trostlosen Weise und ohne das Interesse an eine allgemeine Sache auch nur zu erheucheln, trieb es Mansfeld den ganzen Winter 1620 und das Frühjahr 1621 hindurch fort; und es bleibt nur das Eine räthselhaft, wie er gegen die überlegene sächsische und bayrische Macht, die sich freilich ohne alle Energie benahm, so lange das Land aussaugen konnte. Es mußten ohne Zweifel hier politische Gründe obwalten, oder ein allgemeiner Kriegsplan durchaus fehlen; in jedem Falle bemühte man sich nicht allzueifrig, die Mansfeldsche Macht zu vernichten, denn auch als (Juli 1621) es zu einem Treffen kam, ward dies mit einer Lahmheit auf beiden Seiten geliefert, die den würdigen Schluß zu dem ganzen Feldzug bildet. Mansfeld werden wir bald nachher am Rhein finden.

Indessen war auch in der Pfalz der Krieg losgebrochen; der Marchese Spinola kam mit einem spanischen Heere die Niederlande herab und fing an, die Verbündeten Friedrichs V. zu bearbeiten. Schon im August 1620 hatte Erzherzog Albrecht an Moriz von Hessen geschrieben und ihm im Fall der Neutralität „im Namen des Kaisers und der Krone Spanien" Sicherheit seines Landes angeboten; Aehnliches versuchte Spinola bei dem Markgrafen von Baden-Durlach. Die Unirten, als sie von dem Heranziehen des spanischen Marchese hörten, richteten in ihrer Unschuld ein Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen und beriefen sich auf Reichsgesetze und geschlossene Verträge,

27) Müllers Forsch. III. 1. S. 437—443.

welche solch fremden Armeen den Eintritt in Deutschland verböten. Kursachsen gab eine unbestimmte, nichtssagende Antwort; die Beschwerde, die der pfälzische Administrator, Johann von Zweibrücken, nach Dresden richtete, war nicht glücklicher. Der Kurfürst versicherte zwar, zu Mühlhausen weder über Spinolas Expedition, noch eine projektirte Achtserklärung Friedrichs V. sein Votum gegeben zu haben, fand es aber doch natürlich, „daß Oestreich nicht stille sitze." Seine guten Lehren über das Geschehene, sein salbungsvolles Sichgetrösten, an der ganzen Verwirrung keine Schuld zu haben, war eine schlechte Abhülfe für die gerechte Beschwerde des pfälzischen Regenten; hatte ja doch selbst Kurmainz Klage erhoben über diese Verletzung der Reichsgesetze und der jüngsten Verträge [28]).

Spinola kam indessen (Aug. 1620) von Coblenz den Rhein herauf, während sich das Unionsheer, den Herzog von Würtemberg, die Markgrafen von Anspach und Baden-Durlach an der Spitze gegen Frankfurt hinzog und am Main lagerte. Man erfuhr, daß Spinola auf der andern Seite sich gegen Mainz wende, und die Furcht, man möchte im Rücken bedroht und die Rheinbrücke bei Oppenheim genommen werden, bewog die Unirten (17. Aug.) zum schnellen Rückzug gegen Oppenheim. Dorthin folgte ihnen der spanische Feldherr, nachdem er Mainz besetzt und Verschanzungen dort aufgeworfen (26. Aug.). Obwohl zum Kampfe fertig lagen sich doch beide Theile dort zwei Tage lang unthätig gegenüber, bis Spinola (29. Aug.) aufbrach und, den Unirten sehr unerwartet, achttausend Mann gegen Kreuznach schickte. Der Platz war schwach besetzt, Rath und Besatzung ungewiß, ob Entsatz kommen würde; so reichten denn ein Dutzend Kanonenschüsse, mehr zum Schrecken als zum Schaden, hin, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen (31. Aug.). Man entwaffnete die Bürgerschaft und ließ sie im Namen des Kaisers einem Markgrafen von Baden (von der katholischen Linie)

---

28) Londorp II. 172. 174. 177.

huldigen; auf dem flachen Lande hausten die spanischen Horden schonungslos [29]).

Auch Alzei ergab sich und das Unionsheer gerieth in solchen Schrecken, Spinola möchte Worms besetzen, daß es in lächerlicher Eile sein Lager im Stich ließ und sich zurückzog; jetzt und nachher hat nur der pfälzische Oberst, Hans Michel Obertraut, mit gewohnter Bravour die pfälzische Kriegsehre gerettet und den Spaniern in kleinen Streifzügen viel geschadet. Er konnte aber nicht hindern, daß Oppenheim genommen ward und gegen Bestätigung seiner politischen und kirchlichen Rechte dem Kaiser schwören mußte, daß Sobernheim, Simmern und andere Plätze den Spaniern in die Hände fielen. Die Erbitterung über diese Kriegführung der Union war so groß, daß die Führer eine Vertheidigungsschrift herausgeben mußten [30]), aus der hervorgeht, daß sie auf die Ehrlichkeit der kaiserlichen Politik und auf die Heiligkeit der Verträge mehr bauten, als dies kluge Staatsmänner hätten thun dürfen.

Eine bittere polemische Schrift aus jener Zeit „der spanische Schlaftrunk" deckt in schonungsloser Weise die verkehrte und unthätige Politik der Unirten auf [31]); aber besser wurde es nicht. Der Abfall und die Desertion ward immer größer und das Land ward allmälig spanisch. Auch die pfälzische Regierung hatte daran ihren Antheil. Man baute zu sehr auf die Union; den brauchbaren Offizieren traute man nicht, den angeworbenen Soldaten gab man keinen Sold oder nur in schlechter Münze. Die Mannszucht war verwahrlost; während die Kriegslast das arme Volk drängte, blieb Alles verschont „was mit der Feder auch nur einen Buchstaben kritzeln konnte." Alte bewährte Diener stieß man vor den Kopf; schlug den höher an, „der hinterm Ofen gesessen, eine Demoiselle zu caressiren weiß, und nichts gelernt, als in einem weichen Bette bis in lichten

29) Theatr. eur. S. 381 f.
30) Theatr. eur. 383.
31) Londorp II. 210 f.

Tag zu schlafen, oder vielleicht einen welschen Hahn vorzulegen." Es waren das die schlimmen Folgen des leichtfertigen Hof- und Regierungswesens in den Jahren vor dem Kriege, und die Verschwendung, die Anarchie, ein egoistisches Schreiberregiment mochten allerdings im Augenblicke der Verwirrung so grell hervorstechen, wie es die Pamphlete der Zeit darstellen [32].

Der Prinz von Oranien suchte vergeblich den Weg nach dem Rheine zu gewinnen; die Spanier hatten die holländischen Gränzen besetzt, und es erschien nur Heinrich Friedrich von Oranien mit 2600 Fußgängern und 36 Compagnien Reitern. Er vereinigte sich zwar bei Worms mit den Unirten (Okt.), aber alle strategischen Plane, welche die beiden Moriz von Hessen und Oranien ausdachten, scheiterten an der Muthlosigkeit der Unirten und der pfälzischen Regierung. Eine Flugschrift der Zeit sagt, in Heidelberg sey ein solcher Schrecken in die Leute gefahren, daß die höchsten Häupter vom Hof, aus der Kanzlei und Viele der Vornehmsten davonliefen; gewiß ist, daß ohne Noth die Kurfürstin Wittwe, Beamten und Professoren sich flüchteten, und dadurch die Muthlosigkeit des Volkes vermehrten. Zwar war die Bergstraße besetzt, aber noch hielt Frankenthal Stand und es war durch kräftiges Handeln noch Alles zu retten. Allein Landgraf Moriz von Hessen hatte wohl Recht, wenn er den Unirten vorwarf: Euch schmecken die wormsgauer Trauben so wohl, daß ihr der spanischen Pomeranzen vergesset; denn Spinola besetzte (Anf. Nov.) den größten Theil der Rhein-, Nahe-, Moselgegenden und der Wetterau. Eine Reihe von Plätzen, darunter Caub, Simmern, Trarbach, Meisenheim, Stromberg, Spanheim, Friedberg, Gelnhausen, Wetzlar, Braunfels unterlagen ihm, und die Schlauheit des spanischen Feldherrn schadete den Unirten nicht weniger, als sein militärisches Uebergewicht [33]. Dies verleidete auch dem Prin-

---

32) Londorp II. 215.

33) Jetzt suchten die Unirten ihm mehrmals ein Treffen anzubieten, doch wußte Spinola es immer zu vermeiden; am 14. Okt. lagen sie ein-

zen Heinrich Friedrich von Oranien schon am Ende Nov. sein längeres Verweilen; Mißmuth über die Unirten [34]) trug zu seinem schnellen Abzug eben so viel bei, als die Besorgniß, zuletzt isolirt und erdrückt zu werden; die öffentliche Meinung hat nur die Furcht als Motiv angenommen und beim Volkswitz ward die Redensart sprichwörtlich: Er läuft wie ein Holländer. In der That hatte der holländische Succurs nirgends Spuren seines Daseyns hinterlassen, als durch die barbarischen Plünderungen, wodurch er seinen Rückzug bezeichnete. Solchen Ausgang hatte der Feldzug in der Pfalz und am Rhein, als die Nachricht von der prager Katastrophe eintraf.

Wenn schon der Verlust einer einzigen Schlacht auf allen Seiten einen so niederschlagenden Eindruck machte, und nicht nur Mähren, Schlesien und Böhmen, sondern auch die Fürsten der Union, deren Schicksal eng an das Friedrichs geknüpft war, erzitterten, wenn schon bei der ersten trüben Wolke, die des Pfalzgrafen Glücksstern verdunkelte, sein Schwager von Brandenburg ihn wie einen Fremdling und Verpesteten von sich wies, was mußte erst geschehen, wenn die Feinde ihres Uebergewichts sich zu noch entschiedeneren Schritten bedienten. Wollte man blos Böhmen dem Pfalzgrafen entreißen, im Nothfall auch die Union auflösen, es war jetzt bereits erreicht, und ein großmüthiger und weiser Sieger brauchte jetzt keinen Schritt weiter zu gehen. Es kam jetzt auf die entscheidende Probe an, ob Ferdinand für Deutschland und dessen Frieden, oder für sich und seine habsburgisch-römische Parthei focht; jetzt war es noch die beste Zeit, durch milde Unterwerfung des gedemüthigten Pfalzgrafen und erträg-

---

ander bei Alzei so gegenüber, daß man eine Schlacht erwartete; Spinola aber, dessen Soldaten ziemlich muthlos waren, obwohl er eine feste Stellung eingenommen, machte sich unter dem Schutze der frühen Dunkelheit davon, während die Unirten immer noch berietheu, wie sie ihm beikommen sollten. Vgl. Theatr. eur. p. 385.

34) Khevenh. p. 1160 sagt wenigstens: „als Graff Henrich Friedrich von Nassau sich mit den andern Fürsten und Häubtern nicht wohl vertragen können" rc

liche Bedingungen der Welt zu zeigen, daß man im Interesse des gemeinsamen Friedens auch zu Opfern bereit sey, daß man nur den Friedensstörer, nicht den Protestanten in Friedrich bekämpfe. Aber man hatte weitergehende Plane, und schon die Ereignisse des Jahres 1620 lassen einen tiefen Blick in die politischen Berechnungen der habsburgisch-spanischen Politik thun. Als (noch vor der prager Schlacht) der englische Gesandte Cotniton beim kaiserlichen Botschafter, Graf Khevenhiller, zu Madrid die Gesinnungen Ferdinands zu erkunden suchte[35]), ward ihm eine Antwort zu Theil, die sehr unzweideutig zu verstehen gab, daß man sich das Benehmen Carls V. in dem schmalkaldischen Krieg zum Muster genommen habe, und als später Jakob I. an Ferdinand II. selbst eine Botschaft wegen seines Schwiegersohns richtete, erwiederte ihm der Kaiser, man werde Friedrichs Verfahren „nicht ungeahndet hingehen lassen“ [36]). Was das hieß, deuteten gleichzeitige Schritte der bayrischen Politik hinlänglich an; das Auftreten eines bayrischen Agenten in Madrid, des Dr. Leickhner, mit einer weitläufigen Deduction über Bayerns Ansprüche an die pfälzische Kur, ließen wohl ahnen, was man gegen Friedrich V. im Schilde führe. Wem es noch ein Räthsel war, dem mußten Ferdinands II. Maßregeln, die er jetzt (Jan. 1621) gegen den unglücklichen Fürsten vornahm, die Augen öffnen. Am 29. Januar erschien der Kaiser, begleitet von seinem Hof und dem Marschall, der das Schwert trug, im Rittersaal und bestieg den kaiserlichen Thron. Der Vicekanzler, Hans Ludwig von Ulm, hielt einen Vortrag und händigte dem Kaiser die ausgesprochene Achtserklärung gegen Friedrich V., gegen den Markgraf von Jägerndorf, Christian von Anhalt, und den Grafen von Hohenlohe ein. Die gewöhnlichen Ceremonien folgten; der Kaiser zerriß die Papiere, trat sie mit Füßen und Herolde warfen sie zum Fenster hinaus; unter Pauken und Trompeten ward das Urtheil in der Stadt

---

35) Khevenh. IX. p. 472

36) Khev. p. 1219.

publicirt und eine lange Rechtfertigungsschrift durchs Reich versandt [37]). Des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des Friedensbruchs war er angeklagt; den Unpartheiischen können aber die Beweisführungen der kaiserlichen Deduction von dem Grunde eines solchen Urtheils eben so wenig überzeugen, als die feierlichen Ceremonien den Mißbrauch verhüllten, den man hier mit dem Rechte trieb. Daß Bayern nach der Pfalz, der Kaiser nach Jägerndorf lüstern war, blieb auch den Gutmüthigen nicht verborgen, und es gab sehr Wenige, die sich durch die feudalistische Comödie im wiener Thronsaal darüber verblenden ließen. Die Execution gegen Friedrich V. ward Bayern übertragen! — Beleidigter, Kläger und Richter in einer Person, das war das geringste, was man sich bei diesem Prozesse herausnahm; ging man ja sogar so weit, daß man statt den Pfalzgrafen vor ein Reichsgericht, vor die Kurfürsten, zu stellen, wie es die goldne Bulle verlangte, ihn durch servile Höflinge politisch todtschlagen ließ. Von den streitigen Punkten der böhmischen Sache war keine Rede; Friedrich vorzuladen und zur Vertheidigung aufzufordern, fiel dem musterhaften Gerichtshofe nicht ein; man hielt es natürlich auch nicht für nöthig, anzuführen, daß Friedrich mit dem Kaiser als Kaiser in gar keiner Fehde war [38]). Es ist jetzt ohne Interesse, die ganze Staats-

37) Vgl. namentlich Khev. 1351 f., der sich viel Mühe gegeben hat, das Crimen laesae majestatis herauszuklauben. Mit Recht sagt schon der alte Senkenberg XXV. S. 2: Wer ein Muster eines weitschweifigen, langweiligen, verworrenen Aufsatzes lesen will, der kann sich an derselben belustigen.

38) Schon damals ward dieser Prozeßgang beleuchtet, z. B. in der bei Londorp II. p. 363 angeführten Schrift: Ein denkwürdiges Modell der kaiserlichen Hofprozesse rc. Dann Achtsspiegel. Mannh. 1622. und einige andere. Wie gewöhnlich in Deutschland half das aber nichts. — Eine recht gute Beleuchtung des kaiserlichen Verfahrens ist dadurch gegeben, daß (Londorp II. 363 ff.) die bisherigen Schritte Ferdinands, seine Vorstellungen an Mainz, Sachsen u. s. w. abgedruckt und mit scharf beurtheilenden Noten versehen sind. Die bedeutendste Apologie des kaiserlichen Verfahrens, die sich aber mehr der Breite als der Tiefe nach ausdehnt, findet sich Lond. II. S. 314—353.

logik, die in der kaiserlichen Deduction verhüllt liegt, einer Beurtheilung zu unterwerfen; nur das Grellste mußte hervorgehoben werden, um die greuliche Verwirrung aller Rechtsbegriffe zu zeichnen. Schwerlich waren die Urheber selbst von der Rechtlichkeit und moralischen Nothwendigkeit ihres Schrittes überzeugt; aber sie sahen den Kleinmuth, den Egoismus aller derer, die sich Friedrichs Freunde nannten; es bedurfte nur eines eclatanten Bruches, eines tüchtigen Schreckschusses, um das eigentliche Signal zum vollständigen Abfall zu geben. Und den Zweck erreichte man vollständig.

Zwar hatte die Union noch im Dezember, also nach der prager Schlacht, auf einer Versammlung zu Worms sich sehr warm für Friedrich ausgesprochen, Gesandte an auswärtige Fürsten abgesandt, auch sogar den Muth gehabt, auf die Verletzung hinzuweisen, die sich der Kaiser selbst mit den von der Union heilig gehaltenen Verträgen erlaube. Aber es war nicht allzuschwer, dieses Feuer zu dämpfen. Jedenfalls kann man der habsburgischen Politik das zweideutige Lob nicht versagen, daß sie bei dieser Gelegenheit Alles geleistet hat, was durch Einschüchterung der Feigen, durch Verdrehung oder offne Verletzung geschriebener Verträge, durch geschickte Spaltung der verschiedenen Interessen, durch trügliche Versprechen zu erreichen möglich war. Als (Jan. 1621) die Union sich zu Heilbronn versammelte, erschien als Unterhändler der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, als Führer der feindseligen Schritte gegen seinen Verwandten in Cassel, als diplomatischer Abenteurer in der Geschichte jener Zeit viel benannt. Es galt jetzt zunächst, den Markgrafen Joachim Friedrich und den Herzog von Würtemberg, von denen namentlich der letztere um Mömpelgard stark besorgt war, von der gemeinsamen Sache abzuziehen. Der Landgraf wiederholte die auch anderwärts von Spinola bis zum Ueberdruß oft ausgesprochene Versicherung, gegen die Union habe man nichts Feindseliges im Sinne, wenn sie sich nur ruhig verhalte, setzte aber bedauernd hinzu, der Kaiser werde wohl auch die Unirten in die Acht erklären, wenn sie die Pfalz

unterstützten, d. h. das thäten, was ihnen Ehre, Pflicht und geheiligte Verträge vorschrieben. Das Mittel wirkte; schon am 8. Febr. erließ die Mehrzahl der zu Heilbronn Versammelten ein Schreiben an den Landgrafen mit Friedensanträgen, und der Markgraf Joachim Ernst erklärte schon, lieber in des Kaisers Dienst eine Pike tragen zu wollen, als anderwärts Befehlshaber zu seyn! Der Entwurf eines Friedensantrags, der sich einem ähnlichen Projecte des Landgrafen selbst sehr näherte [39]), versprach eine Gesandtschaft nach Wien zu schicken, den Pfalzgrafen zur Abtretung der böhmischen Krone und zur Unterwerfung zu veranlassen, verlangte aber dafür einen Waffenstillstand und bis zum Augenblick des Friedens sollte die Pfalz von zwei unpartheiischen Fürsten in Sequester genommen werden. Der Landgraf Ludwig betrachtete mit Recht schon dies als ein großes Zugeständniß von den Unirten, um so mehr, da sie naiv hinzufügten, falls Spinola noch mehr verlange, sie auch mehr bewilligen würden, und der Markgraf Joachim Friedrich, so wie der Herzog von Würtemberg sogar versprachen, eine Zeitlang den Kaiser im Krieg zu unterstützen. Aber auch dieser Vertrag ward noch (Anf. März) auf einer Zusammenkunft zu Weinheim zu Gunsten des Kaisers modificirt; alles freilich nur unter Mitwirkung Joachim Friedrichs und des Herzogs von Würtemberg; denn die zu Heilbronn anwesenden pfälzischen Gesandten, der englische und holländische Botschafter und die Bevollmächtigten der Städte wollten sich auf diese plumpe Weise die Hände nicht binden lassen. Die beiden Genannten gaben aber sogar in Weinheim zu, daß die Art des Sequesters Kursachsen, dem ganz an die Politik des wiener Hofs geknüpften Sachsen, überlassen werden solle! So ward Graf Solms nach Wien geschickt und die Unirten waren gutmüthig genug zu

39) Senkenb. XXV. S. 25. Ebendaselbst ist auch Note n. eine Probe gegeben, wie Ludwig von Hessen unterhandelte. In dem Entwurf, den er den Unirten vorlegte, war die Oberpfalz für den Lebensunterhalt Friedrichs V. ausbedungen; in dem, was er noch dem Kurfürsten von Mainz zeigte, war es gestrichen, weil er besorgte, dadurch in Wien zu mißfallen.



glauben, damit sey die Sache abgethan. Die kaiserlichen Unterhändler hatten aber einmal die Schwäche, Rathlosigkeit, den Mangel an Einheit bei den Unirten kennen gelernt; es war zu lockend für Ludwig von Hessen und den Kurfürsten von Mainz, der Furcht der genannten Fürsten noch ein Weiteres abzuringen. Namentlich verstand es Spinola meisterhaft, durch unbestimmte, kühle Erklärungen, durch Zögern mit dem verlangten Waffenstillstand die geängsteten Herren wahrhaft auf die Folter zu spannen, und so gelang es Ludwig von Hessen, schon am 23. März in Bensheim den Markgrafen und den Herzog von Würtemberg zu einer ostensibeln Erklärung zu vermögen, in der sie sich ziemlich deutlich von der pfälzischen Sache trennten und zu einer Separatunterhandlung ihre Zustimmung gaben. Triumphirend schickte Ludwig dieses Document an Spinola, triumphirend schrieb er nach Wien: das Unionswesen fange nun an, allmählig sich aufzulösen [40]).

So war es denn ganz natürlich, daß wenige Tage nachher ($\frac{2}{12}$ April) der schmähliche Vertrag zu Mainz zu Stande kam, in welchem Ludwigs zweideutige Vermittlungskunst und Spinolas schlaue Zähigkeit über die feige Angst der beiden genannten Fürsten den vollständigsten Triumph feierten. Sie versprachen für die Union, ihre Truppen nicht gegen Spinola zu gebrauchen, weder mittelbar noch unmittelbar den Kurfürsten von der Pfalz zu unterstützen, die Pfalz zu räumen, die Union — aufzulösen. Für Friedrich V., den die wackern Unterhändler, nach des Spaniers Spinolas Willen, nur wegwerfend **Friedricus Palatinus** betitelten, war nichts als das vage Versprechen eingeschlossen, man wolle für ihn Fürbitte einlegen; und doch war sein Untergang schon beschlossen, über sein Land schon verfügt! der Kaiser beeilte sich natürlich, solch einen unschätzbaren Vertrag recht schnell zu bestätigen. Es geschah schon am 22. April.

---

40) Vgl. Senkenberg XXV. S. 33, der es aus den Originalien des darmstädter Archivs geschöpft hat.

Wenn die Mächtigsten der Union sich so sehr beeilten, zu Verräthern an der gemeinsamen Sache zu werden, was sollten die vereinzelten hülflosen Städte thun? Ihnen war es schon jetzt klar geworden, daß sie zuletzt die Zeche würden bezahlen müssen, deßhalb hatten auch sie, Straßburg an der Spitze, ($\frac{1}{1}\frac{4}{4}$ März) sich gefügt. Mehr Mühe kostete es mit Landgraf Moriz von Hessen. Obwohl ihn Spinola am nächsten bedrängte, obwohl ihn seines darmstädter Vetters Ludwig Benehmen ernstlich besorgt machen mußte um die Integrität seines Landes, und seine Stände ihn nicht unterstützten, so erklärte er doch noch selbst nach der Achtserklärung seinen entschiedenen Willen, der gemeinsamen Sache nicht treulos zu werden. Aber die Verhandlungen zu Bingen, wieder von Spinola geleitet und durch die Monate Februar und März hindurchgezogen, brachten ihn, ohne seine Schuld, ins Netz; gegen eine ganz vage Friedensversicherung schlossen dort seine Gesandten, (5. April), einen schmählichen Unterwerfungsvertrag. Sie hatten aber ihre Vollmachten überschritten und waren an den spanischen Meistern der Diplomatie zu Schanden geworden; Landgraf Moriz bestätigte deßhalb den Vertrag nicht, was jedoch die Unterhändler zu Mainz nicht hinderte, dem Markgrafen Joachim Friedrich und dem Herzog von Würtemberg vorzustellen, die Sache sey abgemacht. Freilich sah sich nachher Moriz durch die factische Auflösung der Union doch genöthigt, die meisten Punkte des Vertrags zu erfüllen [41]).

So hatte die kaiserliche Politik ihren Zweck vollständig erreicht; die Unirten waren unter sich getrennt, den Verbündeten Friedrichs die Arme gebunden und Spinola jetzt ungehindert, die Pfalz in Besitz zu nehmen. Der letzte Versammlungstag zu Heilbronn (am 24. April) war der Begräbnißtag der ganzen Union; einer machte dem andern bittere Vorwürfe, und

41) Diese ganze Geschichte hat erst durch Rommel (VII. S. 401—409) ihre völlige Aufklärung gefunden; Senkenb. XXV S. 39 ff. war hier über Manches, wovon ihm urkundliche Berichte fehlten, noch im Dunkeln.

die Unterzeichner des mainzer Vertrags wurden von dem Markgrafen von Baden offen der Bestechlichkeit angeklagt [42]). Man löste sich förmlich auf, und von allen Seiten regnete es jetzt Spottschriften und Satiren, theils von erbitterten Protestanten, theils von schadenfrohen Jesuiten verfertigt.

Was die Unirten erreicht hatten durch ihre übereilte Feigheit, das konnte ihnen in Kurzem klar werden, als sie Gesandte in demüthiger Unterwerfung nach Wien schickten. Man nahm ihre kriechenden Erklärungen mit gerümpfter Nase auf, und als man sehr unterthänig ein Paar Worte über den Pfalzgrafen anbrachte, wurde die Sache vom Kaiser sehr weit hinausgeschoben; er klagte über dessen Versuche den Krieg wieder anzufachen, sprach von Erstattung der Unkosten in Böhmen, die man beiläufig auf 100 Millionen anschlug, und verlangte zuerst ganz unbedingte Unterwerfung. Einem Charakter, wie der Ferdinands war, standhaft und muthig im Unglück, stolz und gewaltsam im Glück, kann man es wohl verzeihen, wenn er in etwas hochtrabendem Tone die Gesandten eines Bundes abfertigte, der vor wenig Jahren noch Habsburg zittern machte und jetzt vor ihm zertrümmert im Staube lag. Welch namenloses Unheil wäre aber von Deutschland abgewendet worden, wenn man jetzt, statt Trug und Gewaltthat, den Weg der Versöhnung aufrichtig eingeschlagen hätte.

Daß es dem Kaiser aber darum nicht zu thun war, zeigte ein anderer Vorfall aus jener Zeit noch deutlicher. Christian IV. von Dänemark hatte mit den Fürsten des niedersächsischen Kreises eine Zusammenkunft zu Segeberg gehabt (Anf. März) [43]); dort hatte man beschlossen, Christian solle bei Ferdinand ver-

43) Unwahrscheinlich ist so etwas um so weniger, wenn man weiß, daß auch in Kursachsen bei den leitenden Personen des Kaisers Gold thätig gewesen war. Auch Senkenberg XXV. S. 44 meint, „die einst so helle Sonne der Union sey vielleicht gar vor dem Glanz einiger spanischen Dublonen verschwunden“ und findet das Gerücht einer Bestechung, namentlich durch die Scene in Bensheim, sehr begründet

43) Ihre Vorstellung an den Kaiser s. Londorp II. 390.

mittelnde Vorstellungen machen. Jetzt erschien zu Wien eine dänische Gesandtschaft, Heinrich von Ranzau an der Spitze, und ersuchte den Kaiser um mildere, versöhnlichere Maßregeln. Das fortwährende Beisammenhalten großer und zwar ausländischer Truppenmassen, deren Verfahren nicht nur gegen die Pfalz, sondern auch gegen neutrale Fürsten, das Beunruhigende, das darin für alle benachbarten Fürsten liege, namentlich aber die auffallende Achtserklärung — dies waren die Hauptpunkte, um deren Abstellung Dänemark nachsuchte und wozu es die vermittelnde Hand bot. Ferdinand II. theilte die Vorstellung einigen Kurfürsten mit, und gab dann (7. Juni) eine abschlägige, sehr weit ausgedehnte Antwort [43 a]), deren Hauptbestreben war, die gemachten Schritte zu rechtfertigen. Was darauf die dänischen Gesandten geantwortet, war zwar schwer zu widerlegen, hatte aber keinen Erfolg und sie zogen unverrichteter Sache ab.

43 a) Man findet die ganze Verhandlung Londorp II. S. 391 — 404, wo des Kaisers Antwort allein die S. 392—399 füllt. Es wäre Zeit und Mühe verloren, in die Details der Verhandlung einzugehen. Um aber eine Probe zu geben, wie der Kaiser sich vertheidigte, heben wir nur ein Paar Punkte hervor: daß die Achtserklärung widerrechtlich sey, läugnete er, und doch konnte man ihm den Buchstaben des Reichsgesetzes entgegenhalten: Spinolas Truppen gab er für burgundische Kreistruppen aus, und doch konnten ihm die dänischen Gesandten aus einem Briefe des Erzherzogs Albrecht darthun, daß dieselben mit spanischem Geld bezahlt, von Spaniern angeführt und nur der Krone Spanien eidlich verpflichtet seyen; daß Spinolas Leute Excesse begangen hätten, leugnete er ebenfalls, und doch konnten ihm abermals die Dänen ganz bestimmte Fälle zur Widerlegung anführen. Daß irgend ein Fürst außer den Friedensstörern etwas zu besorgen habe, diese alte Behauptung wird auch von Ferdinand wiederholt, und doch konnten ihm die Gesandten die Drohmittel entgegenhalten, womit man die Union zum ewigen Schweigen gebracht; von seiner friedfertigen und milden Gesinnung gab der Kaiser wiederholte Versicherungen, und doch wurde damals gegen Friedrich bereits der Untergang vorbereitet, und in demselben Moment, als des Kaisers Mund jene Worte keck aussprach, ward Prag durch ein Rachegericht der furchtbarsten Art im Blute förmlich gebadet. Was Spinolas Heer betrifft, so war es ein Betrug, zu behaupten, es seyen burgundische Kreistruppen. Die Unirten selbst sahen

Der Hauptvorwand, warum Ferdinand jede mildere und vermittelnde Maßregel zu Gunsten Friedrichs V. von der Hand wies, war diesmal wie sonst der Umstand, daß Friedrich auch nicht im entferntesten annähernde Schritte zur demüthigen Unterwerfung thue. Nun hatte aber Friedrich bereits am $\frac{4}{14}$ Mai von Gravenhaag aus ein Circulare nach Deutschland abgeschickt, das allen Kurfürsten und vielen andern Fürsten zu Hände kam; das ganze Schreiben hat keinen andern Zweck, als den der Vermittlung und des Friedens [44]. „Wir wollen, heißt es dort, uns Ihrer Majestät zu unterthänigen Ehren gern bequemen, soviel wir immer ohne Verletzung unsrer Ehren und guten Gewissen, welches wir billig höher als unser Leib und Leben und alle das zeitlich Gut achten, werden thun und eingehn können.“ Dann: „wir getrösten und versehen uns darauff zu Ihrer Majestät sie werde durch eine Generalamnestie allem Unheil aus dem Grund abhelfen.“ Dies Schreiben, bei allen Fürsten verbreitet, kann Ferdinand gewiß nicht unbekannt gewesen seyn, und doch behauptete er den dänischen Gesandten gegenüber, Friedrich habe noch nichts gethan zu einer unterwürfigen Annäherung [45])! Dies war der Erfolg, den bei Ferdinand die Schritte zum Frieden hatten; ähnliches, das von anderer Seite für Christian von Anhalt geschah, war ebenso vergeblich.

---

es zu spät ein. Bei Londorp II. p. 171 steht die (d. d. Madrid 28. Juni 1620) Instruction Spinolas, woraus ohne allen Zweifel hervorgeht, daß es ein spanisches Heer, in spanischem Sold und unter spanischem Oberbefehl war. Selbst alle einzelnen Bewegungen sind dort vorgeschrieben, nebenbei auch anbefohlen, „die calvinischen Ketzer zu verjagen und auszurotten und an derselben Statt reine katholische Priester und insonderheit die Patres societatis Jesu einzusetzen.“ Wie falsch sind dagegen die kaiserlichen Versicherungen!

44) Londorp II. p. 444.

45) Wenigstens fand es Senkenberg (XXV. S. 73) im darmstädter Archiv, an Landgraf Ludwig, den kaiserlichen Unterhändler adressirt, und Ferdinand sollte nichts davon gewußt haben? Bei Khev. IX. 1390 steht es an den Kurfürsten von Mainz adressirt.

Je weniger der Kaiser zu einem Acte der Amnestie sich willfährig zeigte, um so thätiger zeigte er sich nach einer andern Seite hin, im Strafen und in Blutgerichten. Es ist die traurigste Seite von Ferdinands Thätigkeit, und schließt sich an das an, was seit der Achtserklärung von Wien ausgegangen.

Eine eigene Gerichtscommission für Böhmen war schon in den ersten Monaten des Jahres bestellt worden; ihre Instruction [46]) an den Präsidenten Fürst Karl von Lichtenstein schrieb unter anderen namentlich vor, „mit solch anerkannten Rebellen keine Weitläufigkeiten und Exceptionen zu machen," und man muß der Commission bezeugen, daß sie diesem Befehle treulichst nachgekommen ist. In sehr kurzer Zeit war der Proceß beendigt und schon am $\frac{11}{21}$ Juni [47]) konnte die furchtbare Execution vollzogen werden; es waren dreiundvierzig Verurtheilte, darunter 27 zum zum Tode Verdammte; jede Fürbitte der Hinterlassenen, nur um Aufschub des Urtheils, war bei dem Präsidenten des Blutgerichts erfolglos; hatte man ja selbst gegen das Andenken Verstorbener und ihre Güter in ganz revolutionärer Weise gewüthet [48]). In wenig Stunden, nachdem man die letzten Augenblicke der Verurtheilten noch durch jesuitische Proselytenmacherei verbittert hatte, waren vierundzwanzig mit dem Schwerte hingerichtet, darunter Graf Schlick, Wenzel von Budowecz, Wilhelm Kinsky und andere, zum Theil ganz alte Leute [49]). Gegen Andere wurde die Strafe mit dem Strange vollzogen; die Meisten noch verstümmelt, dem Professor Jessenius zuerst die Zunge aus dem Hals gerissen, Nikolaus Diebis mit der Zunge angenagelt. Die Leichname wurden geviertheilt, von zwölfen waren die Köpfe und die abgehauenen Hände auf dem Brückenthurm

46) Khevenh. IX. S. 1293 ff., in ganz barbarischem Kanzleistil geschrieben.

47) Londorp II. S. 428 ff., wo alle Einzelnen genau verzeichnet sind.

48) S. das Urtheil bei Londorp II. S. 428.

49) Londorp II. p. 432 berechnet, daß 10 zusammengerechnet ein Alter von 700 Jahren hatten.

aufgesteckt worden [50]). Trotz dieses unmenschlichen Verfahrens starben die Verurtheilten standhaft und in religiöser Ergebung; Jessenius betete zu Gott um Vergebung der Sünde, als man anfing ihm die Zunge abzuschneiden.

Solch unmenschliches Verfahren konnte weder in Ferdinands II. Politik noch in seinem Charakter liegen. Er war zwar hart, aber nicht grausam; von Fanatismus nicht frei, aber nicht blutdürstig. Es ist gewiß nicht erdichtet, daß er unter Thränen das Urtheil unterschrieb; im Gegentheil dieser Zug bezeichnet den Mann und die Einflüsse unter denen er stand, erschöpfend. Es war die wüthende Rachsucht der Martiniz und Slavata, die ihn dazu reizten; es war der wüste Fanatismus und die blutgierige Religiosität eines Lamormain und eines Menschen wie der Kapuziner Sabinus, die in der Beichte und von der Kanzel herab solch ein Blutgericht als ein gottgefälliges Werk priesen [51]), es waren die Jesuiten, deren Casuistik seine Gewissensbedenklichkeiten erleichterte. Die gewaltsamen Reactionen, womit Friedrichs V. fanatische Rathgeber den katholischen Cultus bedrängt hatten, hatten zudem in der katholischen Bevölkerung einen tiefen Stachel zurückgelassen, und bald mußten die Protestanten im Allgemeinen an Freiheit, Gut und zum Theil am Leben büßen, was die Scultetus und Consorten an Bildern, heiligen Gefäßen, Kirchen und Reliquien in wüster Zerstörungswuth gesündigt hatten.

Nicht ganz zu übersehen ist gewiß der finanzielle Gesichtspunkt; denn mit der blutigen Hinrichtung hatten die Confiscationen gleichen Schritt; man hat den Werth der jetzt confiscirten Güter auf fünf und eine halbe Million böhmische Thaler angeschlagen [52]). Ein um so mächtigerer Sporn für den kirchli-

---

50) Das Einzelne s. Londorp II. S. 431 ff. und Khev. IX. p. 1309 f.

51) Vgl. Senkenberg XXV. S. 58 Anm. Die Predigt des Sabinus ist bei Londorp II. p. 225 ff. abgedruckt. Für das Obige vgl. namentlich S. 229, wo er nach alttestamentlichen Beispielen die Rache empfiehlt.

52) Londorp II. 433.

chen Terrorismus! Schon zwei Monate nach der prager Schlacht hatte man den protestantischen Geistlichen Bedingungen auferlegt, durch deren Erfüllung sie aufhörten Protestanten zu seyn; bald nahm man die Kirchen und vertrieb die Calvinisten und Pikarden gewaltsam. Unter dem Vorwand der politischen Rebellion ward gegen Reformirte und bald auch gegen Lutheraner schonungslos gewüthet; es entstand eine Reaction, die sich mit den Proscriptionen Sullas und der blutigen Sophistik der dominicanischen Inquisition oder der jacobinischen Schreckenszeit hat messen können [53]). Zu wundern war es freilich nicht unter einem Fürsten, der in seinem Testament die Abweichung vom römischen Katholicismus als eine stete Quelle von Empörung und Ungehorsam bezeichnete, und der an den König von Spanien schrieb: „die Calvinisten scheuten für ihren Zweck keine Lüge, kein Verbrechen, keine Heiligkeit des Eides und des guten Rufes gelte bei ihnen [54])."

§. 7.

Friedrich V. bis zum Waffenstillstand vom Juli 1622.

Nachdem wir so Friedrichs V. tragischen Fall und die unglücklichen Folgen der prager Schlacht im Zusammenhang erzählt haben, wollen wir Friedrichs persönliche Thätigkeit wieder näher ins Auge fassen und dann insbesondere hervorheben, welchen Schutz und welche Hülfe ihm das verwandte England in der äußersten Noth gewährte.

Seit seiner Flucht nach Holland war Friedrich nicht müde geworden in dem Bestreben, sich neue Freunde zu erwerben, oder die alten lau gewordenen aufzumuntern. Wie er aber schon

53) Da wir darauf nicht eingehen können, verweisen wir auf das sehr lehrreiche Buch von Peschek: Die Gegenreformation in Böhmen 1844. Dort ist I. 379 genau erzählt, wie die pfälzer Reformirten in den katholischen Kirchen zu Prag gehaust haben und zugleich S. 408 ff. eine ausführliche Geschichte der katholischen Reaction gegeben.

54) Senkenberg XXV. 107. Londorp II. 495.

in Berlin und in Braunschweig bei seinen Verwandten gesehen hatte, auf wie viel Freundschaft der Unglückliche bauen könne, so mußte er jetzt in ihren verschiedenen Stufen erst Gleichgültigkeit, dann völlige Muthlosigkeit, zuletzt offenen Abfall erfahren. Unglückseliger Weise hegte er ein allzufestes Vertrauen auf seine Verbindungen, namentlich England, und stützte sich so auf Schreibereien, Ermahnungen und Aufmunterungen. Besser hätte er sich, da es ihm an persönlichem Muthe nicht fehlte, in das Kampfgewühl selbst hineingestürzt; die Sachen wären dann wenigstens nicht schlimmer ergangen, als sie nachher gingen. In der völligen Hülflosigkeit, die nach der prager Katastrophe folgte, hieß es damals, hätte auch der Sultan auf einem Pergament mit goldenen Buchstaben ihm Hülfe angeboten und, wenn er es verlange, 200,000 Mann ihm zuzuführen versprochen. Friedrich soll es mit einer ihm sehr rühmlichen Gewissensbedenklichkeit abgelehnt haben; wie er denn zu seinem Unglück in der Wahl seiner Mittel scrupulöser war, als seine Gegner. Gewiß ist dagegen, daß er seinen thätigsten Partheigänger, den Grafen Mansfeld, in einem Schreiben vom 2. Februar zu ausdauerndem Handeln ermunterte und gegen ihn die sichere Hoffnung aussprach, in kurzer Zeit alles Verlorene wieder errungen zu haben. So sehr verblendete ihn noch die trügerische Hoffnung auf die Union und auf England.

In fortdauernder Berührung stand Friedrich auch mit Bethlen Gabor. Seinen Aeußerungen nach zu schließen gehörte er zu den wärmsten Freunden der böhmischen Sache, und er hatte ja nach dem Abfall der Mähren jenes fulminante Manifest an sie erlassen, worin er aufs beißendste ihnen ihre Feigheit und deren Folgen vorrückte. Er schrieb nun auch (23. Apr. 1621) an Friedrich [55]), forderte ihn auf, sich nicht durch religiöse Bedenklichkeiten von einem Bunde mit den Türken abhalten zu lassen, erinnerte ihn daran, daß die Sache zum Aeußersten gekommen sey; versichert ihn aber auch zugleich, alle Gerüchte über seine

55) Lond. II. 434.

Unterhandlungen mit dem Kaiser und eine Annäherung an Oestreich seyen falsch und fordert ihn auf, wenigstens einige 1000 Mann nach Schlesien zu schicken, um von dort aus einen neuen Haltpunkt zur Führung des Kriegs zu gewinnen. Dies Schreiben kam an Friedrich sehr zur ungelegenen Zeit. Er hatte zwar noch im Mai von Gravenhaag aus ein militärisches Bestallungspatent an den Markgrafen von Jägerndorf erlassen, wodurch demselben die Kriegsführung in den schlesischen und mährischen Ländern übertragen ward; er hatte auch dem Kaiser die erwünschte Gelegenheit dadurch gegeben, in einem eigenen Manifest gegen Friedrich, als einen unverbesserlichen Rebellen, eine ganz rücksichtslose Execution anzuordnen [56]), allein jetzt, in dem Augenblick, wo er Bethlen Gabors Brief erhielt, bildete der Eindruck der letzten entmuthigenden Ereignisse einen doch zu grellen Gegensatz mit den Planen und Aufforderungen des siebenbürgischen Fürsten, als daß seine Antwort nicht ziemlich kleinmüthig hätte ausfallen müssen. Der Verrath von Pilsen, der Krieg in der Oberpfalz, die Verheerung der Unterpfalz, die feige Unterwerfung der Unirten, der Abfall auf allen Seiten, die wohlberechnete Politik des Kaisers, ihn völlig zu vernichten, das Alles machte einen zu trüben Eindruck auf ihn, als daß er Bethlen Gabors Anforderungen hätte genügen können. Die verlangte Hülfe konnte er ihm nicht senden; er konnte nur versprechen, daß er den einmal eingegangenen Bund treu halten wollte, und daß er, in der Hoffnung auf englischen und nordischen Beistand, noch nicht völlig verzweifle.

Dies führt uns auf die vielberühmte englische Hülfe und deren Bedeutung für Friedrich. Von Anfang des Krieges an waren Jacobs Zusicherungen schwankend und zweideutig gewesen; es liegen Briefe vor uns, die er im Juli 1619 an seinen Schwiegersohn und an die Unirten schrieb, und aus denen ohne große Scharfsichtigkeit der ganze reelle Werth von Jacobs Un-

---

56) Lond. II. S. 438.

terstützung zu entnehmen ist [57]). Hatte er ja doch bei Friedrichs V. Flucht den Kaiser demüthig gebeten, er möge es dem Kurfürsten von Brandenburg nicht übel nehmen, daß derselbe die fliehende Fürstenfamilie aufgenommen [58])! Schon um die Mitte des Jahres 1620 hatte Jacob I., als er damals die Bildung einer böhmischen Armee mit Geld unterstützte, auch auf dem Wege der Vermittlung bei Ferdinand eine Beendigung der Angelegenheit zu Stande zu bringen gesucht [59]); es war erfolglos gewesen. Jetzt wurde in England offen für Friedrich geworben und Jacob schien thätigen und zugestandenen Antheil an der pfälzischen Sache nehmen zu wollen. Aber die spanische Politik verstand es, ihn bei seiner schwachen Seite zu fassen, der spanische Gesandte, Graf Gondemar, gebrauchte die nachher so glücklich angewandte Vorspiegelung, „wenn Jacob sich neutral verhalte, solle der Pfalzgraf nur aus Böhmen verdrängt, alles Uebrige ihm gelassen werden," und in der That ließ Jacob die öffentlichen Rüstungen einstellen; des pfälzischen Agenten Dohna Bemühungen, eine bessere Stimmung zu bewirken, waren vergeblich. Als er dann freilich zu Ende des Jahres erfuhr, wie die Spanier in der Pfalz hausten, ward er über den Trug erbittert und nahm einen Augenblick thätigen Antheil. Dohna warb Volk, Jacob selbst ermunterte die Union, die Pfalz ausdauernd zu vertheidigen, und jenes Heer, das sich unter Heinrich Friedrich von Nassau ein Paar Wochen in der Pfalz gezeigt hat, war zum Theil aus Engländern und mit englischem Gelde geworben [60]). Doch gefiel Jacob I. immer noch die Vermittlerrolle, und bald finden wir ihn von Neuem beschäftigt, in einer Sache diplomatisch zu helfen, wo in dem

57) Auf der münchner Bibliothek (Cod. bav. 2631) befinden sich mehrere Folianten mit eigenhändigen Briefen aus dem dreißigjährigen Krieg, die zwischen Friedrich V., seinen Freunden und Agenten gewechselt worden sind. Vorliegendes Vol. III. fol. 5 f.

58) Ebend. III. fol. 12.

59) Khev. IX. p. 1218. 1219.

60) Khev. IX. p. 1224 sgg.

Augenblick nur mit dem Schwerte etwas zu erreichen war. Der englische Gesandte in Madrid, der dem kaiserlichen Botschafter daselbst, Graf Khevenhiller, lange keinen Besuch gemacht hatte, erschien plötzlich und fragte wieder an, wie die Sache mit Friedrich auszugleichen sey. Er soll auch hinzugefügt haben [61]), es sey dem König von England gleichgültig, wenn Friedrich V. aufgegeben würde, nur müsse Ferdinand dann Elisabeth heirathen und sie zur Kaiserin machen! Mit solch plumpen Alfanzereien, die man auch in London beim Grafen Gondemar versuchte, wollte man ins Innere der habsburgischen Politik eindringen und machte dadurch die Diplomatie des londoner Hofs ebenso lächerlich, als die kriegerische Hülfe desselben verächtlich geworden war.

Wenn es den Spaniern und Oestreichern nicht schon jetzt klar gewesen wäre, was Friedrich von seinem Schwiegervater für Hülfe zu erwarten habe, dann mußte die officielle Erklärung jeden Zweifel benehmen, die (Okt. 1620) Buckingham an den Grafen von Gondemar erließ [62]). Dort wird des weiteren ausgeführt, warum Jacob nie im Sinne gehabt, das böhmische Wesen zu unterstützen; schon seine Religion, die ja Gehorsam gegen die Fürsten lehre, verbiete es ihm, noch mehr aber das böse Beispiel, das er als legitimer König durch Unterstützung einer Revolution geben würde. Auch erlaube es ihm seine Ehre nicht, da er dem König von Spanien versprochen, in der Sache eine vermittelnde Neutralität zu bewahren! Das war Jacobs I. mächtige Hülfe, deren positive Leistungen sich auf die matte Versicherung beschränkten, es liege ihm viel daran, daß seine Tochtersöhne (also nicht einmal sein Tochtermann!) nicht ihrer ererbten Länder beraubt würden. Sein Muth ging nicht einmal so weit, den Spaniern ihre eigenen trügerischen Versicherungen in Bezug auf Spinolas Einfall vorzuhalten.

---

61) Khev. IX. p. 1238.

62) Lond. II 217.

Im Anfang des folgenden Jahres kam das Parlament zusammen, und es konnte dem König nicht verborgen seyn, daß die Vertreter der Nation, gleichwie die Nation selbst, eine kräftige Unterstützung des königlichen Schwiegersohnes dringend wünschten. In seiner Thronrede brachte er nun auch die pfälzische Angelegenheit zur Sprache und erklärte, „wenn nicht gütliche Unterhandlungen ausreichten, seinem Schwiegersohne die Pfalz wieder zu verschaffen, so wolle er Krone und Leben daran setzen, auch sein und seines Sohnes Blut nicht schonen.“ Das lautete gut, aber — Jacob brauchte Geld, er legte den beiden Häusern die Noth dringend ans Herz, um auf des armen Friedrichs Namen schnell 40,000 Pfund zu erhalten. Das Parlament bewilligte es, aber im Unterhaus trat Eduard Sackfield auf und stellte die Noth der Pfalz in lebendigen Farben der Versammlung vor, mit der dringenden Bitte, die Hülfe ja nicht zu verzögern. Als im Juni das Parlament vertagt ward, erließen die Gemeinen am 4. Juni eine Erklärung, in der es hieß: Nachdem sie die Lage der königlichen Kinder im Auslande und den Zustand der Protestanten beherzigt, könnten sie in ihrem und des ganzen Königreichs Namen nur ihr tiefstes Herzeleid und Bekümmerniß aussprechen. Um so mehr fühlten sie sich gedrungen, falls der König vergeblich unterhandle, ihren Beistand mit Gut und Blut zu versprechen.

Die Unterhandlungen mit dem Kaiser wurden jetzt angeknüpft. Weiter ging Jacobs Energie nicht. Als man Ferdinand **II.** fragte, was wohl Jacob zur Achtserklärung Friedrichs V. sagen werde, erwiederte er spöttisch: „er wird mir einen Gesandten schicken [63].“ Daß Jacob sich so eifrig um die

63) Im April 1621 schreibt Jakob an seinen Schwiegersohn, der Erzherzog Albrecht habe ihm versprochen; wenn Friedrich Böhmen entsage und sich dem Kaiser unterwerfe, solle er seine Erblande erhalten. Friedrich antwortet (26. April) in einem sehr würdigen und festen Tone, er wolle Böhmen entsagen, nur bitte er um Amnestie für seine Freunde und um freie Religionsübung daselbst. Schmähliche und entehrende Bedingungen dagegen werde er nie eingehen. (Handschr. Correspondenz III fol. 17 ff.)

Gunst des madrider Hofs bewarb und dafür das Nächstliegende opferte, hatte jetzt den einseitigen Vortheil, daß Spanien durch seine Vorstellungen sich bewegen ließ, eine vermittelnde Note zu Gunsten des Pfalzgrafen einzureichen [64]) (20. Juni). Auch Albrecht, der so eng an Spanien geknüpft war, hatte noch kurz vor seinem Tode einen ähnlichen Schritt gethan. Jacob selbst schickte aber als außerordentlichen Gesandten den John Digby nach Wien, und dieser trat nun (Juli) dem Kaiser mit folgenden Vorschlägen entgegen: Seine Majestät möchte den Pfalzgrafen in die Erblande restituiren, die Acht aufheben und ihm wo möglich gestatten, nach Heidelberg zurückzukehren; einstweilen solle ein Waffenstillstand geschlossen werden. Dafür verspreche man seinerseits, den Pfalzgrafen zur Unterwerfung zu bewegen [65]). Darauf antwortete (19. Juli) der Kaiser in unbestimmten, ausweichenden Ausdrücken, voll Artigkeiten und Freundschaftsversicherungen gegen Jacob, aber ohne den Punkt, um den es sich handelte, zu berühren. Als Digby entschiedener auf eine Beantwortung seiner Vorschläge, namentlich des Waffenstillstandes, drang, gab ihm (31. Juli) der Kaiser die Antwort, er könne eine so wichtige Angelegenheit nicht allein entscheiden; er habe zu dem Ende einen Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben, dort sollte es zur Sprache kommen. Den Waffenstillstand betreffend, so sey ja in der Unterpfalz schon einer geschlossen, und in der Oberpfalz hätten des Pfalzgrafen Führer, namentlich Mansfeld, den Krieg ohne Anlaß begonnen. Da jedoch Digby auf einen günstigeren Bescheid eifrig drang, glaubte Ferdinand, den auswärtigen Höfen gegenüber, denen sich auch Sachsen mit einer Vermittlung für den Pfalzgrafen angeschlossen hatte, ein Opfer bringen zu müssen und erklärte: ihm sey der Zustand der Dinge in der Pfalz nicht ganz bekannt, er könne daher auch nicht beurtheilen, inwiefern ein Waffenstillstand möglich sey; nur das eine wisse er, daß z. B. Horace

64) Lond. II. 485.
65) Londorp II. 485.

de Beer an der Spitze von pfälzer Truppen im speyrer Gebiet immer noch Streifzüge mache. Um diese Schwierigkeiten los zu werden, gedenke es der Kaiser dem Herzog von Bayern zu überlassen; an ihn und die Infantin Eugenie in Brüssel wolle er dem Lord Digby Briefe mitgeben, und dieselben ermächtigen, „falls keine wesentliche Gefahr dabei sey, den Waffenstillstand abzuschließen [66]."

Man mag von dieser Antwort halten, was man will, gewiß ist, daß Ferdinand dadurch seine Absicht erreichte; den auswärtigen Fürsten gegenüber hatte er den Schein gerettet und den lästigen Gesandten Englands war er los geworden. Lord Digby ward gewaltig fetirt, der Kaiser schenkte ihm ein goldenes Gießbecken, dessen Werth man auf 12,000 Gulden schätzte, und entließ ihn. Die Briefe an Maximilian, an die Infantin und Spinola wurden abgeschickt; es konnte dem englischen Diplomaten aber nicht mehr lange verborgen bleiben, was auf dem Wege erreicht werden würde. Denn als Digby nach der Oberpfalz gereist war, und dort Maximilian seine Vorschläge machte, erwiederte ihm der unter vielen Umschweifen und Querzügen (27. Sept.), aus dem Waffenstillstand könne nichts werden. Mansfeld den man vergebens hatte zu gewinnen suchen [67]) und der Markgraf von Jägerndorf machten eine friedliche Annäherung für jetzt unmöglich. Ob es in der Unterpfalz thunlich sey, müsse die Infantin bestimmen; er für seine Person sey nicht dagegen. Er denke in allen Fällen nur an das, was dem gemeinsamen Wohle und dem Kaiser fromme [68]). Vergebens bestand Digby auf den zu erfüllenden Zusagen Ferdinands, vergebens erinnerte er an den versprochenen Reichstag und Friedrichs Wunsch sich zu unterwerfen, vergebens

---

66) Londorp II. 487.

67) Handschr. Briefw. III. fol. 37.

68) Eine Glosse bei Londorp II. 489 hat schon zu dieser Phrase bemerkt: translatione nempe Electoratus Palatini in ipsum Bavarum. Haec cura est reipubl. scilicet!

wandte er sich mit einer dringenden Vorstellung nach Wien, (5. Okt.) den Kaiser an seine Versprechen erinnernd; die Antwort, die von Wien kam, wiederholte, was ihm Maximilian bereits geschrieben hatte [69]). Später erhielt dann Digby von Maximilians Hand die Erläuterung von dem, was der Kaiser gemeint hätte, und auch der Kaiser ließ sich (27. Okt.) freundlich herab, dem Lord zu schreiben, der Herzog von Bayern habe seine Meinung vollkommen verstanden [70]). Es ließ sich wohl denken, was Digby in Brüssel bei der Infantin für einen Bescheid finden würde; auch sie erwiederte (8. Nov.) mit den Erklärungen Maximilians und Ferdinands übereinstimmend [71]); ja sie berief sich geradezu auf Maximilian, der sich umgekehrt auf sie berufen hatte.

Damit war diese diplomatische Comödie beendet; die wiener Politik hatte kostbare Zeit gewonnen und konnte nun mit ihren Vernichtungsplanen gegen Friedrich offener hervortreten. Daß in derselben Zeit, wo man mit dem englischen Gesandten dies unwürdige Spiel trieb, die römische Curie unbedingt darauf bestand, jeden Waffenstillstand abzuweisen, und vor Allem die Unterpfalz katholisch zu machen [72]), kann Keinem, der Roms Politik auch nur wenig kennt, befremdend seyn; zur Charakteristik des Kaisers und des Herzogs von Bayern mag für jetzt nur die eine Thatsache hervorgehoben werden, daß in denselben Tagen [73]) als sie dem Lord Digby gegenüber versöhnliche Gesinnungen gegen Friedrich zeigten und vorgaben, nur der Friede Deutschlands sey ihr Zweck, von denselben Leuten Alles versucht ward, den Pfalzgrafen und seine Nachkommen ihres angestammten Erbes auf immer zu berauben. Wir kommen auf die Ge-

69) S. Theatr. eur. p. 530 und Londorp II. 507.

70) Maximilians Brief s. bei Londorp II. p. 493; Ferdinands II. Schreiben findet sich daselbst zweimal, lateinisch p. 499 und deutsch p. 508.

71) Londorp II. p. 500.

72) S. das Schreiben des Cardinals Ludovisius an den Nuntius in Brüssel, Londorp II. 496.

73) Der Datum beider Briefe fällt ganz nahe zusammen.

schichte dieser Verhandlungen nun zurück; für jetzt wollen wir die Thätigkeit Englands weiter verfolgen.

Digby war unverrichteter Sache nach England zurückgekehrt und Jacob I. mußte ruhig zusehen, wie der Krieg in der Ober- und Unter-Pfalz, trotz den kaiserlichen Friedensversicherungen, mit Entschiedenheit fortgesetzt werde. Deßhalb wandte er sich ($\frac{12}{22}$ Nov.) persönlich an Ferdinand, berief sich auf die früheren Unterhandlungen, bot abermals die Unterwerfung seines Tochtermanns an; derselbe solle sogar fußfällig Abbitte thun und allen weiteren Ansprüchen entsagen, nur solle man ihm seine ererbten Länder zurückerstatten [74]). Erfolg hatte es so wenig wie alles frühere.

Als aber das vertagte Parlament am Ende des Jahres wieder zusammen kam und eine thätige Hülfe für die deutschen Protestanten nicht bat sondern forderte, zugleich auch den Heirathsplan mit Spanien laut tadelte und Repressalien gegen die Katholiken in England verlangte, da brach dem König selbst der Faden seiner Geduld. Man hatte seine königliche Autorität angegriffen, man hatte Dinge getadelt, die ihm seit Jahren Lieblingsplane gewesen waren, jetzt mußte die Sache des Pfalzgrafen es mitempfinden, daß die demokratischen Repräsentanten Englands es gewagt, die göttliche Macht des Königs anzutasten. In einer leidenschaftlich heftigen Erklärung nahm er geradezu Parthei für die habsburgische Politik, tadelte seinen Schwiegersohn aufs bitterste wegen der Annahme der böhmischen Krone und versicherte, die ganze Sache stehe mit der Religion auch nicht in entfernter Beziehung [75]).

Der verfolgte Pfalzgraf konnte hier unzweideutig erfahren, was von Westminster für ihn zu hoffen sey; in England selbst ward aber jene unkluge Erklärung mit Veranlassung zu energischen Schritten des Parlaments und zu Stürmen, die bald einen welthistorischen Charakter annahmen.

---

74) Londorp II. 517.

75) Khev. IX 1563.

In Deutschland ging der Krieg seinen Gang fort; am Rhein war schon im Jahr 1620 der größte Theil der pfälzischen Oberämter verloren gegangen, in der Oberpfalz dagegen war Mansfeld erschienen, um den Krieg als Handwerk fortzusetzen. Tilly und eine Abtheilung würzburger Kreistruppen standen ihm gegenüber, als er bei Waidhausen sich (Juni 1621) verschanzte. Die kleinen Gefechte, die in der Nähe von Mansfelds Lager in den nächsten Wochen vorfielen, entschieden sich zu seinem Vortheil; am $\frac{8}{18}$ Juli verloren die Feinde ein blutiges Scharmützel, in welchem auch der Aufführer der würzburger Truppen fiel. Er hatte bei der Einnahme von Prag Friedrichs V. prächtig geschmücktes Schlachtroß erbeutet; jetzt als er gefallen war, rannte das Thier ohne Reiter ins mansfeldische Lager und ward dort alsbald erkannt [76]). Am $\frac{9}{19}$ Juli versuchte man, unter Vermittlung des oberpfälzischen Statthalters, des Grafen von Solms, zu unterhandeln, aber ohne Erfolg; der kleine Krieg setzte sich wie wie bisher fort [77]), und die Mansfelder litten nicht nur an Proviant keinen Mangel, sondern es gelang auch, an feindlichem Transport und Kaufmannsgütern gute Beute zu machen. Schlechtes Wetter brachte aber in beiden Lagern ansteckende Krankheiten hervor, und schon Ende Juli starben täglich gegen ein Dutzend, im Anfang August gar zwischen zwanzig und dreißig. Darum wollte auch in dieser Zeit der Krieg, den man führte, nicht viel heißen; auf keiner Seite geschah etwas Bedeutendes, und wenn gleich der Kaiser sein Achtmanifest gegen Ernst von Mansfeld erneuerte und seine Officiere zum Abfall aufforderte, so war doch auch hier eine wesentliche Veränderung nicht zu bemerken. Erst als sich im Spätjahr der Herzog von Bayern selbst des Krieges annahm, nahm die Sache eine andere Wendung.

---

76) Theatr. cur. p. 532.

77) In diese Zeit fällt die etwas mysteriöse Geschichte von einem Meuchelmörder, den Tilly gegen Mansfeld besoldet haben soll; die Lehren der Jesuiten sollen ihn zu solchem Geschäfte groß gezogen haben. Theatr. p. 533. Tilly leugnete es; nach Khev. IX. p. 1397 handelte der Italiener aus eignem Antrieb.

Maximilian hatte schon im Juli den Kampf gegen Mansfeld als eine sehr ernste Sache betrachtet und religiöse Interessen damit zu verknüpfen gewußt; es war „alles Saitenspiel und üppiges Wesen im Lande abgestellt“ [78]) ein allgemeiner Bettag eingerichtet worden, und bei Straubing sammelte sich eine zahlreiche Armee. Nachdem auch das Geschütz und die Munition von München aus auf der Isar und Donau war dahin gebracht worden, erschien er selbst, und am Anfang September rückte er schon in der Oberpfalz ein und nahm nach einem 10tägigen Widerstand die tapfer vertheidigte Stadt Chamb [79]). Vorher hatte er von Straubing aus (29. August a. St.) ein langes Manifest an die Oberpfälzer erlassen, in dessen Eingang er seine bisherigen Schritte zu rechtfertigen suchte und sich als kaiserlichen Commissarius ankündigte. Den Oberpfälzern ward dabei angedeutet, nur Mansfeld hemme den bereits unterhandelten Frieden; sie sollten ihn nicht länger unterstützen, sie hätten von ihm nur Abwendung größeren Unheils und die kaiserliche Gnade zu gewärtigen.“ Das wirkte; die Oberpfälzer, die den Grafen von Mansfeld bisher sehr thätig unterstützt hatten, wurden geschreckt und in ihrem Widerstande lauer. Der Herzog nahm Neuburg und Waldmünchen; die Mehrzahl der Ritterschaft und viele Städte unterwarfen sich ohne Widerstand. So war Mansfeld in eine ernstliche Gefahr gebracht; eine überlegene Kriegsmacht stand ihm entgegen, er mußte den Abfall seiner Soldaten fürchten, was blieb ihm übrig, als Unterhandlungen einzugehen? Man kam wirklich überein, daß er in kaiserliche Dienste gegen die Türken treten solle; für sein Heer behielt er sich eine Geldsumme und für den Pfalzgrafen einen billigen Frieden vor. Man hatte schon die Geiseln zum völligen Abschluß des Friedens sich gegenseitig gegeben, als Mansfeld durch einen Brief Friedrichs, dem eine englische Geldsendung folgte, gewarnt ward und ein aufgefangenes Schreiben

78) Theatr. p. 531.

79) Londorp II. 503 ff.

Maximilians ihm Aufschluß gab über die Zweideutigkeit der feindlichen Politik. Jetzt blieb ihm nichts übrig als die Flucht, und mit großer Gewandtheit entrann er nach der Rheinpfalz [80]).

Damit hatte Maximilian auch ohne Vertrag seinen nächsten Zweck erreicht. Schon am 29. Oktober entließ er von Neumarkt seine Commissäre, den Kanzler Joachim von Tursperg und den Rath Wilhelm Fugger nach Amberg; ließ die Oberpfälzer ihrer bisherigen Unterthanenpflicht entbinden und schwören: dem Herzog von Bayern in Schutz und Gehorsam sich zu ergeben, und demselben treu, hold und gewärtig zu seyn, auch auf keinerlei Weise einem andern (d. h. ihrem rechtmäßigen) Herrn und dessen Kriegsvolk Schutz und Schirm zu verleihen [81]). Das geschah beinahe im Angesicht des englischen Gesandten, dem man Frieden und Versöhnung gelobt hatte. Was sich an diese Unterwerfung noch weiter anschloß, und wie von diesem Augenblick an die katholische Reaction in der Oberpfalz verfuhr, darüber wird sich später noch eine Gelegenheit ergeben, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Auch in der Unterpfalz hatten die Waffen nicht geruht [82]). Spinola hatte zwar einen Stillstand geschlossen und war selbst nach den Niederlanden gezogen, um dort den Krieg zu führen, aber der Stillstand war abgelaufen (Aug. 1621) und Spinola hatte in Ferdinand Gonsalvo von Cordova einen Nachfolger erhalten. Die Truppen der Pfälzer bestanden theils aus geworbenen, meist englischen Schaaren, unter der Führung des Britten Horace de Veer, theils aus den Resten geborener Pfälzer, an deren Spitze der wackere, ritterliche, auch von den Feinden geachtete Oberst Obentraut stand. Kaum war die Frist des Waffenstillstandes abgelaufen, so begann der Krieg, ganz in der barbarischen Sitte jener Zeit. Die Pfälzer fielen

---

80) Vgl. Aretin Bayerns ausw. Verhältnisse I. 177. II. 130 f. Söltls Religionskrieg I. 252.

81) S. die Akte bei Londorp II. 510.

82) Ueber das Folgende s. Theatr. eur. 538 ff.

über das speyrische Gebiet her, plünderten Forst, Ruppertsberg, Deidesheim, Maykamm und eine Menge anderer bischöflicher Orte am Hartgebirge. Die Spanier dagegen die Kellerei Stein, die Rheintürkheim gegenüber auf einer Insel lag, und verfuhren gegen die umliegenden Orte mit Brand und Verwüstung. Die Pfälzer ihrerseits hausten in dem wohlhabenden Bürstadt, einem pfälzischen Orte, wie Barbaren; alles ward geplündert, die Früchte aus den Scheunen, die Pfähle aus den Weinbergen weggeführt, Kühe und Schweine niedergeschossen, und sie verdienten fürwahr, daß man sie statt „Landesverwehrer," der „Pfalz Verheerer" nannte. Freilich machten die Spanier es an der Bergstraße um nichts besser; sie scheuten sich auch nicht, neutrale Orte, wie z. B. Kaiserslautern, das mit dem Kriege in keiner Beziehung stand, anzugreifen und einzunehmen. Don Corduba wandte sich jetzt gegen Frankenthal, wo Besatzung und Bürgerschaft gleich muthig waren, nahm aber vorher Oggersheim. Hier wird uns die artige Anecdote erzählt, daß die Bewohner mit ihren Habseligkeiten sich meist nach Mannheim geflüchtet und bei dem Andringen der Spanier von Lambsheim her auch die letzten 24 davon gelaufen waren, nur der Schafhirt, Hans Warsch, in der Stadt zurückblieb. Der hätte dann in der Noth den guten Einfall gehabt, mit dem spanischen Trompeter über die Uebergabe des Platzes zu unterhandeln, und sich seine Religion, seinen Besitz und seine persönliche Sicherheit versprechen lassen. Don Corduba hätte dann sein Wort gehalten und sey bei dem Hirten nicht nur Gevatter gestanden, sondern habe ihn auch an seiner Tafel speisen lassen.

Nicht so leicht ward es den Spaniern zu Frankenthal. Dort hatten die Bewohner, zum Dank für die freundliche Aufnahme ihrer verfolgten Väter, eine Pietät gegen die Pfalz und deren Fürstenhaus bewahrt, die sie in dieser Zeit des Abfalls und der Theilnahmlosigkeit zu einer beinahe einzigen Erfahrung macht. Es lag eine tapfere Besatzung unter dem Engländer John Borres in der Stadt, die de Veer von Mannheim aus jüngst noch verstärkt hatte; aber die Besatzung selbst, so rühmlich sie ihre

Pflicht that, ward durch den Kampfesmuth und die Munterkeit in dem blutigen Geschäft, wie die Bürger sie zeigten, noch überboten. Gleich als am 19. September die Spanier in drei Colonnen sich der Stadt näherten, schlug eine viel geringere Anzahl von Bürgern sie mit großem Verluste zurück. Erst in den letzten Tagen des Septembers konnten die Spanier ihr Belagerungsgeschäft beginnen, aber ohne großen Erfolg, die Kugeln gingen meistens über die Stadt weg. Sie thaten zwar seit Anfang Oktober wesentlichen Schaden, doch waren ihre verstärkten Angriffe ohne Erfolg, und als sie am 9. Oktober anfingen mit Feuerkugeln in die Stadt zu schießen, trafen die Bürger vortreffliche Vorkehrungen und dämpften die Brandkugeln mit frischen Ochsenhäuten. Regenwetter, das eintraf, machte sie ohnedies ungefährlich. Es läßt sich denken, welche Aufnahme die spanische Aufforderung zur Uebergabe fand, die am 13. erfolgte. Sehr trotzig wies die Besatzung das Anerbieten freien Abzugs und guten Quartiers ab, „da sie mit ihrem Quartier wohl zufrieden seyen;" der Punkt wegen Erhaltung der Privilegien und freien Religionsübung ward mit bitteren Bemerkungen über spanische Treue und Ehrlichkeit beantwortet. Die Spanier sollten aber noch früher abziehen, als sie ahnten. Noch in derselben Nacht brachen sie aus ihrem Lager in aller Eile auf, ließen noch Kranke und Verwundete zurück, weil sie vernahmen, daß der Graf Mansfeld heranziehe. Dreitausend Mann hatte ihnen die dreiwöchentliche Belagerung gekostet, der Stadt nur 100 Soldaten und 9 Bürger.

Mansfeld war indessen aus der Oberpfalz über Nürnberg, Windsheim, Rotenburg auf den Rhein losgerückt, von den erschreckten Bewohnern mit Bedürfnissen hinreichend unterstützt, und hatte sich bei Mannheim mit den Truppen de Veers und Obentrauts vereinigt. Es waren gegen 20,000 Mann, die jetzt gegen Frankenthal zogen, die Stadt zu entsetzen; deßhalb der schnelle fluchtähnliche Abzug der Spanier. Die Stadt bewies ihre Erkenntlichkeit durch Bezahlung von 12,000 Gulden,

um Mansfelds Reiterei zu befriedigen. An eine geordnete und planmäßige Kriegführung ward indessen in diesem Augenblicke nicht gedacht, vielmehr zog es Mansfeld vor, plündernde Streifzüge zu unternehmen und mit hohen Contributionen Freunde und Feinde zu bedrängen. Zunächst ward der Bischof von Speyer auf diese Weise heimgesucht; der Bruhein occupirt und von dort aus verheert und gebrandschatzt; dann die Gegenden am Hardgebirge bis an die Lauter hin in mansfeldischer Weise durchzogen.

Während dem kam zur Verstärkung der kaiserlichen Sache Tilly mit seiner Armee [83]) den Taubergrund und die Bergstraße herabgezogen, und auch seine Truppen hinterließen bei Freunden und Feinden ein gleich trübes Andenken. Von Bensheim, Weinheim aus wandte er sich gegen den Neckar, nahm Ladenburg, schlug daselbst eine Brücke und befestigte bei Ladenburg das Dorf Neckarhausen durch einen Brückenkopf oder Schanze, schwärmte dann den Neckar aufwärts bis gegen Eberbach und Mosbach, berührte auch Neckarsteinach, Schönau, und sowohl in dem herrlichen Neckarthal als in dem Odenwald ward seine Ankunft durch Plünderung bezeichnet. Noch war aber Mannheim, die Hauptveste, von de Veer und seinen Truppen geschützt; noch war Heidelberg, die pfalzgräfliche Residenz, gesichert.

Der Probe wegen, die ja anderwärts wohl gelungen war, forderte Tilly die Stadt Heidelberg in einem höflichen Schreiben zur Uebergabe auf ($\frac{18}{28}$ Okt) [84]) schwerlich in der Hoffnung, dies zu erreichen. Die Regierung antwortete ihm ($\frac{20}{30}$ Okt.) sehr ruhig, „ein solches Verlangen vertrage sich nicht mit der Pflicht gegen ihren rechtmäßigen Herrn, nur dessen Befehl könne sie zu anderen Schritten veranlassen.“ Der Commandant der Besatzung wies das Begehren des bayrischen Feldherrn nicht nur rund ab, sondern erklärte sich auch bereit, die ihm anvertraute

83) Theatr. eur. 541.

84) Alle diese Briefe bei Londorp II. 517. 518.

Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. „Sollte" fügte er trotzig hinzu, „der Herr General Lust haben, dies zu versuchen, so werde er erfahren, daß die heidelberger Besatzung der Frankenthaler an Muth nicht nachstehe."

Der Krieg auf diesem Schauplatz gehört in seiner weiteren Entwicklung erst der Geschichte des folgenden Jahres an; in ganz Deutschland bereitete sich indessen die wüste Soldatenanarchie im furchtbarsten Grade vor. Gleichzeitig rüstete in Niederdeutschland der einundzwanzigjährige Herzog Christian von Braunschweig eine ähnliche Schaar von Abenteuerern zu Gunsten des Königs Friedrich von Böhmen, wie es Mansfeld gethan hatte. Das Unglück der schönen Elisabeth Stuart soll ihn hauptsächlich zu dem Schritte bewogen haben; er trug einen Handschuh von ihr am Hut und hatte geschworen, dies Symbol nicht eher abzulegen, als bis er Friedrich V. und seine schöne Gemahlin wieder in ihre Lande zurückgeführt habe. So zog er jetzt durch Westphalen mit seinen zusammengerafften Horden nach dem Hessischen, um wo möglich nach der Pfalz vorzudringen und sich mit Mansfeld zu vereinigen (Nov.). An Landgraf Moriz fand er natürlich keinen Feind; trotz den dringenden Abmahnungen seines Vetters Ludwig, gestattete ihm dieser den Durchzug und er gelangte bis in die Wetterau. Dort ward er aber im Bußecker Thal, durch eine bayerische Heerabtheilung, mit welcher sich Darmstädter, Mainzer und Würzburger vereinigt hatten, (20. Dez.) geschlagen und mußte sich nach Westphalen zurückwenden.

So wüthete der Krieg in den meisten Theilen Süddeutschlands. Am Niederrhein und Mittelrhein, in der Wetterau und am Main, am Neckar und an der Donau, nirgends war man vor den blutigen Horden sicher, die aus Anarchie und Gewaltthat ein Handwerk machten. Auch im Osten Deutschlands sah es nicht glücklicher aus. In Schlesien war der geächtete Markgraf von Jägerndorf, zum Aeußersten getrieben, ähnlich aufgetreten, wie Mansfeld und Christian im westlichen Deutschland; er hatte namentlich den Eindruck der prager Blutscenen zu benutzen ge-

sucht, um die Masse gegen den Kaiser mit Mißtrauen und Erbitterung zu erfüllen. Aber beruhigende Erklärungen Sachsens und des Kaisers selbst vereitelten seinen Plan, und schon im Oktober fand nicht nur die Huldigung der Schlesier gegen den Kaiser statt, sondern die Stände brachten auch Geldopfer, womit sie ihren verfolgten König eilf Monate zuvor hätten vielleicht nach Prag zurückführen können.

Damals schrieb noch Bethlen Gabor einen kategorischen Brief an die Schlesier, worin er ähnlich wie früher bei den Mährern Entschiedenheit bei der gemeinsamen Sache forderte[85]; aber auch seine Stunde war gekommen. Obwohl seine Truppen in Ungarn nicht unglücklich waren, ja sogar seit Bucquoi (Juli) bei Neuhäusel gefallen war, entschiedene Fortschritte machten, so scheint doch auch ihn der allgemein werdende Mißmuth, eine verzweifelte Sache länger zu vertheidigen, erfaßt zu haben, und auch er zog einen sicheren Frieden einem unsichern Erfüllen beschworener Verträge vor. In den letzten Tagen des Jahres 1621 ging er den Frieden von Niclasburg ein, worin er gegen die Abtretung 7 ungrischer Gespannschaften und einiger schlesischer Besitzungen den Königstitel in Ungarn und die Sache seines unglücklichen Verbündeten aufgab.

So ward das Jahr 1621, an Erfolgen für die habsburgische Politik so reich, auf die entsprechende Weise beendigt, und der Ueberwältigung Böhmens, Schlesiens, Mährens, der Vernichtung der Union, der Einnahme der Oberpfalz, der Besetzung der rheinischen Pfalz, dem Exil des geächteten „Winkelkönigs," schloß sich ein Friede an, in dem der hartnäckigste und älteste Feind Habsburgs dessen Suprematie ebenfalls anerkannte.

Nach dem Sturze der Union war natürlich die Frage entstanden, ob man nicht jetzt dem Wunsche der Gemäßigten entsprechen und durch Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen in seine

85) Londorp II. 520.

Erblande jeden Anlaß zu weiterer Zwietracht abschneiden solle[86]. Der Kaiser selbst und Spanien waren dem nicht abgeneigt, aber der Kaiser war durch die Verpfändung von Oberösterreich an Bayern verhindert, allein zu handeln, und Bayern hatte sich im Vatican einen mächtigen Halt zu verschaffen gewußt. Paul V. namentlich war der eifrigste Beförderer von Maximilians Planen. Nachdem er (Jan. 1621) gestorben und ihm Gregor XV. gefolgt war, schien die Sache langsamer zu gehen. Maximilian ließ deßhalb um so dringender den römischen Hof an die gegebenen Versprechen mahnen, versprach seinerseits völlige Ausrottung der Protestanten in Deutschland, nur solle man thätiger in Erfüllung seiner Wünsche seyn[87]. Zu dem Ende hatte der Pabst den Pater Hyacinth nach Wien geschickt, um eine günstige Vereinigung mit Friedrich V. aufzuhalten und Herzog Maximilians Interessen zu vertreten; der Pater fand aber keine allzuwillige Aufnahme und das spanische Cabinet, durch England ja vielfach bearbeitet, nahm sich diesmal der Sache des Pfalzgrafen an. Der spanische Gesandte in Wien, Graf d'Ognate, stellte absichtlich die großen Schwierigkeiten eines weiteren Krieges dringend vor und meinte, nur wenn Rom selbst mit mächtiger Unterstützung eingreife, d. h. etwa die 15 Tonnen Goldes bezahle, die Ferdinand an Bayern schulde, ließe sich abhelfen[88]. Der spanische Diplomat kannte Rom zu gut, als daß es ihm mit diesem Vorschlag hätte wirklich Ernst seyn sollen, wußte aber, daß Rom durch nichts leichter abzuschrecken war vor weiteren Kriegsabsichten, als durch Entgegen-

86) Alles Folgende ist nach den diplomatischen Aktenstücken dargestellt, die sich bei Londorp II. c. 67. 68. 69. 71 — 78. 80. 83. 85. 105. 106. finden.

87) Handschr. Nachricht bei Söltl I. 246.

88) Etwas spitzig bemerkt d'Ognate, da ja der Pabst in der Engelsburg das Geld in Masse todt liegen habe, könne er wohl am leichtesten beisteuern (la assegurara con todo lo demas del Imperio y destar el dinero que V. S. dad tiene en el castello S. Angel, no se le sigue interesse ninguno, ni aora se ofrece cosa que contradigua esta suma amistad y socorso).

haltung solcher Schwierigkeiten. Die römische Politik verstand ihn auch recht wohl, und sowohl der Cardinal Ludovisi als der päbstliche Nuntius Caraffa sprechen sich mit großem Unmüth über diese „Träumereien" des spanischen Gesandten aus [89]. Wenn Bayern durchaus Geld wolle, so könne ja Spanien es bezahlen; im Uebrigen, glaubt Cardinal Ludovisi, werde Bayern mit Ertheilung der Kurwürde und der Pfalz, oder wenigstens eines Theils derselben, sich wohl zufrieden stellen lassen. Um so mehr dringt aber die römische Politik auf völlige Verjagung des Pfalzgrafen, weil er ein Protestant sey; geschehe es nicht, so sey die katholische Religion, das Reich und das Kaiserhaus in gleich großer Gefahr [90].

Um Spanien umzustimmen, und es für Uebertragung der Kurwürde an Bayern zu gewinnen, mußte Pater Hyacinth nach Madrid reisen, von Ferdinand II. mit Empfehlungsschreiben an Philipp IV. und Balthasar Zuniga dringend unterstützt. (Okt.) Eine ausführliche Staatsschrift mußte die Beweggründe darthun, weßhalb man den Pfalzgrafen stürzen wolle. Was sich Gehässiges in religiöser Beziehung gegen die Calvinisten überhaupt und gegen Friedrich insbesondere sagen ließ, ward zusammengedrängt, sogar das ward nicht vergessen, daß einst ein Vorfahr Friedrichs V. den empörten Niederländern Hülfe gegen Spanien geschickt. Allen Bedenklichkeiten ward im Voraus vorgebeugt, die Zustimmung des Reichs für sicher erklärt und den protestantischen Kurfürsten, namentlich Sachsen, das ehrenvolle Zeugniß ausgestellt, daß jene sich zwar opponiren aber niemals deßhalb zu den Waffen greifen würden. Von sich selbst gesteht Ferdinand, „daß er sich längst durch wiederholte Versprechungen so an Maximilian von Bayern geknüpft habe, daß eine Erfül-

---

89) „In somma, io ho il tutto per Chimere et inventione del solo Conte d'Ognate", schreibt Caraffa am 2. Okt. 1621 (Londorp II. p. 492).

90) Quocirca longe consultius esset manere, Palatinum omnimodo oppressum et perditum; et augeri Catholicorum vires, si inimicos minus potentes habeant", schreibt Ludovisi an Caraffa.

lung jener Zusage unvermeidlich sey [91])." Freilich hatte schon am 22. September der die Kurwürde förmlich an Bayern zu übertragen zugesagt [92]), und das in demselben Augenblicke, wo durch Freundschaftsversicherungen die Einfalt der englischen Politik betrogen und zu dem Wahne gebracht ward, man wolle den Pfalzgrafen retten. Diese Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes, die wir oben erzählten, hatte man mit so täuschender Ehrlichkeit betrieben, daß man selbst in Rom zu fürchten anfing, es möchte Ernst werden, und die päbstlichen Diplomaten dringende Aufforderungen zur Fortsetzung des Krieges nach Deutschland schleuderten [93]).

Jene ganze Unterhandlung ward aber noch geheim gehalten, und der Kaiser traute dem Erfolg noch so wenig, daß er, um sich nicht preiszugeben und weil Sachsen noch nicht gehörig bearbeitet war, sowohl alle die Depeschen nach Madrid eigenhändig schrieb, als auch mit Pater Hyacinth und Caraffa nur persönliche Conferenzen hatte [94]). Daß Maximilian damals so schnell die Oberpfalz eroberte, erhöhte noch seine Gunst in Rom und Wien; der spanische Gesandte blieb aber abgeneigt, wie zuvor. Man glaubte zuletzt, Spanien würde nur dann zustimmen, wenn man ihm selbst die für seine Kriege in den Niederlanden so wichtige Unterpfalz abtrete, wozu die päbstliche Politik nicht gerade ungeneigt war; „denn besitze sie dieser oder jener, ruft Caraffa aus, wenn es nur ein Katholik ist [95])." In der That schien Spanien um solchen Preis eher zum Nachgeben bereit; immer noch verschanzte es sich aber hinter den zu erwar-

91) „Ut nullam viam aut modum reperiam mutandi hoc propositum, *sine offensione nominis divini, et laesione honoris mei*", schreibt Ferdinand (Londorp II. S. 494).

92) Aretin Bayerns ausw. Verh. I. 174.

93) „Ut armorum suspensio modis omnibus excludatur", räth der Cardinal Ludovisi dem päbstlichen Nuntius in Brüssel, ein Priester dem andern! Tantum religio potuit suadere malorum!

94) Nach Caraffas eigner Versicherung bei Londorp II. 497.

95) Schreiben Caraffas vom 20. Okt. bei Londorp II. p. 498.

tenden Widerspruch Sachsens, weßhalb der Kaiser seinen Bruder nach Dresden schickte. Von dort erwartete man eine günstige Antwort, und man glaubte über die 4 Hauptpunkte schon einig zu seyn: 1. Bayern tritt Oberösterreich ab, 2. erhält dafür die Kur- und die Oberpfalz, 3. Spanien die Unterpfalz, 4. die Liga, der Kaiser und Spanien schließen ein Of- und Defensivbündniß [96]).

Es ist nicht schwer einzusehen, worauf das Bestreben der Coalition ausging; wem selbst die spanische Diplomatie zu zögernd erschien, was ließ sich von einem solchen Bunde erwarten? Ein römischer Cardinal, ein Kapuziner, ein päbstlicher Nuntius und ihre Politik sind die Lenker. Der Protestantismus sollte vernichtet, mit List und Gewalt das feierlich Beschworene ihm wieder genommen werden. Deßhalb ließ man lieber Fremde in ein deutsches Land, deßhalb sollte um jeden Preis Friedrich verdrängt werden, deßhalb schickte man auch nach andern Ländern jesuitische Missionen, um durch Zwietracht, Entzweiung, Bürgerkrieg hindurch auf Tausenden von Leichen die geträumte Einheit der Kirche wiederherzustellen.

Daß diese Entwürfe schon jetzt im Keime lagen, hat sich aus unserer Darstellung ergeben; auch sahen die Katholiken bereits die Rückkehr der Ketzer in die alte Kirche als ganz nahe bevorstehend an, und riethen ihren Freunden wohlmeinend, den Schritt recht bald zu thun [97]). Ferdinands guter Genius bewahrte ihn jetzt noch vor den gewaltsamsten Schritten; aber zuletzt siegte jene Politik doch. Als das Restitutionsedict erschien und die Reactionen rücksichtlos betrieben wurden, sahen die ruhigeren Protestanten doch ein, daß die Vorhersagungen der Politiker nicht zu schwarzsichtig gewesen seyen. In den beiden letzten Manifesten, die Friedrich aus Gravenhaag nach Deutschland gesandt hatte [98]) sprach er den entschiedenen Willen aus, sich

96) Schreiben Caraffas bei Londorp II. 499.

97) S. den Brief bei Londorp II. 595

98) Londorp II, 525.

durch trügerische Unterhandlungen nicht länger täuschen zu lassen, sondern sich mit aller Energie der Vertheidigung seiner Erblande anzunehmen.

Dort war der Krieg ganz in derselben Weise fortgesetzt worden, wie wir ihn im vorigen Jahre beginnen sahen; einzelne Streifzüge, mehr um zu plündern als um bestimmte strategische Plane zu erreichen, Vermeidung von Hauptschlachten, Berennen fester Plätze, und im Fall sie sich nicht schrecken ließen, erfolgloser Abzug, das war der wesentliche Charakter des Feldzugs im Spätjahr 1621 und in den ersten Monaten von 1622.

Während Cordova sich bei Alzei, Creuznach, Oppenheim aufhielt, Tilly die Neckarpfalz bedrängte, trieb sich Mansfeld in den speyerschen Besitzungen des Elsasses herum, überrumpelte Hagenau und versuchte dasselbe mit Elsaßzabern. Dort gelang es ihm nicht, selbst nach einem Beschießen von zwölf Tagen zeigte sich die Besatzung unter Graf Salm fest entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu wehren. Mansfeld hielt sich, nach der schauerlichen Kriegssitte jener Zeit, durch Plünderungen schadlos, er zog brandschatzend und verheerend nach dem Oberelsaß, während auch der osterwähnte Obertraut den Breisgau in derselben Weise durchstreifte. Der Zustand der armen Bewohner war fürchterlich; viele Meilen weit irrten die Bauern mit ihren Weibern und Kindern in der harten Januarkälte umher, ohne Nahrung und Obdach; das Vieh, das die Feinde verschont, starb in den Ställen Hungers und die Theuerung aller Lebensbedürfnisse steigerte sich zu einem immer höhern Grad. Die wiederholte Achtserklärung gegen Mansfeld, den man doch gleich nachher durch die glänzendsten Bedingungen wieder zu gewinnen suchte, verschaffte den jammernden Landleuten weder Kleidung noch Brod.

Als im Elsaß nichts mehr zu holen war, wandte sich Mansfeld nach dem Hardtgebirge und den speyerschen Besitzungen zurück, belagerte die Madenburg, wiewohl ohne Erfolg, überfiel Kaiserslautern, wo er Einverständnisse hatte, gelangte aber nur

in die Vorstadt, und zog dann in die Gegend von Landau und Germersheim.

Indessen hauste Tilly am Neckar ähnlich, wie von Mansfeld am Oberrhein geschehen war. Schon im Januar hatte der bayrische Feldherr die Feste Otzberg genommen, und sich in der Umgegend durch Raub, Brand und Verheerung ebenso unsterblich gemacht, wie Mansfeld im Elsaß; um Heidelberg zu demasquiren, griff er dann zu dem grausamen Mittel, erst alle umliegenden Dörfer anzugreifen, zu plündern und wo ihm nöthig schien, auch abzubrennen. So ward der Elsenzgau, namentlich Hilspach, verheert, und die sich wehrten, getödtet; so ward (4. Apr.) Neckargemünd mit Sturm genommen, und weil sich die Besatzung nicht ergeben, sondern ihre Pflicht gethan hatte, wurde sie, sammt vielen Bürgern, deren Weibern und Kindern meistens niedergehauen und ausgeplündert [99]). Eine Stunde von Neckargemünd erhob sich auf einem steilen Bergkegel die pfälzische Veste Dilsberg, damals unter dem Befehl des Bartholomäus Schmidt von Sedan. Vor ihr erschien (6. Apr.) Tilly, wählte in der Nacht die auserlesensten seiner Mannschaft aus und begann um Mitternacht zu stürmen. Fünf Stunden dauerte der furchtbare Angriff, und viermal ließ Tilly frische Schaaren die Ermatteten ablösen; es war vergebens, alles was Tilly am Morgen erlangte, war ein Waffenstillstand, seine Todten zu begraben. Nachdem der abgelaufen, begann man von Neuem, und die Bayern eröffneten ein achtstündiges Bombardement gegen die Veste, bis sie Bresche geschossen hatten. Auf die Aufforderung Tillys, sich gegen günstige Bedingungen zu ergeben, bat sich Schmidt 3 Tage Bedenkzeit aus, die ihm Tilly auch bewilligte. Er schickte nun den Feldprediger David Forgeon nach Heidelberg und Mannheim, ob wohl Hoffnung auf Entsatz da wäre. Forgeon kehrte am 14. April nicht nur mit der frohen Botschaft des Entsatzes zurück, sondern brachte auch die unerwartete Nachricht, Kurfürst Friedrich V. sey wieder im

99) Theatr. eur. 621.

Lande. Das steigerte den Muth der Belagerten, und die wiederholte Aufforderung Tillys, sich zu übergeben, ward nun trotzig abgewiesen; der Kampf fand bald sein Ende, denn als im bayrischen Lager die Nachricht von des verbannten Kurfürsten Rückkehr anlangte, ließen sie Vorräthe und alles Andere im Stich, steckten ihr Lager in Brand und zogen sich eilig gegen Sinsheim zurück.

Friedrich V. hatte seine Zusage erfüllt und war sehr zur rechten Zeit in seinen Erblanden erschienen. Noch zur Winterszeit hatte er Gravenhaag verlassen, war nach Frankreich hinübergeschifft, und nach Paris geeilt. Seine Bemühungen, Ludwig XIII. für seine Sache zu interessiren, waren vergeblich, und in den ersten Tagen des April reiste er unerkannt von Paris ab [100]). Nur zwei Vertraute, der böhmische Edelmann Michalowitz und ein Kaufmannsdiener, Dulbier, begleiteten ihn. So gelangte er nach Lothringen; in Bitsch gerieth er mitten unter die kaiserlichen Heerhaufen hinein, ward aber nicht erkannt [1]). Er aß mit seinen Feinden und mußte sogar auf das Gelingen ihrer Sache trinken. Von dort eilte er nach Zweibrücken und dann nach Landau, wo er sich zuerst dem Grafen Georg Ludwig von Löwenstein zu erkennen gab. Er kam gerade recht, um großes Uebel zu verhüten. Mansfeld befand sich abermals in Unterhandlungen mit den Kaiserlichen und diesmal hatte man ihm so glänzende Versprechungen gemacht, daß es nur zu wundern ist, wie der Abentheurer nicht schon längst nachgegeben hatte. Man bot ihm die Landvogtei Hagenau, die Reichsfürstenwürde und die confiscirten Güter des Prinzen Moriz von Oranien an. Man versprach ihm ferner, sehr bedeutende Entschädigungskosten für die Anwerbung der Truppen auszuzahlen; dann sollte er mit 12,000 Kronen monatlichem

---

100) Brief bei Aretin VII. 182.

1) Zwei Franzosen von Adel waren ihm vorher begegnet; der eine erkannte ihn und rief: Mordieu voyla le Roy de Bohème! Pareus S. 334.

Einkommen in spanische Dienste treten und Niemanden untergeordnet seyn als Spinola. Ueber diese lockenden Punkte war Mansfeld mit einem anwesenden Agenten gerade in Unterhandlung, als Friedrich V. erschien. Man denke sich die Freude der Truppen und des wackern Pfälzervolkes, als (12. April) der vertriebene Fürst plötzlich in Mansfelds Lager ankam. Jetzt wurden die Unterhandlungen abgebrochen, der Pfalzgraf und Mansfeld luden den spanischen Agenten fröhlich zur Tafel, und auf dem linken wie auf dem rechten Rheinufer erregte die Nachricht von des Kurfürsten Anwesenheit allgemeine Freude unter den Pfälzern; man kann wohl sagen, daß seine Ankunft allein das Gewicht einer gewonnenen Feldschlacht hatte.

Am 14. April, also an demselben Tag, wo die Bayern Dilsberg verließen, rückte nun Mansfeld bei Germersheim über den Rhein und fand an einem alten, treuen Freund Friedrichs V. eine tüchtige Unterstützung. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach nämlich, außer Moriz von Hessen das einzige Mitglied der Union, dessen Ehrgefühl mächtiger war, als Furcht und Gewinnsucht, hatte schon gleich nach dem mainzer Vertrag offen und derb seine Mißbilligung darüber geäußert, und wie wir bereits erwähnt haben, die Fürsten die ihn abschlossen, gerade zu der Bestechung beschuldigt. Er erklärte ganz entschieden, er hätte nichts mit dem trügerischen Vertrage zu thun, er wolle Alles aufbieten, die Sache des Pfalzgrafen zu retten und werde nicht eher ruhen, als bis die calvinische Religion gesichert, die Spanier aus Deutschland verjagt seyen, und er sich an den Urhebern der ganzen Verwirrung, Bayern und den geistlichen Kurfürsten namentlich, gerächt habe. Durch Friedrichs V. Unglück gewarnt, wollte er aber der kaiserlichen Politik und ihren Waffen vorbeugen, und damit man nicht statt an ihm wie bei dem Pfalzgrafen sich an seiner Familie schadlos halte, übergab er seinem Sohn Friedrich die Regierung und führte den Krieg als Privatmann auf seine Faust. Mit einer beträchtlichen Heeresmacht, die man auf 15,000 Mann angab, stieß er nun zu Mansfeld; vereinigt rückten beide gegen

Wiesloch, in dessen Umgegend Tilly seine Standquartiere hatte. Der bayrische Feldherr lag zwischen Mingolsheim und Wiesloch im Wald auf den Höhen ziemlich stark verschanzt, aus dieser Stellung suchte Mansfeld ihn herauszulocken. Es gelang ihm dadurch, daß er den Vortrab bei Mingolsheim angreifen ließ ($\frac{17}{27}$ April), die Bayern durch eine verstellte Flucht über das Dorf hinausführte und den Ort in Brand steckte. Die Feinde geriethen in Verwirrung und das mansfeldsche Geschütz richtete eine arge Verwüstung an. Nach einem hartnäckigen Kampf blieb Mansfeld Sieger; man schlug den Verlust der Feinde auf 2000 an, während die Pfälzer nur etwas über 100 einbüßten und mehrere vornehme Officiere der Bayern gefangen nach Mannheim abführten [2]).

Jetzt fielen Sinsheim und Eppingen den Pfälzern wieder in die Hände; Mansfeld rückte gegen Ladenburg, wo der Oberst Adolf von Einetten mit einer spanischen Besatzung lag. Die Aufforderung zur Uebergabe war ohne Erfolg, da begann denn Mansfeld ein tüchtiges Bombardement und ließ von Mannheim grobes Geschütz und Mauerbrecher kommen, um die Brustwehren niederzuwerfen. Auf die wiederholte drohende Aufforderung Mansfelds ward eine Unterhandlung angeknüpft [3]); Mansfeld gewann einen Theil der spanischen Besatzung deren Abfall den Obersten zur Uebergabe zwang.

Gleichzeitig damit gelang es aber den Bayern, ihre Niederlage auf einer andern Seite gut zu machen. Der Markgraf von Baden und Mansfeld hatten sich nach dem Mingolsheimer Treffen getrennt, sey es weil sie sich einzeln stark genug glaubten, sey es weil sie sich nicht gut zusammen vertrugen, der

---

2) So das Theatr. eur pag. 625. Vgl. den Brief bei Aretin VII. 192.

3) Mansfeld hatte gedroht, im Fall eines längern Widerstandes das Kind im Mutterleibe nicht schonen zu wollen, worauf ihm Einetten erwiedert: er habe Gottlob kein Kind im Leibe; doch sey er nicht ungeneigt, zu **unterhandeln**. Theatr. eur. p. 626.



Markgraf war mit fünf Regimentern Infanterie, zwanzig Cornet Reitern, 20 Stück Geschütz und nahe an 1800 Wägen gegen den Neckar hin gezogen, und lagerte sich zwischen Wimpfen und Heilbronn (25. April). Indessen hatte sich aber, ohne des Markgrafen Wissen, Tilly mit Cordova vereinigt und die bayrisch-spanische Armee besetzten den Wald und die Höhen, welche das markgräfliche Lager umkränzten.

Am 26. April (6. Mai), gleich nach Sonnenaufgang, begann der Kampf; das vortrefflich bediente Geschütz der Feinde richtete in den markgräflichen Reihen eine große Verwüstung an, ohne jedoch den Kampf zu entscheiden. Die Reiterei gerieth hart aneinander, auch das Fußvolk kämpfte Mann an Mann und der Markgraf versuchte Alles, die Feinde aus ihrer Stellung zu verdrängen; es war vergeblich. In ihrem Rücken lag der Wald, wo sie sich im Schatten erholen und durch Speise erfrischen konnten, während die Truppen des Markgrafen der Sonne und dem feindlichen Geschütz ohne Zuflucht preisgegeben in der Ebene standen. Am Mittag machte man eine Pause von einigen Stunden, schon um zwei Uhr begann der Kampf von Neuem. Ein Angriff auf die Position der bayrisch-spanischen Armee ward zurückgeschlagen, und die beiden Feldherrn, Tilly und Cordova, rückten nun mit der ganzen Masse, mit sechs Regimenter Infanterie und 80 Cornet Reitern auf das Lager zu, wo sich Georg Friedrich hinter seiner Wagenburg verschanzt hatte. Er warf die Feinde mit Erfolg zurück; sie wiederholten ihren Angriff und zwangen den größten Theil der Reiterei zur Flucht. Doch stand das Fußvolk wie eine Mauer; drei feindliche Regimenter wurden zurückgeworfen und zerstreut; in dem besten feindlichen Corps, dem neapolitanischen Regiment, richtete das Geschütz des Markgrafen eine gewaltige Todesernte an. Zuletzt stürzten die Neapolitaner mit verzweiflungsvollem Muth auf das Geschütz los und es gelang ihnen, dasselbe zu nehmen. Mitten im heißesten Treffen waren aber fünf Pulverwägen im markgräflichen Lager angezündet worden und hatten zwei Morgen Feld weit eine schreckliche Verwüstung unter Menschen und

Vieh angerichtet. Für die Schlacht gab es mit den Ausschlag; das markgräfliche Heer löste sich jetzt völlig auf und der Markgraf selbst mit seinen zwei Söhnen war in Gefahr gefangen zu werden. Da bildeten um ihn 300 junge Männer, der Bürgermeister von Pforzheim, Berthold Deimling, an der Spitze, eine Mauer von heldenmüthigen Vertheidigern; sie schlugen sich gegen die Uebermacht der Feinde, bis ihr geliebter Fürst gerettet war. Sie deckten, wie spartanische Helden, mit ihren Leichen das Schlachtfeld, aber der Markgraf war in Sicherheit.

Die Schlacht hatte bis 8 Uhr Abends gedauert und 5000 Mann deckten das Schlachtfeld; darunter mehrere Fürsten. Achthundert Mann, Fahnen, das schöne Geschütz, Gepäck, Vorräthe und Kriegskasse gerieth in feindliche Hände; die Spanier gestanden aber selbst, wenn man sich ein Jahr zuvor so geschlagen hätte, wären sie nicht weit nach Deutschland vorgedrungen. Markgraf Georg Friedrich floh nach Stuttgart zu seinem Nachbar und Verwandten, dem Herzog von Würtemberg, aber es gelang ihm nicht bei ihm thätige Unterstützung zu finden; derselbe war ja durch den mainzer Vertrag gebunden.

Mansfeld war während dieser Zeit auf eine glückliche Weise thätig; das von Erzherzog Leopold belagerte Hagenau entsetzte er (Mitte Mai) [4]), schlug die Kaiserlichen mit großem Erfolg zurück und das arme Elsaß mußte den Druck seiner und Obentrauts Schaaren zum zweitenmal in diesem Jahre erdulden. Dann wandte er sich gegen Mannheim zurück und entschloß sich zu einem Angriff auf das darmstädtische Gebiet, dessen Landgraf, Ludwig, wie wir wissen, die ganze Zeit hindurch im Sinne der wiener Politik diplomatisch gewirkt hatte, und der auch jetzt wieder im gegründeten Verdachte war, einem Bund gegen die pfälzische Sache beigetreten zu seyn [5]). So machten sich Mansfeld und Friedrich V. in der Nacht des 22. Mai in aller Stille von Mannheim auf den Weg; man

4) Vgl. auch Aretin Beitr. VII. 193.

5) Serarius in Johann. Rer. Mogunt. I. 926.



versprach den Soldaten, sie auf eine fette Weide zu führen und ihnen Alles preiszugeben, nur Morden und Brennen ward ihnen streng verboten [6]). So erschienen sie den andern Morgen vor Darmstadt und die erschreckten Bürger öffneten die Stadt ohne Widerstand. Es blieb die Stadt selbst zwar von Plünderung verschont, aber in der Umgegend hausten die Mansfelder fürchterlich, und bis gegen Frankfurt dehnten sich die Erpressungen aus. Am grausamsten war das Verfahren gegen die armen Bauern, denen man ihr Vieh Heerdenweise wegtrieb, und die nachher, wenn sie es wieder haben wollten, genöthigt waren ihr eigenes Gut mit Geld wieder einzulösen. Der Hauptfang, auf den man gerechnet hatte, Landgraf Ludwig, war bei der Einnahme seiner Residenz entflohen, gerieth aber nebst seinem Sohne den badischen Vorposten bei Büttelborn in die Hände, die ihn dann dem Markgrafen nach Wolfskehlen überlieferten. Die Nachricht, daß die Feinde im Anzug seyen, bewog die Pfälzer zum Schutz von Mannheim zurückzukehren, und sie brachen (30. Mai a. St.) am Himmelfahrtstage aus dem hessischen Gebiete gegen Mannheim auf. Auf diesem Rückzug erlitt die pfälzische Nachhut am lorscher Wald einen ziemlich beträchtlichen Verlust; von Obentraut gedeckt gelangte sie indeß glücklich nach Mannheim, und führte mit sich den gefangenen Landgrafen. Dieser Letztere ward jedoch ehrenvoll behandelt und in Mannheim täglich an die pfalzgräfliche Tafel gezogen; Friedrich begleitete ihn auch mit gewohnter Gutmüthigkeit einmal nach dem Essen in seine Wohnung, zu sehen, wie er dort eingerichtet sey [7]).

Während alles dies in der Rheinpfalz sich ereignete, nahmen auch die früher in ihrem Entstehen erwähnten Unternehmungen des Herzogs von Braunschweig eine entscheidende Wendung. Derselbe hatte sich von seinem Rückzug am Ende des vorigen Jahres erholt, und war mit einem neuen Heere erschienen,

6) Theatr. eur. p. 628.

7) Vgl. Khev. p. 1726.

sein wildes, regelloses Treiben fortzusetzen. In Zeiten, wo wie damals sich die Bande aller Ordnung lösen, zeigt sich der himmelstürmende Uebermuth gegen das Bestehende bei einzelnen Naturen besonders grell, und es arten ursprünglich frische Kräfte entweder in planlose Zerstörungswuth aus, oder sie suchen auf dem Wege der Anarchie und des Verbrechens sich selbst zu Richtern der gesunkenen Zeit aufzuwerfen. Die moderne Welt, an gewaltsamen Revolutionen des socialen und politischen Lebens reich genug, hat eine Reihe solcher Charaktere aufzuweisen, die in der wüsten Begriffsverwirrung ihrer Zeit über Leichen und Verwüstung eine neue Weltordnung glaubten aufbauen zu können. In diese Reihe gehört auch Christian von Braunschweig, und unsere Zeit, die so oft ochlokratische Horden für „Freiheit", legitime Mordbanden für „Thron und Altar" hat wüthen sehen, könnte sich am ersten in den Ideenkreis dieses wilden Abentheuerers hineinversetzen. Wilde Grausamkeit und eine gewisse Theilnahme für das Höhere, Raub, Zerstörung, und doch ein sichtbares Streben, aus diesem Chaos eine neue Ordnung hervorgehen zu sehen [8]), wilder Hohn gegen alles Kirchliche, und doch bisweilen Achtung gegen einzelne Vertreter der Kirche [9]), durchkreuzen sich bei ihm und alle seine Handlungen tragen dies Gepräge. So erschien er zu Anfang dieses Jahres in Westphalen, und das ganze Gebiet von Münster und Paderborn, die Orte Lippstadt, Soest, Brilon waren durch seine Ankunft von der Wuth seiner gräulichen Horden bedrängt. Mit Feuer und Schwert ward gehaust, weder Frauen noch Kranke geschont, Geistliche und Juden gebrandschatzt, und in Paderborn mit frechem Hohn die Kirchen beraubt. Die 80 Pfund schwere

8) Vgl. seinen Brief an den Bischof von Würzburg bei Khevenh. IX. 1682.

9) So ließ er die in Münster gefangenen Jesuiten, die er mit sich führte, sehr „stattlich und ehrlich" behandeln, ein Benehmen, das in jener Zeit nicht allzuhäufig ist. Theatr. eur. p. 631.

Bildsäule des h. Liborius aus massivem Golde entriß Christian der Kirche auf eine ähnliche Weise, wie einst Dionysius den Mantel des Zeus, und sein Wahlspruch: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind," fand wenigstens in ihrer letzten Hälfte die pünktlichste Anwendung. In Soest allein schlug man das geraubte Geld, das Geistlichen gehörte, auf mehr als 200,000 Reichsthaler an [10]), der bedeutenden Erpressungen nicht zu gedenken, denen der Clerus und die Ritterschaft ringsum ausgesetzt war. Er selbst ließ jetzt eine Münze prägen, auf deren einer Seite eine Hand mit einem Schwerte aus den Wolken hervortauchte, mit der Inschrift: Christian, auf der anderen Seite die bekannte Devise: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind". An den Bischof von Würzburg erließ er einen seltsamen Ermahnungsbrief, für Wiederherstellung der Friedens und der „deutschen Freiheit" zu sorgen und drohte ihm, im andern Falle ihm mit demselben Maße zu messen, wie seine Truppen den armen pfälzer Unterthanen gethan. Dies Treiben dauerte mehrere Monate fort; es waren zwar kölnische Truppen gegen ihn ausgezogen, hatten auch einzelne glückliche Ueberfälle ausgeführt, allein des Herzogs drückende Anwesenheit in Westphalen währte bis in den Mai hinein, wo er mit 20,000 Mann endlich bei Höxter über die Weser ging, und durch das Fuldische und die Wetterau sich gen Frankfurt hinzog [11]). Dort erschien er (Anf. Juni), nahm Höchst und hauste in gewohnter Weise in der Umgegend von Frankfurt. Der zitternde Erzbischof von Mainz wandte sich an Tilly, bis dieser, mit Cordua vereinigt, den bedrängten Maingegenden zu Hülfe zog; seine Macht war der des Braunschweigers bedeutend überlegen [12]). Das Klügste wäre jetzt gewe-

10) Theatr. eur. p. 630.

11) „Ist dieser Zeit ein groß Flehnen in die Stadt Frankfurt am Mayn zu Wasser und Land gewesen." Theatr. eur. 629. Man verließ mit allem, was man wegtragen konnte, lieber seinen Wohnort, ehe man sich diesen Horden preisgeben wollte.

12) Was nach dem Theatr. eur. p. 633 die bayrischen Offiziere selbst agten, es seyen drei Mann gegen einen gestanden und sechs Geschütze ge-

sen, sich vor den bei Nidda gelagerten Ligisten über den Main zurückzuziehen, um so mehr da eine bei Höchst geschlagene Brücke dies sehr erleichterte. Christian hätte sich dann gegen die Bergstraße hin ziehen und, mit dem herankommenden Mansfeld vereinigt, Tillys und Corduas Heer die Spitze bieten können. Aber solch strategische Vorsicht dünkte dem ritterlichen Ehrgefühl Christians schmachvoll; er blieb stehen und erwartete den Andrang der Feinde, die ($\frac{10}{20}$ Juni) [13] von Rödelheim gegen Höchst hin zogen. Das braunschweiger Fußvolk wehrte sich ausgezeichnet tapfer, aber es gebrach dem Heere an Artillerie; von ihren drei Stücken war nur eines brauchbar, während die feindlichen achtzehn Stücke in trefflicher Stellung die braunschweiger Reiterei hart bedrängten. Dennoch dauerte die Schlacht sechs Stunden; dann aber löste sich das Heer in wilder Flucht auf; ein Theil rettete sich über die Schiffbrücke bei Höchst, ein Theil ertrank im Main oder blieb im Morast stecken, andere, unter ihnen der Herzog selbst, ritten glücklich an einer seichten Stelle durch den Fluß. Die Ligisten verfolgten zwar nicht sehr eifrig, aber doch war der Verlust sehr groß. Das Gepäck war verloren, das Heer zur Hälfte aufgerieben, viele Offiziere, darunter Graf Casimir von Löwenstein, geblieben, und die Fischer am Main bereicherten sich damals an den Leichen der Ertrunkenen, die sie aus dem Main auffischten. Der Herzog eilte der Bergstraße zu und vereinigte sich mit Mansfeld; als er da den Rest seiner Truppen sammelte und musterte, soll er noch etwa 13,000 Mann gehabt haben [14]. Die in der Wetterau und am Main zerstreuten Garnisonen wurden einzeln überfallen und für den Uebermuth, womit sie bisher sich benommen, hart gestraft; freilich die Ligisten selbst machten es in Freundesland nicht besser, als die Braunschweiger es im Gebiet des Feindes getrieben hatten.

---

gen eins, ist vielleicht übertrieben; doch waren sie gewiß Christians Heer sehr überlegen.

13) Theatr. eur. p. 632.

14) Theatr. eur. p. 633.

Gleich nach der Schlacht ward der gefangene Landgraf Ludwig von Hessen entlassen; man hatte sich vergeblich bemüht, ihn zur Herausgabe seiner Vestung Rüsselheim am Main und zur Anerkennung des böhmischen Königstitels zu bewegen, die Vorstellungen der Fürsten für seine Befreiung waren so dringend, daß Friedrich ihn zuletzt unter milderen Bedingungen entließ. Sie gelobten sich gegenseitige Neutralität, Ludwig mußte aber versprechen, bei dem Kaiser und bei Abschluß eines allgemeinen Friedens zur Erhaltung der pfälzischen Integrität und Wiederherstellung der Erblande Alles beitragen zu wollen [15]).

Trotz der Schlacht bei Höchst war die pfälzische Sache nicht überwältigt; Christians Heer, das bisher plündernd umherzog, ohne Nutzen für das Gemeinsame, war nun mit Friedrichs und Mansfelds Truppen vereinigt und das Gesammtheer den Schaaren Tillys und Corduas mindestens gewachsen. Auch zog die Armee jetzt (Juli), den Pfalzgrafen, Mansfeld und Christian an der Spitze, nach dem Elsaß, und die Gegenden um Straßburg, die Orte Mutzig, Molsheim, Rosheim, Oberehnheim mußten ihre Anwesenheit bitter empfinden. Mansfeld und Christian waren gerade beschäftigt, Zabern zu belagern [16]), als der Befehl des Pfalzgrafen anlangte, die Belagerung aufzuheben.

Der Pfalzgraf war nämlich der Spielball einer schmachvollen diplomatischen Cabale geworden, und die Politik des wiener Cabinets hatte endlich durch Unterhandlungen erreicht, was ihr mit den Waffen nicht glücken wollte. Daß Friedrichs V. Sache seit seiner Anwesenheit in der Pfalz einen festen Halt gewonnen hatte, geht schon daraus hervor, daß selbst die zwei Niederlagen bei Wimpfen und Höchst keine wesentliche Veränderung hervorbrachten; zu dem concentrirte sich jetzt das pfäl-

---

15) Theatr. eur. 633. Senkenberg XXV. S. 139

16) Nach dem ganzen Zusammenhang muß es Elsaßzabern seyn und nicht Bergzabern, wie Söltl I. S. 267 sagt. — Sonst könnte Khev. IX. p. 1731 nicht sagen, Mansfeld sey nach seiner Entlassung gegen Neuweiler und Lützelstein gezogen.

zer Heer, während das bayrisch-spanische eher vermindert ward. Zwar fing es an, in den Städten an Proviant, bei dem Heere an Geld zu fehlen [17]), aber doch war der Pfalzgraf in seinem Stammlande, wo das Volk ihm warm anhing, schwer zu besiegen, und der Kampf konnte sich lange hinausziehen. Es mußten deßhalb andere Mittel ergriffen werden, um seinen Widerstand zu brechen. Mittelbar bot dazu Friedrich selbst Gelegenheit, indem er fortwährend durch Gesandte und Vermittler um Aufhebung der Acht anhielt und die Hand zum Frieden bot. Darauf hin waren schon im Mai, als Ferdinand sich auf dem Reichstag zu Oedenburg befand, dänische Gesandte erschienen und hatten für den Pfalzgrafen um Nachsicht gebeten, auch auf die immer steigende Verwirrung aller Zustände hingewiesen [18]). Ein ähnlicher Vermittlungsversuch, wiewohl nur zum Schein erheuchelt [19]), ging von Kursachsen aus, und es schien wirklich, als wenn der Kaiser diesmal minder strengen Sinnes wäre. Er beklagte zwar das Geschehene, zeigte sich aber zu Unterhandlungen sehr bereit; nur sollten die Feindseligkeiten in der Pfalz und die Verheerungen eines Braunschweig und Mansfeld aufhören. In der That ging auch der Graf Schwarzenberg als kaiserlicher Botschafter nach London ab, wo Jakob schon am Ende des verflossenen Jahres erklärt hatte, der Un-

---

17) Brief Friedrichs bei Aretin VII. 186.

18) Sowohl im Theatr. eur. 624, als bei Londorp II. 599—606.

19) Vgl. bei Lond. II. 605. Schon Senkenberg hat aber bemerkt, daß bei Khev. IX. 1763 der kaiserliche Gesandte, Graf Hohenzollern, d. d. 18 Juli von Dresden aus schreibt: „Also soll Euer kaiserl. Maj. ich hiemit in aller unterthänigster Geheimb zu Dero Nachrichtung nicht verhalten, was dißfalls hochermelter Herrn Churf. zu Sachsen Intention, ist nemblichen, daß sie wünschen und in Herzen gern sehen wollten, daß der Kayser Ihre von Gott verliehene stattliche Victorias ohne Versaumbung einiger Zeit mit allem Ernst prosequiren, sich durch soviel vergebenliche und von dem Gegentheil allein zu seinem Vortheil gesuchten tractatus nicht davon ab oder auffhalten ließen, damit der Churf. von Heidelberg noch vor dem angestellten Conventu gänzlich aus dem Sattel gehebt würde rc.

terhandlungen müde zu seyn. Er hatte damals versichert, energisch auftreten zu wollen, und im Zusammenhang damit stand Camerarius diplomatische Rundreise im protestantischen Norddeutschland um einen großen Bund zu veranlassen (Jan. 1622). Dennoch versuchte man jetzt von Neuem, ihn zu fangen [20], man trieb die Comödie so weit, in Brüssel eine Unterhandlung zu beginnen, und der einfältige König Jakob I. war auch diesmal der gutmüthig Betrogene. Die kaiserliche Politik hatte aber noch das Schwierigste zu thun; es galt jetzt, den Pfalzgrafen durch trügerische Versprechungen ganz sicher zu machen und ihn zur gutwilligen Einstellung der Feindseligkeiten zu vermögen. Nun ließ sich Jakob gebrauchen, selbst getäuscht, auch seinen Schwiegersohn zu täuschen, und schickte Brief über Brief, selbst Drohungen, denselben zur Niederlegung der Waffen zu vermögen [21]; auch Dänemark war verblendet und suchte Friedrich V. zu überzeugen, daß es nur des einen Schrittes bedürfe, um den erwünschten Frieden zu erlangen. Da war es denn kein Wunder, wenn der in Welt und Menschen ganz unerfahrene Jüngling sich bethören ließ und nachgab; wir können es ihm aber schwerlich so theuer anrechnen, wenn sein offenes, truglos̈es Gemüth ihn hier zum Opfer diplomatischer Feinheit machte; was vor den Menschen unklug und verkehrt scheint, ist vor Gott oft weise und richtig.

So standen die Sachen im Sommer 1622, als Friedrich seinen Zug ins Elsaß machte; in Brüssel saßen die kaiserlichen Bevollmächtigten und der englische Gesandte Weston beisammen, bis der Zweck erreicht war. Friedrich hob nun, wie wir erzählt haben, die Belagerung von Zabern auf, und erklärte zugleich seinen Hauptleuten, sie hätten ihm zwar treu gedient, es

20) Handschr. Correspondenz (Coll. Camerar.) III. fol. 90. 93. 114.

21) Je suis bien tourmanté par l'ambassadeur de la part de sa Majesté, schreibt Friedrich (3/13. Juni) von Mannheim aus an seine Gemahlin. Aretin VII. 183. Daß die spanische Kriegsmacht in großer Noth war, schreibt die Infantin selbst. S. Handschr. Collect. Camerar. III fol. 166.

sey aber fürder nicht mehr rathsam, diese Dienste fortzusetzen; er entlasse sie deßhalb, sie möchten ihr Glück anderswo suchen[22]. So war eine zahlreiche Armee mit einem Worte aufgelöst, der Widerstand der pfälzischen Sache ohne Schwertstreich entwaffnet, und das arme Land dem Feinde preisgegeben. Friedrich aber meinte gutmüthig, aus diesem Opfer von seiner Seite werde als erste Frucht — der Friede hervorgehen!

Er sollte nur zu bald enttäuscht werden. In Brüssel hatte man erst durch Förmlichkeiten, durch den Anstoß, den man an dem Titel „Kurfürst" nahm, die Sache hinausgezogen[23], bis man ihm erklärte, der Friede könne doch eigentlich nicht in Brüssel geschlossen werden, da er das Reich angehe. Jetzt ward Jakob I. betroffen; er ließ sehr energische und bittere Vorstellungen darüber abgehen, allein während der Zeit hatte Friedrich sein Heer entlassen, und es half dem entblößteen Lande wenig, daß Se. großbritannische Majestät es in seinen Schutz nahm! Die Eroberung durch Bayern und Spanien konnte nun ohne Hinderniß vollendet werden. Friedrich V. war nach Sedan zu seinem Verwandten, dem Herzog von Bouillon, gegangen und schrieb, noch ehe die brüsseler Unterhandlungen ihr Ende gefunden, an seine Gemahlin: „er glaube, daß es ein leeres Spiel sey[23a]."

---

22) Die Urkunde der Entlassung steht bei Lond. II. p. 626 und ist vom 13. Juli 1622 datirt. Ebendas. das Billet des Grafen Mansfeld an Tilly d. d. 15. Juli.

23) Theatr. eur. 643.

23a) Wie verächtlich Ferdinand II. den einfältigen Jakob I. behandelte, zeigt ein Brief vom 21. Aug. 1622 (Handschr. Collect. Camerar. III. fol. 148), worin er den Pfalzgrafen beschuldigt, den Landgrafen Ludwig („quem sub amicitiae velamento visitatum venerat") durch elende List gefangen zu haben, dem Markgrafen von Baden vorwirft, er habe gegen gegebenen Eid sich mit Mansfeld vereinigt u. dgl. Wie wenig mußte man den achten, dem man solche Geschichten aufbinden durfte?!

§. 8.

Eroberung der Rheinpfalz durch Tilly bis zur Uebertragung der Kurwürde an Bayern (1623).

Der Abschied, den Friedrich seinen Feldherrn gab, war der entscheidende Schritt zur Auflösung der pfälzischen Kriegsmacht; was half ihn die dauernde Anhänglichkeit des treuen Volkes, wenn die gemietheten Vertheidiger die fürstliche Sache einmal aufgegeben und ihr Glück anderswo gesucht hatten. Am 13. Juli hatte der Pfalzgraf die Verabschiedung erlassen, und schon am 15. schrieb Mansfeld ein Billet an Tilly, ihm die Abdankung anzuzeigen und seine Dienste der kaiserlichen Sache anzubieten. Es hatte keinen Erfolg, und so wandten sie sich denn nach dem Herzogthum Bouillon, wo Mansfeld und Christian den Pfalzgrafen trafen. Dort bot man den beiden wohlbekannten Haudegen von vielen Seiten Dienste an. Die französischen Hugenotten und Ludwig **XIII.**, die spanische Infantin so wie die holländischen Rebellen, bewarben sich um Freundschaft der beiden Männer, die immer noch 25,000 Mann erprobter Truppen mit sich führten; zuletzt entschieden sie sich für die Holländer. Auf ihrem Wege nach den Generalstaaten warfen sich ihnen, als die Soldaten ermüdet und kampfunlustig waren, Cordova und Verdugo (29. August) bei Fleuri entgegen, konnten aber nach einer blutigen, lange unentschiedenen Schlacht nicht hindern, daß die Tapferkeit der Mansfeld-Braunschweigischen sich den Weg eröffnete. Christian von Braunschweig hatte in dieser Schlacht eine Wunde am Arm erhalten; da er sie vernachlässigte, kam der Brand hinzu, und er ließ sich munter und ohne Klage den Arm abnehmen. „Den Feinden, sagte er, solle der andere noch genug zu schaffen machen;“ ein „kunstreicher Bauer aus dem Maasland“ setzte ihm nachher einen künstlichen an, den er bewegen und rühren konnte. Einer der treuesten Anhänger Friedrichs V., der alte Markgraf Georg Friedrich von Baden, hatte sich schon vier Wochen zuvor genöthigt gesehen, den Kampf aufzugeben und die „heilige Sache in Gottes Hand

zu befehlen.“ Es fehlten ihm die Mittel, seine Truppen zu bezahlen; sein Land hatte er seinem Sohne übergeben, und dieser letztere, nebst seinem Schwager, dem Herzog von Würtemberg, war ernstlich besorgt, des Markgrafen Antheil möchte ähnliche kaiserliche Maßregeln hervorrufen gegen das baden-durlachische Haus, wie gegen die Pfalz. Diese Noth und Besorgniß bestimmte dann den Markgrafen, dem Interesse seiner Nachkommen ein Opfer zu bringen; er hoffte dadurch, zunächst in der Erbschaftssache des Eduard Fortunatus, seiner Linie eine günstige Entscheidung zu sichern, aber noch in demselben Jahre sollte er so gut enttäuscht werden, als Friedrich V. durch die brüsseler Unterhandlungen.

Die Pfalz war aber jetzt entblößt, und Tilly konnte die Eroberung vollenden. Noch waren es aber drei Plätze besonders, die, bisher unerobert, der pfälzischen Sache als Stützpunkte gedient hatten. Die Hauptstadt Heidelberg, wissenschaftlich durch ihre Universität und herrliche Büchersammlung, politisch als alter hochberühmter Sitz der Pfalzgrafen sehr wichtig; dann Mannheim, die erst neulich gegründete Festung, am Zusammenflusse zweier bedeutender Ströme gelegen und von der Natur zum Waffenplatze einzig begünstigt, endlich Frankenthal, der jugendliche Sitz einer tapfern und eifrig reformirten Bürgerschaft aus hugenottischem Blute, an Treue und Ergebenheit jeder andern vergleichbar.

Mansfeld hatte die Pfalz verlassen, der Markgraf von Baden war den Neutralen beigetreten, auch Braunschweig hatte sich entfernt; außer den Garnisonen in den Städten, fehlte demnach dem Lande jeder kriegerische Schutz. So nahm Tilly ohne Schwierigkeit Ladenburg ein, und rückte dann gegen Heidelberg, in dessen Nähe er am 1. Juli (n. St.) anlangte [24]). Er nahm

24) Für die Belagerung Heidelbergs ist außer den gewöhnlichen Quellen die **Relatio historica postuma obsidionis heidelbergensis. Frankf. 1622.** vorzugsweise benutzt worden. Die angeführte Schrift ist von dem Gouverneur von der Merven ausgegangen. Als Ergänzung und Gegensatz

sein Hauptquartier zu Handschuhsheim, und suchte von dort aus der Stadt gegenüber feste Positionen zu gewinnen. Auf dem heiligen Berg waren verschanzte Vorwerke gewesen, die waren aber verfallen und seit Monaten verlassen, das am Fuße des Berges gelegene Dorf Neuenheim lag bis auf ein paar Mauern in Asche, so daß der bayerische Feldherr ohne Widerstand die Höhe besetzen und sich der Stadt gegenüber, nur durch den Neckar getrennt, aufstellen konnte. Von dort aus begann er nun die Stadt und ihre äußersten Vorwerke zu beschießen, machte auch einen Versuch auf die verschanzte Neckarbrücke, aber vergebens. Am 4. machte eine auserwählte Schaar der Besatzung einen glücklichen Ausfall, stellte sich wie bei einem Treibjagen sichelförmig auf, und jagte dann durch die wohlbekannten Gebüsche und Felder den Feind über den heiligen Berg zurück. Zwar konnte sich diese kleine Schaar nicht gegen die Uebermacht der Bayern außerhalb der Stadt behaupten, allein auch Tilly richtete nichts aus, und am Freitag Morgen (8. Juli) verließ er plötzlich die Stadt, zog sich nach Ladenburg und dort über den Neckar, um Heidelberg auf dem linken Ufer des Flusses anzugreifen. Sein Fußvolk stellte er bei Rohrbach und in der Umgegend auf, das Geschütz und das Hauptquartier war in Leimen; die Linie von Wieblingen über Schwetzingen nach Wiesloch hin war von der Reiterei gedeckt. Das Mangelhafte und Zersplitterte damaliger Kriegsführung, und dabei die fürchterliche Barbarei und Schutzlosigkeit der Schwachen, tritt hier recht klar hervor; während Tilly von Leimen aus die Stadt angriff und Scharmützel und Ausfälle sich täglich wiederholten, wurden zugleich alle umliegenden Dörfer grausam ausgeplündert, die Früchte auf dem Felde in Brand gesteckt, und seine Reiterei, die bei Wiesloch stand, führte auf ihre Faust einen

dazu gehört: „Kurze und doch gründliche Verantwortung der Chur- vnnd Residenz-Stadt Heidelberg Einwohner wider die in jüngster Herbstmeß Anno 1622 ausgangene vermeinte Histor. Relation ꝛc. entgegengesetzt durch P. P. an den Stadt-Rath zu Heidelberg. (Lond. II. 743—753.)

kleinen Krieg. Freund und Feind wurden dabei gleich wenig geschont; das würtembergische Land, wie das Gebiet des Markgrafen von Baden-Durlach, beide neutral, wurden hart heimgesucht; ja einzelne Schaaren verloren sich plündernd und verheerend gegen den Bodensee und weiter, bis die Schweizer Bauern sie todtschlugen. Unter ihnen zeichneten sich namentlich Croaten und Cosacken durch zwecklose Zerstörungwuth aus; sie trieben nicht nur Vieh und alles Bewegliche plündernd weg, sie schlugen den Fässern die Boden ein, rissen die Betten auf und zerstreuten die Federn; Kindern schnitten sie die Köpfe ab, Erwachsene wurden grausam verstümmelt [25]).

Indessen fiel auch die Pfalz auf dem linken Rheinufer wieder in feindliche Hände. Erzherzog Leopold konnte Hagenau und Germersheim wieder besetzen und die Tillyschen nahmen Landau, Neustadt an d. H., Kirweiler, Deidesheim und andere Plätze am Hardtgebirge weg. Auch dabei bewiesen sie jede Art von Grausamkeit. Ohne die gewöhnlichen Verwüstungen zu erwähnen, heben wir nur einen einzigen Zug hervor; in Germersheim wurde Alles, was an Bürgern und Soldaten, Weibern und Kindern sich noch vorfand, von den Croaten niedergehauen und erst ein drohender Befehl Erzherzog Leopolds, jeden Mörder mit dem Tode zu bestrafen, machte dem Blutbad ein Ende.

Von den Truppen des Erzherzogs hatte sich ein Theil mit Tilly vereinigt (Don Cordua war dem Mansfeld und Braunschweig nachgezogen), und so konnte der bayerische General jetzt an eine ernstliche Belagerung denken [26]). Heidelberg war weniger durch Befestigung der Stadt selbst oder deren Lage gefähr-

25) Theatr. eur. p. 645 und Kaysers histor. Schaupl. S. 364.

26) Nach Khev. p. 1732 war Tillys Heer damals 15000 Mann stark. Seine Angaben sind aber in Namen und Zahlen gerade in diesem Theil der Arbeit durchaus nachlässig. So machte er p. 1731 aus dem lothringischen Finstingen (Fenestrange), ein Sunstingen, aus dem später zu nennenden, sonst oft erwähnten Eichelstein bei Mannheim ein Eichelberg, und aus der Mühlau daselbst einen Ort, Namens Mulavie.

lich, als durch die Vorwerke, die sie auf allen Seiten bekränzten [27]); das obere Thor, wie die Neckarbrücke waren durch Schanzen gedeckt, das speyrer Thor von 4 tüchtigen Basteien umgeben, auf dem Berge aber, an den sich die Stadt anlehnt, war nicht nur das herrliche, weitausgedehnte Residenzschloß mit Thürmen und Redouten versehen und einzelne Theile, z. B. der Fasanengarten, ganz in Schanzen umgewandelt, sondern oberhalb des Schlosses lag ein drohendes Bollwerk an der Stelle, wo das alte Schloß gestanden hatte, und auch dieses war wieder durch drei nahe gelegene Redouten geschützt. Am Geisberg aber dehnten sich gegen Westen die bekannten Forts, der Trutzbayer und Trutzkaiser, aus, und neben ihnen lagen zwei kleinere Schanzen, das Krähennest und das Hornwerk. Leider waren aber bei allen diesen Befestigungen die höchsten Punkte, namentlich der Königsstuhl, frei gelassen, und deßhalb die Möglichkeit nur zu nahe gerückt, von den Berghöhen aus die Stadt zu beschießen und zu erstürmen.

Auch war in der Stadt das Vernehmen zwischen Bürgern und Besatzung nicht das freundlichste; die Soldaten waren, wie alle in dieser Zeit, zügellos, und der Gouverneur scheint entweder nicht den festen Willen oder nicht die Macht gehabt zu haben, dem Unwesen zu steuern. Die Soldaten kränkten ihre Hausherrn in Besitz und persönlicher Sicherheit; sie trugen ihnen den Wein in Kübeln aus dem Keller, warfen oft die ihnen vorgesetzte Kost weg, nahmen den Kindern die Betten im Winter weg, und sollen die ehrbaren Bürger gezwungen haben, gemeine Personen im Hause und am Tisch zu dulden [27 a]). Die Vorstellungen beim Gouverneur scheinen wenig gefruchtet zu haben; vielmehr beschuldigte man denselben, die Anarchie zu fördern und sich mit offenkundiger Verachtung eines rohen Soldaten

27) Vgl. zu dem Folgenden namentlich (außer der Abbildung im Theatr. eur.) die an die relatio historica etc. angehängte gleichzeitige Zeichnung.

27 a) Londorp II. 745.

gegen Stadt- und Universitätsbeamte zu äußern; man sagte ihm nach, er hätte sie öffentlich „elende Schreiber" genannt und sein militärisches Uebergewicht gegen die waffenlosen Civilbehörden auf freche Weise mißbraucht.

Seit dem 20. August ward der Kreis der Feinde um die Stadt enger. Tilly nahm sein Hauptquartier in Wieblingen, ein Theil der Bayern lagerte sich auf dem Stift Neuburg, auf dem Harlaß, an den Fischerhütten zum Hausacker; Andere fingen schon an, auf den Bergen hinter dem Schloß Laufgräben aufzuwerfen, und am 25. spielten die ersten Falconette und Karthaunen vom Geisberg herab, doch ohne Schaden. Am 26. schickte Tilly eine Aufforderung zur Uebergabe, der Commandant wies ihn an den Gouverneur von Mannheim und das war so gut als eine Abweisung. Jetzt fing Tilly an, die Stadt zu beschießen und zugleich den Angriff auf den Trutzkaiser zu eröffnen; doch richtete er in den drei Tagen des Bombardements (seit dem 28.) keinen wesentlichen Schaden an, als daß die heil. Geistkirche von ein paar Karthaunenkugeln getroffen ward, von denen eine durch den Chor drang, die andere das Grabmal Kurfürst Ludwigs, die andere einen Pfeiler an der Außenseite zerschmetterte. Getödtet wurde in dieser ganzen Zeit, wie eine gleichzeitige Quelle versichert [28]), niemand, als eine Katze und zwei Hühner. Erst am 31. wurden ein Paar Soldaten in der Kettengasse getödtet, aber entscheidend wurde der Kampf weder an diesem noch an den fünf folgenden Tagen. Ihre Angriffe auf den Trutzbayer und Trutzkaiser wurden abgeschlagen (5. Sept.), und obschon sie bereits von den Höhen des Geisberges und des Kaiserstuhls, wo sie sich verschanzt hatten, die Vorwerke der Stadt bedrohten, so wollte sich doch auf keiner Seite ein wesentlicher Vortheil für sie ergeben. Bis zum Abend des 8. Sept. waren aber schon 308 Schüsse aus grobem Geschütz auf die Stadt geschehen. Die kleine Schanze beim Trutzkaiser, das Krähennest, ward (10. Sept.) von den Bayern

---

28) Relat. hist. p. 13.

genommen; der Besatzung ward bei Strafe des Decimirens vom Gouverneur auferlegt, es wieder zu nehmen; es geschah, aber wegen Mangel an Munition mußten sie abermals räumen. Es scheint im Ganzen nicht die beste Ordnung geherrscht zu haben; wenigstens warf man dem Gouverneur vor, weder Soldaten noch Offiziere hätten vor ihm Achtung; auch wurden seine Befehle, die Soldaten sollten sich nicht in der Stadt und den Wirthshäusern herumtreiben, nicht im Geringsten befolgt[29]).

So schwankte der Kampf ohne Entscheidung, als am Abend des 15. Septembers vom Geisberg herab eine Trompete die Losung gab zum allgemeinen Sturme. Aber auch diesmal ward nichts gewonnen, außer den zwei kleinen Schanzen die auf dem rechten Neckarufer bei Neuenheim lagen, und so ward am 16. (n. St.) der Sturm erneuert. Tilly hatte am Abend zuvor noch Leute und Geschütz von Wimpfen, Speyer und Landau erhalten, und begann deßhalb mit Tagesanbruch das Bombardement. Man rechnete über 1000 Schüsse, die an diesem Tage die Stadt trafen; sie selbst sowohl als die festen Mauern der Außenwerke waren stark beschädigt, und am 5 Uhr Abends begann auf allen Seiten der Sturm. Leitern in Menge wurden herbeigeschafft, die Soldaten durch immer neue abgelöst, allein auch die Belagerten thaten zum großen Theil ihre Pflicht. Die Holländer und Britten, die den Fasanengarten vertheidigten, schlugen dreimal den Sturm ab; ebenso die Besatzung des alten Schlosses, und die Compagnie des Obersten Pleikard Landschaden von Steinach leistete bei Vertheidigung einer Schanze vor dem speyrer Thor ausgezeichnete Dienste. Aber die beiden Hauptbollwerke, der Trutzbayer und Trutzkaiser, fielen den Bayern, die vom Geisberg herab stürmten, in die Hände; dadurch war nun die Stadt auf einer Seite dem feindlichen Geschütz ganz preis gegeben. Auch waren die Belagerten von dem Kampfe ermattet; Aussicht auf Entsatz war keine vorhanden und eine wirksame Vertheidigung kaum möglich; denn schon drangen die

29) „Kurze Verantwortung" Londorp II. p. 750.

Feinde in die Vorstadt ein, die Croaten setzten bei Neuenheim über den Neckar und nahmen die Neckarseite der Vorstadt ein. Dies letztere, das die Bürger einer Nachlässigkeit des Gouverneurs zuschrieben [30]), gab den Ausschlag; der Gouverneur zog sich jetzt in die Altstadt zurück und suchte die Stadt wenigstens vor Zerstörung zu retten. Er schickte einige Beamte der Stadt, der Regierung und der Universität, von einem Hauptmann und einem Trommelschläger begleitet, an Tilly, und bot eine Unterhandlung an, der Plünderung und des Mordens wegen. Man antwortete ihm, „warum er denn das nicht früher gethan hätte, jetzt seyen die Soldaten nicht mehr zu bändigen!" Und in der That begann ein Blutbad, der barbarischen Kriegführung dieser Zeit würdig. Man mordete und quälte ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes; man durchbohrte Hände und Füße mit Nägeln, oder brannte die Fußsohlen mit glühenden Eisen, schändete Jungfrauen und Weiber, und dazwischen wüthete ein furchtbarer Brand, der das Predigtkloster, ein reiches Hospital, nebst 40 Häusern verzehrte [31]). Drei Tage dauerte dieser Zustand fort und der religiöse Fanatismus, den man anregte, steigerte noch die Qual der armen Einwohner. So ward der gelehrte und eifrig reformirte Theolog, Dr. Alting, nur wie durch ein Wunder gerettet. Ein feindlicher Oberstlieutenant sagte zu ihm: „mit diesem Streitkolben habe ich heute 10 Menschen getödtet; wenn ich wüßte, wo der Dr. Alting steckte, sollte der der eilfte seyn." Auf die Frage, wer er sey, gab Alting die ausweichende Antwort, er gehöre zum Sapienzcollegium; dies rettete ihn. In dem Tumulte vergaß der wilde Offizier weitere Nachforschung; zumal da er selbst die Kanzlei räumen und den Jesuiten, die schon am folgenden Tag einzogen, Platz machen

30) Wenigstens ist in der „Kurzen Verantwortung" p. 751 behauptet, man hätte den Gouverneur mehrmals vergeblich aufgefordert, die Stadt auf dieser Seite etwas zu befestigen.

31) Vgl. Theatr. eur. 648. Kayser histor. Schaupl. 370 und Relat. hist. p. 18.

mußte. Auf dem Boden versteckt, ward Altring durch einen kurfürstlichen Koch, der Tillys Tafel besorgte, mit Speise versehen, und kam wenigstens mit dem Leben davon.

Der Gouverneur von der Merven hatte sich während dem mit wenigen Bewohnern der Stadt auf das Schloß zurückgezogen, als am 17. der Oberst Montagne von Tilly anlangte und ihn fragte, was er vorhabe. Sein Vorhaben, erwiederte von der Merven, sey: das Schloß noch 10 Jahre zu vertheidigen, doch möge er sich, wenn er unterhandeln wolle, an General de Veer in Mannheim wenden. Es geschah; Veer's Antwort war aber wenig tröstlich; Merven hatte nicht nur keine Aussicht auf Entsatz, sondern es fehlte auch an Vorräthen und Munition, und die Soldaten waren muthlos [32]); so entschloß sich der Commandant zu unterhandeln; die Stadt hatte ihn zweimal (am 17. und 19. Aug.) ersuchen lassen, bei den Unterhandlungen ihrer nicht zu vergessen und sie vor Plünderung zu sichern; auch möge er dafür sorgen, daß die Religionsfreiheit gewahrt, Jedem der Abzug aus der Stadt freigelassen, die Beamten und Corporationen bei ihren Rechten bestätigt, die Stadt von Contributionen verschont, und die Archive und Bibliotheken nicht beraubt werden mögen [33]). Alle diese Punkte durchzusetzen, war, wie jeder einsieht, in der damaligen Lage unmöglich; allein der Gouverneur scheint trotz des gegebenen Versprechens es zu thun, auffallend wenig Notiz davon genommen zu haben, und der Vorwurf der Stadt war nicht unbegründet, daß von der Merven bei der Unterhandlung nur an sich und seine Soldaten gedacht habe.

---

32) „vnd in Summa allerhand mehr Bedenken, die hier nicht zu melden", sagt die relat. hist. p. 19. In der von den Bürgern herausgegebenen Gegenschrift „Verantwortung der heidelb. Bewohner" ꝛc. Frankf. 1623. wird von der Merven dagegen angeklagt, die Schuld der schnellen Uebergabe liege vorzugsweise an ihm.

33) Vgl. „Kurze Verantwortung" S. 752. Der Gouverneur in seiner „Relation" sucht über diesen delikaten Punkt dadurch hinwegzukommen, daß er gar kein Wort davon sagt.

Tilly verlangte Abzug aus dem Schloß und dem ganzen Lande, Zurücklassung aller Mobilien, Waffen und Vorräthe, und das Versprechen, nicht gegen den Kaiser zu dienen. Der Gouverneur dagegen erklärte, bei solchen Anträgen sich lieber bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen[34]), und verlangte wenigstens Sicherheit und ungehinderte Cultusübung für Alle, die sich in die Stadt begeben wollten, für sich aber freien Abzug und sicheres Geleit nach Mannheim oder Frankenthal, Freilassung der Gefangenen und Bewahrung alles dessen, was der Kurfürstin Elisabeth als Eigenthum zustände. Ueber diese und einige andere minder wichtige Punkte ward hin und her unterhandelt, bis am 19. September die Capitulation noch unter erträglichen Bedingungen zu Stande kam. Das Schloß mit allen Kriegsvorräthen, Mobilien, Urkunden, Documenten und Kleinodien mußte zwar an Tilly ausgeliefert werden, bis auf das, was er zu verabfolgen verwilligte, allein die gefangenen Ausländer wurden ohne Lösegeld ausgeliefert, die Soldaten sollten mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ausziehen, auch all ihr Eigenthum mitnehmen dürfen; sie sollten sicheres Geleit haben und einen Paßzettel, wohin sie sich jetzt begeben wollten; ein Gleiches sollte auch den Kranken und Verwundeten nach ihrer Genesung zu Theil werden.

Die ganze Kriegsmacht in den Mauern Heidelbergs soll schon am Tage des allgemeinen Sturmes auf 1500 Mann zusammengeschmolzen gewesen seyn[35]), und die Bayern selbst heißt, es, hätten beim Abzug der Besatzung geäußert, es sey eine Schande, daß sie sich von einem Häuflein Leute so lange hätten aufhalten lassen. Dann war die Capitulation hinlänglich ge-

34) Die Geschichte aller dieser Unterhandlungen s. Relat. histor. p 19 ff.

35) Relat. hist. p. 27. Nach der „kurzen Verantwortung" p. 749 waren diese Angaben übertrieben; wer hier recht hat, ist schwer zu entscheiden.

rechtfertigt; allein es hätte wenig gefehlt, so wäre sie nicht einmal erfüllt worden. Die abziehenden Truppen waren von Seiten der zügellosen bayrischen Soldateska den gröbsten Mißhandlungen ausgesetzt; der Gouverneur war nicht einmal vor Beraubung sicher. Erst als Tilly selbst mit bloßem Schwert ihnen Bahn machte und über die Zügellosen summarische Justiz hielt, konnten sie ohne Gefahr abziehen, doch mußte er sie die Bergstraße hinauf begleiten; so wenig half Geleitsbrief und Capitulation bei seinen eignen Leuten! Von den Gefangenen wurden nur die Ausländer freigelassen; über die andern, als Unterthanen des Reichs, blieb die Verfügung dem Kaisers vorbehalten.

Ehe wir Heidelbergs weiteres Schicksal erzählen, müssen wir den raschen Gang der Eroberung der Pfalz durch Tilly im Einzelnen verfolgen. Es galt jetzt, nach dem Falle Heidelbergs, zunächst dem jungen aber durch seine Lage kräftigen Mannheim. Die Stadt selbst, in der spätern Ausdehnung, war zum Theil nur abgesteckt und der unbedeutendste Theil ausgebaut, dagegen galt die in der Mitte gelegene Citadelle, die Friedrichsburg, mit Recht für einen sehr festen Punkt. Auch war die natürliche Lage der Stadt durch tüchtige Vorwerke noch mehr verbessert; am Zusammenfluß des Neckars mit dem Rhein lag die Sternschanze, und eine kleine Strecke oberhalb der Stadt ragte beinahe in den Rhein hinein die alte Veste Eichelstein, seit frühen Zeiten als sicherer Ort genannt und durch die Gefangenschaft Pabst Johanns XXIII. auch weiterhin berühmt. Trotz dieser vortrefflichen Lage war die Stadt nicht zu halten; es fehlte nicht nur an Geld, Soldaten und Vorräthen, sondern ein auffallend trockener Sommer hatte auch die meisten Laufgräben ausgetrocknet. Commandant war der unerschrockene Britte, Horace de Veer, schon von seinen Thaten im holländischen Kriege her bekannt, ein Mann, der auch jetzt Alles that, den Untergang einer schon beinahe verlorenen Sache aufzuhalten [36]).

36) Vgl. über alles Dies Theatr. eur. p. 648 ff.

Am 20. September erschien Tillys Heer und verschanzte sich vor der Stadt; die ernstliche Belagerung ward erst am 29. mit der Beschießung des Eichelstein begonnen. Da es an Truppen zur Vertheidigung fehlte, ließ de Veer das Belagerungsgeräthe schnell in die Festung schaffen, die Truppen sich zurückziehen und Eichelstein in Brand stecken. Jetzt warfen die Bayern ihre Verschanzungen am Rhein und am Neckar auf, überfielen (9. Okt.) die Mühlau und drangen am folgenden Tag über die trockenen Laufgräben und den niedersten Theil des Walls, der ihnen verrathen worden war, auf den Stadtkirchhof vor. Da war die eigentliche Stadt nicht mehr zu halten, und als am 18. Okt. das Bombardement heftig begann, ließ de Veer den Theil der Stadt, der unmittelbar an die Citadelle anstieß, in Brand stecken und die Bewohner in die Friedrichsburg flüchten. Am folgenden Tag waren die Feinde in der Stadt und dadurch war auch die Citadelle gefährdet. Von dem neuen Vorwerk am Rhein aus konnten sie dieselbe bestreichen, und von der Stadt aus konnte man den Festungsgraben trocken legen [37]. In der Friedrichsburg selbst war aber die Noth sehr groß; die Soldaten waren muthlos geworden, da auf Entsatz nicht zu hoffen war; auch hatten sie so schlechte Nahrung, daß viele krank wurden, und das Ausgehen des Pulvervorraths konnte man schon sicher berechnen; Geld hatten sie ohnedies seit längerer Zeit nicht mehr. Es war aber der ganze enge Raum zu dem noch mit den geflüchteten Bewohnern der Stadt erfüllt; Kranke gab es genug, schon durch die schädliche Ausdünstung; auch war keine Arznei da, der Winter vor der Thüre und drückender Holzmangel. Deßhalb fing de Veer am 30. Oktober an zu unterhandeln, und schloß am 2. November die Capitulation, die der Besatzung freien, ehrenvollen Abzug und sicheres Geleit, den

37) Es waren nämlich in den vielen Neubauten Gewölbe zu Kellern angefangen, von diesen aus gelangte man in den etwas höher gelegenen Festungsgraben der Friedrichsburg, aus dem man dann das Wasser in die Kellergruben abließ.

Bewohnern Schutz ihres Eigenthums verbürgte[38]). Am 4. November verließ de Veer die Stadt und Tilly nahm völlig Besitz. Die Besatzung fand bei Moriz von Hessen Wohnung und Unterhalt.

Es war jetzt noch ein fester Punkt von Bedeutung übrig, das getreue Frankenthal. Dahin zog jetzt Tilly in der Absicht, es einzunehmen, ward aber schnell abgeschreckt. Die Besatzung machte so furchtbare Ausfälle, daß er es nicht für rathsam hielt, bei der schlechten Novemberwitterung eine ernstliche Belagerung zu beginnen. Er beschränkte sich auf Verwüstung der Umgegend, ließ auch einen Theil der Truppen zurück, während der Rest in der Wetterau — nicht zur großen Erbauung der Einwohner — seine Winterquartiere bezog.

Die Pfalz war aber, Frankenthal ausgenommen, in den Händen der Feinde; die Gewaltschritte gegen dieselbe konnten demnach beginnen, und zwar war es zunächst Heidelberg, das schwer heimgesucht ward. In denselben Tagen, wo die pfälzische Hauptstadt und die bedeutendste Festung unterlegen waren, war auch auf einer andern Seite der matte Glückstern des böhmischen Königs völlig erblichen. Es wurde bereits erwähnt, wie in Böhmen der Widerstand im Namen Friedrichs V. als erloschen betrachtet werden konnte; die einzige Festung Glatz ward noch von dem jungen Grafen Thurn heldenmüthig vertheidigt; auch ihn zwang jetzt (26. Okt.) Noth und Hunger, sich zu ergeben, und es war jetzt kein Fleck mehr in Böhmen,

---

38) Die Bedingungen waren: 1. Die Garnison sollte mit Sack und Pack ausziehen, 2. auch 2 Falkonette mit Munition mitnehmen. 3. Dreißig Fuder Wein und 200 Malter Mehl sollten sie als Vorräthe mitnehmen dürfen. 4. Tilly solle die Truppen mit 1000 Mann sicher nach Frankfurt geleiten und sie in der Umgegend 14 Tage liegen lassen, bis ein englischer Commissär das Volk weiter führe. 5. Alle in die Festung geflüchteten Güter sollten die Besitzer behalten dürfen. 6. „Alle Theologen und andere Kirchendiener sollten unmolestiret in Mannheim bleiben", so lang bis sie sicher und auf weiter Unterkommen verreisen möchten Theatr. eur. p. 650. Vgl. Khev. IX 1736.

der nicht Ferdinand als König anerkannte. Man konnte jetzt von Wien aus kirchlich offener und unverholener verfahren; gleichzeitig mit der Verkündigung einer Amnestie, ward daher die Universität Prag an die Jesuiten gegeben, der Rath von Protestanten ganz gesäubert und die lutherischen Prediger und Lehrer mit rücksichtsloser Härte vertrieben [39]).

So wie Böhmen und seine Nebenlande, so blieb auch die Pfalz von gewaltsamer Reaction nicht verschont; es mußte gezeigt werden, wie wahr die Verheißung sei, man wolle keinen Religionskrieg führen. Die Oberpfalz war in bayerischen Händen; Jesuiten und Mönche kehrten zurück und begannen ihr Bekehrungswerk; in wenigen Jahren war die katholische Lehre wieder die herrschende, und der Rest von Andersgläubigen sah sich entweder genöthigt, das Vaterland zu verlassen oder gab allmählig auch das Lutherthum auf. In der rheinischen Pfalz war seit dem Einrücken der Spanier (1620) die protestantische Lehre bedrückt und gehemmt worden; in der Umgegend von Kreuznach, Bacharach, Alzei, Oppenheim, war gegenüber einer überlegenen Kriegsmacht die katholische Reaction nicht aufzuhalten. Die Lutheraner benahmen sich auch hier so armselig, wie anderswo; schadenfroh sahen sie zu, wie die Reformirten gewaltsam verdrängt wurden — bis dann die Reihe auch an sie kam. In Heidelberg und der Neckarpfalz hatte sich immer noch der Protestantismus erhalten; jetzt, als Tilly hier eindrang, begann die Reaction ohne Hinderniß. Wenige Tage nach Tillys Einrücken in Heidelberg ward schon gegen den Protestantismus verfahren; die Jesuiten zogen in die kurfürstliche Kanzlei ein; die heil. Geistkirche ward ihnen eingeräumt und auch in den übrigen Kirchen wurde allmählig der katholische Cultus hergestellt, die protestantischen Geistlichen mit dem Anfang des folgenden Jahres (Febr. 1623) aus der Stadt vertrieben [39a]).

39) Die einzelne Geschichte dieser Reaction s. in Peschecks Werk über die Gegenreformation. II.

39a) In den handschr. Collect. Camerar. III. fol. 174 steht die Vorstellung der heidelberger Bürgerschaft an Tilly (1. März 1623). Er wisse

Das Lutherthum, wo es auf dem Lande vorkam, ward jetzt noch verschont, aber der Calvinismus um so schonungsloser behandelt; die Geistlichen, die man wegjagte, wurden in einem Augenblick vertrieben, wo ihre Gehalte fällig waren, und in ihren Besitz traten katholische Priester und Mönche ein. Bald war die Pfalz mit fremden Ordensgeistlichen überfluthet; Tausende von reformirten Pfälzern mußten im Ausland Schutz suchen; die Bekehrung ward erst allmählig begonnen, dann mit rascher Gewalt durchgeführt. Wir werden unten zeigen, wie in einem Zeitraum von sechs bis sieben Jahren fast das ganze Land aus einem protestantischen in ein katholisches umgeschaffen ward.

Das härteste Loos traf Heidelberg, die Stadt und Hochschule, die bisher der Mittelpunkt der calvinischen Wissenschaft gewesen war. Der Zustand geistiger Blüthe, wie wir ihn oben geschildert haben, hatte bis in die Kriegszeit fortgedauert; Friedrich V., als er (25. Sept. 1619) von ihr Abschied nahm, versprach noch ausdrücklich, sie mit derselben Fürsorge, wie es seine Vorfahren thaten, zu bedenken, und hatte ihr Wohl dem Administrator, Pfalzgraf Johann, auf die Seele gebunden [40]. Nach seiner Krönung hatte ihm die Hochschule Glück gewünscht und mehrmals ihm ihre Zukunft anempfohlen [41]. Auch bewies sich der Administrator dafür sehr thätig; denn noch bis ins Jahr 1620 fuhr man fort, alle Lücken eifrig zu besetzen, und bis dahin blieb auch die Frequenz auf jenem Höhepunkt, auf den sie seit Johann Casimir, als Pflanzschule des europäischen Calvinismus, gekommen war. Noch im Jahr 1618 und 1619 waren aus allen Theilen Europas jedes Mal zwischen zwei- und dreihundert immatrikulirt worden; erst 1620 schwand

---

ja selbst, heißt es, daß die Gewissen nicht zu bezwingen seyen, man möge in der Kriegsnoth und dem allgemeinen Elend ihnen doch den einzigen Trost nicht nehmen.

40) Acta Univ. 1617—1619. fol. 316 ff.

41) Acta fol. 339 340.

wegen Spinolas Einfall die Zahl der Besucher auf die Hälfte, im folgenden Jahre auf ein Fünftheil herab [42]).

Die unglücklichen Ereignisse im Herbst 1622 gaben ihm den Todesstoß; denn ungeachtet des versprochenen Schutzes ward durch Raub und Gewaltthat, durch Vertreibung der theologischen Professoren, die eben noch so blühende Anstalt verödet. Bald waren nur noch ein paar Professoren übrig, die bis 1627 ihren Gehalt fortbezogen. Aber die Anstalt stand still. Schon im Jahre 1626 heißt es im Matrikelbuche: es ist in diesem Jahre nur einer eingezeichnet worden.

Unter allen Verlusten der Hochschule war der größte die Wegführung ihrer glänzenden literarischen Hülfsmittel, der Bibliothek. Seit der großen Büchersammlung von Alexandria waren wenige an Gehalt so reiche Sammlungen angelegt worden; in Europa galt sie damals mit Recht für die unerschöpfte Fundgrube gelehrter Forschung. Die bedeutendsten Werke des klassischen Alterthums, die Dichter des deutschen Mittelalters, die Geschichtschreiber der vergangenen Jahrhunderte, waren hier in kostbaren Handschriften aufgehäuft, vieler Dokumente zur pfälzischen Hausgeschichte [43]) und der Menge gedruckter Bücher aus allen Fächern gar nicht zu erwähnen. Die pfälzischen Kurfürsten seit Ludwig III. hatten, neben ihrer vielfältigen äußern Thätigkeit, mit seltener Aufopferung die wissenschaftlichen Hülfsmittel herbeigeschafft; in Zeiten beengter Geldverhältnisse waren mit ungeheuren Opfern die kostbarsten literarischen Schätze angekauft worden. Waren nun zwar Alle dafür thätig, so können doch die Kurfürsten Philipp, Otto Heinrich und Friedrich IV. als Hauptgründer der großen Bibliothek angesehen werden. Ganz Europa war der Bibliothek um so mehr verpflichtet, als die edle Liberalität der Beamten, unter denen Gruterus auch als Gelehrter hervorragte, die Schätze nicht in Schränken modern ließ, sondern jedem Wißbegierigen nutzbar zu machen wußte.

---

42) Acta Univ. 1620. Matrikelbuch.

43) Fragment eines Katalogs im Pfälz. Arch. zu Karlsruhe.

Längst hatte man in Rom die Bibliothek aufmerksam betrachtet; theils wünschte man auf wohlfeilem Weg den kostbarsten Bücherschatz der damaligen gelehrten Welt an sich zu bringen, theils wollte man dem Hauptsitz der calvinischen Ketzerei die geistigen Hülfsmittel entziehen. Der gegenwärtige Krieg gab dazu erwünschte Gelegenheit; der Pabst hatte ja eine eigne Steuer für die Sache Ferdinands II. und der Liga ausgeschrieben, und man konnte den Geldzuschuß, den er den Kriegführenden hatte zukommen lassen, auf mehrere hunderttausend Kronen anschlagen [44]. Das Geld war schwer zurückzubekommen; die bequemste Zahlung für den Kurfürsten war daher gewiß das geraubte Gut eines Dritten, dessen unschätzbaren Werth er unbedenklich Deutschland auf immer entfremdete, um es im Vatican begraben zu lassen.

Man schien auf pfälzischer Seite etwas der Art zu besorgen, und der Kurfürst schrieb aus seinem Exil zu Gravenhaag (Okt. 1621) an seine heidelberger Beamten, sie möchten doch die Bibliothek in Sicherheit bringen; die hielten es aber wegen der spanischen Truppen, die ringsum schweiften, für bedenklich, und die Menge der Bücher für hemmend. Doch wandte man sich an den Kaiser und zwar mit Erfolg; denn Ferdinand II. gab (Dez. 1621) an Spinola Befehl [45]), die Bibliothek vor Raub und Verschleppung zu schützen. So war sie zwar vor Spaniern gesichert, aber nicht vor einem deutschen Kurfürsten, der diesen Stolz des Vaterlandes dem Pabste bereits zugesagt und gleich nach der Eroberung der Stadt Heidelberg sein Versprechen wiederholt hatte.

Noch im Herbst des Jahres 1622 ging ein päbstlicher Bevollmächtigter, Leo Alacci, über die Alpen, mit Geld und Empfehlungsbriefen reichlich versehen; seine Instruktionen gingen

---

44) „Keinem", schließt daraus Theiner in dem angeführten Buche S. 5, „konnte also der heidelberger Bücherschatz mehr und pflichtgemäßer zukommen, als ihm."

45) Archivnachricht bei Mailath III 96.

aufs Detail sorgfältig ein, und zeugen von der beinahe ängstlichen Pünktlichkeit, womit man in Rom jede Verschleuderung oder Beschädigung der pfälzischen Bibliothek zu verhüten suchte [46]. Am 13. Dez. langte der Commissär in Heidelberg an; die pfälzische Bevölkeruug erschwerte ihm sein Geschäft so viel wie möglich. Obwohl die fremden Truppen ihn schützten, konnte er doch kaum für sich eine Wohnung und für die Verpackung Arbeiter und Handwerker bekommen, alle Bedürfnisse, Bretter, Packtuch, Nägel und Stricke mußte er mit großer Mühe aus der Ferne beischaffen, weil sie ihm in Heidelberg und der Umgegend Niemand lieferte. Nur durch Tillys unmittelbaren Schutz gelang es ihm, sein Geschäft zu vollführen und am 14. Februar verließ er Heidelberg mit fünfzig Frachtwagen voll geraubter Bücher und Handschriften. Außer der großen **Bibliotheca palatina**, waren auch die Bücher und Handschriften der Universität, des Sapienzcollegiums und die Privatbibliothek des Kurfürsten gebrandschatzt worden; nur was für Rom ganz überflüssig oder bereits vorhanden war, ließ Alacci zurück [47]. Alles Andere ward in 184 Kisten über die Alpen gebracht, um im Vatican als eine Kuriosität aufbewahrt zu werden.

Man könnte es dem Kurfürsten Maximilian vielleicht Dank wissen, wenn er die pfälzische Bibliothek vor den Stürmen der folgenden Kriegszeiten gerettet und nach München gebracht hätte [48]; sie wäre dann ein Eigenthum Deutschlands und für die Wissenschaft nutzbar geblieben, was sie in Rom bis jetzt nicht gewesen ist. Von den vielen Handschriften bezog sich ein guter Theil auf pfälzische Hausgeschichte [49]; schon Carl Lud-

46) Instruktionen und Vorschriften findet man bei Theiner.

47) Einen Theil von diesen zurückgelassenen Büchern ließ er dem Sapienzkollegium zu Theil werden. Theiner S. 34 nennt das in allem Ernste „eine großmüthige Schenkung"!

48) Wir erwähnen das nur, weil Theiner S. 46 für Maximilian und Gregor XV. den „Dank der spätesten Nachwelt" in Anspruch nimmt.

49) Auf dem Pfälz. Archiv zu Karlsruhe findet sich davon ein Verzeichniß.

wig und später Carl Theodor (1751) ließen sich einzelne dieser Handschriften copiren. Alle andern, die kostbaren griechischen und lateinischen Handschriften, die zahlreichen Dichter des Mittelalters, wären uns immer verloren geblieben, wenn nicht Bonaparte glücklicherweise an den literarischen Schätzen Roms dasselbe Freibeuterrecht geübt hätte, wie Rom einst an der Pfalz. Dadurch ward 1815, wo man den kriegerischen Raub dem rechtmäßigen Besitzer zurückgab, der badischen Regierung Gelegenheit das alte Recht Heidelbergs wieder geltend zu machen, und die damalige preußische Verwaltung, bei der Männer wie die Brüder Humboldt von Einfluß waren, hat die Forderung mit Wärme unterstützt; ihre Thätigkeit unterließ nichts, um das vollständige Eigenthum der pfälzischen Universität zurückzubekommen [50]). Aber die römische Curie gab nur einen kleinen Theil zurück, dessen Werthvollstes und Kostbarstes für sie selbst in den Schränken unverstanden und ungebraucht aufgehoben war. Außer den griechischen und römischen Handschriften, den ungedruckten Beiträgen zur pfälzischen Hausgeschichte, waren es besonders die kostbaren altdeutschen Handschriften, die jetzt nach Heidelberg zurückkehrten; der ganze Rest und der große Schatz an gedruckten Büchern, ist in Rom geblieben. Das Eigenthum der pfälzischen Universität ward ihr unter der Bedingung zurückgegeben, daß sie es für das gemeinsame deutsche Vaterland zur freien Benützung aufschließe, und man ist dieser Verpflichtung treulich nachgekommen. Die neuauflebende Erforschung unserer alten Nationaldichtung hat die größten Bereicherungen aus den Resten der alten Palatina erhalten, und schon in diesen dreißig Jahren hat die Wissenschaft sehr Vieles daraus gezogen, während in den zwei Jahrhunderten ihres Aufenthalts zu Rom man beinahe die Existenz der hochberühmten Bibliothek vergessen hatte.

---

50) Wilken Gesch. der heid. Büchersamml. S. 248 gibt die Note, womit Rom seine rechtlichen Ansprüche zu vertheidigen suchte, ein eben so merkwürdiges Probestück ultramontaner Jurisprudenz, als das Büchlein Theiners.

Die letzten Ereignisse trugen keinen einseitig politischen Charakter mehr, und die Protestanten konnten bei den Resultaten des Jahres 1622 nicht mehr gleichgültig bleiben. Wenn auch Sachsen zweideutig und falsch, England feig und unklug handelte, die meisten andern von Furcht wie gebannt waren, so sahen doch Einzelne in und außerhalb Deutschland wohl ein, welche Bedeutung für den Protestantismus im Allgemeinen Friedrichs Sache habe. Von auswärtigen Fürsten zeigte Christian IV. von Dänemark den regsten Antheil für Friedrich; ihn und die Fürsten des niedersächsischen Kreises günstig zu stimmen, hielt sich der oftgenannte Diplomat Camerarius in Hamburg und Bremen unterhandelnd auf [51]. So gern nun Christian, schon aus Rücksichten des Ehrgeizes und der Vergrößerung, sich in die deutschen Angelegenheiten gemischt hätte, so konnte er doch auf seine eigne Hand nichts Feindseliges unternehmen; er warb zwar Truppen, allein er hoffte erst auf entschiedene Maßregeln Englands; und die, wie wir gesehen haben, erfolgten nie. So mußte er sich beschränken, durch Gesandtschaften dem Kaiser seine Willensmeinung kund zu geben; bei dem damaligen Selbstvertrauen des wiener Hofs blieben aber solche Schritte ganz unfruchtbar. Auch der niedersächsische Kreis war für Friedrich und erklärte auf seinen Versammlungen entschieden, eine Zerstückelung der Pfalz und Uebertragung der Kur nicht zu dulden [52]), allein Ferdinand kannte den deutschen Charakter zu wohl, um nicht zu wissen, was man den Protestationen gegenüber wagen dürfe.

Wen nicht das Interesse für Friedrich V. bewegte, den zwang die eigne Noth. So waren die neutralen Städte nicht nur von Mansfeld schwer heimgesucht worden, sondern namentlich auch die kaiserlichen Feldherrn, Spinola und Erzherzog Leo-

---

51) Vgl. die Berichte von Camerarius bei Londorp A. p. II p. 608 ff. Ein Brief Christians in der Handschr. Coll. Camerar. III fol. 215.

52) S. den Brief des Camerarius d. d. 20. April 1622 bei Londorp II. 610.

pold, waren mit ihnen durchaus feindselig verfahren, obschon sie dem Vertrage, wodurch sie der Union entsagt, treu geblieben waren. Dies bewog die Städte Straßburg, Nürnberg und Ulm, sich mit einer Beschwerde an Kursachsen zu wenden [53]), und Kursachsen zeigte sich diesmal willfährig, indem es (Ende Okt.) an Mainz und Ludwig von Darmstadt Vorstellungen über die Sache machte. Freilich war Kurfürst Johann Georg in seinen eignen Interessen gekränkt; denn das Verfahren, womit man die böhmischen Lutheraner bedrohte, veranlaßte ihn zu einer Beschwerde an den östreichischen Statthalter, den Fürsten Lichtenstein (10. Okt.), der diesen Brief so sehr respectirte, daß er noch an demselben Tage die Maßregeln der Vertreibung ins Werk setzen ließ [54]). Nun wandte sich der Kurfürst mit einer ausführlichen Zuschrift an den Kaiser, erinnerte ihn an geheiligte Verträge, sein eignes politisches Interesse, an die Forderungen der Billigkeit und an die Opfer, die bisher Sachsen dem Frieden gebracht habe (9. Nov.), und der viel erwähnte Dr. Hoe, der so laut frohlockte über die Verjagung der Reformirten, den der Kaiser mit 12000 Gulden erkauft hatte [55]), suchte ebenfalls den Fürsten von Lichtenstein milder zu stimmen; Beides war ein ganz vergebliches Bemühen.

Neben diesen Versuchen, durch Bitten, Vorstellungen, Gesandtschaften und Briefe eine mildere Wendung der Dinge herbeizuführen, müssen wir aber auch anderer erwähnen, die auf ein unmittelbar thätiges Eingreifen abzweckten, ja die sogar in ihren Planen weit über die Gränzen der blos deutschen Politik hinausgriffen. Die Reaction in Böhmen, die Eroberung der Pfalz, die drohende Verleihung der Kurwürde, hatten ernstlich besorgt gemacht, und was deutsche Fürsten damals zur Abhülfe ersonnen, ward dann von Fremden in ihrem Interesse gehörig ausgebeutet. So faßte Herzog Wilhelm von Weimar den Plan,

53) Vgl. Londorp II. 635.

54) So schreibt der Kurfürst selbst an den Kaiser. Lond. II. 631.

55) Mailath III. 82.

eine neue protestantische Union zu stiften [56]), so tauchte in verschiedenen Köpfen ein seltsamer Plan von einer großen nordischen Allianz hervor, die, wie Heinrichs IV. europäische Republik, bestimmt war, das Haus Habsburg zu stürzen und eine neue Ordnung der Dinge in Deutschland an die Stelle zu setzen. Dieses seltsame Phantasiegebäude gehört nur seinem kleinsten Theil nach dem Pfalzgrafen an; dem Auszug zufolge [57]), den das wiener Cabinet schadenfroh bekannt machte, hatten die pfälzischen Diplomaten, Rusdorf, Camerarius, Dohna, dann Prinz Moriz, Bethlen Gabor u. A. den wesentlichsten Antheil daran. Man baute auf Mansfelds Besetzung der Oberpfalz und Bayerns, auf eine große Empörung der slavischen Länder, Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien, auf den Beistand der Ungarn und die Hülfe der Türken! Sachsen sollte durch Heirath an die Pfalz geknüpft werden, Dänemark und die Hansestädte waren schon hereingezogen, England, Schweden, Hessen, Braunschweig wurden als natürliche Verbündete mitgerechnet. Mansfeld sollte durch ein Reichsfürstenthum belohnt, die slavischen Länder zu einem Reiche vereinigt, Bayern unterdrückt, das Haus Habsburg aus Deutschland verdrängt und statt dessen Sachsen und Brandenburg mehr vergrößert werden. Auch die geistlichen Güter waren weltlichen Fürsten bestimmt, und daß Bethlen Gabor und die Türken ihre Liebesdienste nicht umsonst thun würden, ließ sich erwarten. Wir haben diesen Plan nur kurz skizzirt, so weit es der wiener einseitige Auszug erlaubte, und glauben, daß das durchaus genüge. Obwohl man anfing, Unterhandlungen und Cabalen diesem Ziele gemäß zu leiten, so verdient doch dergleichen politische Kannegießerei keine genauere Beurtheilung.

---

56) Röse Benhard I. 98—100. Ebenso über den andern Bund Röse S. 53. 54.

57) Vgl. Londorp II. 725 — 730. „Extract des schwarzen Registers am kaiserlichen Hoff."

Während sich so die Verfechter des Protestantismus in luftigen und haltlosen Entwürfen erschöpften, hatten Ferdinand, Maximilian und die päbstliche Politik ihr Ziel bestimmter und sicherer im Auge behalten. Den Pfalzgrafen für immer aus der Reihe der Reichsfürsten zu entfernen, war schon längst beschlossene Sache, wir haben seiner Zeit die verschiedenen Unterhandlungen darüber erwähnt; jetzt war die Frucht reif geworden, und was der Kaiser [58]) am 11. Mai 1622 nach Madrid geschrieben hatte, die bestimmte Verleihung der Kurwürde an Bayern, das sollte sich noch im Laufe dieses Jahres seiner Erfüllung nähern. Deßhalb ward ein Fürstentag nach Regensburg ausgeschrieben (ein Reichstag hätte des Kaisers Wünschen mehr Schwierigkeiten gemacht), und zu der Versammlung, außer den Kurfürsten, die Bischöfe von Salzburg, Bamberg und Würzburg, die Herzöge von Bayern, Braunschweig, Pommern und der Landgraf Ludwig von Hessen eingeladen. Diese Personen waren gut gewählt; der Schein der Unpartheilichkeit war durch ihre Zusammenstellung gewahrt und doch die Mehrheit der Stimmen der kaiserlichen Sache jedenfalls gesichert. Nur in Einem täuschte Ferdinands Berechnung; er zählte bestimmt auf Kursachsens gewohnte dienstwillige Ergebenheit und Brandenburgs demüthige Gleichgültigkeit; allein Sachsen war, wie schon erwähnt, durch das Verfahren in Böhmen ernstlich beleidigt, auch durch seine Stellung zu der Gesammtheit der deutschen Lutheraner zum Widerstand gezwungen, und Brandenburg ließ sich diesmal, da nichts zu riskiren war, zur Opposition mit fortreißen. Es kostete daher schon viele Mühe, nach langem Weigern den Kurfürsten Johann Georg nur dazu zu vermögen, daß er Gesandte auf den Fürstentag schicken wollte; und sein Beispiel wirkte. Persönlich erschien kein protestantischer Fürst, den Landgrafen von Hessen ausgenommen, und die andern lie-

58) Der Brief gehört zu der aufgefangenen Correspondenz der „spanischen Kanzlei."

ßen sich, außer Sachsen und Brandenburg, nicht einmal durch Gesandte vertreten.

So zog (24. Nov. 1622) der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge und all dem byzantischen Prunke, wodurch seit Carl IV. das sinkende Kaiserthum seine Leerheit zu verhüllen suchte, in Regensburg ein, und der Fürstentag begann, an dem das pfälzische Kurhaus seine Verdammung empfangen sollte. Ehe man darüber die Conferenzen eröffnete, kam noch ein anderer Punkt zur Sprache, eine erneuerte Friedensunterhandlung mit Friedrich V. Es war nämlich Jakob I. gelungen, im Spätherbst dieses Jahres von der Infantin zu Brüssel wenigstens die zweideutige Concession zu erlangen, daß ein allgemeiner Waffenstillstand auf ein Jahr in Deutschland sollte geschlossen, Mannheim und Frankenthal den Spaniern in Verwahrung gegeben, dem Pfalzgrafen dagegen seine Residenz in Heidelberg gestattet werden. Führe der Waffenstillstand zu keinem Ziele, so sollte man Mannheim (es war damals noch nicht von Tilly erobert) und Frankenthal wieder an Friedrich zurückgeben. Diese Vorschläge legte der spanische Gesandte, Graf d'Ognate, dem Fürstentage vor; aber man fand Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, und der Kaiser ließ alsbald der Infantin eine Vorstellung machen (28. Nov., 8. Dez.) über das Gefährliche eines solchen Vertrags. Der spanische Gesandte beantwortete die Einwände sehr schlagend, und drang mit Entschiedenheit auf die Erfüllung des unterhandelten Vertrags [59]), aber vergebens; die Versammlung schob so viele Bedenklichkeiten ein, schlug so viele Aenderungen vor, daß der Vertrag eine ganz andere Gestalt annahm und die Absicht, Schwierigkeiten und Verzögerungen zu machen, völlig erreicht war. Jetzt trat (7. Jan. n. St.) der Kaiser mit seinen Vor-

59) S. bei Senkenberg S. 201 f., wo das Meiste aus den Urkunden geschöpft ist. Der Graf d'Ognate äußert sich mit zu viel Wärme und Energie für des Pfalzgrafen Sache, als daß bei ihm, wie Söltl I. 283 von den damaligen spanischen Unterhandlungen im Allgemeinen glaubt, nur Trug anzunehmen wäre. Auch bei der Uebertragung der Kur machte Ognate dem Kaiser kräftige Gegenvorstellungen. S. auch unten Note.

schlägen, wegen Uebertragung der Kur an Bayern, hervor [60]; und es begannen die sechswöchentlichen Unterhandlungen darüber, deren Schluß des Kaisers und des Pabstes Plane mit Erfolg krönte [61]). Der Eindruck, den Ferdinands Vorschlag über die Uebertragung der Kur machte, war natürlich bei den Versammelten ein sehr verschiedener; Sachsen erkannte zwar an [62]), daß des Pfalzgrafen Benehmen strafwürdig sey, bestritt aber nicht nur die Absetzung von der Kur, sondern auch die Rechtmäßigkeit der Acht, die es früher selbst anerkannt hatte; Brandenburg that dasselbe, und zwar mit einer an ihm ganz ungewohnten Energie; auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der doch fühlen mochte, welchen Einfluß die veränderte Zusammensetzung des Kurcollegiums für alle Protestanten haben müsse, verwandte sich, freilich sehr behutsam, für die Pfalz. Kurmainz dagegen trat sehr entschieden gegen Friedrich auf, zum Theil deßhalb, weil ihm die Bergstraße so sehr gefiel, und Salzburg ordnete seine Meinungen stets aufs unterthänigste den kaiserlichen Wünschen unter. Die bayrische Politik besaß zu viel Delicatesse, um den Verhandlungen beizuwohnen; sie zog es vor, im Verein mit dem päbstlichen Nuntius hinter den Coulissen zu wirken; und dieser Einwirkung ist es auch wohl zuzuschreiben, daß Ferdinand, trotz dem dauernden Widerstand der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, seine selbstgewählte katholische Majorität dazu gebrauchte, ein Reichsgesetz der wichtigsten Art eigenmächtig umzuändern. Auch von einer andern Seite her

60) Londorp II. 661 Theatr. eur. p. 712.

61) Die einzelnen Verhandlungen findet man vollständig bei Londorp II. S. 657—674. Im Texte ist aus dem Wust von Antworten und Gegeneinwänden, Propositionen und Gegenpropositionen, die vom 7. Januar bis zum 23. Februar erfolgten, nur das Wesentlichste und Entscheidende hervorgehoben.

62) Während der ganzen Unterhandlung ging noch am 25. Jan. von Regensburg aus ein kaiserliches Schreiben nach Dresden, um den Kurfürsten wegen des Verfahrens gegen die prager Lutheraner zu beruhigen. Khev. X. p. 11—19.

war der Widerstand erfolglos. Mit Recht ward nämlich hervorgehoben, daß Friedrichs Empörung sicherlich nicht die Rechte seiner Agnaten beeinträchtigen könne; daß also jedenfalls entweder sein Bruder oder Pfalz-Neuburg in die Kur eintreten müsse. Pfalz-Neuburg, dem die Antwartschaft auf die Kur seit Kaiser Maximilian II. zugesagt war [63]), machte seine Rechte auch in einer eignen Vorstellung geltend, aber mit eben so wenig Erfolg, als Sachsen und Brandenburg die andern Rechtspunkte. Was hinderte hier Recht, Herkommen und verbürgter Anspruch; was hinderte die Aussicht auf einen verheerenden Bürgerkrieg, den man nur zu richtig weissagte [64]), Bayern mußte die Kur erhalten; so wollte es der Kaiser; und es erhielt sie. In diesem Sinne war das kaiserliche Ultimatum vom 23. Febr. abgefaßt; es eröffnete dem Pfalzgrafen die großmüthige Hoffnung, wenn er sich demüthig unterwerfe, Begnadigung zu erlangen, — ausgenommen die Kurwürde! — es sagte dem Herzog von Bayern dieselbe zu, versprach aber, auf einem Tage zu Frankfurt, Nürnberg, Augsburg oder Ulm die Ansprüche der Kinder und Agnaten Friedrichs zu regeln. Dies letzte war die einzige Concession, die man dem Widerstand der Protestanten brachte. Diese Bedingung mußte auch Maximilian beschwören, als er zwei Tage nachher aufs feierlichste mit dem Kurhut belehnt ward.

63) Auch die Pfalzgrafen von Zweibrücken machten ihr Agnatenrecht an die Kur geltend, worüber im pfälzischen Archiv zu Carlsruhe („Standeserhöhung") sich Akten befinden. Der Kurfürst von Sachsen ließ am 25 Febr. noch ein dringendes Schreiben an Mainz abgehen, aber ohne damit mehr zu erreichen, als durch die bisher gethanen Schritte. Theatr. eur. p. 726.

64) „müssen bekennen, daß wo nicht bei Zeiten bequeme und nothwendige Mittel zu Fried und Ruhe ergriffen würde, letzlich nicht anders, dann endliche Ruin und Combustion erfolgen könnte, dardurch das geliebte Vatterland den Feinden ein Raub und Schauspiel, den getreuen Ständen aber zu Noth und Jammer gemacht werden dörffte." Votum von Sachsen, Brandenburg und Hessen-Darmstadt vom 15. Febr. a. St. bei Lond. II. p. 669.

So war erreicht, was man seit mehr als 2 Jahren erstrebt hatte [65]) und alle die Unterhandlungen, deren Wendungen wir zum Theil angedeutet, hatten jetzt ihr Ziel gefunden. Fragt man nach dem eigentlichen Zweck, den Ferdinand bei dieser so eifrig betriebenen Angelegenheit im Auge hatte, so war es ein doppelter Impuls, der ihn dazu vermochte. Politisch konnte er auf keinem bequemern Wege den Herzog von Bayern, dem für die Kriegskosten von 13 Millionen ein Theil seiner Erblande verpfändet war, nicht leichter entschädigen, als durch die Ertheilung der Kurwürde und oberpfälzischen Lande; in kirchlicher Hinsicht aber war es ihm sehr wesentlich, einen protestantischen Kurfürsten aus dem Kurcollegium zu verdrängen und darin die Majorität von fünf gegen zwei Stimmen für immer zu sichern [66]). Pabst und Jesuiten hatten tüchtig gearbeitet, diesen Gesichtspunkt und die „Erhöhung des christlichen Glaubens" im Gemüth des Kaisers zum Hauptgedanken zu machen, und Ferdinand II. selbst glaubte gewiß sehr ehrlich, an dem frommen Maximilian und seinen Nachkommen sich einen getreuen Schildträger zu erziehen. Daß die Nachkommen desselben Maximilian ein Jahrhundert später zweimal einen wüthenden Kampf anfachen würden, nicht nur gegen den Kaiser, sondern namentlich gegen das Haus Habsburg, hatte er gewiß am wenigsten geahnt. Fragt man aber, wer bei dieser Maßregel, so wie bei der Achtserklärung von 1621 und der Reaction von 1627 der revolutionaire Theil war, und wer der conservative, so ruht diesmal auf dem Kaiser der Vorwurf, das Bestehende ohne innere Nothwendigkeit gewaltthätig niedergerissen und persönliche oder egoistische Plane durch die leicht zu lüftende Maske des Rechts und der Religion verdeckt

65) Wenigstens schrieb der Kaiser selbst (d. d. 14. Okt. 1621), daß er schon vor der Schlacht bei Prag den Gedanken gehabt, die Kurwürde an Bayern zu übertragen. S. Senkenb S. 209. Seit 1621 war man aber namentlich mit Spanien in den lebhaftesten Unterhandlungen begriffen. S. Aretin Bayerns ausw. Verh. 1. 180 f.

66) Die Gründe und Motive hat am vollständigsten zusammengestellt Senkenb. XXV. S. 209 f.

zu haben. Wer wollte aber in einer Zeit, die so fruchtbar an Keimen einer Revolution war, der Masse ihre Zerstörungssucht verargen, wenn der Kaiser selbst mit üblem Beispiele voranging? —

Daß die römische Curie frohlockte und es als ein Ereigniß pries, das die baldige Vernichtung des Protestantismus verkündete, ist sehr natürlich; Deutschland weiß auch, wie groß die Sorge Roms für Deutschlands Friede und Größe von jeher gewesen ist, und daß Roms Größe stets nur durch Deutschlands Zerrissenheit bedingt war.

Rom selbst hatte seinen warmen Antheil schon während der Unterhandlung bewiesen; darum bat Maximilian auch in seinem Danksagungsschreiben den Pabst [67]), „nicht nur wie bisher der Schöpfer und Gönner der Sache zu sein, sondern auch die weiteren Gegner durch seinen Einfluß zu beruhigen." Unter den Protestanten machte die Sache einen sehr schlimmen Eindruck; das frühere Gefühl der Sicherheit war seit den letzten Ereignissen von ihnen gewichen. In Böhmen dauerten die gewaltsamen Reactionen fort; man versagte den Nichtkatholiken ihr ehrliches Begräbniß; man zwang die Lebenden, ihren Glauben abzuschwören oder hohe Summen zu bezahlen; denn mit Gold war der Eifer der Seligmacher bisweilen zu besänftigen. An vielen Orten erlaubte man den Auswanderern nur fünf Gulden mitzunehmen; sie hörten dann lieber die Messe, als daß sie zu heimathlosen Bettlern wurden. Auf einzelnen adeligen Gütern wurde der lutherische Gottesdienst noch im Stillen fortgefeiert; da kam es z. B. in einem Flecken bei Kuttenberg vor, daß die Andächtigen vom Kriegsvolk überfallen wurden, man ihnen den Wein und die Hostien auf den Boden schüttete, die Leute schmählich mißhandelte und die Weiber schändete! Dazu paßte denn freilich das vierzigstündige Gebet, das der Pabst noch in demselben Jahre verordnen ließ, und wonach in einer Menge katho-

67) Khevenh. X. 73 f.

lischer Kirchen die baldige Vertilgung der Protestanten von Gott erfleht ward [68]).

Von den katholischen Mächten nahm Spanien die Uebertragung der Kur am kältesten und gleichgültigsten auf; der spanische Gesandte ignorirte das Geschehene und wohnte der feierlichen Belehnung nicht einmal bei. Zwar hatten einmal die Bemühungen des Grafen Khevenhiller und des Pater Hyacinth auf die Stimmung des spanischen Hofes einen so günstigen Einfluß geübt, daß man mit der Uebertragung der Kurwürde ganz einverstanden schien [69]); aber indessen waren die Unterhandlungen in Brüssel wieder angeknüpft und sogar vorläufig abgeschlossen worden. Spanien lief Gefahr, England werde ganz mit ihm brechen, wenn es sich so grob betrogen sähe; daher die plötzliche Aenderung der Gesinnung. Jetzt erinnerte man an die Schwierigkeiten, an die Abneigung der protestantischen Kurfürsten, bat den Kaiser „sich doch ja nicht zu übereilen“ [70]) und Graf Ognate erhielt den Befehl, zu zögern, was, wie wir gesehen haben, auch geschah. So war die diplomatische Stimmung, als der Fürstentag eröffnet ward und das lange vorbereitete endlich geschah. Graf d'Ognate blieb nicht nur theilnahmlos, sondern erklärte auch ganz offen am kaiserlichen Hofe, „dieser Schritt werde über Deutschland mehr Unheil bringen, als alles Andere, und statt des Friedens werde der Krieg nur von Neuem auflodern.“ Man kann sich denken, wie der Pabst und Bayern dies aufnahmen; Rom beschwerte sich durch den Nuntius in Madrid aufs bitterste, ja man drang auf die Abberufung des Grafen d'Ognate [71]). Allein trotz den päbst-

---

68) Theatr. eur. 761. 764. 777.

69) Khevenh. IX. 1770.

70) Das Einzelne bei Khev. IX. p. 1780—1786.

71) „Diese von des Onate Anbringen und andere widerwärtige hierzu gehörige Demonstrationes habe alle Catholische also geärgert, daß des Pabsts Nepote, der Cardinal Ludovisio, nachfolgendes Schreiben dem Nuntio Maximo am spanischen Hofe hiervon geschrieben“ ꝛc. Khevenh. X. p. 17.

lichen Unterhandlungen, den Schritten des Kaisers und des neuen Kurfürsten, dauerte es doch noch einige Zeit, bis Spanien das in Regensburg Geschehene guthieß.

Auch bei Sachsen und Brandenburg war, wenigstens für jetzt, eine günstige Aufnahme der neuen Kurwürde nicht zu erreichen; eine Gesandtschaft und ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers waren erfolglos. Auch den Agnaten, der sich am Lautesten regte, den Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, suchte man zu befriedigen; es ward ihm (30. März) in jedem Falle, mochte nun die Kur bei Bayern bleiben oder an Friedrichs V. Familie zurückfallen, die nächste Anwartschaft beim Aussterben Beider gesichert. Doch versuchte Wolfgang noch später durch Deductionen, die er ausarbeiten ließ, und durch Schritte, die er persönlich that, eine bessere Entscheidung zu erreichen; erst als er sah, daß der Kaiser ihm nicht viel mehr geben könne noch wolle, erkannte er seinen Schwager als Kurfürsten an. Am traurigsten ging es den nächsten Anverwandten des unglücklichen Böhmenkönigs, seiner Mutter und seinen Geschwistern. Beide an dem, was man Friedrich V. vorwarf, durchaus unschuldig, mußten in der Fremde leben, ohne nur die nöthigen Subsistenzmittel zu besitzen. Die Kurfürstin zog nach Schorndorf im Würtembergischen, da in dem ausgepreßten und gedrückten Pfälzerlande für sie kein Wohnsitz mehr war. Ueberall bereicherte man sich, Bayern, Pfalzneuburg, Darmstadt, Mainz, der Erzherzog Leopold, Worms und Speyer rissen einzelne Stücke von der wehrlosen Pfalz weg; in dem alten Kern des Kurfürstenthums, den rheinpfälzischen Gegenden, hausten spanische und bayerische Kriegshorden; wo hätte da Friedrichs Familie einen Aufenthaltsort finden sollen? König Jakob hatte zwar (1622) versprochen, an die verwittwete Kurfürstin, den Pfalzgrafen Johann und verschiedene pfälzische Beamte Gehalte auszuzahlen [72], aber auch das scheint blos Versprechen geblieben zu seyn. Sie wandten sich jetzt an des Kaisers Gnade, und Ferdinand ver-

72) Vgl. die handschriftl. Correspondenz III. fol. 134.

sprach (27. März), ihre Ansprüche durch Mainz und Darmstadt prüfen zu lassen; jedenfalls sollten aber Louise Juliane einstweilen die Einkünfte von Lautern, Pfalzgraf Philipp Ludwig die von Simmern zu seinem Lebensunterhalte bekommen. Zugleich sollte aber auch die Kurfürstin Mutter, was sie noch aus dem Archiv besaß, herausgeben. Die Unterhandlungen dauerten fort; die Kurfürstin gab sich Mühe, in Wien, München und Brüssel etwas zu erreichen, aber es hatte keinen Erfolg, wie spätere Unterhandlungen zeigen werden.

§. 9.

Kriegsbegebenheiten und Unterhandlungen wegen der Pfalz. (1623 — 1626).

Wir haben, um die Unterhandlungen wegen der Kurwürde in ihrem ganzen Zusammenhang darstellen zu können, die beiden Abentheurer Mansfeld und Christian von Braunschweig bisher aus den Augen gelassen; es konnte das um so eher geschehen, da ihre Unternehmungen nichts Zusammenhängendes und Planmäßiges haben, sondern nach der traurigen Sitte jener Zeit der Krieg von ihnen als ein Handwerk und ein Mittel zum Lebensunterhalt betrachtet ward. So trieb sich Mansfeld im Ostfriesischen herum und streifte bis nach Westphalen, so that es Christian von Braunschweig im Halberstädtischen und auch die Spanier waren den Gegenden, die sie schützen sollten, keine freundliche Nachbarschaft. Niederdeutschland sah sich zuletzt so bedroht, daß der niedersächsische Kreis keinen andern Ausweg sah, als den gefürchteten Braunschweiger mit seinen 20,000 Mann in Dienst zu nehmen; der Kaiser sogar suchte ihn durch auffallend nachsichtige Anerbieten zur Entwaffnung zu bewegen. Wie er dem niedersächsischen Kreise denn auch zu drückend geworden und deßwegen entlassen war, wandte er sich mit seinem Heere durch das Osnabrückische und Münstersche gegen die holländische Gränze zu (Juli), allein Tilly war schon herbeigeeilt, hatte sich in Christians Rücken mit den Spaniern in Anholt

vereinigt und griff (5. Aug. n. St.) des Herzogs Nachhut an einem ungünstigen Orte, bei Stadtlohn an der Berkel, plötzlich an. Nach einer Reihe von hartnäckigen Angriffen, deren Zahl auf 8 angegeben wird, ward (6. Aug.) die Niederlage der Braunschweigischen entschieden; viertausend waren getödtet, noch viel mehr gefangen, unter ihnen die ersten Officiere des Heeres. Herzog Christian selbst rettete sich mit einem kleinen Rest ins holländische Gebiet, wo er neue Dienste fand. Auch Mansfeld konnte sich nicht mehr länger in Ostfriesland behaupten. Zwar vermochte Tilly ihn nicht zu verdrängen, aber die Ostfriesländer selbst waren des fürchterlichen Drucks müde und zahlten gern dem gefürchteten Freibeuter 300,000 Gulden für seinen Abzug. Er entließ sein Heer und lebte in Holland eine Zeitlang als Privatmann. So waren die armen Länder die fürchterlichen Horden um große Opfer losgeworden, aber die Tilly'schen und Spanier, die jetzt Besitz nahmen, hausten zum Theil noch gräulicher.

Daß es aber Tilly möglich war, die Rheinpfalz zu verlassen und den Krieg in Niederdeutschland fortzuführen, bedarf einer Erläuterung. Es war nämlich der feinen Politik mit der völligen Unterwerfung der Pfalz ein ähnlicher Meisterstreich gelungen, wie früher mit der Entwaffnung des Pfalzgrafen, und wenn auch die brüsseler Unterhandlungen, von denen auf dem regensburger Fürstentag die Rede war, zu nichts führten, so hatte man andere angeknüpft, die für Friedrich V. noch nachtheiliger waren. Man schloß einen Vertrag ab (März 1623) [73], in welchem die letzte Festung der Pfalz, bei deren Belagerung die Spanier schon mehrmals gescheitert waren, das treue Frankenthal, ohne Schwertstreich überliefert ward. Fünfvierteljahr lang sollte der Waffenstillstand dauern und während dem die Angelegenheit des Pfalzgrafen zur Entscheidung gebracht werden; Frankenthal sollte 18 Monate lang in spanischen Händen blei-

---

73) Die angeführten Verträge findet man bei Dumont T. V. P. II. S. 422 und 434.

ben. Wer die bisherige Politik verfolgt hatte, dem konnte es kein Räthsel seyn, wohin diese Verträge abzweckten; allein dafür war Jakob I. blind. Wie sinnlos man dabei verfuhr, mag ein einziger Zug beweisen: nachdem man die Festung Frankenthal übergeben hatte und die Besatzung mit verhaltener Wuth ausgezogen war, versprach man erst die Bestätigung des Vertrags in Madrid nachsuchen zu wollen, stellte es also dem König frei, seine Verbindlichkeiten unerfüllt zu lassen, nachdem er von dem Gegner den Zweck erreicht hatte! Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, auch nur von mittelmäßiger Einsicht, so verkehrt handeln konnte, wenn es nicht bekannt wäre, daß Jakob damals von dem abentheuerlichen Plan einer Vermählung des Prinzen von Wales mit einer spanischen Prinzessin ganz geblendet war, und dieser Laune die Achtung der Nation und die Zukunft seiner Dynastie geopfert hat. Der Vertrag legte zudem dem Pfalzgrafen die Verpflichtung auf, sich ganz ruhig zu verhalten; in seinem Handeln gelähmt, seines Landes beraubt, blieb ihm nichts übrig, als auf die Großmuth und Ehrlichkeit seiner Feinde zu bauen!

Die Pfalz lag indessen unter hartem Drucke. Wie man trotz der gegebenen Zusicherung des Kurfürsten Mutter und Bruder den Ertrag ihres kleinen Erbtheiles entzog [74]), wie man die Universität ihres kostbarsten Schatzes beraubt hatte, so war auch in der Verwaltung des eroberten Landes die Plünderung förmlich organisirt. Entweder waren die pfälzischen Orte von wilden Horden bedrückt oder sie mußteu sich durch ungeheuere Summen von den Gästen loskaufen. Seit dem brüsseler Vertrag hausten sie wie in einem herrenlosen Lande; man zwang den pfälzischen Unterthanen den Eid gegen Spanien ab, man verjagte die protestantischen Prediger, confiscirte die Güter der Geflüchteten, man nahm den Beamten die Gelder weg, die sie für ihren Kurfürsten oder die rechtmäßige Regierung aufbewahr-

74) S. Senkenberg S. 279.

ten [75]). Verdugo erpreßte von der Pfalz auf dem rechten Ufer eine monatliche Steuer von 25,000 Reichsthalern [76]), und die Frankenthaler waren so bedrängt, daß sie einen Gesandten nach England schickten und bei König Jakob um Verwendung baten; deutsche Bürger mußten in der Fremde Schutz erflehen vor den Bedrückungen, die das Reichsoberhaupt ruhig geschehen ließ [77])! Daß Jakob I., der Epimetheus in der Fabel, die Sache hinterher wieder merkte, und sich bei der Infantin beschwerte (Okt. 1623), war so gut, als wenn er es unterlassen hätte.

Auch Mainz nahm jetzt die seit Friedrich I. verpfändete Bergstraße wieder in Besitz und verdrängte die Protestanten, Hessen-Darmstadt bereicherte sich im Amt Umstadt und Otzberg und auf Kosten der pfälzischen Vasallen, der Grafen Solms und Löwenstein. Selbst Sachsen und Brandenburg nahmen jetzt eine oppositionelle Stellung gegen die wiener Politik ein, aber sie hatten den Moment versäumt, wo jene Opposition von Erfolg seyn konnte. Alle Hoffnung der pfälzischen Sache ruhte jetzt auf dem Schutze Englands.

Dort war Jakob I. immer noch in seiner Schwäche für Spanien gefangen. Auf die Ehrlichkeit der spanischen Politik vertrauend, hatte er den Vertrag unterzeichnet, der die Pfalz den Gegnern vollständig in die Hände lieferte. Die Vorstellungen des pfälzischen Diplomaten Rusdorf, der die Folgen dieses unklugen Vertrauens richtig voraussah, beantwortete der König mit der zuversichtlichen Erklärung: er ließe sich nicht täuschen [78]); und die wiederholten Warnungen des klügeren Rathgebers gleiteten an dem Staatssecretär Conway erfolglos ab. Rusdorf suchte wenigstens den Kurfürsten vor völliger Entwaffnung zu sichern indem man ihm das Recht erhielte, seine alten Verbin-

75) Theatr. eur. 657. Londorp II. 762.

76) Rusdorf Mémoires I. 73. Die Angabe von S. 86 ist wohl ein Versehen.

77) Die Gesandten sitzen noch im Jahr 1625 in London, ohne etwas erreicht zu haben. S. Rusdorf Mémoires I. 288. 482. 485. 491. 645.

78) Rusdorf Mém. I. 21.

dungen fortzusetzen; man bedeutete ihm aber: Se. großbritannische Majestät werde so bestimmt die Wiedereinsetzung des Schwiegersohnes durchsetzen, als wenn sie aufs heiligste versprochen wäre; der einzige Weg dazu sey der angegebene, und wenn Friedrich einen anderen wähle, so habe er sich die Folgen selbst zuzuschreiben [79]). Erst als die oben geschilderten Reactionen in der Pfalz erfolgten und Rusdorfs Vorhersagungen sich schon im Augenblicke des Abschlusses erfüllten, als zu gleicher Zeit englische Agenten aus Deutschland bedenkliche Dinge berichteten, gestand man ein, daß man zu weit gegangen war [80]).

Indessen war die Unterhandlung über die Heirath ziemlich weit gediehen, als plötzlich der königliche Günstling Bukingham auf den Gedanken kam, die Sache durch persönliches Eingreifen zu beschleunigen. Sich dem Sohne Jakobs, dem Prinzen von Wales, so unentbehrlich zu machen, wie er es dem Vater gewesen war, wußte er ihn auf den seltsamen Gedanken zu bringen, mit ihm selbst nach Spanien zu reisen. Im Mai 1623 erschienen Beide in Madrid, wo man die Heirath jedenfalls nur um hohen Preis zu genehmigen bereit war. England wieder katholisch zu machen, war einer der Lieblingsgedanken der Staatsmänner zu Rom, Madrid, München und Wien; Herzog Maximilian stand mit den zahlreichen Jesuiten in Verbindung, die schon seit einiger Zeit unter der Connivenz der Regierung England als Missionäre durchreisten. Die persönliche Hinneigung der Stuarts zu den Ideen des Katholicismus schien für eine Reaction hinreichend; denn die drohende Opposition der Puritaner und die Abneigung der protestantischen Nation brachte man nicht in Anschlag.

Als daher jetzt der engliche Thronfolger zu Madrid erschien, säumte man nicht lange, die Lieblingsideen anzuregen und dem Prinzen den katholischen Cultus angenehmer zu machen. Dem kaiserlichen Gesandten, der sich beunruhigt fühlte, bedeutete man:

79) Rusd. I. 49.

80) Rusdorf I. 101.

die Vermählung werde nur dann geschlossen werden, wenn der Prinz selbst katholisch würde, oder man den Katholiken in England solche Freiheiten bewillige, wie sie Heinrich IV. den Hugenotten im Edikt von Nantes gab [81]. Auch der Pabst, in die Sache eingeweiht, schrieb an den Prinzen (10. April) einen überaus artigen Brief, mit ziemlich verständlichen Hindeutungen auf die gehoffte Bekehrung [82]. Diesen Brief beantwortete hernach der Prinz eben so höflich, ohne jedoch mehr zu versprechen, als Duldung der andern Kirche und ein eifriges Bestreben, jede Uneinigkeit um des Glaubens willen vermeiden zu wollen. Am madrider Hof aber hegte man die kühnsten Hoffnungen, und Olivarez äußerte sich [83] gegen Khevenhiller, der englische Prinz sey nicht nur bescheiden und verständig, sondern lasse auch eine ziemliche Neigung für den Katholicismus durchblicken. Schon damals (im April und Mai) glaubten die Engländer in ihrer Einfalt, die Vollziehung der Heirath hänge nur noch an formellen Schwierigkeiten, und schon am 26. Mai kam der Kammerherr des Prinzen, Lord Lerington, von Madrid nach London, mit der Nachricht, die Verlobung werde in kürzester Frist abgeschlossen werden; während jeder, auch nicht genauer Eingeweihte, dies als Täuschung erkennen mußte [84]. Die Karossen standen in Dover schon bereit und die Schiffe hatten schon Befehle den Prinzen feierlich abzuholen; im Juni sah man sich freilich genöthigt, wieder Gegenbefehle zu geben.

81) Khevenh. X. 241. 252.

82) Er nennt ihn: Christiani orbis florem, Magnae Britanniae spem, dann desideratissimum filium, rühmt seine regii ingeni indoles und die Britannia illustrium virorum ac virtutum ferax etc.; die Hoffnung der Bekehrung wird an mehreren Stellen sehr unverhüllt ausgesprochen; Khev. X. p. 253—255.

83) Khev. X. 258.

84) Rusdorf I. p. 61. 67. Anglois étoient déjà choisis l'un pour porter la nouvelle, quand le jour des épousailles seroit assigné; l'autre quand le Prince seroit marié; le troisième, quand S. A. partiroit de Madrid pour s'en retourner. *On peut bien dire en proverbe: Risum teneatis amici.*"

Je mehr man aber den englischen Thronfolger persönlich gewann und je näher ihm und seinem Vater die Erfüllung der Heirath erschien, desto größer ward die Verlegenheit am madrider Hof. Die spanische Politik suchte sich aus ihrem eigenen Netz dadurch herauszuwinden, daß sie auf der einen Seite die günstige Gelegenheit, den Katholicismus zu fördern nicht aus der Hand ließ und auf der andern Seite doch der Vermählung mit einer spanischen Prinzessin entging. Dies schien dadurch möglich, daß man bei Ferdinand II. anfragte, ob er vielleicht seine Tochter Maria Anna dem Prinzen Wales verloben wolle [85]), und Ferdinand war wenigstens dazu eher geneigt, als zu einer englisch-spanischen Vermählung. Sein Beichtvater stellte ihm das als ein erfolgreiches Opfer für das Gedeihen der Kirche dar, und er schrieb an Olivarez und Philipp IV., er sey zur Einwilligung bereit. Indessen hatte aber der Prinz von Wales nicht nur große Toleranzversprechen für die englischen Katholiken eingegangen, sondern er hatte auch zum Schrecken der spanischen Politik [86]) alle von Neuem gemachten Schwierigkeiten durch sehr gutwillige Beistimmung aus dem Wege geräumt; so kam endlich die päbstliche Dispensation, und man konnte jetzt zu Madrid den förmlichen Abschluß der Verlobung nicht mehr länger hinausschieben. Wir werden aber bald sehen, wie dieselbe leichtfertige Politik, die die Unterhandlungen so eifrig und auffallend betrieb, sie ebenso auffallend abbrach.

Was war nun für den Pfalzgrafen die Frucht dieses engen Verhältnisses zwischen dem madrider und londoner Hofe? Kurz vor des Prinzen Ankunft in Madrid und noch ehe man den Herzog von Bayern als Kurfürsten anerkannt hatte, war von Olivarez der Vorschlag gemacht worden, den ältesten Sohn Friedrichs V. mit einer kaiserlichen Prinzessin zu vermählen, ihn zu Wien katholisch zu erziehen und nach Maximilians Tode

85) Vgl. Khev. X. p. 261.

86) Vgl. die Aeußerung von Olivarez bei Khev. 271.

die Kur abwechselnd an Pfalz und Bayern zu übertragen [87]. Der kaiserliche Gesandte machte eine ablehnende Vorstellung, und auf die wiederholte Aufforderung von Olivarez gab Khevenhiller eine Note ein, die theils auf die Schwierigkeiten der Durchführung eines solchen Planes hinwies, theils geltend machte, wie wenig es dem Kaiser passe, dem Sohn eines geächteten Vasallen seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Die Anwesenheit des Prinzen von Wales ließ aber den Vorgang nicht ruhen, und am 20. August trat Olivarez [88]) mit einem Vorschlag hervor, der von der vereinten spanischen und englischen Politik ausging: der Sohn Friedrichs V. solle unter den angegebenen Bedingungen die Länder und Würden seines Vaters erhalten; dann wolle Jakob I., nebst den Spaniern, mit Gewalt die Ruhe in Deutschland herstellen helfen, Mansfeld, Christian und im Nothfall auch den Pfalzgrafen selbst zur Ordnung bringen; aber auch gegen den Kaiser eine feindliche Stellung einnehmen, wenn er diesen Bedingungen seine Zustimmung versage. Khevenhiller wies das natürlich von der Hand, sah sich aber sehr verlassen, und beklagte sich bitter bei dem Kaiser, daß die spanische Politik so an das englische Interesse sich auschließe, während er selbst nur noch den päbstlichen Nuntius auf seiner Seite habe. Auf die entschiedene Ablehnung traten (Sept.) die Engländer mit einem neuen Projecte hervor; Pfalzgraf Friedrich solle völlig wieder eingesetzt oder Administrator anstatt seines Sohnes werden; den Prinzen ließe man dann in Wien erziehen und würde ihn mit einer kaiserlichen Prinzessin vermählen. Bayern solle durch die achte Kur abgefunden werden [89]). Olivarez war natürlich diesem Antrag keineswegs günstig; er verlangte von Khevenhiller zu wissen, wie viel wohl der Kaiser nachgeben würde, und als der es abschlug, kam der neue Vorschlag im geheimen Rathe zur Discussion. Olivarez sprach

---

87) Khev. Ann. X. 78.

88) Khev. X. 90.

89) Khevenh. X. 94.

zwar für die katholische Erziehung und die Vermählung, erklärte sich aber entschieden gegen die Wiedereinsetzung Friedrichs V. und jede Beeinträchtigung Bayerns; diese Ansicht siegte auch, obgleich unter neun Stimmen vier im Staatsrathe sich für eine stärkere Concession an England aussprachen. Das Verlangen des Prinzen von Wales, den Kaiser durch drohende Schritte zu erweichen, ward von Olivarez rund abgewiesen.

Bald reichten aber die Engländer (Sept.) eine neue Note ein [90]), worin sie zum Theil früher Vorgetragenes wiederholten; man möge, hieß es, durch allzu starke Forderungen doch nicht den Pfalzgrafen und seine Freunde zum Aeußersten bringen; lieber in Etwas nachgeben und dadurch den Krieg beendigen. Sie bestanden dabei auf der Wiedereinsetzung Friedrichs V. In den Conferenzen, die Olivarez darüber mit dem päbstlichen Nuntius und Khevenhiller hielt, wußte der letztere so viel Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenzuhalten, daß der ohnedies nicht sehr glühende Eifer des Spaniers um so leichter erkaltete. Der Kaiser aber dankte sehr gnädig seinem Gesandten, „daß er so dem Pfalzgrafen alle Hoffnung dadurch zur Restitution der Kur abgeschnitten, auch die Wiedereinräumung der Ober- und Unterpfalz in so große und zweifelhafte Consideration gesetzt habe, wie es denn auch in Wahrheit sey [91]);" auch Kurfürst Maximilian richtete an den Botschafter ein dankendes Schreiben. Khevenhiller verdiente es aber auch; denn er setzte hauptsächlich durch, daß gegen Ende des Jahres endlich die spanische Anerkennung des Herzogs als Kurfürsten erfolgte. Zwar war dies den Unterhandlungen mit England entgegen, und Jakob I. beschwerte sich auch; allein schon aus dem bisher Erzählten muß es sehr unzweideutig hervorgehen, wohin diese Unterhandlungen am Ende führen mußten. Der Kaiser, auf den es hauptsächlich ankam, wollte nicht; die Spanier spielten ohne innere Neigung die Rolle der Vermittler und machten dabei die

90) Khevenh. X. 97.

91) Khev. X. p. 102.

kaiserlichen Botschafter zu Vertrauten [92]), und die Engländer machten zum Theil Vorschläge und Verfügungen, ohne auch nur den zu fragen, über dessen Person und Familie man verfügte.

Doch scheint die letzte Vorstellung der Engländer auf den Kaiser einigen Eindruck gemacht zu haben; er wandte sich deßhalb an seinen jesuitischen Beichtvater, und dieser gab ihm in einem Bericht die Bedingungen an, unter denen er mit ruhigem Gewissen zum Frieden die Hand bieten könnte [93]). Er schickte jetzt in wirklich aufrichtiger Absicht, einen Frieden abzuschließen, an Kurfürst Maximilian und ließ ihm seine Bedenken behutsam vortragen; er sicherte ihm natürlich seine Rechte, die er besaß, und verlangte nur seinen Rath, wie der Sache abzuhelfen sey. Die Punkte sind nicht ganz bestimmt ausgesprochen; doch war von der Bewahrung und katholischen Erziehung zweier Pfalzgrafen zu Wien, von der späteren Wiedereinsetzung in die pfälzischen Lande und von einer achten Kur die Rede. Der Gesandte solle dem Kurfürsten namentlich vortragen, welch hohe Verdienste er sich erwerben würde, wenn er mit Selbstverläugnung die Hand zu einem allgemeinen Frieden biete und lieber selbst ein Opfer bringen wolle. Maximilian erwiederte [94]): er wisse nicht zu rathen, hoffe aber, wenn eine achte Kur errichtet würde, werde ihm für seine treuen Dienste die siebente verbleiben.

Auch diese Unterhandlung, obschon sie die erste war, wo der Kaiser seine persönliche Neigung dem allgemeinen Frieden opferte, konnte zu nichts führen, weil sie auf Bedingungen fußte, die in ihrer Erfüllung unmöglich waren. Man setzte dabei voraus, Friedrich V. werde seine Söhne im Katholicismus erziehen lassen, während jeder genauer Unterrichtete wohl wußte, daß der unglückliche Fürst lieber für immer die Fürstenwürde opfern und sein Lebenlang als Verbannter zubringen würde.

---

92) Khev. X. 106.
93) Khev. X. p. 106.
94) Khev. X. p. 44.

Die Spanier wußten das auch; wenigstens war es ihnen von kaiserlicher Seite schon am Anfang des Jahres gesagt worden; allein man weiß, mit welcher Ehrlichkeit sie das Ganze betrieben. Nur das Eine ist unbegreiflich, daß die Engländer ein ganzes Jahr lang über einen Ausweg verhandelten und schrieben, dessen Vorbedingungen schon auf Unmöglichkeiten stießen. Erst am 8. Oktober hatte Jacob seinem Schwiegersohn gemeldet, daß man Hoffnung habe, ihn bald wiedereingesetzt zu sehen; auch solle sein Sohn mit einer kaiserlichen Prinzessin vermählt werden, nur müsse er denselben, und das war sehr vorsichtig ausgedrückt, in Wien erziehen lassen. Der Pfalzgraf dankte in seiner Antwort (30. Oktober) dem König für seine freundlichen Bemühungen, verlangte aber eine Wiedereinsetzung ohne Nachtheile für sich und sein Haus; die Vermählung seines Sohnes gebe er zu, wenn er in seine Würden wiedereingesetzt sey [95]). Daß Friedrich den Unterhandlungen, die hauptsächlich ihn betrafen, so ferne stand, darf uns nicht wundern; weder ihm noch seinem Agenten in London hatte man darüber Eröffnungen gemacht [96]). Rusdorf war zwar unermüdlich gewesen, theils wegen des cölner Vertrags, theils wegen der Mißhandlung der Pfalz, allein er hatte wenig ausgerichtet. Die Indolenz des Königs und seine Abneigung gegen ernste Geschäfte machten es schwer, nur persönlich mit ihm in eine ernste Unterredung zu kommen, und die Minister, so häufige Conferenzen sie mit Rusdorf hatten, gaben ihm theils leere Versicherungen,

---

95) Man hat in diesem letzten Theil der Antwort Hochmuth und Trotz gesehen; wir halten dies für unrichtig, da es den übrigen Briefen Friedrichs widerspricht; wir glauben vielmehr, durch diese kurze und runde Antwort wollte er einen Vorschlag, der seinem Innersten zuwider war, für immer abweisen. Denn mit der „mir und den Meinigen präjudicirlichen Condition" meinte er wohl nichts Anderes, als die Erziehung seines Sohnes in Wien.

96) So sagt Rusdorf in einem Brief vom 6/16. Okt. (I. S. 131): J'entends qu'on projette certaines ouvertures d'un mariage entre le fils aîné de V. M. et la fille seconde de l'Empereur" und doch hatte man schon Monate lang über diesen Punkt unterhandelt.

theils waren sie selbst in den Netzen der spanischen Allianz zu befangen, um ohne Vorurtheil urtheilen zu können [97].

In Madrid ward man aber des ewigen Zauderns endlich müde, und selbst der Prinz von Wales fing an zu ahnen, daß man ihn zum Besten habe. Er hätte indessen schwerlich einen entscheidenden Schritt gethan, wenn nicht derselbe Buckingham, der die ganze Reise veranstaltet hatte, auch jetzt wieder in frivoler Weise seiner Laune leichtsinnig gefolgt wäre. Er war von Olivarez zurückhaltend stolzem Wesen und der Gewandtheit, womit man ihn als Spielwerk gebrauchte, eben so in seiner Eitelkeit verletzt, als er selbst durch sein frivoles Wesen, seine leichten französischen Manieren den spanischen Ernst beleidigt hatte. So war ihm allmählig seine Stellung in Madrid verhaßt geworden, und sein Einfluß auf den Prinzen erregte auch in diesem Mißstimmung. Politische und persönliche Gründe wirkten zusammen; Buckingham und Olivarez hatten sich schon persönlich bittere Worte gesagt, in London fing man an, den cölner Vertrag zu bereuen, die Dispensation des neuen Pabstes erschien nicht; so entschloß sich der Prinz — abzureisen. Es geschah (7. Sept.), äußerlich in gutem Vernehmen und unter gegenseitigen Beschenkungen, aber es war der Anfang zum Bruche, und ein bitteres Schreiben, das er von der Küste aus an Graf Bristol sandte [98], ließ den Wechsel seiner Gesinnung wohl erkennen. In London zwar äußerte die diplomatische Welt, die Heirath sey dem Abschlusse näher als je [99], und es seyen nur äußere Gründe, die den Prinzen zur Abreise vermocht hätten, und auch als der Prinz ($\frac{6}{16}$ Okt.) zu London angelangt war, benahm er sich, als wenn die Heirath dem Voll-

97) Das geht aus Rusdorfs Aktenstücken I. S. 1 — 126 klar hervor; das Einzelne ist oben berichtet worden.

98) Khevenh. X. 386.

99) So sagt Simon Digby zu Rusdorf Ende Sept. (I. p. 127): „que si S. A. eût voulu demeurer encore quinze jours ou trois semaines, Elle auroit pu épouser l'Infante."

zug nahe wäre. Allein Buckingham beeilte sich, dem König einzelne Aeußerungen von Olivarez zu melden, die allerdings von aufrichtiger Unterhandlung ein schlechtes Zeugniß gaben, und durch die Jacob I. veranlaßt ward, von Philipp IV. eine Erklärung zu verlangen [100]). Allein immer noch war er nicht enttäuscht, und erst als auch der Prinz von Wales ihm die ganze Unterhandlung als ein spanisches Truggewebe hinstellte [1]), sah er rathlos den Abgrund, wohin ihn seine Leichtgläubigkeit verlockt, und rief unter Thränen: Wollt ihr mich denn in meinen alten Tagen in einen Krieg verwickeln, und verlangen, daß ich mit Spanien breche?

Es brauchte aber nicht gar viel, um bald abermals Vertrauen in ihm zu wecken und den oft Getäuschten in neue Unterhandlungen zu verwickeln.

Die Ankunft des Prinzen von Wales in England und das offenbare Erkalten in der Freundschaft für Spanien hatte im englischen Volk einen sehr guten Eindruck gemacht, und wenn Jacob I. es zu benutzen verstanden hätte, so wäre gerade damals die Gelegenheit trefflich gewesen, seine gesunkene Popularität bei den starren Puritanern wieder zu heben. In der That schienen auch des Königs Schritte, die er in den ersten Monaten des Jahres 1624 that, aus einer ganz andern Gesinnung hervorzugehen [2]). Als am $\frac{12}{29}$ Februar sich das Parlament versammelte, trat er mit einer Rede auf, die nicht nur überhaupt mit viel größerer Offenheit und Wärme sich an die Vertreter der Nation wandte [3]), sondern in der er auch unumwunden

100) **Rusd. I. 139.**

1) **Rusd. I. 147.**

2) Khev. X. p. 368.

3) Im Anfang 1624 war man noch so wenig von dieser Sinnesänderung unterrichtet, daß selbst der wohlunterrichtete Rusdorf (24. Jan. a. St.) an Camerarius schreibt: **Rem stupendam et vix credendam hic subjungam, de qua si mihi illa a viro integerrimo et quidem juramento confirmata non fuisset, ne verbum quidem hiscere auderem: nempe in consilio eo usque processum esse, ut deliberatum sit, quomodo et quo tempore bellum contra Hispanos esset declarandum.**

erklärte, in den spanischen Unterhandlungen getäuscht worden zu seyn. Zugleich ergriff er die Initiative und fragte um Rath, wie seinem Schwiegersohne zu helfen sey. Das Parlament, hocherfreut, gab die Antwort, „mit Leib und Leben die wahre Religion und das Recht der königlichen Kinder vertheidigen zu wollen." Am 7. März erschien Buckingham, in Gegenwart des Prinzen von Wales, im Parlament und stattete Bericht ab über die spanische Unterhandlung [4]), und das in so bitterer, einseitiger Weise und mit so greller Hervorhebung des täuschenden Zögerns, Versprechens und Hinhaltens, daß auch eine minder stolze Nation, als die englische, sich hätte beleidigt fühlen müssen. Auf die Beschwerde des spanischen Gesandten, daß man seinen König auf diese Weise schildere, erwiederte das Parlament einmüthig: „der Herzog von Buckingham verdiene für seinen Bericht keinerlei Tadel, sondern eine Belohnung für seine getreuen Dienste." Am 17. März erschien eine Deputation der beiden Häuser, verlangte die Auflösung jeder weitern Verhandlung mit Spanien und bot Subsidien zur Führung des Krieges an. Der König nahm das sehr gnädig auf, und der Jubel war in London so groß, daß man mit den Glocken läutete und Freudenfeuer anzündete; feindselige Schritte gegen die englischen Katholiken waren schon zuvor gethan worden, und auf eine Supplik des Parlaments, verordnete ein königliches Mandat die Vertreibung der Jesuiten und katholischen Priester. Jacob I. ließ sich schon Bericht erstatten über die Führung des Krieges, und sagte den Holländern Hülfe zu. Es war das Alles freilich mehr eine Folge des Einflusses, den der eitle Buckingham, gegen die Spanier erbittert und vom Prinzen von Wales unterstützt, auf Jacob ausübte; er selbst erschrack in unbewachten Momenten vor seiner eignen Kühnheit, und sein Günstling und Sohn hatten Mühe, ihn von neuer Hinneigung zu Spanien

---

4) Khev. IX 374. Ebenso bei Rusdorf I. p. 254—273. Alle Aktenstücke, die auf die englischen Händel sich beziehen und worauf im Folgenden verwiesen ist, finden sich auch Londorp II. 798—814.

abzuhalten. So hatte er (Anf. Mai) wieder eine Zusammenkunft mit dem spanischen Gesandten, die nicht ohne Eindruck auf ihn blieb. Buckingham und der Prinz von Wales suchten ihn umzustimmen, und es gab eine Scene, bei welcher Jacob heiße Thränen vergoß, und die am ganzen Hof als Gerücht circulirte [5]). Zum Glück für sie war man schon zu weit gegangen, Graf Bristol ward von Madrid abberufen; das Parlament bewilligte Geld, man rüstete Landtruppen und Schiffe, und erklärte, die Pfalz unverzüglich wieder erobern zu wollen. Doch war es ganz richtig, was Rusdorf (21. Mai n. St.) schrieb: „der Gang der Geschäfte hier gleicht einem Wechselfieber oder einem Aprilwetter; der eine Tag gut und schön, der andere schlecht und regnerisch."

Mit Schrecken sahen die Häupter der katholischen Parthei zu Rom, Madrid, München und Wien, wie Jacobs I. Phlegma plötzlich von Buckinghams persönlichem Haß, dem protestantischen Fanatismus der englischen Nation und seinem eignen Unmuth fortgetrieben und zum Handeln angeregt ward; sie mußten auf Mittel denken, dieses Feuer zu dämpfen. Was ihnen 1621 zu der Entwaffnung der Union geholfen hatte, was 1622 den Pfalzgrafen mitten in einem glücklichen Feldzug zur Entlassung seines Heeres bewog, was 1623 den Rest der Pfalz ohne Schwertstreich in spanische Hände lieferte — trügerische Unterhandlungen, das sollte auch jetzt die drohend erhobene Hand Englands im Handeln lähmen.

Man kannte Jacobs I. Abneigung gegen den Krieg, und hatte seine gutmüthige Leichtgläubigkeit seit längerer Zeit zu seinem Vortheil erfahren; man knüpfte daher schon damals neue Unterhandlungen an, als ein offener Bruch mit Spanien noch nicht zu fürchten war. So erschien denn schon in den letzten Wochen des Jahres 1623 ein neuer Unterhändler. Es war ein kleiner, dicker Mann mit röthlichem Bart, bürgerlich und in der Art eines Kaufmanns gekleidet, dem aber bei aller diplo-

5) Rusdorf I 293.

matischen Beweglichkeit ein geübtes Auge den Kapuziner leicht ansah. Er war Italiener von Geburt, sprach auch seine Muttersprache vortrefflich, und war unter dem Namen Francesco della Rota als ein Mann bekannt, der auch schon in andern Unterhandlungen, z. B. in Frankreich der Kirche wesentliche Dienste geleistet [6]). Seine Anerbietungen waren im Allgemeinen folgende: die Rheinpfalz nebst der Kurwürde sollten zurückerstattet werden; ebenso die Oberpfalz, aber mit der Verpflichtung, die Kriegskosten und Schulden, für welche sie an Bayern verpfändet war, zu bezahlen. Drittens sollte, um die katholischen Fürsten zu beruhigen [7]), ein oder zwei pfälzische Prinzen am bayerischen Hofe erzogen werden, doch mit völliger Freiheit des Glaubens; auch könnten sich ja beide Linien des Hauses Wittelspach durch eine Ehe enger verbinden. Sollten diese Anträge Sr. britt. Maj. gefallen, so sey der Herzog von Bayern bereit, seinen Bevollmächtigten an einen dritten Ort zu schicken." Diese Bedingungen waren nicht die schlimmsten, im Vergleich mit den früher angebotenen; allein der letzte Punkt, die Erziehung der Prinzen in München erregte doch am londoner Hofe tiefen Widerwillen. Der Kapuziner war aber unermüdlich; wo er nur konnte, brachte er seine Anträge vor, und es war schwer, seinen Vorschlägen sich zu entziehen [8]). Auffallend war die ganze Erscheinung jedenfalls; man bot Dinge an, zu deren Bewilligung man sich früher nur sehr schwer hatte verstehen wollen; allein es ward minder auffallend, wenn man hörte, daß der Kapuziner seine Ankunft so viel als möglich heimlich gehalten, und namentlich vor den Spaniern verborgen wissen wollte; daß

---

6) Rusd. I. 161. 177.

7) „en signe d'assurance aux Princes catholiques, qu'on n'entreprendroit plus rien contre eux ni contre leurs états." Rusd. I. p. 158.

8) „Le dit Capucin fait valoir ces propositions partout où il peut, avec la meilleure et la plus fine persuasion du monde; cependant il obtient par là libre accès à la cour, où il observe diligemment les occasions" schreibt Rusd. I. 160.

er auf die Frage, ob ihn denn auch der Kurfürst von Bayern selbst beauftragt habe, ausweichend antwortete: der Kurfürst von Bayern selbst nicht, aber der Nuntius in Brüssel, und der handle in Maximilians Auftrag [9]. Auch warnte der Mönch vor allzugroßem Vertrauen auf Spanien, so daß die ganze Unterhandlung nur zwei denkbare Fälle voraussetzen ließ. Entweder war es blos das oft mit Erfolg versuchte Mittel, den König Jacob von Neuem hinzuhalten und im Handeln zu hemmen, oder der päbstliche Nuntius — denn von dem ging die Sache aus — fürchtete damals wirklich einen engen Bund zwischen Spanien und England, und wollte diesen dadurch trennen, daß er England anscheinend mehr bot, als das madrider Cabinet bieten konnte. Die Unterhandlungen für durchaus ehrlich und ernstlich gemeint zu halten, dazu gehörte jedenfalls der stärkste Glaube. Drum warnten auch schon damals einzelne Diplomaten vor neuen Schlingen und die englischen Minister wollten von dem Kapuziner wenig wissen. Auch mit dem pfälzischen Agenten, Rusdorf, dem wir alle diese Aufschlüsse verdanken, hatte er einzelne Zusammenkünfte, in denen er sich bestrebte, demselben die Sache so annehmbar zu machen als möglich. Namentlich suchte er den Punkt wegen der Erziehung zu mildern. Man wolle ja die Prinzen weder als Geiseln behandeln, noch sie katholisch erziehen lassen; es sey nur eine engere Verbindung zwischen beiden Familien, und wenn der eine Prinz eine bayrische Prinzessin heirathe, so sey es ja nur ein Aufenthalt, den der Bräutigam bei seiner Braut mache [10]. Auch suchte er Rusdorf darüber zu beruhigen, daß für seinen Herrn eine achte Kur sollte errichtet werden; allein trotz der augenscheinli-

9) Rusd. I. 163. Vgl. die Vollmacht ebendas. 241, die anfängt: Cum serenissimus Dux Bavariae per literas suo sigillo et manu munitas plenam et absolutam potestatem nobis dederit et concrediderit," vom päbstlichen Nuntius unterschrieben.

10) So äußerte er sich gegen den König I. p. 174; — come „mogliata alla sua sposa," setzt er zu. Rusdorf I. 18:.

chen Ueberredungsgabe des Kapuziners, äußerte [11]) Rusdorf schon in den letzten Tagen des Dezember, daß ihn zweierlei besorgt mache; ob man nicht entweder den König wieder hinhalten wolle, oder das Ganze nur Versprechungen seyen, die man ohne Spaniens und des Kaisers Einwilligung nicht erfüllen könne.

Je dringender der Mönch auf ernste Unterhandlungen drang, desto mißtrauischer ward man; denn man wußte, daß der Kurfürst von Bayern zu derselben Zeit Vermittlungsversuche Würtembergs kalt abwies [12]), und es war sehr verdächtig, daß ein Agent des päbstlichen Nuntius fortwährend vor Spanien warnte, mit dem Rom doch in engstem Vernehmen stand. Deßhalb war nicht blos Rusdorf in Besorgniß „es laure eine Schlange im Gras [13]),“ sondern auch die englischen Minister erklärten ohne Umschweif die Unterhandlungen für verdächtig, und der venetianische Gesandte warnte im Auftrag seiner Regierung. Man suchte aufmerksam nach dem versteckten Motiv der ganzen Unterhandlung; je mehr sich der Kapuziner mit Schwüren vermaß, es sey Alles ehrlich gemeint, desto fester war die allgemeine Ansicht, es sey Alles eitel Trug. Er sprach viel von deutscher Treue und Großmuth, von dem innigen Wunsche Maximilians, seinen geliebten Vetter selbst zu versöhnen; als ihn aber der pfälzische Agent rundweg fragte, ob man dem Pfalzgrafen ohne Hinterhalt seine Kurwürde und seine Länder wiedergeben wolle, da wich er verlegen aus und gab wieder allgemeine und unbestimmte Versicherungen [14]).

So zog sich die Unterhandlung bis in den Februar 1624 hin, ohne daß man ernstlich an Conferenzen dachte; die Furcht und das Mißtrauen war auf englischer Seite zu groß, um sich abermals täuschen zu lassen. Dabei verlangte der Mönch fort-

11) I. 176.

12) Vgl. Rusd. epist. XI. p. 18.

13) I. 203.

14) Rusd. I. 212. 213.

während, im Namen des Kurfürsten Maximilian, die Auslieferung der pfälzischen Prinzen, und das war gerade der Punkt, wozu man sich am wenigsten verstehen wollte. Er hatte auch fortwährend Zusammenkünfte; es gelang ihm aber nicht, mehr Vertrauen zu erwecken, so artig und zuvorkommend er sich auch bewies [15]). Schon am 22. Februar a. St. meldet Rusdorf, er glaube daß die ganze Sache in Rauch aufgehen werde, und zwei Tage später schreibt derselbe an seinen Herrn, daß der Kapuziner wirklich Abschied genommen habe. Er war zwar entschlossen, im Haag mit Friedrich V. sich zu bereden, aber man war allgemein überzeugt, daß aus der Sache nichts erfolgen würde [16]).

Die Enttäuschung sollte nur zu bald erfolgen. Der Kapuziner war endlich abgereist, nahm aber seinen Weg über Holland, um dort Pfalzgraf Friedrich V. zu begegnen. Er hatte früher mehrmals den Wunsch ausgesprochen, mit diesem allein die Unterhandlungen fortzusetzen, und seine Aeußerungen gegen den pfälzischen Gesandten in London strömten über von den feurigsten Versicherungen seiner Theilnahme und Verehrung gegen den vertriebenen Fürsten. So kam er jetzt nach dem Haag und legte auch selbst dem Kurfürsten seine Anträge vor; wie zu erwarten war, wies Friedrich das Project einer münchner Erziehung rund ab, ließ sich aber im Uebrigen auf Besprechungen mit della Rota ein. Ja man ging so weit, ihn nach Leyden zu führen und ihn mit den dort studierenden Prinzen bekannt zu machen, obschon die feineren Beobachter immer mehr ins Klare kamen über die Absichten des Unterhändlers. Es stellte die Meinung sich immer sicherer heraus, die schon vorher der Erzbischof von Canterbury geäußert hatte [17]), daß der gewandte

15) So sagt er zu Rusdorf: „Je suis resolu de passer par la Haye et baiser les mains à votre Prince, auquel je porte une affection particulière.“ Rusd. I. 250.

16) Rusd. I. 258.

17) Rusdorf Epistolae p. 19. Die Meinung erhält ihre Bestätigung durch die Worte Khevenhillers X. p. 421, wo es vom Pater Hyacinth



Kapuziner zunächst nur die Lage der Dinge an Ort und Stelle auskundschaften, und genau erkunden wolle, welches die wahre Gesinnung Jacobs I. und wie groß die Gefahr sey, die von seinen kriegerischen Schritten drohe. Die Unterhandlungen waren von Anfang an nur die Folie für diesen diplomatischen Zweck; höchstens mag man es mit der münchner Erziehung ernstlich gemeint haben; deßhalb sind auch der Pabst, der Nuntius und Pater della Rota die hervorstechenden Personen bei dieser Unterhandlung, die, wie sie sagten, das pfälzische Haus wieder erheben sollte. Als der Kapuziner merkte, daß auch die Auslieferung der Prinzen vergeblich von ihm erstrebt würde, rückte er mit seiner Sprache unverblümter heraus. Er schilderte die ganze Hülflosigkeit der pfälzischen Sache, wie er sie jetzt hatte kennen lernen, wies darauf hin, daß König Jacobs Kriegsmuth nicht allzulange anhalten, daß auch Sachsens Widerstand bald erlahmen würde, und daß in Deutschland, wie auswärts, alle Hülfsquellen für Friedrich V. verstopft seyen. Was bliebe ihm also übrig, setzte dann Pater Hyacinth in einem Briefe an Camerarius hinzu, als durch eine bessere Einsicht und die Rückkehr zum wahren Glauben sich aufrichtige und mächtige Freunde zu erwerben? Wenn irgend ein leichter Weg zum Frieden und zu Wiedereinsetzung vorhanden sey, so sey es dieser [18]).

Man glaubte wohl schwerlich, da man Friedrichs und seiner Familie religiöse Gesinnung zu gut kannte, damit etwas auszurichten, allein man wollte nicht zu schnell abbrechen und den ganzen Trug enthüllen. Als nachher die bayerische Prinzessin, die man hatte verheirathen wollen, starb, und Friedrich V. auf die früher projectirte Vermählung mit der kaiserlichen Prinzessin

---

plötzlich heißt, er habe in dem Bemühen, die Kur Bayern für immer zu sichern, vernommen, in London unterhandle man wegen der Restitution des Pfalzgrafen, „da habe er, mit Vorwissen des residirenden Nuntii zu Brüssel, einen andern Kapuziner in weltlichen Kleidern unbekannt nach London abgesandt, dessen Meinung zu penetriren, was ein und anderer Seiten dort tractiret und geschlossen werden möchte."

18) Handschriftliche Nachrichten bei Söltl I. p. 302 f.

und auf die Ertheilung der achten Kurwürde zurückkam, wies Maximilian es ab; Pater Hyacinth, der mit Rota und dem Nuntius gemeinsam die Unterhandlungen geleitet hat, ward vom Kurfürsten von Bayern, auf den er sich berufen hatte, förmlich desavouirt, und dem Herzog von Würtemberg, der gutmüthig den Vermittler abgegeben hatte, legte Maximilian selbst die ganze Unterhandlung in ihrem trügerischen Wesen vor. Es war beschlossen, was Cardinal Klesel rieth [19], wegen der Pfalz fortwährend zu unterhandeln und sie nie zurückzugeben. Die Jesuiten erwiesen ausführlich, wie nothwendig es sey, zum Heil des Katholicismus die Pfalz den Protestanten für immer zu entreißen, und demgemäß ward von nun an offen gehandelt, nachdem mit Trug alles erreicht war, dessen man bedurfte.

Zu derselben Zeit, als der Kapuziner della Rota nach langem vergeblichem Bemühen in London Abschied nahm, kam ein anderer Gast daselbst an, dessen Aufnahme eine ganz verschiedene war, nämlich der Graf Ernst von Mansfeld. Die Stimmung im Volke und Parlament war jetzt gegen Spanien und die Katholiken so sehr gesteigert, daß der Augenblick seiner Ankunft sehr gut berechnet war; selbst der König Jacob ward diesmal von der Bewegung über die Gränze seiner zögernden Behutsamkeit fortgerissen. Er erklärte dem Grafen gleich in der ersten Audienz (26. April) seinen festen Entschluß, um jeden Preis seinem Schwiegersohn die Pfalz wieder zu erringen [20], und der wilde Haudegen wußte sich als Unterhändler so fein und geschickt zu benehmen, daß er die alten, ergrauten Diplomaten beschämte. In sehr kurzer Zeit schien der Zweck der Reise erreicht, und es war ein schriftlicher Vertrag abgeschlossen, nach dem auf englische Kosten eine Armee von 10,000 Fußgängern, 2000 Reitern und 6 Feldstücken von Mansfeld geworben

---

19) In einem Briefe an Bayern, worin er mit salbungsvoller Naivetät den vollen Jesuitismus der damaligen Politik als sittlich und nachahmungswerth predigt. Bei Khevenh. X. p. 512—518.

20) „Je suis totalement résolu de restituer le Palatinat à quel prix que ce soit", bei **Rusd. I. 285.**

werden sollte [21]). Besonders auffallend war die glänzende Aufnahme, die man dem Grafen zu Theil werden ließ. Der Prinz von Wales gab ihm die Wohnung, die für die spanische Infantin bestimmt gewesen war, und den ganzen Tag sammelte sich das neugierige londoner Volk und rief sein Lebehoch, wenn der vielgenannte Soldat sich zeigte. Als er abreiste entließ ihn der König reich beschenkt, und der wilde Condottiere hatte auf seinen deutschen Zügen gewiß nicht geahnt, daß ihn das fromme englische Volk wie einen der größten Herrn oder wie einen Heiligen begrüßen würde [22]). Unter lautem Jubelgeschrei zog er durch die Straßen, und Manche schätzten sich glücklich, nur den Saum seines Mantels berühren zu dürfen; der Graf Carlisle gab ihm bei seiner Abreise das Geleit, und der Primas der englischen Kirche ging ihm entgegen und führte ihn zum Wagen. Man sprach damals davon, auch Christian von Braunschweig werde nach England kommen; der König werde ihn dann ebenso feierlich aufnehmen und ihn zum Ritter des Hosenbandordens ernennen. Wie aber Mansfeld mit einem Heere nach Holland hinüber zog, waren Elemente und Witterung so feindselig, daß die ganze Unternehmung mißlang.

Auch auf einer andern Seite war das Glück der pfälzischen Sache entgegen. Friedrich V. hatte in der Hoffnungslosigkeit, von England, Spanien und dem Kaiser sein Land wieder zu erhalten, abermals die verzweifelten Plane einer Verbindung mit Bethlen Gabor wieder aufgegriffen. Er glaubte dann wenigstens leichter mit Gewalt sein Recht erringen zu können, wenn der Kaiser im Rücken angegriffen wäre. Der pfälzische Agent in London, Rusdorf, baute auf diese Allianz große Hoffnungen und bemühte sich eifrig, den Widerwillen gegen Bethlen Gabors Nationalität und Religion zu überwinden. Die puri-

21) Rusd. I. 287.

22) En un mot on lui a fait tant d'honneur et de courtoisie, comme s'il eût été un des plus grands Princes, ou un Saint" schreibt Rusdorf I. 288.

tanischen Engländer trugen sich mit dem Gerücht, Bethlen sey beschnitten und huldige dem Islam [23]), so daß es einiger Anstrengung bedurfte, um in ihren Augen das Gehässige einer solchen Allianz zu mindern. Friedrich V. war fortwährend in Correspondenz mit ihm, und es schien ziemlich gewiß, daß er im Frühling 1624 über Ungarn hereinbrechen würde. Aber die kaiserliche Politik sah zu sehr die Wichtigkeit eines solchen Kampfes ein, und statt des Krieges schloß man am 8. Mai einen Frieden ab, bei dem sich Bethlen sicherer fühlte, als bei der ungewissen und schwankenden Hülfe, die England im deutschen Westen aufzustellen versprach [24]). So war abermals für Friedrich eine Hoffnung dahin, und er hatte nur den Schaden, daß ein Brief von ihm an Gabor aufgefangen und von den Gegnern so geschickt ausgebeutet ward, daß er es für nöthig fand, in eignen Sendschreiben sich bei deutschen Fürsten wegen solcher Allianz zu entschuldigen.

Noch härter, als die trügerische Unterhandlung der katholischen Parthei und der Friedensschluß Bethlen Gabors, traf den unglücklichen Pfalzgrafen gleichzeitig ein anderer Abfall in Deutschland. Wir haben gesehen, wie noch im vorigen Jahre Kursachsen hartnäckig bei seinem Widerstand gegen die bayerische Kur beharrte und alle kaiserlichen Anträge scheiterten. Jetzt, am Anfang 1624, war Landgraf Ludwig von Hessen selbst nach Dresden gereist, hatte aber nicht mehr erreicht, als die frühern Gesandtschaften. Der Kurfürst beharrte standhaft auf der Forderung, man möge die Truppen, die mit furchtbarem Druck auf den evangelischen Reichslanden lagen, wegführen, und das Recht der pfalzgräflichen Kinder wahren, nur dann könne er sich in

---

23) Rusdorf epist. X. p. 17.

24) Noch im Juni schrieb Rusdorf beinahe verzweifelnd: Cum Bethlemio nondum pax est, articuli, quos Vienna accepi, debent prius ab ipso et Ordinibus regni in Comitiis confirmari. *Nullas ad ipsum litteras extorquere possum, quamvis coelum et terram, ut ita dicam, Archimedeo ausu movere aggredior.* (Rusd. Epist. p. 45).

eine weitere Unterhandlung einlassen [25]). Der Kurfürst von Brandenburg war ebenso beharrlich in seinem Widerspruch; vielleicht daß auf beide die dringenden Schreiben einigen Eindruck gemacht hatten, die Friedrich V. in den ersten Wochen des Jahres an sie abgesandt hatte. Den Kurfürsten von Brandenburg, als persönlich zu unbedeutend, entschloß sich nun der Kaiser, ganz zu ignoriren, dagegen sollte um so eifriger an dem von Sachsen gearbeitet werden, und was den Unterhandlungen der Landgrafen nicht gelungen war, sollte nun die persönliche Ueberredungsgabe des Kurfürsten von Mainz durchsetzen. Schon vorher hatte man den aufgefangenen Brief an Bethlen Gabor glücklich benutzt, und den Kurfürsten so gegen Friedrich V. mißstimmt, daß er anfing zu wanken [26]). So kam man überein, eine Zusammenkunft zu Schleusingen zu veranstalten, wo die Kurfürsten von Mainz und Sachsen, Landgraf Ludwig, mehrere andere Fürsten, dann Tilly als bayerischer Gesandter, sich im Juli einfanden. Man wußte, daß Johann Georg auf der Schweinsjagd am leichtesten zu behandeln war, und so wechselten diplomatische Unterhandlungen mit Jagd und Gelagen in beliebter deutscher Weise ab. Johann Georg gab endlich seine Zustimmung; den Abzug der Truppen versprach man bald durchzusetzen, und das Recht der pfalzgräflichen Kinder ward durch einen lahmen Revers gewahrt. Beides geschah nur, um den Schein zu retten, und die bayerisch-kaiserliche Politik dachte schwerlich daran, Beides zu erfüllen; für jetzt war nur der Hauptzweck erreicht, und Herzog Maximilian ward bald nachher friedlich in Nürnberg von dem Kurfürstencollegium als College aufgenommen.

Es läßt sich wohl behaupten, daß seit der Achtserklärung kaum etwas den Pfalzgrafen härter getroffen habe, als dieses. Während er sich einem vortheilhaften Frieden näher wähnte,

---

25) Die ganze Unterhandlung im Einzelnen s. bei Senkenb. XXV. S. 347 ff., meist nach darmstädtischen Archivurkunden.

26) Rusd. Mém. I. 285.

als je, hatte man ihn aufs neue mit Unterhandlungen hingehalten und ihn die letzte, wenn gleich schwache, Fürsprache seines protestantischen Mitkurfürsten entzogen; man kann es ihm schwerlich verdenken, wenn er in einem Briefe an Mainz seinen gerechten Unmuth über den Machiavellismus der kaiserlichen Politik bitter ausspricht [27]). Dieser Machiavellismus zeigte sich noch greller in der verweigerten Auslieferung von Frankenthal, unter dem lächerlichen Vorwande, England habe zuerst gebrochen, und die Zurückgabe sey nur dann bedingt gewesen, wenn ein Friede geschlossen würde [28]), am empörendsten aber in der unwürdigen Art, wie man die schuldlose Mutter Fridrichs V., die edle Louise Juliane, um ihr Besitzthum betrog. Wir haben erzählt, wie der Kaiser ihr versprochen hatte, wenigstens die Einkünfte ihrer widerrechtlich weggenommenen Güter zu zahlen, wie die Erfüllung des Versprechens aber gar lange auf sich warten ließ; auch jetzt wandte sich die Fürstin und ihr Sohn Ludwig Philipp vergebens um ihres Eigenthums nach Wien und München; der Eine wies sie an den Andern und zuletzt gab man ihr gar keine Antwort mehr; sie mußte fortwährend beim Kurfürsten von Brandenburg das Gnadenbrod essen.

In England wurden indessen die diplomatischen Verhandlungen mit demselben Erfolge wie früher fortgesetzt; Rusdorf war unermüdlich, aber erreichte nichts; die frankenthaler Gesandten waren noch immer da und erklärten damals (Sept. 1624) mit deutscher Geduld, nicht wanken zu wollen, bis sie wenigstens etwas erreicht. Man schlug damals verschiedene Mittel vor, die getreue Stadt vor dem völligen Ruine, womit spanische Militairherrschaft sie bedrohte, zu bewahren [29]). Sie erreichten zwar

27) Er schrieb schon im Anfang des Jahres an Mainz wegen der Wegnehmung der Bergstraße in sehr eindringendem und bitterem Tone. Lond. II. 813.

28) S. Khevenh. X. 403.

29) Vgl. Rusd. I. 355. Wir theilen das Einzelne nicht mit, weil es zu keinem Resultate führte.

das Eine, daß man sich bei der Infantin um Erfüllung des Vertrags verwandte, allein wir haben oben gesehen, wie die bayerische Regierungssophistik dies Verlangen fruchtlos zu machen wußte. So zog man die armen Leute von Termin zu Termin fort, sie richteten flehende Bittschriften an den König [30]), allein sie mußten zuletzt immer nur demüthig erwarten, was ihnen die Gnade ihrer ungroßmüthigen Beschützer werde zukommen lassen.

Auch Mansfeld hatte, trotz seiner glänzenden Aufnahme, seinen Zweck nicht so schnell erreicht, als man glauben möchte. An Versprechungen und unreifen Projecten war zwar die londoner Politik unendlich reich, und alle Augenblicke taugte ein neuer, scheinbar fertiger, Plan auf, wonach der Krieg geführt werden sollte. Dabei hatte aber Mansfeld alle Mühe, nur nothdürftig das zu erlangen, was ihm auf dem Papier versprochen war. Bald machte Frankreich, das man in die neuen Entwürfe als Verbündeten hineinzog, Schwierigkeiten, bald war Jakob selbst bedenklich, und wir finden Mansfeld im Spätherbst abermals in London, um den Schneckengang der diplomatischen Verhandlungen durch persönliche Anwesenheit zu beschleunigen. So erhielt er denn, nachdem auch der Pfalzgraf sich wiederholt verwendete, (am 7. Nov.) seine Bestallung vom König, die ihn zum Oberanführer des Zugs machte, durch den die Pfalz wieder erobert werden sollte [31]). Allein es war ihm ausdrücklich befohlen, gegen die Länder die der König von Spanien, „Unser sehr geliebter Bruder" in Besitz habe, und gegen die der Infantin nicht zu verfahren; wie wollte er denn aber sonst handelnd auftreten? Und doch betrachtete man schon das als einen wesentlichen Sieg, der die Sache des thätigen Widerstandes errungen habe [32]).

Viel eitlen Lärm machte auch das angeblich abgeschlossene Bündniß zwischen England, Dänemark, Holland, dem auch Frank-

30) Die vom 14. Sept. s. bei Rusd. I. 369.

31) Rusd. I. 393.

32) Rusd. I. 400 ff.

reich, Venedig, Savoyen beigetreten seyn sollte [33]), und in großen Deductionen ward den Unkundigen bewiesen, wie gefährlich dies für die katholische Kirche werden müsse, ja wie es auf deren Vernichtung abgesehen sey [34]). Es stellte sich bald heraus, daß auch dieser gewaltige europäische Bund, gleich andern Luftgespinsten, sich in Nichts auflösen werde [35]).

In den ersten Tagen des Januar 1625 kam Christian von Braunschweig nach London; auch ihm ward eine freundliche Aufnahme zu Theil, und man erwartete große Dinge von den Werbungen, die er in Frankreich vorgenommen hatte [36]). Während er (Februar) sich nach Calais begab und den Abzug seiner französischen Söldner vorbereitete, kam es auch mit Mansfelds lange projectirter Unternehmung endlich zur Reife. Jakob hatte dem Drängen des Prinzen von Wales, des pfälzischen Gesandten und dem Gewicht der öffentlichen Meinung so weit nachgeben müssen, daß er die versprochene Unterstützung nicht länger verzögerte. Jetzt ging Mansfeld mit 300 Schiffen und der nöthigen Munition auf die See, noch wußte aber Niemand in London selbst, wo er landen sollte [37]). Alles war aber so eingerichtet, daß eine wirksame Verfolgung des Hauptzweckes, der Eroberung der Pfalz, auch dann kaum möglich war, wenn nicht unvorhergesehene Unfälle die Expedition vereitelten. Es war ja alles von Spaniern besetzte Land ausdrücklich von Jakob I. für neutral erklärt worden, und diese Erklärung hatte er auch jetzt zur Beruhigung der Spanier ganz bestimmt wiederholt. Er hatte auf Anfragen des spanischen Gesandten bestimmt versichert, Mansfeld ziehe nach Oberdeutschland, es sey ihm genau befohlen, in Holland keinen Antheil am Kampf gegen Spanien zu nehmen, und wenn er nicht gehorche, werde er ihn als

33) Londorp III. p. 711.
34) Vgl. Lond. III. p. 744.
35) Vgl. Senkenb. XXV. S. 343 Note.
36) Khev. X. p 766.
37) Rusd. Mém. I 416. 471.

Majestätsverbrecher behandeln [38]). Damit waren die Spanier beruhigt. Wie wollte man nun aber die Pfalz erobern, ohne den Durchzug durch der Infantin Länder? Wer Jedermanns Freund seyn will, der ist Niemands Freund, so war es auch mit diesem Heere Mansfelds. Die Spanier freilich waren sehr zufrieden über Jacobs I. zuvorkommende Gefälligkeit, die Holländer dagegen um so erbitterter, daß ihnen von Mansfelds ganzem Zuge nichts zu gute kommen sollte, als höchstens ein drückender Durchzug der Truppen. So kam Mansfeld in Holland an und lagerte sich bei Herzogenbusch; aber es fing ihm an das Geld auszugehen [39]), die Holländer weigerten sich, das Heer zu unterhalten und zudem waren durch die feuchte Witterung unter seinem Heere ansteckende Krankheiten ausgebrochen, die es furchtbar schwächten. So lag er unthätig, während er den Holländern zum Entsatz des bedrängten Breda große Dienste hätte leisten können, und seine ganze Thätigkeit bestand darin, bei Bergen op Zoom Vorräthe zu sammeln, um die erwartete Armee Herzog Christians zu versorgen. Die war (Anf. März) bei Calais unter Segel gegangen; ein furchtbarer Sturm hatte sie aber im Augenblick der Abfahrt überrascht; Schiffe, Menschen und Vorräthe gingen zu Grunde, und auch sie kamen nur nach beträchtlichem Verlust an verschiedenen Punkten der holländischen Küste an. So war die vielbesprochene Unternehmung für jetzt in Nichts aufgelöset; wenigstens wußte Niemand, was die vereinigten Armeen Mansfelds und Christians jetzt unternehmen sollten. In diesem Augenblick starb (26. März / 5. April) König Jakob,

---

38) Rusdorf Epist. p. 59.

39) Daher, wie aus Rusdorf Mémoires hervorgeht, sein fortwährendes Dringen um Hülfe, um neues Geld oder um die Erlaubniß, gegen die Spanier etwas unternehmen zu dürfen. Bis zu Jakobs Tode waren auch nicht nur er selbst, sondern der pfälzische und brandenburgische Geschäftsträger aufs eifrigste thätig, zu bewirken, daß er zum Entsatz von Breda gelassen würde, oder man wenigstens einen Theil der Armee unter des Pfalzgrafen Führung stellte.

und sein Nachfolger Karl I. hatte in der letzten Zeit, als Prinz von Wales, an allem, was für die pfälzische Sache geschah, den thätigsten Antheil gehabt. So hoffte man auf einen vortheilhaften Wechsel der Politik [40]), und die ersten Ereignisse der neuen Regierung schienen diese Hoffnung zu rechtfertigen.

Zwar waren in Holland die Verhältnisse so, daß der neue Statthalter, Prinz Friedrich Heinrich — Moriz war am 23. April gestorben — Breda nicht entsetzen konnte und die heldenmüthige Stadt sich nach einer Belagerung von 9 Monaten an Spinola ergeben mußte (Juni); allein König Karl I. trat doch gleich Anfangs energischer auf, als sein Vater jemals gethan hatte. Er näherte sich Holland ganz entschieden und es ward (7. Sept.) zwischen beiden ein Bund auf 15 Jahre geschlossen, dessen ausdrücklich benannter Zweck Befreiung der Niederlande und Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen war [41]). Damit war von selbst der Krieg gegen Spanien erklärt, denn es sollte dem Vertrag zufolge zu Land und zur See England mit Holland vereint den Spaniern allen Abbruch thun. In der That ging auch (Oktober) eine vereinigte holländisch-englische Flotte unter Segel [42]), die 10,000 Mann mit sich führte. Aber statt daß sie, wie man erwartete, nach Deutschland fahren und die Pfalz befreien sollte, versuchte sie zum Erstaunen aller Welt eine Landung in Spanien. Der pfälzische Gesandte hatte nicht nur dringend vorgestellt (Septemb.) wie wichtig es sey, wenn die englische Hülfe plötzlich an der deutschen Nordküste erschiene und

40) Rusd. epist. p. 63. Derselbe macht aber auch in demselben Briefe — 4 Tage nach König Jacobs Tode — die vortreffliche Bemerkung, es sey bei allem guten Willen nichts zu erreichen, bevor es Carl gelungen sey, beim Volk und Parlament das verlorene Vertrauen wieder völlig zu gewinnen; dies könne nur geschehen, wenn er nach dem Rath des Parlaments und den vorhandenen Staatsgesetzen, statt nach seinem monarchischen Willen und Winke handle.

41) Das Bündniß selbst bei Lond. III. 798 ff.; der Datum ist: Southampton 7. Sept.; die Ratification dagegen ist erst vom Dezember.

42) Theatr. eur. 892. Khev. X. p. 1030 ff.

die Unternehmungen Christians IV. unterstütze, sondern er hatte auch nachzuweisen gesucht, wie wenig die Expedition in Spanien ausrichten könne. Beides war vergeblich; die Winde waren ihr zudem wenig günstig, und als sie endlich in Andalusien landete (November), vertheidigten die Spanier ihr Vaterland so vortrefflich, daß die ganze Unternehmung nichts Bedeutendes ausrichtete. Wichtig war die Sache nur, insofern Karl entschieden mit Spanien gebrochen hatte und in die Nothwendigkeit versetzt war, den eingeschlagenen Weg auch fernerhin energisch zu verfolgen. Auch war er jetzt zu Frankreich in eine Stellung getreten, die für die pfälzische Angelegenheit Günstiges verhieß. Karl war nämlich zu Ende vorigen Jahres mit der Prinzessin Henriette von Frankreich vermählt worden, nachdem in dem Heirathsvertrag für die Katholiken ähnliche Vortheile waren stipulirt worden, wie früher bei der spanischen Verlobung, und jetzt (Juni 1625) kam die neue Königin in England an; der Bund zwischen beiden Kronen, durch französische Furcht vor Spanien noch gesteigert, schien eine feste Stütze erhalten zu haben, und die Versprechungen, die Frankreich alle bis auf diesen Termin verschoben hatte, mußten sich jetzt erfüllen. Bisher hatte die französische Politik geschwankt zwischen einem aufrichtigen Haß gegen den Protestantismus und dem innigen Wunsch, den Spaniern eine tüchtige Niederlage beizubringen. So hatte man sich mit allen Maßregeln gegen Spanien einverstanden erklärt, ohne deßwegen die Protestanten zu unterstützen. Deßhalb hatte auch (April) Ludwig XIII. an die drei geistlichen Kurfürsten ein Schreiben abgehen lassen [43]), worin er im Namen des Königs von England, „seines Bruders“, sie aufforderte, zu vermitteln und die friedliche Einsetzung des Pfalzgrafen zu bewirken, wenn sie nicht Mansfeld von neuem in der Pfalz wollten erscheinen sehen. In diesem Sinne hatte er auch vorher zwar Christian von Braunschweigs Werbungen geduldet, aber die Landung und den Durchzug der Armee nach der Pfalz

43) Theatr. eur. 887.

gehemmt. Dieses Schwanken zwischen Neutralität und Feindschaft glaubte man jetzt durch die Heirath beendigt; allein man mußte bald auch diese neue Täuschung ertragen.

Gerade jetzt, wo das Ungenügende und Schwankende jeder andern Hülfe immer stärker hervortrat, bot sich aber dem Pfalzgrafen eine Aussicht dar, im hohen Norden einen thätigen und kraftvollen Freund zu finden, der auch wirklich zum Wiederhersteller der pfälzischen Sache berufen war — König Gustav Adolf von Schweden.

Mit ihm war Friedrich schon früher, bei einer kurzen Anwesenheit des Schwedenkönigs in Heidelberg, wohin ihn zum Theil Freiersabsichten geführt hatten, bekannt geworden; ihm hatte er sich auch freundlich bewiesen, indem er ihn bei seiner Bewerbung um die Schwester des Kurfürsten von Brandenburg unterstützte; seit der prager Schlacht hatten einzelne aus des Pfalzgrafen Umgebung an Gustav als einen Erretter gedacht. Auch Gustav hatte die deutschen Angelegenheiten nicht aus dem Gesichte verloren; denn da ein naher Verwandter Friedrichs der Pfalzgraf Johann Casimir, mit des Königs Schwester vermählt war, ward diese Aufmerksamkeit fortwährend rege erhalten. Aber ein langer Krieg mit Polen nahm Gustav Adolfs ganze Thätigkeit in Anspruch; man wußte auch auf katholischer Seite das wohl zu schätzen, und so sehr man nachher eine vornehme Verachtung des Schwedenkönigs affectirte, für jetzt wünschte man sehr dringend, durch die Fortdauer des Krieges denselben beschäftigt zu sehen. Seit der Mitte des Jahres 1623, also seit der Zeit der dringendsten Noth, hatte sich Ludwig Camerarius [44]) vom Haag aus mit Axel Oxenstjerna in Verbindung gesetzt, und der schwedische Staatsmann hatte demselben erklärt, der König betrachte seine Sache und die aller Protestanten für gleichbedeutend; ja er hatte dem schwedischen Agenten

---

44) Schon früher stand Camerarius in Briefwechsel mit Johann Casimir von Zweibrücken, dem Schwager Gustav Adolfs, bei Moser Neues Patr. Archiv I.

Ruthgers eine ansehnliche Summe mitgegeben, damit der pfälzische Minister zahlreiche Correspondenzen in den verschiedenen Ländern unterhalten könne. Jetzt erschien (Ende Sept.) Camerarius selbst in Schweden, und stellte dem König die Lage der Dinge, seines Herrn Rechte und Hülflosigkeit, vor. Ein sehr freundlicher Brief Gustav Adolfs, den zwar immer noch der polnische Krieg beschäftigte, war die erste Frucht von Camerarius Sendung [45]); seitdem war eine dauernde Verbindung zwischen Friedrich und dem schwedischen Hofe eingerichtet. Als dann (Aug. 1624) von englischer Seite der Prinz von Wales sich sehr eifrig der Sache seines Schwagers annahm und durch den Ritter Speus von Wornston in Stockholm unterhandelt ward, schienen die Unterhandlungen einen vielversprechenden Gang anzunehmen. Gustav Adolf schrieb selbst an Friedrich und versprach demselben [46]), so viel er vermöge, aufzubieten, um seine Wiedereinsetzung zu bewirken; sein Kanzler Oxenstierna setzte dem pfälzischen geh. Rath Camerarius den Stand der Dinge weiter auseinander. Es sollte ein enger Bund geschlossen werden zwischen England, Holland und andern protestantischen Fürsten; Gustav sollte zugleich in Schlesien einbrechen und Friedrich sich dann an die Spitze eines Heeres stellen und am Rhein heranziehen, während die niederdeutschen Fürsten von der Weser aus vordringen und Bethlen Gabor den Kaiser im Rücken bedrohen würde [47]). Die Sache schien um so näher dem Ziele zu seyn, als (Sept.) auch von brandenburgischer Seite ein Unterhändler, Bellin, in Stockholm erschien; doch machte die schwedische Politik ihr thätiges Eingreifen noch von zwei Bedingungen abhängig, deren Erfüllung bald näher, bald wieder ferner schien: von der Beendigung des polnischen Kriegs und der völligen Aussöhnung mit Dänemark. Die letztere zu bewirken, ließen sich die Protestanten eifrig angelegen seyn, und selbst

---

45) d. d. 24. Okt. 1623. Moser patriot. Arch. V. 35.

46) Brief vom 22. Aug. 1624. Moser V. S. 41.

47) Rusdorf Epistolae p. 57.

Ludwig XIII. von Frankreich nahm Antheil daran [48]); auch war mit Brandenburg die zu leistende Hülfe an Geld und Mannschaft schon beredet worden [49]), allein immer schoben sich noch die alten Hindernisse dazwischen. Als Spens endlich Stockholm verließ, reiste er über Holland, sich mit dem Pfalzgrafen zu besprechen, aber es war nicht schwer, das Scheitern der Entwürfe schon jetzt zu berechnen. Rusdorf äußerte mit Recht, Gustav Adolf hätte mit seinen Anträgen besser gewartet, bis die andern schon etwas gethan hätten; denn offenbar wollten England und Frankreich sich selbst nicht sehr anstrengen und das schwierige Geschäft der Wiedereinsetzung Friedrichs V. dem schwedischen König allein überlassen [50]).

Der schwedische Gesandte schlug (Januar 1625) vor, die deutschen Protestanten und Schweden selbst sollten je ein Drittel der Kosten tragen und dann der Angriff von mehreren Seiten begonnen werden. Die Zahl der Truppen, die Kosten, die Vorräthe, Alles war ganz genau beredet [51]), aber die Erklärungen der englischen Minister hielten sich sehr im Allgemeinen. Während Rusdorf sie vor völligem Einschlummern durch fortwährendes Drängen und Treiben zu bewahren suchte, war Bellin nach Frankreich gereist und erlangte dort auch die Zusage von Subsidien und das Versprechen, bei Dänemark solle vermittelt werden [52]).

Je weiter aber die Verhandlungen gingen, desto schwieriger schien dem feinen Oxenstjerna die Ausführung des Unternehmens. Einmal gibt er Camerarius schon den Auftrag, Anwerbungen auf schwedische Kosten zu machen, und König Gustav schreibt an Christian IV. in freundschaftlichem Tone [53]), oder

---

48) S. seinen Brief an Gustav, Moser V. S. 74; ebenso sein Gesandter de la Haye. Ib p. 97.

49) Mosers Archiv V. 63 ff.

50) Epist. S. 56.

51) Rusdorf Mémoires I. 438—449.

52) Ebendas. 479. 495.

53) S. den Brief vom 28. März 1625 Moser V. 153 ff.

man beklagt sich nur über Jacobs Saumseligkeit und Friedensliebe, und ganz gleichzeitig [54]) stellt Gustav selbst seinem Gesandten in London alle Schwierigkeiten vor Augen, die der Zug haben müsse, oder weist darauf hin, wie wenig Garantie für die Ruhe und Integrität Schwedens in all den besprochenen Verträgen liege. Er erklärt es geradezu für unüberlegt, so ohne weitere Unterstützung die Last auf Schweden zu wälzen, und erinnert an die habsburgisch-katholische Uebermacht, gegen welche ein Kampf nicht so leicht sey. Es ist nicht zu zweifeln, und schon die sehr ernstlich und eifrig betriebenen Rüstungen beweisen es, daß Schweden mit seiner Hülfe ehrliche Absichten hatte; allein theils war es in Besorgniß, es möchte während seines Feldzugs in Deutschland von Dänemark im Rücken angegriffen werden, theils wartete es — und das mit Recht — auf eine wirksame Unterstützung Englands, Hollands und der deutschen Protestanten; daß aber mit England nichts anzufangen sey, konnte dem König schwerlich lange verborgen bleiben. Zwar hatten Spens, Bellin und Rusdorf Alles gethan, um das Dringende der großen Unternehmung recht klar zu machen und namentlich den schwedischen Kriegsplan als den besten erscheinen zu lassen; allein nach langen Conferenzen war das Resultat, daß die englische Politik Gustavs Projekte für zu groß ansah, und noch wenige Tage vor Jacobs Tod (26. März) erklärte der Staatssecretär Conway [55]), man wolle sich lieber an Dänemark und dessen Unternehmungen anschließen. Gustav und Oxenstjerna suchten nun zwar das Interesse an der Sache so rege als möglich zu erhalten, allein sie hüteten sich, den schweren Auftrag allein zu übernehmen, und hielten den ungestümen Drängern die Schwierigkeiten entgegen. Aus diesem Grunde war aber die Ausführung des großen Angriffsplanes nicht so nah, als manchen sanguinischen Gemüthern damals scheinen mochte, zumal so lang Jacob I. lebte und Dänemark sich zwei-

54) 13. März 1625 ebendas. S. 133 ff.
55) Rusd. Mémoires I. S. 516.

deutig benahm. Sobald freilich Jacob durch seinen rascheren Sohn ersetzt war und es den englischen Unterhandlungen auch gelang, Dänemark verträglicher zu stimmen, zeigte Gustav, daß es ihm Ernst sey. Die Rüstungen standen nicht mehr blos auf dem Papier; man wies Summen zur Unterhaltung der Truppen an, und am Anfang Mai erschienen von dänischer Seite Thomasson und vom Kurfürsten von Brandenburg Sigmund von Götzen als Bevollmächtigte in Stockholm. Es ward der ganze Operationsplan bis ins Einzelne besprochen und der gemeinschaftliche Zug der Könige von Dänemark und Schweden genau verabredet; die Art, wie man Alles festsetzte, sich über Einzelnes erkundigte, alle verschiedenen Chancen einander gegenüberstellte, zeigt, daß man diesmal handeln wollte [56]). Während alle Anhänger der pfälzischen Sache freudige Hoffnung schöpften und ein geheimer Agent, Straßburger, den Bethlen Gabor in den großen Bund hereinzuziehen bemüht war [57]) (Juli), ergaben sich aber neue Differenzen. Der König von England wollte die früher versprochene Unterstützung nicht leisten und sich auf die Aufstellung von 7000 Mann, die in Deutschland kämpfen sollten, beschränken [58]); und auch über Dänemarks Zweideutigkeit erhob der schwedische Minister bittere Klage. Nun gab Schweden zu verstehen, daß man unter diesen Umständen die Sache allein nicht auf sich nehmen könne; und die Hoffnung auf baldige Hülfe war wieder in die Ferne gerückt. Mit Frankreich ward das Vernehmen immer gespannter, seit man sich dem englischen Volke zu Gefallen genöthigt sah, strenge Maßregeln gegen den Katholicismus eintreten zu lassen. Bald war auch der Waffenstillstand in Polen abgelaufen, und kurze Zeit nachher

---

56) Vgl. die Resolutionen G. Adolfs an die beiden Gesandten. Moser V. 199 und 227.

57) Schon Ende 1624 ist diese Unterhandlung im Werk. Graf Thurn hielt sich in Venedig auf, und von dort aus leitete er, nach des Pfalzgrafen Willen, Straßburgers Mission. Rusd. Mém. I. 406. Vgl. Moser VI. 35 ff.

58) Brief Oxenstiernas vom 16. Juni. Moser VI. 21.

nahm der Krieg wieder Schwedens ganze Thätigkeit in Anspruch. Doch waren die Verhandlungen nur aufgeschoben, nicht abgebrochen; bald reiste (Dez. 1625) Camerarius selbst nach Schweden, um durch persönliche Gegenwart etwas zu erreichen; wir werden darüber später berichten.

Die Anträge Christians IV., der da wähnte, ohne die schwedische Freundschaft den Pfalzgrafen befreien und gelegentlich auch sich in Norddeutschland bereichern zu können, schienen den englischen Staatsmännern leichter und wohlfeiler; so ließ man den kostbaren Augenblick vorübergehen und die Kräfte zersplittern. Die Folgen davon werden sich im nächsten Jahre zeigen. Man unterhandelte jetzt — unter Buckinghams Leitung! — im Haag, und brachte (9. Dez.) einen Vertrag[59] zu Stande, in dem zwar die Zuziehung der andern Fürsten, die es interessiren könnte, ausdrücklich bedungen war, der aber doch zunächst nur England, Holland und Däuemark umfaßte, damit also den ganzen schwedischen Kriegsplan fallen ließ. Der König von Dänemark sollte 28000 — 30000 Mann zu Fuß und 7000—8000 Reiter ins Feld führen. Der König von England versprach Subsidien von 300,000 Gulden und eine zweite Flotte auf die See zu schicken; die Generalstaaten versprachen eine monatliche Unterstützung von 5000 Gulden und die auszurüstende englische Flotte mit ihrem Contingent zu verstärken.

Wir haben das Persönliche über Friedrichs Person und Familie unerwähnt gelassen und sind dem allgemeinen Gang der Ereignisse gefolgt. Es waren diese letztern freilich wenig tröstlich, und wir hatten kaum etwas Anderes zu berichten, als trügerische diplomatische Händel, zwecklose Unterhandlungen, halbe Maßregeln und mißlungene Unternehmen. Daß bei allem dem Friedrich keinen andern Antheil nahm, als den eines unermüdlichen Unterhändlers, daß er fortfuhr, von seines Schwiegervaters Gnade zu leben, kann ihm nur Unbilligkeit zum Vorwurf machen; wir wissen zu wohl, daß man ihn durch schlechte

59) Londorp III p. 802.

Künste gezwungen hatte, unthätig zu seyn, seit man gesehen, wie viel mehr seine persönliche Gegenwart vermochte, im Vergleich mit dem egoistischen Treiben seiner bezahlten Miethlinge. Es war unstreitig eine der besten Ideen in Gustav Adolfs Operationsplan, den Pfalzgrafen selbst an der Spitze seines Heeres in seinem Lande operiren zu lassen; allein gerade davor hatte ihn die katholische Politik, durch Jacobs Vermittlung, bisher zu hüten gewußt. Drum blieb ihm nichts übrig, als durch seine Agenten zu wirken; er selbst mußte im Haag ruhig bleiben und die nicht allzu reichen Spenden genießen, womit sein zäher Schwiegervater ihn bedachte. Friedrich besaß, so sehr ihm die Herrschergaben fehlten, alle Tugenden eines liebenswürdigen Privatmanns, und wenn er jetzt im Kreise seiner Familie auf einem kleinen Orte in der Nähe von Haag mit seiner Gattin zufrieden lebt und seine Kinder erzieht, erscheint er uns viel achtbarer, als damals, wo er in jugendlicher Unbesonnenheit sich vom Glanz einer Krone blenden ließ und die „Pfalz nach Böhmen trug." Seine Familie war immer zahlreicher geworden; am 15. Okt. 1624 gebar ihm Elisabeth einen Sohn, hernach Eduard genannt [60]), so daß er nun mit sechs Söhnen und zwei Töchtern gesegnet war. Freilich entriß ihm der Tod einen 1½jährigen Knaben, Ludwig, allein dies Familienleben war doch reich genug, ihn für die Ungunst des Schicksals im Großen zu entschädigen. Es wäre ihm vielleicht möglich gewesen, dafür, daß er eines seiner Kinder in einer Umgebung, die seiner religiösen Ueberzeugung widersprach, erziehen ließ, den pfälzischen Kurhut wieder zu erlangen; allein um den Preis sein Land wieder zu erlangen, hätte er nie über sich gewinnen können. Seine Gemahlin hing in unverbrüchlicher Treue an ihm und fand, wie er, einen Ersatz für verlorene äußere Größe in dem stillen Familienglück; die ersten holländischen Großen fanden sich wohl in dieser friedlichen, leidenschaftlosen Umgebung. Aus England und Schottland kamen die eifrigen Protestanten und

60) Theatr. eur. 845.

wallfahrteten zu dem anspruchlosen Wohnsitz ihrer geliebten Königstochter, und alle fanden sich angezogen und gefesselt von dem Zauberkreise eines einfachen und genügsamen Gemüthslebens. Alle die trügerischen Unterhandlungen, all' die gescheiterten Entwürfe, all' die getäuschten Erwartungen, die seit Jahren Friedrichs Geschichte bezeichneten, konnten die guten Menschen auf die Dauer doch nicht bitter stimmen; sie hofften und vertrauten immer wieder, und sahen sich in ihren Hoffnungen und ihrem Vertrauen immer wieder getäuscht.

Auch in Deutschland war die Stimmung keine friedliche und man rüstete auf beiden Seiten gewaltig zu dem bevorstehenden Kampfe, den man als unvermeidlich betrachtete. So hatte schon im Anfang des Jahres der niedersächsische Kreis große Truppenwerbungen beschlossen und den König von Dänemark zu seinem Kreisobersten ernannt. Obschon durch diese Wahl, sowie durch Theilnahme eines holländischen Gesandten bei dem Kreistag, die Absicht nicht sehr im Zweifel seyn konnte, so suchte man doch dem Kaiser gegenüber vor der Hand noch eine friedliche Stellung zu bewahren. Mit Unterhandlungen auf der einen und der andern Seite zog sich dann der größte Theil des Jahres hin; während man diplomatische Erläuterungen forderte und gab, vermehrten sich die Kreistruppen sehr bedeutend; der Kaiser ließ Wallenstein eine Armee sammeln, die ihn nichts kostete, als den Wohlstand seines Volkes, und verstärkte Tillys Heer durch die wilden Kosaken, die er in Polen anwerben ließ. So litt man abermals unter dem drückenden Zwitterzustande: „Noch kein Krieg und doch kein Friede mehr", und die niederdeutschen Provinzen wurden, obschon noch nichts Feindseliges geschehen war, von Tillys Truppen eben so furchtbar ausgesaugt, als früher die Pfalz, Hessen und Westphalen. Erst seit August, nachdem Tilly eine weitläufige Correspondenz geführt hatte [61]), kam es im Hannöverschen zu ernstlichen Gefechten,

61) Alles dies, freilich wie gewöhnlich ziemlich verwirrt, findet man bei Khev. X. 771. 776—891; außerdem Londorp III. 805 ff.

die jedoch auch zu keinem entscheidenden Resultate führten. Indessen drang Wallenstein vor, und Tilly gelang es (25. Okt.), bei Seelze einen Theil des dänischen Heeres zu schlagen. Damals ward der Pfälzer, Michael Obentraut, der eine Reiterschaar commandirte, tödtlich verwundet und starb gleich nach der Schlacht in Tillys Wagen. Er war als Krieger eben so bekannt, wie durch seine biedere deutsche Natur; die gewöhnliche Ueberlieferung berichtet, die Dänen hätten ihn, seiner männlichen Derbheit wegen, nur den „deutschen Michel" genannt; darnach hätten wir also in diesem pfälzischen Kriegsmann den verkörperten Typus deutschen Wesens zu erwähnen.

Um diese Zeit kamen nun Mansfeld und Christian von Braunschweig, die, wie oben erzählt ist, in Holland gelandet waren und die Pfalz erobern sollten, von Noth gezwungen, auch nach Deutschland herüber und suchten, im Verein mit dem niedersächsischen Kreis, im Trüben zu fischen. Mansfeld versuchte erst sein Glück bei den Lübeckern, aber ohne Erfolg, bis ihn im nächsten Jahre Christian IV. zu seinem Unternehmen als Gehülfen heranzog. Man sieht, dieser ganze Zustand war ein bewaffneter Friede; die Kaiserlichen wollten doch nicht geradezu das Signal zum Kampfe geben und der niedersächsische Kreis wartete noch auf den Abschluß alles dessen, was in London, im Haag und in Stockholm besprochen worden war; die Aussicht auf einen großen Bund, der auf sie als Freunde rechnete, gab ihrem Handeln etwas Zögerndes. Das folgende Jahr sollte man wirklich die Kriegswuth von Neuem losbrechen sehen.

Diese gespannte Stimmung zeigte sich auch in andern Dingen. Der Kaiser, auf ein Gutachten von Mainz hin, sprach den Wunsch aus, man möge, um Frankreich keinen Grund zur Beschwerde zu geben, auf Mittel denken, wie die Pfalz der ausschließlich spanischen Verwaltung entzogen und, wenigstens zum Theil, unter kaiserliche gestellt werden könne. Darüber wurden mit dem madrider Hof Depeschen gewechselt [62]), und

62) Vgl. Khev. X. p. 758—764.

man suchte, da die Berufung eines Reichstags und eines Kurfürstentags auf Schwierigkeiten stoßen mußte, einen Deputationstag zu Stande zu bringen. Allein da zeigte sich, wie gering das Vertrauen zu solchen Friedensmitteln war. Man stieß sich zunächst an formellen und äußerlichen Schwierigkeiten, aber der wahre Grund war, man glaubte nicht mehr an die Aufrichtigkeit und Zweckmäßigkeit solcher Unterhandlungen, man scheute sich in einem Augenblicke, wo auf allen Seiten große Truppenmassen die protestantischen Länder umstellten und wilde Kosakenhorden Einzelne zu einem förmlichen Aufgebot ihrer waffenfähigen Mannschaft zwangen, ruhig in Ulm über die Erledigung der pfälzischen Angelegenheiten zu Rathe zu sitzen. Der Pfalzgraf selbst hatte nicht Unrecht, wenn er es eine „Verhandlung unter Waffen" nannte [63]).

Wie dieser Plan mißlang, so auch ein anderer. Die Herzoge von Würtemberg und Lothringen hatten abermals versucht, zwischen dem Kaiser und Friedrich V. zu vermitteln. Zwar mußte der Kaiser wohl wissen, daß dies auf dieselben Schwierigkeiten wie bisher stoßen würde, und auch der Pfalzgraf war gerade damals, wo ihm die Möglichkeit einer großen nordischen Allianz zulächelte, gewiß nicht geneigt, demüthigere Bedingungen als früher anzunehmen; trotzdem munterte der Kaiser die Unterhändler auf, und Friedrich erklärte den Vermittlern [64]), „er sey allezeit zu einem Frieden und Vertrag geneigt." Erreicht ward aber dabei nichts.

Zugleich ward der Riß immer mehr erweitert und das Mißtrauen, das die katholische Reaction bisher schon erregt hatte, aufs Höchste gesteigert. Man fuhr fort, in Böhmen und Oestreich, wie bisher, mit Ueberredung und Gewalt den Protestantismus auszurotten, und wenn man auch, wie ein wackerer

63) In einem Briefe an Würtemberg Khev. X. 778 „Armata Comitia."

64) Lond. III. p. 804. Doch wird dem Kaiser auch darin vorgerechnet, wie Vieles er seit der Achtserklärung gethan, um den Frieden immer unmöglicher zu machen.

deutscher Geschichtsforscher bitter bemerkt[65]), von keinen Dragonnaden zu erzählen hat, so wandte man doch jede Art von moralischem Zwange an, der sich denken ließ. Erst verjagte man sie aus ihren Aemtern, dann nöthigte man sie durch Geldstrafen zum Besuch der Messe, oder man verbot den Ketzern das Heirathen und den Ankauf von Gütern. Zum Glück für die armen Bedrängten liegt im deutschen Charakter nicht der blutige Fanatismus romanischer Völker, sonst hätte man auch wohl Auto's da fé und Dragonnaden erlebt. Tausende von braven Böhmen verließen das Land; wo, wie in Oberöstreich, ein kräftiger Schlag protestantischer Bauern das Uebergewicht hatte, fing man an, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. In einzelnen Gegenden zeigte sich schon gegen die Gutsherrn und ihre Beamten Ungehorsam und Empörung; bald begann ein verheerender Aufstand, der Oestreich mehr Opfer gekostet hat, als die paar Tausend mit Gewalt bekehrten Seelen werth waren.

§. 10.

Lage der Pfalz bis zur Landung Gustav Adolfs (Juni 1632).

Es wurde erzählt, wie im vergangenen Jahre es mehrmals den Anschein hatte, als wollte sich eine große Allianz bilden zu Gunsten der pfälzisch-protestantischen Sache, und die den Zusammenhang der Dinge nicht tiefer kannten, glaubten auch jetzt noch an eine günstige Gestaltung. Man hoffte auf Frankreich, wiewohl die Eingeweihten über dessen wahre Gesinnung ganz anders urtheilten; man baute große Aussichten auf die Vermählung Bethlen Gabors mit Katharina von Brandenburg[66]), obschon auch diese Hoffnung sich als grundlos erwies; man vertraute immer noch auf Gustav Adolfs thätige Mitwirkung, allein auch dessen Eifer hatte aus wohlbegründeten Ursachen sich Schranken gesetzt. Gustav sah zu deutlich das Furchtsame, Engher-

65) Senkenb. XXV. S. 418.
66) Rusd. Mém. I. 653

zige, Alltägliche in dem Streben der englisch-dänischen Politik, um seine Kraft daran nutzlos zu opfern; er sah zugleich das Verkehrte in allen Anordnungen, erkannte die Unfähigkeit der Leitenden zu deutlich, um sich und seine Plane in den unvermeidlichen Sturz der Unbedachtsamen zu verwickeln. Deßhalb seine zurückhaltende, gemessene Politik, seit er bemerkt hatte, daß Dänemarks Projecte dem englischen Cabinet praktischer erschienen, und daß man seinen Kriegsplan nicht einmal zu fassen im Stande war [67]). Es mußte auch in der That verletzend seyn für einen Mann, wie ihn, der sich all dem Treiben weit überlegen fühlte, sich nur so als „Schwede" obenhin behandelt und seine durchaus praktischen Ansichten ignorirt zu sehen. Es kam zu der Ueberzeugung von der politischen Verkehrtheit seiner Freunde noch verletztes Selbstgefühl hinzu, und er zog sich zurück. Schon oben wurde angeführt, wie man in dem haager Tractat sich stolz auf eigne Kräfte verließ, und den schwedischen Kriegsplan gar nicht erwähnte [68]); Friedrich V. mochte das Nachtheilige davon fühlen, und schickte noch an demselben Tage mit einer ausführlichen Instruction [69]) seinen Rath Camerarius nach Stockholm, um dem König die Lage der Dinge vorzustellen, und ihn um seine persönliche Theilnahme zu bitten. Allein Gustav, bei allen Versicherungen seiner Freundschaft für den Pfalzgrafen, ward nicht geneigter, sich jetzt an den von Dänemark geleiteten Kriegsplan gelegentlich mit anknüpfen zu lassen und seine Kräfte nutzlos zu vergeuden.

---

67) „Quelle raison avons-nous de donner de l'argent à ce Roi là, pour faire la guerre ou pour entrer en Silésie, dans un pays qui ne nous touche point", sagt der Staatssecretair Conway zu Rusdorf (im Okt.) Mém. I. 634. Da war es denn kein Wunder, wenn Rusdorf einmal im Unmuth schrieb — was uns jetzt sonderbar scheinen mag — er halte die Engländer für unfähig zu politischen Geschäften.

68) Es hieß nur Art. 11: Quum autem Serenissimus Succiae Rex varias oblationes ac declarationes suae erga Foedus hoc voluntatis instituerit, etiam a Majestate sua petetur ut idem ineat, atque ex ordine oblationum eidem succurrat.

69) Moser VI. S. 69—79.

Der Kampf war um so gefährlicher, seit der Kaiser, bisher nur von der Liga und deren Heer und Tilly abhängig, durch Wallenstein eine eigne Armee erhalten hatte, die auf Kosten Deutschlands die habsburgische Sache verfocht. Gegen Feldherrn, wie Tilly und Wallenstein, war die zersplitterte Thätigkeit Mansfelds, Braunschweigs, Christians IV. und der englischen Flotte gewiß sehr ungenügend.

Die Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem niedersächsischen Kreise, von denen wir oben berichtet, zogen sich noch bis in die ersten Monate des Jahres 1626 hinein; da aber der Kreis eine Entfernung der Truppen, Auflösung der ligistischen Heere und ungehinderte Ausübung des Glaubens für alle deutschen Provinzen verlangte [70], Tilly im Gegentheil zuerst die Entwaffnung des Kreises forderte, zerschlugen sich die Unterhandlungen (Anf. März) und man griff zu den Waffen. Die Feindseligkeiten hatten auch während des Winters nicht geruht; allein erst jetzt nahm der Krieg einen umfassenden Charakter an. Christian IV. erklärte sich als einen Verbündeten Hollands und Englands, und sowohl Mansfeld als Braunschweig, die bisher auf ihre Faust gehandelt, nahm er jetzt als mitwirkend in Anspruch.

Graf Mansfeld war schon im Februar aus dem Lübeckschen durchs Mecklenburgische gegen die Mark Brandenburg gezogen, und erschien am 1. April vor Dessau, wo die Elbbrücke, tüchtig verschanzt, von dem Wallensteinischen Oberst, Altringer, besetzt war [71]. Er sah ein, daß er sie nicht leicht werde erstürmen können, und zog deßhalb vom Administrator von Magdeburg Verstärkungen an sich. Aber auch Altringer hatte Wallenstein davon benachrichtigt, und als Mansfeld (21. April) wieder vor der Schanze erschien, war das Wallensteinische Heer schon auf dem Wege. Am 25. griff Mansfeld heftig aber ohne Erfolg die Außenwerke an, aber während des Feuers warf Wallenstein eine tüchtige Reiterei ihm in den Rücken und als

---

70) Theatr. eur. 909—922.

71) Das Folgende s. Theatr. eur. 922 f.

gar die Munition in Brand gerieth, konnten die Mansfeldischen, zwischen zwei Heere eingezwängt, bei allem verzweifelten Widerstande nichts ausrichten. Sechstausend Mann deckten das Schlachtfeld [72]), der Gefangenen und Beute nicht zu gedenken. Mansfeld rettete nur die in Zerbst lagen, zog auch dänische Verstärkung an sich, brachte aber trotzdem kaum 3000 Mann Infanterie zusammen, und mit der Reiterei ging es noch schlimmer. Doch hauste er mit diesen in der Mark Brandenburg arg genug, bis sich Herzog Johann Ernst von Weimar an der Spitze von 5000 Mann mit ihm vereinigte, und beide sich entschlossen, nach Ungarn zu ziehen, um dort mit Bethlen Gabor etwas gegen den Kaiser zu unternehmen (Anf. Juli). Sie gewannen dadurch das Eine, daß Wallenstein ihnen nachrückte und so 30000 Mann vom deutschen Kriegsschauplatze abgezogen wurden; zu dem projektirten Zuge selbst kam es nie. Sie rückten zwar durch Schlesien und Mähren vor, trotz Wallensteins Verfolgung, und Mansfeld kam (Sept.) auch wirklich in Ungarn an; allein der Herzog von Weimar war wieder nach Schlesien zurückgekehrt und trieb dort in der Weise der Zeit das Kriegshandwerk. Mansfeld erhielt zwar von Bethlen Gabor Verstärkung, hatte auch mit den wallensteinischen Truppen glückliche Gefechte, allein Bethlen Gabor sah sich genöthigt, einen Waffenstillstand mit dem Kaiser einzugehen; so blieb Mansfeld nichts übrig, als sein Heer dem Fürsten von Siebenbürgen zu überlassen. Die unruhige Laufbahn des abenteuerlichen Mannes näherte sich ihrem Ende. Von wenigen seiner Offiziere begleitet, reiste er aus Ungarn ab, um nach Venedig zu gehn, wo der alte Graf Thurn war, und dann in Paris und London wo möglich durch Unterhandlungen wieder zu erreichen, was durch das Schwert verloren war. Auf dem Wege schon nöthigte ihn

72) Soviel gibt Gualdo Prior. Storia di Ferd. p. 155 an. Das Theatrum eur. p. 923 bezieht die Zahl der 3000 Gefallenen offenbar nur auf die im Walde zusammengehauenen.

ein Unwohlseyn, liegen zu bleiben; er litt an der Schwindsucht und war ohne Rettung verloren. So blieb er in einem Dorfe in Bosnien, in Urakowitz, liegen; er fühlte die Nähe seines Todes und machte noch sein Testament (29. Nov.), worin die Bezahlung seiner Schulden verordnet, auch zwei Offiziere noch mit diplomatischen Aufträgen beladen, alles übrige Geld aber seinen Offizieren und Soldaten vermacht ward [73]). Dann kleidete er sich in seine beste Uniform und erwartete, von zwei Getreuen unterstützt, stehend den Tod. Trotzig und soldatisch starb er, wie er gelebt hatte, einer der merkwürdigsten Söhne dieser wilden und zuchtlosen, aber kraftvollen Zeiten.

Ihm folgte bald nachher der Herzog Johann Ernst, sein Waffengefährte, der während dieser Zeit in Schlesien der kaiserlichen Sache so viel Schaden that, daß ihn nur sein Tod vor der Achtserklärung bewahrte. Auch Mansfelds gleichgesinnter, gleich wilder Kampfgefährte, Christian von Braunschweig, hatte während der Zeit die Ruhe gefunden, die er während seines Lebens vergebens gesucht hatte. Er hatte seines Bruders Land besetzt und wie gewöhnlich (April) dort übel gehaust, als ihn plötzlich ein Fieber überfiel und seinen Tod beschleunigte (Juni). Er litt seit lange am Bandwurm; daß er so schnell starb, war Ursache, daß man, wie das immer zu geschehen pflegt, an Gift dachte.

Christians Tod beschleunigte den unglücklichen Ausgang des dänischen Feldzugs. Während nämlich Tilly noch in Westphalen lag und Wallensteins Heer durch Mansfeld beschäftigt ward, erhielt auch Landgraf Moriz von seinen Ständen eine kräftige Unterstützung [74]); Herzog Christian hatte das Lüneburgische besetzt, und es schien, wenn Christian IV. jetzt mit Raschheit die Vereinigung der hessisch-braunschweig-dänischen Macht betreiben wollte, eine Besiegung der vereinzelten ligistischen Armee mehr

---

73) Theatr. eur. 973. Gualdo Priorato p. 273 läßt ihn auch als Proselyten des katholischen Glaubens sterben.

74) Vgl. Rommel VII S 61 ff

als wahrscheinlich. Da verlor die gemeinsame Sache am Herzog Christian ihren thätigsten und geübtesten Feldherrn, und Christian IV., vielleicht durch seinen Sturz im vorigen Sommer, vielleicht auch durch Trinken geschwächt, ließ die günstigsten Momente vorübergehen. Tilly, nachdem er schon im Mai Hessen wie Feindesland durchzogen und geplündert hatte, hatte indessen Münden angegriffen und (30. Mai a. St.) die Stadt erstürmt. Bürger und Besatzung verschanzten sich zuletzt auf dem Kirchhof und wurden alle niedergehauen. Von 2500 Bürgern, Soldaten, Bauern und Schiffern, die in der Stadt gewesen, sind nicht über 20 davon gekommen, ohne die grausam gemordeten Weiber und Kinder [75]). Da Dänemark unthätig blieb, so war mit diesem Vorwerk das Schicksal Hessens entschieden. Tilly ließ sogleich den Landgrafen zur Unterwerfung auffordern, und Moriz sah keinen andern Ausweg, als Nachgeben oder eine verzweifelte, wiewohl jetzt nutzlose Gegenwehr. Selbst seine Freunde riethen ihm jetzt, seinen Grundsatz der Nothwendigkeit zu opfern, alle politische und militairische Ordnung im Lande fing sich an aufzulösen, und der Landgraf faßte den Entschluß, lieber abzudanken, als seine persönliche Ueberzeugung oder das Wohl seines Landes preiszugeben [76]). Das lag aber nicht im feindlichen Interesse; er mußte einen Vertrag annehmen, der ihn dem Kaiser unterwarf, zwar seine drei Hauptfestungen in seiner Gewalt ließ, aber ihn zur strengsten Neutralität zwang (Juli). Nur die Furcht vor der dänischen Armee im Rücken Tillys ersparte ihm noch härtere Bedingungen. So waren schnell nach einander der jugendlich kraftvollste und der männlich entschlossenste und unbeugsamste Kämpfer für Friedrichs V. Sache demselben entrissen worden. Jetzt ward (11. Aug.) Göttingen von Tilly eingenommen; erst als dessen Truppen auch Nordheim bedrängten, erschien König Christian zum Entsatz und warf die Feinde

75) Theatr. eur. 926.

76) S. kurz Theatr. eur. p. 927; und ausführlich nach den Akten bei Rommel VII. 630—648.

gegen Göttingen zurück. Statt aber die Fliehenden ernstlich zu verfolgen und Göttingen, wo Tilly krank lag, zu bedrängen, hielt er sich vier Tage bei der Befestigung von Nordheim auf, und wandte sich dann nach Thüringen gegen das Eichsfeld, um von der Saale aus die ungeschützten katholischen Bisthümer anzugreifen. Allein Tilly machte sich von Göttingen, durch wallensteinisches Volk verstärkt, auf, und gewann einen Vorsprung, der den König nöthigte, seinen Marsch zu verändern. Unter fortwährenden Gefechten zog er sich eilig gegen Norden zurück bis gegen Seesen und Langelsheim, wo es auf engem, schwierigem Terrain endlich beim Dorfe Lutter (17/27. Aug. a. St.) zum Kampf kam [77]. Die Dänen standen in der Nähe des Ortes auf dem Barenberge, und es gelang ihnen auch, die feindlichen Reihen erst zu durchbrechen; aber Tilly brachte mit dem Degen in der Faust die Seinigen zum Stehen. Die Dänen thaten meistens ihre Pflicht [78], und Christian IV. führte sie mehrmahl selbst von Neuem ins Feuer, aber sie unterlagen, als eine Verstärkung von drei wallensteinischen Reiterregimentern ankam. Der Verlust an Todten und Gefangenen war sehr groß, die dänische Artillerie war in Tillys Händen, die besten Offiziere lagen auf dem Schlachtfelde oder waren gefangen; der hoffnungsvolle Sohn des Landgrafen Moriz, Prinz Philipp, war heldenmüthig gefallen. Der König selbst, mit Mühe der Gefangenschaft entronnen, schlug seinen Verlust auf 4000 Mann an; die Kaiserlichen, wiewohl etwas übertrieben, den ihrigen nur auf 200. Während der Rest der dänischen Armee, 22,000 Mann stark [79], sich in die Umgegend von Hamburg zurückzog, und von Holland dringend Hülfe erbat, machte sich Tilly seinen

---

77) Theatr. eur. 932. Lond. III. 876—882, wo sich auch Tillys Bericht findet. Vgl. auch von der Decken Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg I. 220 ff.

78) Nur die Reiterei soll wegen rückständigen Soldes schlecht gefochten haben; von ihr ging auch das erste Weichen aus.

79) Theatr. eur. 932.

Sieg tüchtig zu Nutze. Er nahm Hannover, Neustadt an der Leine, Werden, Rotenburg und die meisten andern Städte; der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig hatte sich schon gleich nach der Schlacht bei Lutter ihm unterworfen und jede Verbindung mit Dänemark aufzulösen versprochen. Christian IV. selbst suchte wenigstens Holstein zu retten und von den Ständen eine Erhebung gegen Tilly zu erlangen.

Während so ein großer Theil des deutschen Vaterlandes von neuem unter der Last eines furchtbaren Krieges litt, war auch der Süden nicht verschont geblieben und der finstere Fanatismus mißverstandener Religiosität rief dort einen Zustand hervor, der zwar schneller vorüberging, aber nicht minder furchtbare Spuren zurückließ. Seit der Ueberwindung Böhmens hatten Ferdinand und seine Rathgeber ohne Hehl das Bekehrungswerk in ganz Oesterreich begonnen. Auch in Oberösterreich war seit mehreren Jahren nicht nur der protestantische Gottesdienst verboten, sondern ein kaiserliches Decret vom 4. Oktober 1624 hatte auch die Lehrer und Prediger desselben aus dem Lande verjagt. Man ging noch weiter, man fing an, den Einzelnen mit Gewalt katholische Prediger aufzudringen, und der bayerische Statthalter zu Linz, Graf Herbersdorf, der das Reformationsgeschäft leitete, erhielt bald eine betrübende Berühmtheit. Als sich im Sommer 1625 einzelne Gemeinden der Einsetzung katholischer Pfarrer mit Gewalt widersetzten, ließ er die Einwohner auf das Haushammerfeld vorfordern und von seinen Soldaten umringen. Den Vorstehern der schuldigen Orte (es waren 38 Männer) ließ er kalt erklären, sie dürften jetzt zwei und zwei um ihr Leben würfeln; der Gewinnende dürfe leben, der Verlierende würde gehängt werden. Es geschah, und da es ruhig vorüberging, setzte man ungescheuter die gewaltsame Bekehrung fort. Man zwang jetzt die Schwankenden oder die erklärten Protestanten die katholische Kirche zu besuchen, den Verweigernden ward bedeutet, bis Ostern 1626 entweder den Glauben abzuschwören oder ihr Vaterland zu verlassen. Vorstellungen um Erleichterung, besonders eine dringende Bittschrift

der Stände an den Kaiser, wurden mit scharfen Worten abgewiesen.

Allein der Erfolg der gewaltsamen Bekehrer war nicht glänzender; die Erbitterung des Volkes steigerte sich nur noch mehr. Die bedrängte Gewissensfreiheit, der bayerische Militairdruck waren Gründe genug zu einer heftigen Gährung, sie ward vielleicht durch protestantische Emissäre und deren Versprechungen noch gesteigert, und ein kleiner Anlaß brachte sie zum offenen, gewaltsamen Ausbruch. Im Mai 1626 erhoben sich plötzlich die Bauern in Masse; bald schloß sich ihnen die Mehrzahl des oberösterreichischen Volkes an, die überraschten bayerischen Besatzungen wurden verjagt, die katholischen Geistlichen verdrängt oder auch arg mißhandelt. „Man habe, hieß es in ihrer Beschwerdeschrift, nicht nur den evangelischen Glauben zu verdrängen gesucht, sondern auch mit gewaltsamen Steuern die Protestanten bedrängt, ja manche an den Bettelstab gebracht. Viele seyen auch um des Glaubens willen getödtet worden, und der Druck des Militairs und seine gewaltsamen Mißhandlungen seyen unerträglich gewesen. Sie bäten deßhalb ihren Kaiser und Landesherrn mit herzlichem Flehen und Seufzen um Erleichterung und um die gnädige Abschaffung der Lasten. Man möge den evangelischen Glauben freigeben, die Soldaten hinausschaffen und eine allgemeine Amnestie erlassen" [80]. Der bayerische Statthalter, der ihnen von einem Scharfrichter begleitet, stolz entgegenzog, ward mit Verlust zurückgeschlagen, und es fand sich für die Masse ein Anführer, Stephan Fadinger [81], ein Hutmacher, dessen Gewandtheit und Energie den Aufstand doppelt gefährlich machte; die Klöster und Schlösser fielen in ihre Hände, die Städte Steier, Wels, Lambach konnten sich gegen sie nicht halten. Ein Schreiben des Kaisers, das sie zur Ruhe mahnte, war ebenso erfolglos, als die Unterhandlungen, die man zu Wels anknüpfte. Bald belagerten sie Linz, wo sich der Statt-

80) Theatr. eur. 986.

81) Vgl. einzelne seiner Anordnungen bei Khev. X. p. 1123 f.

halter verschanzt hatte, allein dort ward Fadinger von einer Kugel getroffen, und sein Tod war für die rebellischen Bauern der unersetzlichste Verlust. Die Belagerung von Linz scheiterte, und es gelang den kaiserlichen Commissarien (am 7. Sept.), einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, den man als eine Einleitung zur Unterwerfung betrachtete. Es konnte aber den Bauern nicht verborgen bleiben, daß man ihnen die gewünschte Religionsfreiheit nie ertheilen würde; sie wurden unruhig, und die Excesse, die sich ein neu anlangendes kaiserliches Regiment erlaubte, brachten die Empörung abermals zum Ausbruch. Es schien drohender zu werden, als zuvor, und erst als mit den heranziehenden kaiserlichen Truppen sich das bayerische Heer unter Pappenheim verband, gelang es dem letztern (Nov.), wiewohl nach hartnäckigem Kampfe, zuerst bei Efferdingen und Gemünd, dann bei Vöklabrük und Wolfseck den Bauern entschiedene Niederlagen beizubringen. Damit war der Aufstand beendigt; im nächsten Jahre folgte die Strafe. Achtzehn der Schuldigsten wurden, zum Theil auf grausame Weise, hingerichtet, viele zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und jetzt mit Gewalt und ohne alle Rücksicht und Ausnahme der katholische Glaube den Bewohnern Oberösterreichs aufgezwungen. Wie dies am sichersten gelinge und wie man für immer das Land der Ketzerei entreißen könne, darüber gab der Herzog Maximilian dem Kaiser manchen passenden Rath, den er in den besetzten pfälzischen Landen als erfolgreich erprobt hatte.

Derselbe Geist zeigte sich auch in andern Schritten Ferdinands **II.**; selbst in das Gerichtswesen drängte sich der fromme Eifer des unselbstständigen Mannes ein, und die Urtheile, die der Reichshofrath in Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken gab, trugen oft mehr ein kirchlich einseitiges, als gerichtlich unpartheiisches Gepräge [82]). Der Kaiser besaß jetzt eine Macht im Reich, wie sie seit Rudolf **I.** kein Habsburger, überhaupt seit vier Jahrhunderten kein deutscher Kaiser besessen

82) S. Senkenberg XXV. 491.

hatte; wie wohlthätig hätte Ferdinand für das große, zerrissene Vaterland werden können, wenn er diese Macht mit Weisheit und Mäßigung benützt hätte, Einheit und Friede zurückzuführen, wenn er sich zum Haupt und Schiedsrichter eines großen Volkes gemacht hätte, statt zum Führer einer fanatischen Parthei. Es wäre ihm vielleicht gelungen, die Stellung seines Hauses wieder zu einer deutschen zu machen, was sie seit Rudolf I. nicht mehr gewesen war; es wäre ihm vielleicht möglich geworden, gegen Sicherung der kirchlichen Unabhängigkeit, die politische der Fürsten minder gefährlich zu machen. Aber zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes eine persönliche Neigung zu opfern, dazu war Ferdinand II. nicht groß genug. Kirchliche Gelüste waren mächtiger in ihm, als der Wunsch, Deutschland, gleichviel ob es protestantisch oder katholisch sey, Frieden und Einigkeit zurückzugeben.

Die diplomatischen Verhältnisse hatten sich für Friedrich nicht günstiger gestaltet, als die militärischen; ja es wäre im Felde gewiß besser gegangen, wenn nicht der Gang der Unterhandlungen im Cabinet so gar erfolglos gewesen wäre [83]).

In England war von der neuen Regierung wenig Besseres zu hoffen, als von Jakob; der junge König war in den Händen des elenden Buckingham, auf dem ganz Englands Haß lastete, das Parlament schwieriger als je; Geld war keines da, die auswärtige Politik wurde so schlecht geleitet, als die innere, und der König verstrickte sich immer tiefer in ein System, das ihm und dem Hause Stuart verderblich werden mußte. Die pfälzischen Diplomaten zu London und im Haag durchschauten das Alles, und ihre Depeschen enthalten treffliche Schilderungen der brittischen Zustände [84]). Der pfälzische Agent Rusdorf und der dänische Gesandte waren unaufhörlich thätig; es kam bisweilen zu heftigen Erörterungen zwischen Karl I. und dem Botschafter

---

83) Ueber das Folgende s. die Actenstücke in Mosers patriót. Archiv VI. 84 ff. Rusdorf Epistolae. Londorp III. Rusdorf Mémoires I. II.

84) Vgl. Moser VI 108. Rusdorf epist. 72 ff.

Christians IV. [85]), aber der Erfolg blieb derselbe. So bot sich der alte Markgraf von Baden an, mit englischer Hülfe ein Heer für den Pfalzgrafen zu werben; aber als er nach langen Bemühungen eine Geldbewilligung erlangte (Dez. 1626), stand auch die nur auf dem Papier, und der Markgraf mußte sich selbst zu helfen suchen [86]). Der Gesandte Dänemarks drohte mehrmals, die pfälzische Sache ganz aufgeben zu wollen [87]), und doch erhielt er nach unendlichen Bemühungen nur eine kümmerliche Beihülfe. Freilich war kein Geld vorhanden; sich deßhalb mit dem Parlamente auszusöhnen, davor hatte man die bedenkliche Scheu einer absolut gesinnten Regierung.

Unter solchen Umständen wirkte die Niederlage bei Lutter wie ein Donnerschlag. England war jetzt ganz entmuthigt [88]); die Generalstaaten, durch innere Zerwürfnisse beunruhigt und bisher mit der Last des Kriegs vorzugsweise belastet, waren so erschreckt, daß Kundige besorgten, sie würden sich vom Kampfplatz zurückziehen [89]). Von Brandenburg war gar nichts zu hoffen; Schweden, wo allein Fähigkeit und Lust war, sah sich noch in zu viele politische Verhältnisse und Kriege verwickelt, als daß es hätte thätig eingreifen können. Doch behielten Gustav und Oxenstjerna die Augen fortwährend offen, die pfälzischen Diplomaten standen mit dem schwedischen Kanzler in enger Berührung und Ludwig Camerarius, der bekannte pfälzische Staatsmann, ward damals als schwedischer Geschäftsträger im Haag angestellt. Zwischen ihm und Oxenstjerna waltete das engste Vertrauen ob.

Immer noch war aber keine Hülfe für Friedrich V. zu erwarten; er saß ohne Hoffnung im Haag und war sogar, wegen

85) Rusd Mém. I. 746.
86) Rusdorf Mém. I. 764. II. 143. 257. 297.
87) Moser VI. 107.
88) Rusdorf Mém II. 238.
89) Moser VI. 89. 99. 110.

Englands Geldnoth, persönlich durch Mangel an Geld gedrückt [90]).

Die Unglücksfälle im dänischen Feldzug waren nicht gut zu machen; denn die Macht des Kaisers wuchs, während auf Seiten der Gegner der Kreis ihrer Hülfsmittel von Tag zu Tag beschränkter ward. Der Feldzug des Jahres 1627 ging trotz den erneuerten Anstrengungen Christians IV. ganz unglücklich aus; Tilly allein war im Stande, ihn zurückzudrängen, ehe noch des Kaisers neugeschaffene Armee unter Wallenstein heranzog. Bald war der Krieg aus dem deutschen Gebiete herausgerückt; die Zweideutigen und Zaghaften, wie Brandenburg, konnten dem Herandrängen Wallensteins nicht widerstehen, und als endlich die beiden Feldherrn, der bayrische und der kaiserliche, sich vereinigt hatten, nahm der Krieg eine Wendung, die den König in seinen Erblanden bedrohte. Wallenstein konnte damals daran denken, seinen Kaiser zum König von Dänemark wählen zu lassen.

War der Krieg so unglücklich, so ließ sich auch von den Unterhandlungen nicht viel erwarten. Es lag nicht mehr im Plane der Sieger, den pfälzischen Kurfürsten oder seine Familie wiedereinzusetzen; auf einem Fürstencongreß zu Brüssel (1627) [91]) knüpfte man es an Bedingungen, die ihm unmöglich waren; er sollte seine Kinder katholisch erziehen lassen und die Kriegskosten erstatten! Spanien verlangte jetzt offen die Abtretung der Rheinpfalz.

Doch mußte man den Schein zu wahren suchen; man brach daher die Verhandlungen nie ganz ab. Mehrere Jahre lang hatten Lothringen und Würtemberg einen Vertrag zu vermitteln gesucht; jetzt endlich ward ein Congreß zu Colmar festgesetzt; als aber die pfälzer Diplomaten, Andreas Pawel und Rusdorf, dahin kamen (Juni 1627), trat ihnen der kaiserliche Rath Eggenberg mit Bedingungen entgegen, die wieder Un-

90) Moser VI. 109.

91) v. d. Decken I. 243.

möglichkeiten enthielten. Friedrich V. sollte dem Kaiser Abbitte thun, die Kurwürde Bayern überlassen, die in der Pfalz eingeführte katholische Lehre erhalten und die Kriegskosten bezahlen. Die beiden letzten Punkte waren theils physisch unmöglich, theils scheiterten sie an des Pfalzgrafen kirchlicher Ueberzeugung; nur die Abbitte in milder Form zu leisten und die Kur an Bayern auf lebenslänglich zu überlassen, war er bereit; dem katholischen Glauben in seinem Lande wollte er einige Freistätten einräumen, aber im Wesentlichen sein Reformationsrecht behaupten. Der Kaiser lehnte das ab und der Congreß ward aufgelöst; die Bitten des Herzogs von Würtemberg waren so fruchtlos bei dem siegesstolzen Kaiser, als dessen Warnungen vor der längeren Kriegsbewegung, die Deutschland bedrohte [92]).

Noch setzten die pfälzischen Unterhändler ihre Hoffnung auf den Kurfürstentag, der zu Mühlhausen (Okt. 1627) zusammenkam. Aber der englische Gesandte und Rusdorf, die für Friedrich wirken wollten, mußten in Hamburg bleiben; Wallenstein gab ihnen kein sicheres Geleit [93]). Die versammelten Fürsten waren Jaherrn der kaiserlichen Politik; Sachsen und Brandenburg hörten ruhig zu, wie man die Restitution der katholischen Kirchengüter versuchsweise präludirte, und gaben auch ihre Zustimmung zu einem Gutachten [94]), das die Wiedereinsetzung Friedrichs V. an die Abbitte, den Verlust der Kur, die Zahlung der Kriegskosten, an die Erhaltung des Katholicismus knüpfte, und es dann erst noch der kaiserlichen Gnade anheimstellte, ob Ferdinand dem Kurfürsten verzeihen wolle oder nicht! Feiger war noch nie eine Politik von ihren Verheißungen abgefallen, als hier Brandenburg und Sachsen; thörichter hatte man noch nie das protestantische Interesse aufgegeben, als Sachsen, das

---

92) Vgl. Khev. X. 1521. Londorp III. 996. Rusdorf epist. S. 87. Mém. II 384. 403 f.

93) Vgl. Rusdorf Mém. II. 436. 443.

94) Vgl. Londorp IV. 711 f.

damals auf den Kanzeln Dankgebete halten ließ für diese „Einigkeit des Kurkollegiums."

Noch war das Restitutionsedict nicht reif, aber den Boden hatte man sondirt. Darum kamen Reactionen schon jetzt vor, von denen zu einer völligen Umwälzung im römischen Sinne der Weg nicht mehr weit war. Am umfassendsten und gewaltsamsten waren die Umwälzungen in den habsburgischen Erbstaaten; in Ober- und Niederöstreich wurde den Leuten die Wahl gelassen, das Vaterland oder ihren Glauben aufzugeben, und die Jesuiten waren bemüht, die Gewissensbedenklichkeiten des bigotten aber nicht grausamen Kaisers zu beschwichtigen. In Böhmen ward die gewaltsame Bekehrung noch rascher und schonungsloser durchgeführt [95]), und man mußte blind seyn oder furchtsam, um nicht zu sehen, daß die Angelegenheit jetzt zu einer kirchlichen gemacht, die Gefahr eine allgemeine protestantische geworden war. In Prozessen und Rechtsfragen waren die Protestanten im Nachtheil, protestantische Landesfürsten und Reichsstädte wurden von den jetzt keck gewordenen Prätensionen ihrer geistlichen Nachbarn und Unterthanen bedrängt [96]), der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg durfte es sogar, unter dem Schutz des Kaisers und seiner Gerichte, wagen, in die Besitzungen seiner Mutter und seiner Brüder, in das Sulzbach'sche und Hippoltstein'sche, seine gewaltsamen Bekehrungen auszudehnen, und der gedrückten Rheinpfalz half keine Schranke mehr gegen die gewaltigen Seligmacher. Mit friedlichem Zureden, mit Geld, Versprechungen und, wenn Alles nichts half, mit offener Gewalt, ließ dort Maximilian durch seine Beamten den Katholicismus zurückführen; wer sich weigerte, dem ließ man den Weg in die weite Welt offen. Es war ein hartes Loos, mit Zurücklassung einer Nachsteuer die Heimath verlassen zu müssen, drum wählten viele das Bequemere und gingen zur Messe [97]).

95) Khevenh. X. 1482.
96) Häberl. XXV. 550.
97) Der Nuntius Caraffa (Germania sacra restaurata Colon. 1639

So traf die kurfürstliche Familie ein herber Schlag nach dem andern; Abfall und Unglück auf allen Seiten. Georg Wilhelm von Brandenburg, der einzige calvinische Kurfürst und nahe Verwandte Friedrichs V., erkannte (Mai 1627) die Kurwürde Bayerns an, und begnügte sich mit einer kraftlosen Clausel zu Gunsten der pfälzischen Erben; als Wallenstein gar im Lande erschien, nahm er gegen die dänische Sache offen Parthei und unterstützte die Gegner des pfälzischen Kurfürsten [98]). In England ward der Zustand' täglich heilloser, ein rathloser König, der mit seinem Parlamente zerfallen war, ein frecher Günstling, der jetzt wieder England in einen zwecklosen und unrühmlichen Krieg mit Frankreich verwickelte, waren schlechte Verbündete; England hatte Mühe, sich selbst zu erhalten [99]) und ging mit raschen Schritten einer Revolution entgegen.

Auch Freunde, die lebhaft thätig waren für die pfälzische Sache, wurden durch die Ungunst der Umstände weggedrängt. Rusdorf, der gewandte und wachsame Agent Friedrichs zu London, mußte dem Zorn des elenden Buckingham, dessen Treiben er durchschaute, weichen [100]); der Markgraf Georg Friedrich von Baden, der als Flüchtling dem Flüchtling half, bald in England, bald im Haag, bald in Dänemark thätig [1]), war in dem dänischen Feldzuge ganz unglücklich, und Landgraf Moriz von Hessen, der hartgeprüfte, tüchtige Verfechter des Protestantismus, war jetzt, um sein Land vor weiterem Druck, seine Dynastie vor einer Katastrophe zu schützen, von der Regierung abgetreten.

p. 234) gibt die angewandten Mittel bündig an: primo diligenti instructione seductorum, deinde minis, propositinne immunitatis, praepositis praemiis, denique obstinatorum ejectione. Wie hart die Lage gewesen seyn muß, zeigen auch einzelne Stellen in dem Briefwechsel Johann Casimirs von Zweibrücken bei Moser Neues Patr. Archiv I.

98) Londorp III. 984. 985.

99) Bekanntlich verhandelte man damals zu Rom und Madrid wegen einer Eroberung und Theilung Englands. Ranke Gesch. der Päbste II. 518 ff.

100) Mém. I. 802. II. 324.

1) Ebend. II. 370.

Die Kurfürstin Wittwe und Friedrichs V. Bruder waren noch immer ihrer Güter beraubt; Friedrich selbst in einer keineswegs glänzenden Lage. In einem fremden Lande mit neun Kindern von der Gnade seiner englischen Verwandten und dem hochmüthigen Schutze holländischer Kaufleute zu leben, war für einen Mann wie Friedrich, dessen Jugend von allen Genüssen überschüttet war, eine herbe Last. Nur das Familienleben und das Einverständniß mit seiner Gemahlin, die ihm eine Reihe von Kindern geboren hatte, war ihm eine Erleichterung; der drückenden Unthätigkeit suchte er zu entgehen, indem er an den holländischen Feldzügen gegen die Spanier Theil nahm[2]). Ein einfaches, wenig glänzendes, Leben führten sie sonst zusammen; Jagd und Gartenliebhaberei waren die einzigen Genüsse, denen der kleine Hof zu Rhenen sich hingab. Friedrichs heitere Gemüthsart, in einer innern Ruhe begründet, schützte ihn vor selbstverzehrendem Grame; in seinen Briefen an Elisabeth spricht sich Schmerz über die trostlose Lage, aber kein Mißmuth und Lebensüberdruß aus.

Der Kaiser stand schon jetzt auf einer Höhe monarchischer Macht, wie sie außer Karls V. vorübergehendem Sieg, seit den glänzenden Zeiten unserer deutschen Geschichte nicht mehr vorgekommen war. Auch in den Ereignissen des Jahres 1628 war die Gunst des Glücks nicht zu verkennen; vergebens war der heldenmüthige Widerstand der Stadt Stralsund gewesen, vergebens das Uebergewicht der Dänen zur See, ihre Landmacht unterlag, und Christian IV. mußte daran denken, mit so wenig Verlust als möglich dem Kriege sich zu entziehen. Der Kaiser stützte sich auf eine eigne Kriegsmacht, deren Schöpfer und Führer, Wallenstein, geeignet war, auch den ergebenen Anhängern Ferdinands Besorgnisse einzuflößen. Denn nicht die Kriegslast allein, die mit ihrem furchtbaren Druck auf Freund-

---

2) In dieser Zeit soll er verkleidet sich nach der Pfalz begeben haben, um seine Heimath wiederzusehen. Die Nachricht beruht aber nur auf dem zweifelhaften Zeugniß der „Lebensgeschichte Friedrichs“. Cöln 1703. S. 42

und Feindesland gleich hart drängte, machte die Fürsten ungeduldig; Plane einer monarchischen Reaction, eines militärisch geschlossenen Lehensstaats, gährten in Wallensteins Seele, und drohten den landesfürstlichen Interessen mit einer verhängnißvollen Krise. Ferdinand selbst war in den kleinen Gesichtskreis seiner habsburgisch-katholischen Politik eingeengt; sein Feldherr faßte die deutsche Lebensfrage tiefer und kräftiger auf, und es schien einen Augenblick, als gelänge es ihm, den Kaiser in die kühne Bahn seiner monarchischen Restaurationsplane mit fortzureißen.

Diese weiter greifende Berechnung gab auch der pfälzischen Sache eine raschere Lösung. Noch immer war das östreichische Land ob der Ens als Pfandschaft für die 13 Millionen Kriegskosten in Maximilians Händen; mehr als je mußte aber Ferdinand jetzt daran gelegen seyn, sein vollständiges und geschlossenes Erbland wieder einzunehmen. Drum eröffnete man in den ersten Monaten des Jahres 1628 die Unterhandlungen zu München, und fand natürlich das einfachste Mittel einer Entschädigung in dem Verkauf der pfälzischen Erblande. Für die 13 Millionen, die Maximilian berechnete, wurde ihm (22. Febr.) außer der jetzt auch auf seine Nachkommen übertragenen Kurwürde, die Oberpfalz [3]) (mit Ausnahme der Aemter Weiden, Pleistein und Parkstein) und der Theil der Unterpfalz für alle Zeiten abgetreten, der auf dem rechten Rheinufer lag. Der Kaiser verbürgte sich für den künftigen Besitz und versprach, mit Waffengewalt jeden Angriff auf das neue Eigenthum des bayrischen Kurfürsten abzuwehren. Es geschah; zwar machte Spanien, das zu der überrheinischen Pfalz auch noch die auf dem rechten Ufer gelegenen Stücke in Anspruch nahm, lange Zeit Schwierigkeiten; das Schloß Stein, das sie inne hatten, wollten sie an Bayern nicht abtreten, und es ward viel in Madrid unterhandelt, bis man sich zufrieden gab [4]).

---

3) Vgl. Lünig Reichsarchiv II. 4. p. 695.

4) Khevenh. XI. 293 ff.

Der Vertrag, der im März 1628 vollzogen ward, ist in mehr als einer Hinsicht bedeutend. Der Kaiser erhielt seine Erblande vollständig zurück und entschädigte Bayern mit einem schlecht arrondirten, aus einzelnen Stücken bestehenden, Besitzthum; Maximilian gab jene alte Politik der beiden wittelsbachischen Linien, durch Einheit stark zu seyn, jetzt völlig auf, und ließ sich mit dem geschmälerten Besitzthum seiner unglücklichen Verwandten bereichern. Die alten Reichsgesetze, die dem ältern wittelsbachischen Zweig Kur und Kurlande zusprachen, hörten faktisch auf, da Beides jetzt an den jüngeren Zweig gefallen war; die Ansprüche der Agnaten, namentlich des neuburgischen Hauses, wurden vom Kaiser auf eine bedenkliche Weise ignorirt. Dem Pfalzgrafen Friedrich war der Weg zur Versöhnung abgeschnitten; Oestreich mußte Bayern im Besitz der Pfalz zu halten suchen, man konnte also den vertriebenen Kurfürsten nicht mehr entschädigen. So lange Friedrich hülflos und verbannt blieb, hatte das für Deutschland keine Bedeutung; nahm aber sein Schicksal eine günstigere Wendung, so lag ein mächtiges Hinderniß jeder Ausgleichung im Wege; der Kaiser besaß keine Mittel der Abfindung mehr und der Krieg mußte ohne Ende seyn, weil die Protestanten nur in der Zurückgabe der Pfalz den Weg der Versöhnung sahen, dagegen Ferdinand durch Verträge gebunden, die Pfalz für Bayern behaupten mußte. Der Kampf, der jetzt noch zwanzig Jahre zu Deutschlands Unglück fortdauerte, gab dazu die betrübende Erläuterung.

Für das pfälzische Land war der Zustand gewaltsamer Reaktion, der bisher nur provisorisch gewesen war, bestätigt worden. Am linken Rheinufer hausten die Spanier, von dem Gedanken einer dauernden Occupation erfüllt; ihr Gouverneur, Don Verdugo, der in diesem Jahre starb, galt zwar für einen verständigen und wohlwollenden Mann [5]), allein selbst in den mildesten Formen war eine soldatische Fremdherrschaft hart genug, und der Zustand war von der Art, daß der Kaiser

5) Theatr. eur. I. 1147.

selbst sich bei dem madrider Hofe für eine Besserung verwandte [6]).

Auf dem rechten Ufer, zu Mannheim und Heidelberg, waren die Bayern Herren; Soldaten und Jesuiten theilten sich in die Herrschaft. In einem Augenblick, wo man allenthalben gewaltsam bekehrte und selbst die zaghaften Lutheraner durch ihre gut kaiserliche Gesinnung nicht vor Kränkung geschützt waren, mußten die pfälzischen Reformirten das Härteste befürchten; in vollem Umfang galt hier das „Wehe den Besiegten!“ Ein bayrischer Jesuit rieth damals [7]): Man dürfe die Wiederherstellung dieses Landes nie mehr zugeben, sondern den Pfälzern und übrigen Protestanten ein so unerträgliches Joch aufbürden, daß sie sich nie wieder erholen könnten.

Erst hatte man die Städte ausgeplündert und die Vorräthe an Lebensmitteln weggeschleppt [8]); jetzt fing man an, sie gewaltsam zu bekehren. Wie das geschah und mit welchen Mitteln, darüber sind wir glücklicherweise im Stande, aus den Originalakten Aufschluß zu geben [9]). Schon vor der Abtretung der Pfalz hatte Maximilian (Sept. 1625) an seine Statthalter in Heidelberg in Betreff protestantischer Geistlichen und Lehrer geschrieben: „Wo ihr nur einen wenig scheinbaren Vorwand und Gelegenheit zur Entfernung dergleichen Leut haben könnt, sollt ihr an ihre Statt taugliche katholische Pfarrer, Capläne, Schul- und Kirchendiener verordnen und hiebei besonders darauf Achtung zu geben, daß es nicht einer jähligen durchgehenden

6) Archivnachricht bei Mailáth III. 180.

7) Handschr. bei Söltl II. 18.

8) In Heidelberg schleppte man in den harten Kriegstagen allein über 1400 Malter Korn, in Mannheim 6000 Malter Frucht hinweg, während 5000 Malter Korn und 120 Fuder Wein im Reichenspital „man khan nit erforschen wie oder was gestalt“ zu Grunde gingen. S. Acta des dreißigjährigen Krieges T. LXXXI. auf dem münchner Archiv.

9) Die Originalcorrespondenz des Kurfürsten Maximilian mit seinen Beamten zu Heidelberg findet sich auf dem pfälzischen Archiv zu Karlsruhe („Religion“. Convol. 1704).

Reformirung der Unterpfalz gleich sehe.“ Noch ward die Sache sehr verstohlen betrieben; denn auf diesem Briefe stand zuletzt: „sonst habt ihr diesen Befehl bei Euch in gebührend Geheim zu halten.“ Indessen ward in drei Jahren doch ziemlich viel erreicht, und auf dem Lande, wie in Heidelberg selbst, ging die Bekehrung ihren sichern Gang; nur die Weiber bewiesen sich hartnäckig. Drum befahl Kurfürst Maximilian (24. Febr. 1628), „mehr Ernst anzuwenden und den Geistlichen mit dem weltlichen Arme reichlicher beizustehen“; auch sollten die noch vakanten Stellen mit exemplarischen Priestern besetzt, kirchliche Zierrathen, Rosenkränze, Gebetbücher den Bauern umsonst vertheilt werden. Ueber den Erfolg schrieb damals (Febr. 1628) ein Jesuit aus Heidelberg an den Kurfürsten: „Es sind in der Stadt 400, außen über 1200 von der Ketzerei befreit worden; an den Festtagen haben wir in der h. Geistkirche etwa 700 Communicanten gezählt. Wir besorgen die Pfarrgeschäfte allein, besuchen täglich Kranke und Neubekehrte, halten Katechisationen innerhalb der Stadt und auswärts, am Sonntag zwei Predigten. Es sind diese Schaaren mit großer Anstrengung gesammelt worden; denn noch vor sechs Monaten waren die reicheren Bürger so halsstarrig, daß zwei- bis dreihundert erklärten, sie würden auswandern, wenn man sie zum Glauben nöthigte. Zehn Tage vor Pfingsten wurde einzeln geprüft, wer unserem Glauben angehöre; da erklärten ganze Quartiere (sie hatten sich vorher verabredet), sie würden den Glauben ihrer Vorfahren behalten, den könne man ihnen nicht wie ihre andern Güter rauben. Seit nun die münchner Befehle hierhergelangt sind, haben sie unglaubliche List versucht, um sie zu umgehen. Auch wollten sie sich beim Kaiser beschweren, aber die weltliche Regierung, die sich bei allen Wohlgesinnten unsterblichen Ruhm erworben hat, wußte es zu verhindern.“

Die Bitten des Jesuiten um noch kräftigere Maßregeln wurden sämmtlich bewilligt [10]); er klagte besonders über die

10) Auch er klagt über die Hartnäckigkeit der Weiber, dazu schrieb der Kurfürst an den Rand: „gegen den Weibern ein anderer Ernst der

katholischen Geistlichen auf dem Lande, die so beschaffen seyen, daß die Pfälzer in ihnen schmutzige Ausschweifung und Trunkenheit personifizirt sähen; zudem wünschte er an die Universität eine größere Anzahl von Jesuiten, was versprochen ward. Freilich wanderte eine Anzahl der reichsten Bürger aus, allein statt abgeschreckt zu werden, erließ die Statthalterschaft (März) vielmehr einen Befehl, wornach Ostern als Termin gesetzt ward; gleichzeitig erhielt Professor Jungnitz, für seine Bekehrung von Regierung und Jesuiten warm empfohlen, seine Wiederanstellung.

Im ganzen Lande griff die Reaction um sich. Schon 1625 hatte man angefangen, die Protestanten materiell zu verkürzen und die Besoldungen der Lehrer auf die Hälfte oder ein Drittel herabzusetzen [11]). Gewaltsame Mittel jeder Art scheute man nicht, wenn sie mit ehrbaren Vorwänden maskirt werden konnten. In Bretten waren, wie ein Jesuit im Mai 1625 nach München berichtete, der Amtsschultheiß und Stadtschreiber die Hauptgegner der Reaction; es erfolgte dann von München der Bescheid (4. Juli 1625), „man könne sie aus dem Weg räumen, nur müsse man sehen, wie ihnen mit Fug beizukommen sey." Da nun in einer vom Schultheiß gestellten Rechnung ein unklarer Punkt, vielleicht ein Betrug, zu finden sey, könne man ihn dabei fassen; freilich erwies sich diese Klage als irrig und es erfolgte nur der allgemeine Befehl, solche Stellen wo möglich mit Katholiken zu besetzen. Dem pfälzischen Adel ward

---

Regierung anzubefehlen." Die Bitte um Hebung und Unterstützung der äußern Cultusmittel ist am Rande mit der Bemerkung versehen: „dies soll auch verfüegt werden."

11) Nach einer Tabelle im angeführten Fascikel des pfälz. Archivs erhielt der Schullehrer zu h. Geist früher 240, jetzt 70 Gulden, der Neckarschulmeister früher 200, jetzt 70 Gulden, der Schulmeister zu St. Peter war von 120 auf fünfzig, die Schulhalterin zu St. Peter von sechzig auf zwanzig Gulden reducirt worden. Diese geringen Anschläge wurden aber nicht einmal ausbezahlt.

(Juni 1628) befohlen, binnen zwei Monaten entweder katholisch zu werden, oder auszuwandern; die schon Ausgewanderten verloren ihre Güter. Auch die reichsunmittelbare Ritterschaft in der meckesheimer und stüber Cent ward durch reactionäre Maßregeln bedrängt [12]).

Im Sept. 1628 war Allen ein äußerster Termin gesetzt worden zur Bekehrung; Viele wanderten jetzt aus, da man sie gegen Erlegung der Nachsteuer ziehen ließ. Denen, die Häuser in den Städten besaßen, gebot man binnen kurzer Frist, ihre Häuser an Katholiken zu verkaufen; wegen Mangel an Käufern zog sich aber die Sache bis ins Jahr 1629 hinein, und die Statthalterschaft berichtete Viel von einem „schädlichen Verkehr zwischen den Emigrirten und Zurückgebliebenen"; auch sprach man von „betrüglichen Gerüchten" über eine Rückkehr Friedrichs V., die unter dem gemeinen Mann circulirten. Maximilian befahl daher (Nov. 1629), binnen zwei Monaten müßten sie mit dem Verkauf fertig seyn, sonst würde derselbe von Amtswegen erfolgen.

Im Ganzen konnte selbst die Statthalterschaft den betrübenden Zustand des Landes nicht verbergen. Der Kurfürst Maximilian suchte, neben größerer Ordnung in der Verwaltung, auch größere Einkünfte aus dem verarmenden Lande zu erzielen [13]), und das war schwer, da viel Wohlstand vor der Reaction geflohen war. Am grellsten empfand dies die Universität. Sie ward zwar durch ein Decret vom 16. Juni 1629 wieder hergestellt, aber von den ausgezeichneten Gelehrten der frühern Zeit waren die Meisten verschwunden, nur Bachovius und Jungnitz hatten sich durch Abschwörung des Protestantismus ihre Ruhe erkauft. Zu ihnen ward jetzt der Mediciner Balth. Reid gerufen, die beiden Jesuiten, Baumann und Ruguinus Goelgens, bilden die theologische und philoso-

12) Darüber eine Anzahl Briefe im angeführten Fascikel des pfälz. Archivs.

13) Verordnung vom 23. Juni 1628. Collect. Camerar. XIX. fol. 291. Münchner Staatsbibl.

phische Facultät; freilich wurden im Jahr 1629 nur 34, im folgenden Jahre sechzig immatrikulirt, und die Hochschule konnte in dieser schnell vorübergehenden Zeit der Ruhe keine wissenschaftliche Bedeutung erlangen.

Die Reaction selbst ging ihren Gang; in Heidelberg, Germersheim, Neustadt, Kreuznach, Simmern waren bald zahlreiche Proselyten gemacht, und nur Frankenthal gab das Beispiel ausdauernder Festigkeit [14]). Die Franciskaner zogen bekehrend durchs Land, und bald waren in Wolfstein, Stromberg, Monzingen, Lautern, Hoheneck, Rockenhausen und vielen Dörfern die Katholiken Sieger. Freilich ward auch allenthalben die Folge des Soldatenregimentes und der Auswanderung wohlhabender Bewohner hart empfunden; der päbstliche Nuntius, Carafa, der seit 1624 für diese Bekehrungen gewirkt, hatte daher Unrecht, wenn er den gegenwärtigen Zustand als eine glückselige Wiedergeburt der Pfalz pries [15]).

Auch die obere Pfalz, die jetzt auf lange Zeit dem pfälzischen Regiment entzogen ward, blieb nicht verschont; die frühere Versicherung, nur den Calvinismus wolle man verdrängen, fand bei den lutherischen Oberpfälzern keine Anwendung. Außer dem Verlust ihrer politischen Rechte, der Aufhebung der von den calvinischen Kurfürsten trotz der entschiedenen Opposition geschützten Landstände, drangen jetzt Jesuiten und Mönche in Masse ein; das Geschäft der Bekehrung ward rücksichtslos, oft härter, als es in Maximilians Willen lag, durchgesetzt. Ein kaiserliches Decret verordnete die Einführung des Katholicismus, und Carafa rühmte, daß es leichter als in Böhmen und Oestreich gelungen sey [16]). Den Pfarrern hatte man erst die Wahl gelassen, bis Martini 1628 katholisch zu werden oder auszuwan-

14) Carafa Germ. sacra p. 340. 345.

15) S. Legatio apostolica Carafae ed. Ginzel S. 10. 120. Vgl. auch über diese Zeit: Der Pfälzer Zehrpfennig durch Philonem Aretaeum, Bergo-Palatinum. 1630.

16) Carafa Germ. sacra S. 318.

dern; schon um Frohnleichnam wollte man sie aber zwingen, die Messe zu besuchen und mit den Processionen zu ziehen; als die Mehrzahl sich weigerte, wurden sie (Juli), sammt Weibern, Kindern und Gesinde, hinausgejagt und ihnen mit dem Staubbesen, ja mit der Todesstrafe gedroht, wenn sie sich ferner blicken ließen![17]) Die Beamten wurden durch die Drohung, man werde sie entlassen, bekehrt; während man bei Taufe, Abendmahl, Beerdigung jede Art von moralischer Tortur anwandte, wurden, wie zum Hohn, die armen Leute gezwungen, zu schwören, sie hätten sich freiwillig bekehrt[18]). Im Novbr. drohte man, jeder, der sich weigere, müsse 100 fl. bezahlen; ehe noch der Termin verflossen war, begann man sie mit Soldaten gewaltsam hinauszutreiben. Die Bitten und Vorstellungen, welche die Oberpfälzer in München anbrachten, waren natürlich ohne Erfolg. Die Antwort, die Maximilian gab, auch unter pfälzischer Regierung habe man gewaltsam bekehrt, ward von den Ambergern richtig dahin erwiedert, man habe damals zwar andere Prediger eingesetzt, niemals aber das Volk zur Annahme des Lutherthums oder Calvinismus in Masse gezwungen, oder gar mit Verjagung gedroht[19]); im Jahr 1618 sey sogar noch befohlen worden, keinen Katholiken seines Glaubens wegen zu vertreiben[20]).

In Amberg selbst und andern bedeutenden Orten ging die Bekehrung dennoch langsam; man schärfte das Bekehrungsedict. Wenn „verheirathete Personen, Mann und Weib, kategorisch verweigern, ihre Religion zu ändern, so sollen solche bald miteinander ausgeschafft werden; beharre aber von zwei Eheleuten

17) Struve Pfälz. Kirchenh. S. 561.

18) Ib. S. 563.

19) Wir verweisen auf die Geschichte Friedrichs III., Johann Casimirs und Friedrichs IV. und auf die Thatsache, daß in der Oberpfalz trotz der Bemühungen der calvinischen Fürsten viele Lutheraner und auch Katholiken übrig blieben; die historisch-politischen Blätter III. 630. 636 sind daher im Irrthum, wenn sie das Verfahren Friedrichs III. und Maximilians zusammenstellen.

20) Handschr. Nachricht bei Söltl II 16.

blos eines auf seiner Weigerung, so solle diesen ein Termin von etwa 8 Tagen zur Auswanderung gesetzt werden. Die Kinder solle man jedoch im Lande zu behalten suchen"[21]). Die Drohung ward zu Ende des Jahres vollzogen, nur dem Adel noch der Termin verlängert, und als die Volksstimmung durch diese Gewaltthaten gereizt ward, nahm man Gelegenheit, dies von der politischen Seite aufzufassen und das Land mit verstärkter Soldatenmacht zu drücken [22]). Maximilians Nachbar und Schwager, der bekehrte Wolfgang Wilhelm von Neuburg, folgte dem Beispiel; er befahl (17. Juli) allen protestantischen Geistlichen in seinen und seines Bruders, August, Besitzungen, binnen drei Wochen auszuwandern; den Beamten ward ein Termin von sechs Monaten gesetzt und allen Unterthanen das Besuchen des katholischen Gottesdienstes anbefohlen [23]).

Härter hatte noch nie eine Zeit auf dem pfälzischen Lande gelastet, als die Jahre 1628 und 1629, und damit den Bedrängten jede Hoffnung auf Rettung abgeschnitten werde, zog sich jetzt auch der letzte Kämpfer für die protestantische Sache, Dänemark, vom Schauplatz zurück. Christian IV., nach allen Unglücksfällen des letzten Krieges sehr herabgestimmt, war froh, in dem lübecker Frieden (12. Mai 1629) für sich selbst erträglich davon zu kommen; seiner Verbündeten, namentlich Friedrichs V. ward in dem Vertrage nicht einmal gedacht.

Auch die pfalzgräfliche Familie war noch nie so schwer heimgesucht worden. Während die verwittwete Kurfürstin in gedrängten Verhältnissen lebte, der 25jährige Pfalzgraf Ludwig Philipp, der Bruder des Kurfürsten, vergebens den Kaiser persönlich bat um Rückerstattung seiner ihm ohne Grund entzogenen

21) Nachricht in den historisch-politischen Blättern von Görres und Philipps III. 633.

22) Historisch-politische Blätter III. 635. 636, wo die Bemerkung beigefügt ist: „daß es zwischen dem Militär und den Einwohnern bei der gereizten Stimmung zu Excessen gekommen, geht zwar aus den Akten keineswegs hervor, ist jedoch nicht unwahrscheinlich."

23) Struve S. 562.

Güter [24]), wurden auch die Verbannten im Haag von harten Schlägen getroffen. Für die politischen Leiden hatte sie das Familienglück entschädigt; jetzt geschah auch hier ein schmerzlicher Riß. Friedrichs ältester Sohn, der damals 14jährige Kurprinz Heinrich Friedrich, berechtigte durch Anlagen und Erziehung zu den besten Hoffnungen; er genoß eines trefflichen Unterrichts durch die ausgezeichnetsten Lehrer, und seine sittliche Tüchtigkeit war durch die Fürsorge seiner Eltern, wie durch die unglückliche Lage der Familie hinlänglich gewahrt. Nun hatte damals der holländische Seeheld Peter Hein einen Theil der spanischen Silberflotte erbeutet und kehrte damit nach Holland zurück. Viele eilten nach Amsterdam um die glänzende Beute zu sehen (Jan. 1629), auch Friedrich V. mit seinem Kurprinzen und mehreren Begleitern fuhr in einer Jacht nach Amsterdam. Da traf sie am Abend des 17. Januars bei Harlem ein großes Schiff, das mit aller Gewalt auf sie losfuhr und ihr Fahrzeug zerschellte. Pfalzgraf Friedrich und fünf Personen wurden durch ein herbeieilendes Schiff gerettet; zehn andere ertranken. Unter ihnen war der Kurprinz, der mit dem Angstschrei: Vater, rette mich, in die Wellen sank und todt wieder hervorgezogen ward. Es sollte für die unglückliche Familie keine Freude mehr geben; statt ein Siegesfest zu sehen, brachte der bedauernswerthe Kurfürst seiner Gemahlin nur die Leiche seines Kindes zurück [25]).

Es schien sich jetzt alles zu verdüstern. Von England keine Rettung, Dänemark überwunden, Deutschland verstummt, auch Bethlen Gabor, von dem Friedrich mit Geld war unterstützt worden, starb im Oktober; — wie schwach mußte damals die Hoffnung seyn, welche Friedrich und seine Gemahlin auf das Wiederaufleben ihrer glücklichen Tage setzen mochten!

Es war seit langer Zeit kein bedeutungsvollerer Moment für die deutsche Monarchie gewesen, als die Zeit nach dem Lübecker Frieden; auf Ferdinand II. ruhte jetzt die große Ver-

24) Theatr. eur. I. 1096.

25) Khev. VI. 878.

pflichtung, das Unrecht von Jahrhunderten gut zu machen und die deutsche Kraft aus ihrer Zersplitterung zu erheben. Wenn er, ohne kirchliche Engherzigkeit, auf seine und seines Feldherrn Macht gestützt, das Werk der Wiederherstellung jetzt vornahm, und auf den Trümmern der vernichteten Aristokratie geistlicher und weltlicher Landesfürsten allmählig den Bau der deutschen Einheit und Monarchie wieder aufrichtete, so konnte man alles Geschehene leicht vergessen, kein Deutscher wäre berechtigt gewesen, dem Untergang des pfälzischen oder bayerischen, des sächsischen oder brandenburgischen Wesens eine Thräne des Bedauerns nachzuweinen. Die Schuld der Auflösung deutscher Größe, der innern Spaltung hatte sich seit sechs Jahrhunderten auf dem Namen des Landesfürsten in reichem Maße gehäuft; seit Otto von Nordheim, Rudolf von Rheinfelden, Heinrich dem Löwen hatten die Umtriebe der rebellischen Aristokratie niemals geruht; doch war es immer noch nicht zu spät, wenn der Tag der Abrechnung erschien. Ging Ferdinands ganzes Streben auf dieses Ziel hin und erblühte aus der zehnjährigen Verwirrung ein großes, mächtiges Deutschland unter einem Haupte, so verschwand alles andere vor der Größe und Bedeutung des Resultates, und der pfälzische Geschichtschreiber sähe ohne Schmerz die Geschichte seiner Provinz in der allgemeinen deutschen aufgehen.

Ferdinand II. war aber von solchen Bestrebungen innerlich fern, so nah er ihnen auch äußerlich zu stehen schien; kirchlich befangen und persönlich von den landesfürstlichen Tendenzen abhängig, besaß er die Spannkraft und Kühnheit nicht, Alles auf eine einzige Karte zu setzen. Wer bisweilen solche Ideen in ihm weckte, war Wallenstein; in ihm allein hatte jene Idee einer monarchischen Revolution festen Halt gewonnen, er allein besaß geistige und äußere Mittel sie auszuführen. Er war es, der gesagt hatte: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr, es ist Zeit, denselben das Gasthütel abzuziehen; wie in Hispanien und Frankreich Ein König ist, also soll auch in Deutschland nur Ein Herr allein seyn."

Solche Worte hatte man ihm nicht vergessen; die deutsche Aristokratie, sonst stets durch Einzelinteressen getrennt, war einig, so bald jenes System der vielköpfigen Anarchie, das man „deutsche Freiheit" nannte, ernstlich bedroht schien, und alle ihre Thätigkeit war jetzt auf den einen Punkt gerichtet, wie der Kaiser seiner Macht beraubt und von Wallenstein getrennt werden könne. Der Cardinal Richelieu war im Einklang mit Bayern und einem Theil der deutschen Katholiken; es wurde auf ein Mittel gesonnen, wie man die dichte Reihe der Freunde des Kaisers lichten und die gefährliche Kraft, die er gesammelt, in fruchtlosen Unternehmungen zersplittern könne [26]). Was war geeigneter als eine kirchliche Reaction, welche hier die kaiserlich gesinnten Protestanten mit Ferdinand entzweien, dort die bereicherten und gesättigten Katholiken in ihrem Interesse für den Kaiser ermüden mußte? So entstand, allen bessern Rathschlägen zum Trotz, durch die französischen Intriguen, durch die Thätigkeit des päbstlichen Nuntius und seiner Trabanten, in Ferdinands II. ängstlich katholischem Gemüth jener monströse Entwurf einer kirchlichen Umwälzung, der am 6. März 1629 als Restitutionsedict veröffentlicht ward. Alle katholischen Kirchengüter, die seit 1552 waren eingezogen worden, sollten an die Katholiken zurückfallen, auch den Katholiken in ihren Ländern sollte das Reformationsrecht zustehen, und die Zwinglianer und Calvinisten von dem Rechte der kirchlichen Duldung ganz ausgeschlossen werden. Die Frage der Berechtigung zu solch einem Schritt ist hier die minder wichtige; ob es aber klug war, einen Besitzzustand von beinahe 80 Jahren, der in tausend Interessen eingriff [27]), mit einem Federstrich zu vernichten, läßt sich mit vollem Rechte bezweifeln. Alle Protestanten, die auf Ferdinands Seite gestanden hatten — und wir haben gesehen, daß Sachsen und Brandenburg jedem

26) Khev. Ann. Ferd. XI. 427 ff. Vgl. Rusdorfs Berichte aus Paris in den Epist. 89 und den Mém. II. 732 ff.

27) S. die aktenmäßigen Verzeichnisse bei Mailáth, III. 106, woraus die ungeheure Ausdehnung dieser Revolution klar wird.

Katholiken darin den Rang abliefen —, waren jetzt für ihren Besitz zu den Waffen gerufen; die wiederholte Versicherung, der Kampf sey ein politischer, kein kirchlicher, war jetzt Lügen gestraft, und die kaiserliche Macht, die bei jeder großen Unternehmung der nationalen Theilnahme sicher seyn durfte, ward gehässig durch eine kirchliche Reaction, die nur mit Härte konnte ausgeführt werden. So entfremdete sich Ferdinand alle seine protestantischen Anhänger, und die katholischen ließen ihn fortan ohne Hülfe, weil sie ihren Zweck vollständig erreicht hatten.

Die landesfürstlichen Tendenzen, wie Maximilian von Bayern unter Richelieus Schutz sie vertrat, waren aber damit nicht beruhigt; man hatte erst des Kaisers Anhang zersplittert, es mußte auch seine militairische Macht gebrochen werden. Wallenstein war ihr Schöpfer und die Stütze dieser Macht; gegen ihn ward daher die ganze Thätigkeit jener Parthei gerichtet. Schon 1627 hatte die Liga eine Versammlung zu Würzburg gehalten, um sich über die wallensteinische Kriegsmacht zu besprechen; die verübten Excesse waren der Vorwand, die Schwächung Ferdinands und die Entfernung seines Feldherrn der eigentliche Zweck. Auch jetzt, zu Anfang des Jahres 1629, kam die Liga zusammen, und zwar zu Heidelberg, an demselben Ort, wo noch ein Jahrzehnt zuvor die calvinische Opposition ihren Hauptsitz gehabt hatte. Vieles ward dort besprochen, bei weitem das Wichtigste war zuerst die Verabredung, die ligistische Armee nicht zu entlassen, sondern sie fortwährend von dem Gute der eroberten Länder groß zu ziehen, dann die Forderung an den Kaiser, er möge einen Kurfürstentag berufen zur allgemeinen Bestellung des Friedens [28]). Das letzte war gegen Wallenstein gerichtet, und der Kaiser mußte, wenn er seinen Feldherrn halten wollte, dem Kurfürstentag um jeden Preis widerstreben. Das wagte Ferdinand nicht; am Anfang Juni 1630 traf er in Regensburg zum Fürstentage ein, um dort dem Begräbniß seiner Macht beizuwohnen.

---

28) Senkenberg XXVI. 14 ff.

Des Kaisers Vortrag brachte Fragen zur Erörterung, die den Bestrebungen der mißvergnügten Aristokratie die Bahn ebnen mußten; er verlangte ihren Rath über die Einrichtung des Friedens, die Sicherstellung vor fernerer Thätigkeit des Pfalzgrafen und seiner Verbündeten, die Vermeidung der drohenden Kriege in Italien und mit Schweden, und endlich — die Abstellung der Beschwerden, wie sie das bisherige Kriegswesen hervorgerufen hätte [29]).

Der letzte Punkt war der gewichtigste, denn daran hing sich jetzt die ganze lange Reihe von Beschwerden. Die andern Fragen wurden nur flüchtig beantwortet, die Angelegenheit des Pfalzgrafen dem Kaiser überlassen. Friedrich V., durch die jüngsten Ereignisse ganz gebrochen, war jetzt zum Aeußersten entschlossen, was seine Ehre ihm gestattete; darum waren der englische Gesandte und Rusdorf zu Regensburg erschienen, und suchten beim Kaiser und den Fürsten auf jede auch nur erträgliche Weise ein Abkommen zu erhalten. Sie brachten einen Brief von Friedrich mit, worin er die Kurfürsten in der inständigsten Weise bat, für ihn vermittelnd aufzutreten, und der englische Gesandte unterstützte in ähnlicher Art die Bitte des Pfalzgrafen. Ja, an Ferdinand selbst richtete Friedrich einen Brief, worin er bat: „die gegen ihn gefaßte Ungnade fahren zu lassen, das Geschehene der damals mißleiteten Jugend zu Gute zu halten, dem Reich den Frieden zu geben und das Seufzen seiner armen unschuldigen Unterthanen mit den Augen der Barmherzigkeit anzusehen" [30]). Aber dem Kaiser waren die Hände gebunden; womit sollte er den pfälzischen Kurfürsten

---

29) Die Verhandlungen bei Londorp IV. p. 45 ff.

30) „Daran verrichten Ew. Kays. May. ein Werk Ihrer Kayserlichen Gütigkeit, erwarten darzu einen unsterblichen Ruhm, verobligiren mich und mein ganzes Haus zu dero Diensten, und ich will mich die Zeit meines Lebens äußersten vermögens bearbeiten, solches mit würklicher Dankbarkeit unterthänigst zu beschulden, auch meine Kinder zu gleichmäßiger schuldiger Gebühr anzuweisen", lauten die Schlußworte des Schreibens bei Londorp IV. 672. Die andern Briefe stehen ebendas. IV. 98—100.

entschädigen? Er beharrte auf seiner früheren Forderung, Friedrich müsse sich erst unbedingt unterwerfen und dann erwarten, was des Kaisers Gnade über ihn beschließe; darauf wollte aber Friedrich sich nicht einlassen. Man faßte die Sache von einer andern Seite her; geistliche Vermittler bearbeiteten in dringenden Briefen den Kurfürsten und seine Familie, deuteten an, daß Friedrichs Uebertritt zum Katholicismus Alles gut machen werde, die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage war ihm in solchen Briefen aufgedeckt [31]); allein hier traf man Friedrichs starke Seite; eh er seinen Glauben aufgab, wollte er sich und seinem Stamme lieber auf ewig den Rückweg zum Throne verschließen.

Die andern Angelegenheiten wurden nicht befriedigender gelöst; weder in der Berathung über die drohenden Kriege, noch in der Wahl eines römischen Königs zeigten sich die versammelten Fürsten dem Kaiser geneigt. Ihre ganze Energie, durch geschickte Intriguen einer französischen Gesandtschaft unterstützt, richtete sich auf die Verminderung des kaiserlichen Heeres und die Entfernung Wallensteins. Wahrheit und Uebertreibung, gerechte Beschwerden und feindselige Anklagen wurden so mit einander vermischt, daß der Kaiser die Hoffnung verlor, seinen Feldherrn behaupten zu können; das einzige Mittel war Gewalt, aber Ferdinand **II.** war nicht der Mann, von den Truppen, womit Wallenstein Regensburg wie mit einem Netz umschlungen, ernstlich Gebrauch zu machen [32]). Zwar konnte der Kaiser den feinen Plan, wonach Kurfürst Maximilian Oberanführer werden solle, noch verhindern, allein zum Sturze seines Oberfeldherrn hatte sich alles verschworen.

So geschah das Unvermeidliche; Wallenstein ward entlassen und nahm die Nachricht mit der ruhigen Fassung eines Mannes auf, der die Gewißheit in sich hat, daß seine Stunde einst wieder kommen würde. Die Landesfürsten, die bayrische Politik,

---

31) Söltl II. 82 f.

32) Vgl. darüber Gfrörer Geschichte Gustav Adolfs S. 647 ff.

die Mönche, die Höflinge, die Wallenstein haßten, triumphirten jetzt; „die Thoren!“ möchte man mit Homer ausrufen, denn in denselben Tagen (4. Juli) war Gustav Adolf von Schweden an der deutschen Küste gelandet.

§. 11.

Umgestaltung der Dinge. Gustavs Siege im Norden; Befreiung der Pfalz.

Ein frisches kräftiges Heer nahte jetzt unter einem großen Führer; eine Armee, die er aus volksthümlichen Elementen gebildet und durch strenge Mannszucht wie durch religiösen Ernst veredelt hatte. Die Schweden des Jahres 1630 waren nicht die von 1634; gegenüber den wüsten Horden von Wallenstein und Tilly, gegenüber ihren eigenen Heeren der Folgezeit, haben diese ersten Schaaren etwas gewaltig Imponirendes. An ihrer Spitze aber stand Gustav Adolf, wie geschaffen, dem bunten Parteikampfe kleiner Interessen einen höheren Impuls zu geben; ihn schmückten alle Eigenschaften eines Helden, und er war von der Natur so reich ausgestattet, so harmonisch gebildet, daß man die Intentionen der Herrschsucht, das Schlaue und Berechnende des staatsmännischen Sinnes über dem gewinnenden Zauber persönlicher Liebenswürdigkeit ganz übersah. Ein Mann von solch gereifter Größe, der so hoch stand über der kirchlichen Enge seiner Zeit, schien wie geboren, den Abgrund der letzten Revolutionen zu verschließen; daß der Zweck seines Kommens umfassender war, als die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen, war leicht zu begreifen.

Doch empfand die Pfalz alsbald die Wirkungen seines Erscheinens, und auch Friedrich V. schien jetzt dem Ende der Verbannungsjahre nahe zu seyn. Den wunderbaren Siegeslauf von der pommerschen Küste bis zur Rheinpfalz zu schildern, liegt unserm Zwecke fern; wir eilen zu den Ereignissen, die unser gedrücktes Pfälzerland vom Jesuitismus und dem bayrisch-

spanischen Druck auf einige Jahre erlösten. Rasch hatte der König Pommern erobert, Frankreich durch eine Allianz an sich geknüpft (Jan. 1631) [33]), und schon wagte der furchtsame Theil der Lutheraner, deren Zorn über das Restitutionsedict theils stumm, theils kraftlos gewesen war, seine Stimme laut zu erheben. Auf einer Versammlung zu Leipzig (Febr. 1631) machte man Miene, die calvinischen und lutherischen Interessen zu vereinigen, regte die pfälzische Sache an und erließ an den Kaiser ein Schreiben, von dem man zweifeln konnte, ob es mehr Bitte oder Drohung war [34]). Bald waren Brandenburg und Sachsen, halb gezwungen, halb gutwillig, aus ihrer neutralen Stellung zu Verbündeten Schwedens geworden, und Gustav Adolf hatte sein Ziel, alle Protestanten Deutschlands unter seinen Fahnen zu versammeln, erreicht. Die Schlacht bei Breitenfeld (Sept. 1631) vernichtete die ligistische Armee, und wenn der Kaiser anfangs nicht ohne Schadenfreude mochte zugesehen haben, wie die landesfürstliche Opposition durch die Verluste der bayrisch-ligistischen Macht ihre Stärke verlor, so erhielt die Sache jetzt ein bedenkliches Ansehen, denn Gustav Adolf zog unaufhaltsam nach dem Süden; Franken und die Maingegenden nahmen ihn auf und in den ersten Tagen des Dezember 1631 vernahmen die Bewohner der Pfalz, die Oppenheimer und Alzeier, schon das Geschütz des Befreiers, das auf dem rechten Ufer des Rheines angelangt war. Die Erlösung von 9jährigem Druck schien nahe zu seyn; das arme Volk war in so jammerswerther Lage, daß es sich sehnte, statt einer Fremdherrschaft — eine andere einzutauschen.

Mit Truppen tüchtig besetzt waren nur Mannheim und Heidelberg; die Tillyschen Schaaren, die an der Bergstraße aufgestellt waren, zogen sich eilig zurück, als die Schweden von Frankfurt und Darmstadt die Bergstraße herauf rückten; die ganze Gegend von Bensheim bis Ladenburg vertauschte die

33) Moser Patr. Archiv VI. 163.

34) Es ist bei Londorp IV. 136 ff.

bayrischen Truppen mit schwedischen. Jetzt rückte Gustav Adolf dem Rheine zu; zwischen Stockstadt und der Sternschanze, welche die Spanier, Oppenheim gegenüber, aufgeworfen hatten, lagerte er sein Heer; es war die Gegend, wo die altdeutsche Sage den Nibelungen-Hort in den Rhein versenken läßt. Am 6. Dezember setzte der König, nur von vier Personen umgeben, auf einem Nachen über den Rhein, aber die spanischen Vorposten drüben zwangen ihn, unter Lebensgefahr wieder umzukehren [35]. Die Spanier hatten alle Fahrzeuge zerstört; erst in der Nacht schaffte ein Niersteiner Schiffer Rath. So würden dann am folgenden Morgen (7. Dez.) in zwei Schiffen etwa 500 Mann hinübergebracht; von der spanischen Uebermacht heftig angefallen, hielten sie sich tapfer, bis die Fahrzeuge Verstärkung brachten; die Spanier flohen; der Kern der Armee rückte über den Rhein und stimmte das Lied an: „Aus meines Herzens Grunde." An der Stelle aber, wo die Schweden zuerst den Rhein überschritten, ward eine Säule errichtet mit dem gekrönten schwertgerüsteten Löwen Schwedens, die noch jetzt den Namen „Schwedensäule" führt [36].

Jetzt ergab sich die Sternschanze auf dem rechten Ufer, auch Oppenheim konnte nicht widerstehen; denn als die Schweden anstürmten, erhoben sich die Bürger gegen die verhaßten spanischen Dränger, und was von dem lothringischen und spanischen Volke nicht durch die Flucht entronnen war, vermochte nicht, sich zu retten. In der alten Burg Landscron allein wurden mehrere Hundert niedergemacht; die entflohen, hausten mit Raub und Zerstörung ganz furchtbar und namentlich Worms ward schwer heimgesucht. Der König war seines schnellen Siegs wegen in guter Laune; „er komme sich vor", sagte er am ersten Abend zu den Offizieren, deren Viele für die schöne Elisabeth Stuart warm begeistert waren, „wie ein irrender Ritter

35) Harte Leben Gustav Adolfs II. 96.
36) Theatr. eur. II. 492 f.

der alten Zeit; denn er führe ja auch, wie jene, einen Rachekrieg für eine gekränkte Dame."

Während er gegen Mainz zog, brach auf allen Seiten des pfälzischen Landes das spanisch-ligistische Regiment zusammen. Am Niederrhein eroberte der Rheingraf Simmern, Bacharach, Caub und reinigte, sammt dem hessischen Heer, die Gegend von den Spaniern; am Mittelrhein gingen Speyer, Germersheim, Neustadt, Landau, Weißenburg auf schwedische Seite über, und überall mehrte sich das Heer durch neue zahlreiche Werbungen. Das Glück hatte die spanischen Waffen verlassen; durch einen kühnen Handstreich verloren sie jetzt die Hauptfestung in der Pfalz. Am Morgen des 29. Dez. (a. St.) sprengte Herzog Bernhard von Weimar mit 300 Mann auf die Thore von Mannheim los und rief: „Man möge ihn schnell einlassen, es seyen kaiserliche Truppen, die man verfolge." Man öffnete, aber die überraschte Besatzung büßte ihren Mißgriff; was von Spaniern da war, 250 Leute, wurde niedergehauen; die deutschen Soldaten traten zu Bernhard über. Den spanischen Capitän, Maraval, sammt seinem Fähndrich, ließ man gegen Lösegeld frei; sie gingen nach Heidelberg und büßten dort vor dem Gouverneur ihre Sorglosigkeit mit dem Leben. In den ersten Tagen des neuen Jahres ward Kreuznach genommen; gleichzeitig die Spanier aus dem Schlosse Staleck verdrängt (9. Jan.), und die Hessen reinigten Caub, Gutenfels und die Pfalz im Rhein von den Spaniern.

So war bis auf Heidelberg und Frankenthal, wo die Spanier sich stark verschanzt hatten, die Rheinpfalz befreit. Auf Bitten der Pfälzer erlaubte der König, daß man den Protestantismus wieder einführe, und bald zogen Schaaren von Predigern herein, die Kirchen, aus denen man sie verdrängt, wiederzubesetzen[37]). Es ist daher Zeit zu erfahren, was der Kurfürst und seine Familie indessen erlebt hatten.

---

37) Moser Patr. Archiv VIII 544.

Der regensburger Reichstag hatte ihn abgewiesen, durch die gleichzeitige Aussöhnung Englands mit Spanien (Nov. 1630) war ihm die letzte Hoffnung auf die Hülfe seiner Verwandten abgeschnitten worden. Die Vermittlung, die Karl I. noch einmal zu Wien versuchte (Juni 1631), war nicht glücklicher, als die früheren, obwohl Gustav Adolf bereits im Herzen von Deutschland stand[38]). Friedrichs Mutter, Louise Juliane, war indessen mit Gustav Adolf schon zusammengetroffen; sie lebte am berliner Hofe bei ihrem Tochtermann und ward Vermittlerin in den Unterhandlungen, welche Brandenburg in das schwedische Bündniß zogen[39]). Die reißenden Fortschritte der schwedischen Waffen, der Siegeszug aus Sachsen an den Rhein, die Befreiung der Pfalz, das Alles weckte plötzlich wie Siegesjubel die Verbannten im Haag. Jetzt machte sich Friedrich in den ersten Tagen des Jahres 1632 auf den Weg, um seinen Erretter zu begrüßen.

Friedrich war auch hier zu arglos, zu wenig Menschenkenner, um Gustavs Plane zu ahnen; in seiner Unschuld meinte er, es gäbe für den Schwedenkönig nichts Wichtigeres zu thun, als einen geächteten Pfalzgrafen wieder einzusetzen. Gustav strebte weiter, er war bis in den Kern der deutschen Zustände eingedrungen und hatte den kranken Keim erkannt, an dem der große Körper leide. War es ein Wunder, wenn er, von deutscher Mutter geboren und deutsch gebildet, sich dem Gedanken mehr und mehr näherte, für dies Deutschland der ächte Friedensbringer und Wiederhersteller zu werden? Kein Fürst der Zeit verband so glänzend die Eigenschaften des Feldherrn mit denen des Staatsmannes; keiner stand so hoch über der kleinen Befangenheit kirchlicher Ansicht; wie sollte nicht in ihm der Gedanke reifen, auf diesen alten Stamm des Weltkaiserthums einen frischen, kraftvollen Zweig germanischen Stammes zu pfropfen? So war vor seinem Innern Deutschland schon jetzt ein werthes

38) Theatr. eur. II. 408. 410.
39) ém. de Loyse Juliane S 298.

Eigenthum, dessen Verkürzung er nicht litt; mit kalter Ruhe wies er die ländergierigen Ansprüche der deutschen Fürsten, die jetzt wie Raubvögel sich sammelten, von sich ab, und das verschlungene Gewebe diplomatischer Verträge, das Frankreichs trugvolle Eifersucht und Bayerns Egoismus geflochten, löste er mit Meisterhand [40]). Es sollte kein Dorf von Deutschland losgerissen werden, rief er den Franzosen schon mit dem Gefühl des Besitzers zu; er wolle Deutschland retten, erklärte er gleichzeitig der Liga, aber aus Dankbarkeit solle man ihn zu Ferdinands II. Nachfolger, zum römischen König, wählen.

Die pfälzischen Interessen wurden also hier von einem tiefer liegenden, gewichtigen Plane durchkreuzt, und es mußte Gustav ärgern, wenn ihm bei solchen Gedanken die alte Unionspolitik mit aller ihrer staatsmännischen Befangenheit und landesfürstlichen Selbstsucht in den Weg trat. So kam zu ihm nach Mainz der englische Gesandte, Anstruther, der noch einmal in Wien gewesen war, um mit aller Demuth der damaligen englischen Politik die Rückgabe der Pfalz zu erflehen [41]); der König gab ihm keinen Bescheid, denn über Englands Thatlosigkeit und politische Steifbettelei war er längst unwillig gewesen. Bald nachher kam in Friedrichs V. Namen der Böhme Slavata; Gustav empfing ihn freundlich, schickte zur Begrüßung einen Boten nach dem Haag, „der Kurfürst möge nur ins schwedische Lager kommen; der König sey entschlossen, ihn wiedereinzusetzen, wenn nur auch England sich rühre" [42]). Aber

40) Die Verhandlungen, die bald Bayern und der Liga die Neutralität verschaffen, bald Frankreich einstweilen das Elsaß oder wenigstens unmittelbare Theilnahme am Krieg erwerben sollten, wurden von Gustav mit einer Virtuosität neutralisirt, die selbst Richelieu erstaunen machte. S. Gfrörer S 941 ff. Wie er mit den Fürsten redete, zeigt das merkwürdige Tischgespräch bei Moser IV. 466 ff. Ueber die bayrischen Verhandlungen mit Frankreich vergl. die treffenden Aktenstücke bei Mailáth III. 269 f.

41) Harte Leben Gustav Adolfs II. 105.

42) Harte II. S. 134.

England that nichts; während seine Gesandten überall in demüthiger Haltung umherreisten, hatte man Gustav nirgends unterstützt, vielmehr fortwährend mit dessen Feinden flehend unterhandelt; jetzt auf einmal kam, zu Anfang des Jahres 1632, ein englischer Botschafter, Vane, zu Gustav und verlangte ohne Weiteres Friedrichs V. Wiedereinsetzung. So frühreif wollte der König seine weiteren Plane nicht gestört sehen durch einen lästigen Vermittler; es ist zwar wahrscheinlich, daß er den Pfalzgrafen nicht unentschädigt lassen wollte, aber jetzt im Augenblick, auf die bloße Forderung Englands hin, die schwierige Frage der pfälzischen Restitution entscheiden, war zu viel verlangt. Gustav forderte wenigstens einen englischen Succurs von 11000 Mann; Vane erwiederte, sein Herr kaufe nichts um höheren Preis, als es werth sey; ja, der englische Diplomat war taktlos genug, den Schwedenkönig zu reizen, indem er ihn an die Einsetzung Friedrichs, wie an eine Pflicht, mahnte! [43])

So lagen die Dinge, als Friedrich V. sich zum König begab. Die holländische Republik hatte ihn mit einem ansehnlichen Geldgeschenk entlassen; unter ehrenvollem Geleit, namentlich von Seiten Hessens, kam er (10. Febr.) nach Frankfurt, wo er bei seinem Einzug mit einem zahlreichen Gefolge und einer langen Reihe von 40 Kutschen, die ihm zum Theil Gustav Adolf entgegengeschickt hatte, wieder einmal die Komödie weltlichen Glanzes und königlicher Pracht durchspielte. Der König empfing ihn aufs Freundlichste; je weniger er noch mit sich im Reinen war, wie er den flüchtigen Fürsten abfinden würde, desto mehr suchte er ihn mit äußeren Auszeichnungen, mit Höflichkeiten in der Etikette, zu befriedigen [44]). Er ward nach Gustavs ausdrücklichem Befehl als König von Böhmen behandelt; der schwedische Held entfaltete ihm gegenüber seine

43) Ib. II. 135.

44) Vgl. den Bericht bei Moser Patr. Archiv IV. 467, wo Gustav bei der Tafel nicht dulden will, daß Friedrich das Waschwasser erst nach ihm empfinge.

ganze persönliche Liebenswürdigkeit, aber von der Wiedereinsetzung in sein Land war nur so im Allgemeinen die Rede. Der König nahm wohl dem Kurfürsten das Versprechen ab, in seinem Lande künftig auch Lutheraner dulden zu wollen, aber das Land selbst erhielt Friedrich nicht zurück, obwohl er sogar Subsidiengelder überbracht haben soll. Der gutmüthige Friedrich blieb über seine Zukunft beruhigt; es stieg in ihm über des schwedischen Königs politische Plane keinerlei Verdacht auf.

Friedrich hatte zwar gehofft, ein eignes Heer anführen zu können; aber selbst im Fall, daß er eine ansehnliche Militärmacht aufbieten konnte, durfte Gustav Adolf im gemeinsamen Interesse den Oberbefehl nicht Friedrich anvertrauen. Der Pfalzgraf meinte außerdem, sein Land ohne Weiteres antreten zu können; das durchkreuzte aber die übrigen Plane Gustavs und die eingeleiteten Unterhandlungen darüber waren ohne Erfolg [45]). Friedrichs gutmüthiger und genügsamer Sinn beruhigte sich dabei und über seiner Angelegenheit vergaß er die allgemeine Sache nicht; „die Zeit wird mir nicht lang beim König, schrieb er an seine Elisabeth, nur möchte ich wissen, woran ich bin“ [46]). Er ließ keinen Groll gegen den König blicken und zog als Freiwilliger mit ihm nach Bayern, nachdem sein Wunsch, selbst Führer zu seyn, gescheitert war. „Es wird Alles gut gehn“, war immer der letzte Gedanke des vielgeprüften Fürsten.

Der Krieg in der Pfalz und für die Pfalz war indessen neu losgebrochen; die pfälzischen Fürsten und das Volk nahmen für den Schwedenkönig Parthei. Außer Kurfürst Friedrich befand sich der Pfalzgraf von Veldenz-Lauterecken und August von Sulzbach, der Bruder des bekehrten Neuburgers, im Gefolge Gustav Adolfs; und ein Prinz von der zweibrücker Nebenlinie, Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, führte ein eignes Heer für die schwedische Sache. In der Pfalz waren noch Heidelberg

45) Brief bei Aretin VII 268 f.
46) Ebendas. S. 271.

und Frankenthal, in der Nähe auch Philippsburg, von den Feinden besetzt; die Besatzungen machten verheerende Ausfälle, deren räuberische Folgen das Landvolk besonders hart trafen. Ein Streifcorps der heidelberger Besatzung schwärmte über den Rhein hinüber gegen Lauterburg und machte, von kaiserlich gesinnten Bürgern unterstützt, Angriffe, deren blutigen Ausgang die überfallenen Schweden an jener Gegend hart genug rächten [47]. Auch die Spanier waren indessen verheerend wieder in die überrheinische Pfalz eingebrochen; Neustadt a. d. H. wurde hart gebrandschatzt; Speyer und seine schwedische Besatzung ergab sich mit schmählicher Eile; erst als man ihrer in den Niederlanden bedurfte, zogen die spanischen Schaaren wieder ab, und hinterließen traurige Spuren ihrer Anwesenheit.

Ihr Rückzug in die Moselgegenden ward ihnen von den Schweden tüchtig erschwert; Orenstierna hatte in Mainz ein Corps aus den schwedischen, birkenfeldischen und rheingräflichen Regimentern gebildet und es ihnen nach Alzei entgegengeschickt. Am 24. Mai kam es bei Standeböhl zum Schlagen; die Spanier wurden zurückgeworfen und erst die Nacht unterbrach den Kampf. Vergebens suchten die Spanier einen Vorsprung zu gewinnen; am 25. erlitten sie bei Rockenhausen neue Nachtheile, wurden bis Lauterecken verfolgt und nur durch schlechtes Wetter ward ein entscheidender Sieg der Verfolgenden gehindert. Das Versäumte ward am 26. Mai bei Ulmeth nachgeholt, und das geschwächte Heer der Spanier mußte ohne Gepäck sich zurückziehen [48].

Kaum war von dieser Seite die Pfalz befreit, so zog sich der Krieg aus dem Badischen und dem Elsaß in die Pfalz herein. Bretten ward von den Kaiserlichen genommen und hart mißhandelt; jetzt glaubte auch der Gouverneur zu Heidelberg, Heinrich von Metternich, unterstützt von der philippsburger Besatzung, Wiesloch nehmen zu können, ward aber durch den von

47) Khev. Ann. XII. 221 f.

48) Theatr. eur. II. 627 f.

Mannheim heranziehenden Rheingrafen zurückgescheucht. Doch hatte er bereits von der kaiserlichen Armee Succurs verlangt; die Schweden, unter Gustav Horn, und der Rheingraf erfuhren das und legten sich mit überlegener Macht bei Wiesloch in Hinterhalt; die ganze kaiserliche Reiterei, etwa 1000 Mann stark, ward zersprengt und floh in kümmerlichen Resten bei Philippsburg über den Rhein. Die Schweden konnten jetzt gegen das Elsaß vorrücken und der Anschlag der Oestreicher auf den Oberrhein und das Elsaß war mißglückt [49]).

Heidelberg konnte umzingelt werden, da Mannheim, in schwedischen Händen, den Kaiserlichen die Zufuhr vom Rhein und Neckar abschnitt; der Krieg hatte sich mehr nach dem Elsaß hingezogen. Seit Herbst war auch Frankenthal eng umschlossen, und die bedeutende spanische Besatzung zog einen ehrenvollen Abzug dem unsichern Ausgang einer drohenden Belagerung vor. Die Capitulation erfolgte am 3. Nov.; sie sollten mit allen militärischen Ehren ausziehen und sammt ihrem Eigenthum sicher an die Mosel gebracht werden [50]). So war nur noch Heidelberg, sammt der benachbarten Veste Dilsberg, in feindlichen Händen. Das pfälzer Volk war aber, mit Ausnahme der Religionsübung, nicht viel besser dran, als unter der spanisch-bayrischen Verwaltung. Ihr Kurfürst war fern bei dem Hauptheer, und die schwedischen Offiziere bedrängten die Einwohner so sehr, daß der Unterschied zwischen der freundlichen und feindlichen Armee nicht mehr gar groß war.

Die Bewegungen des Hauptheers hatten indessen eine entscheidende Wendung genommen. König Gustav war nach Franken und Bayern aufgebrochen [51]); die Uebergänge über die Donau und den Lech wurden erkämpft, der einst unbesiegte Tilly überwältigt, und die großen Reichsstädte, Nürnberg und Augs-

---

49) Ib. II. 665. Khevenh. XII. 224.

50) Theatr. eur. II. 764.

51) Am Anfang März, in Begleitung Friedrichs V. Vgl. Khevenh. Ann. XII. 98 f.

burg, sahen Gustav Adolf als Sieger einziehen. Bayern lag jetzt schutzlos da; die Liga war gesprengt, ihr Versuch, durch die französische Diplomatie sich zu retten, gescheitert, und am 17. Mai stand die schwedische Armee vor München [52]). Mit welchen Empfindungen mochte Pfalzgraf Friedrich in die Residenz seines Feindes einziehen! denn es waren jetzt gerade zehn Jahre verflossen, seit sein eigner Stammsitz von dem bayrischen Heere war genommen und geplündert worden. Noch vor drei Jahren er ein hülfloser Flüchtling, Maximilian ein mächtiges Kriegshaupt; jetzt zog er an der Seite eines siegreichen Helden in das Schloß seines flüchtigen Feindes ein! Gustav Adolf selbst regte frohe Erwartungen in ihm auf; „es werde wohl nicht lange dauern, so werde er auch wieder in seinem Heidelberg zu Tische sitzen, wie jetzt in München.“ Friedrich besah all den Glanz der bayrischen Hauptstadt; aber kein Wunsch nach fremdem Besitze stieg in ihm auf; „es sind hier viele schöne Sachen“, schrieb er an seine Gemahlin, „die man jedoch jetzt nicht leicht fortbringen könnte; wäre aber das auch leichter, ich würde Nichts nehmen“ [53]). Wirklich blieben auch Friedrichs Hände von fremdem Eigenthum rein.

Indessen war ein neues Heer auf den Kampfplatz getreten; der Kaiser hatte sich zu Bitten und demüthigen Bedingungen vor Wallenstein herabgelassen, und der beleidigte Feldherr stellte ein frisches Heer ins Feld, das bald Böhmen gereinigt hatte und mit dem Rest der bayrischen Macht in Franken erschien.

---

52) Ein verzweifelnder Brief (4. Juni) Maximilians an seinen Bruder in Cöln schilderte die peinliche Lage. S. Collect. Camerar. LIX. fol. 351

53) S. den Brief bei Söltl II. 167. Khevenhiller Ann Ferd. XII. 142 und Paganino Gaudenzio berichten, Friedrich habe den Vorschlag gemacht, das Schloß in die Luft zu sprengen. Dieser Angabe stehen nicht nur andere Zeugnisse (s. Harte Leben Gustavs II. 280) und die oben angeführte Aeußerung direkt entgegen, sondern eine solche Anklage widerspricht auch durchaus dem weichen und stillen Wesen Friedrichs, dem heftige Rachegefühle ganz fremd waren.

Gustav Adolf, in seinen Kräften weit ausgedehnt, mußte sich bei Nürnberg in einem verschanzten Lager halten, bis er, durch neue Truppen verstärkt, den Feind angreifen konnte. Die Entscheidung des Kampfes, durch den Sommer hindurch hingehalten, sollte jetzt im Herbst in Sachsen erfolgen, wo Wallenstein sich hinzog. Sie erfolgte am $\frac{6}{16}$ Nov.; die schwedische Sache siegte, aber ihre edelste Kraft, der König, ward in der Schlacht getödtet; dem Kampfe der Protestanten war seine geistige und innerliche Haltung jetzt entzogen.

Alle glänzenden Hoffnungen, in denen sich der Pfalzgraf jüngst noch gewiegt, waren damit erloschen. Die Vermittlungen Englands, die der brittische Gesandte, Vane, im Juni erneuert hatte, hatten keinen Erfolg gehabt, der englische Diplomat hatte die Sache mit gewohnter Zudringlichkeit und ohne Takt betrieben, statt seinen Hof zum Beistand zu ermuntern, hatte er feindselige, zum Theil verläumderische, Berichte über den Schwedenkönig nach London abgeschickt[54]). Im Lager zu Nürnberg kam Vane abermals zum König (Aug.); wieder nur mit Forderungen, ohne Gegenleistung. Gustav Adolf verlangte eine Unterstützung, der Engländer erklärte, wie gewöhnlich, er habe dazu keine Vollmacht, und das Geschäft zerschlug sich abermals an dem armseligen Egoismus der londoner Politik[55]). Friedrich V. war jetzt, das sah er wohl ein, allein auf Gustavs Willkür angewiesen; Gustav Adolf selbst war nicht in günstiger Stimmung; die Zweideutigkeit von Sachsen, das Benehmen der Fürsten im nürnberger Lager hatte ihn mit Recht gegen die ganze fürstliche Aristokratie mißtrauisch gemacht; das Zögern Englands, auch nur das geringste Opfer zu bringen, der lächerliche Trotz des englischen Gesandten und die Gleichgültigkeit Hollands mahnten ihn dringend, was er besaß, nicht zu früh wegzugeben. Als daher (Sept.) der Pfalzgraf zu Neustadt an der Aisch vor seinem Weggehen von Neuem bat, ihn wieder-

54) Harte II. 360. 361.
55) Ib. II. 399 ff.

einzusetzen, legte er ihm einen Vertrag vor, dessen Bedingungen Friedrich erschreckten. Er solle zwar von dem kurpfälzischen Lande das jetzt Eroberte und künftig zu Erobernde besitzen und regieren [56]), aber zu Mannheim, Bacharach, Caub und Pfalz schwedische Besatzungen einnehmen und auf seine Kosten unterhalten; außerdem mußte er durch Kriegskosten und Werbungen zu dem Kriege beitragen, den Oberbefehl ganz dem König überlassen, und in seinem Lande den Lutheranern gleiche Duldung wie den Reformirten einräumen [57]). Friedrich war erschreckt, das hatte er nicht erwartet. „Es scheint mir", schrieb er im September an seine Gemahlin, „als wolle man die Bergstraße behalten [58]) und das Uebrige so beschweren, daß ich nichts davon hätte. Ich hätte nie gedacht, daß Gustav so mit mir verführe; — behandelte er mich, wie er sollte, ich würde ihn von ganzem Herzen lieben. Ich fange an, von ihm die Hoffnung zu verlieren" [59]).

Er hatte den König verlassen und war nach Frankfurt gegangen; von dort hatte er dem König (22. Sept.) Vorstellungen gemacht, die Gustav von Arnstadt aus beantwortete (28. Okt.) [60]). Er entgegnete ihm in freundlicher Weise, was er unter diesen Umständen mit Recht entgegnen konnte, wies darauf hin, wie viele Opfer er schon gebracht und wie wenig man ihn unterstützt habe; für alles das, was er für den Pfalzgrafen

---

56) Jedoch mit der vagen Verpflichtung „ut necessitate exigente praesentis belli sustinendi ratio non negligatur.

57) Moser Archiv VI. 179 f.

58) Das schloß Friedrich wahrscheinlich aus den Worten des Vertrags „ea videlicet, quae sine controversio ac lite pertinuerunt ante hosce motus Germanicos ad Electoralem Palatinatum"; die Bergstraße war aber nicht unbestritten.

59) S. den Brief bei Aretin VII. 275, zum Theil in Chiffern geschrieben; offenbar bedeutet aber 124 den König, 121 den Pfalzgrafen, wie wir im Texte angenommen haben.

60) Beide Briefe bei Moser VI. 176 ff. 185 ff. Sie sind aus der Collect Camerar. XLIX.

gethan, verlange er ja für sich nichts, als gleiche Duldung beider protestantischen Confessionen. Doch erbot er sich zu weiterer Verhandlung.

Die Hoffnung darauf hielt Friedrich noch aufrecht, wenige Wochen später traf ihn der furchtbare Schlag, Gustav Adolf sey bei Lützen gefallen. Er war schon unwohl gewesen, als die Nachricht kam; unruhig war er umhergeirrt, zu Frankfurt, Alzei, Mainz, und in der letzten Stadt liegen geblieben. Ein heftiges Fieber ergriff den unglücklichen Mann, als ihm die letzte Hoffnung jetzt entrückt war; und am $\frac{19}{29}$. November starb er, gerade 13 Tage nach Gustav, 36 Jahre alt. „Treu bis zum Grabe," hatte er ahnungsvoll in seinem letzten Brief an Elisabeth Stuart geschrieben [61]). Die Sorge um seine Familie und seine Kinder war es, die ihn bei dem Abschied vom Leben besonders beschäftigte [62]).

Es war das vierte Opfer, welches seit kurzer Zeit der Tod dem pfälzischen Hause abforderte. Der alte Georg Gustav von Veldenz-Lauterect hatte schon im vorigen Jahre (Juli 1631) seinen 22jährigen Sohn, Karl Ludwig, im heldenmüthigen Kampfe neben Gustav Adolf, der ihn schwer betrauerte [63]), verloren; jetzt starb ihm (30. Nov.) auch der älteste Prinz, Pfalzgraf Johann Friedrich, an einem hitzigen Fieber, im Lager hinweg, erst 28 Jahre alt. August von Sulzbach, einer der Lieblinge Gustav Adolfs, war ihnen wenige Monate früher vorangegangen. —

Auch im Tode noch, wie im Leben, entbehrte Friedrichs Leib der ersehnten Ruhe. Sein Herz ward in der Kirche zu

61) Aretin VII. 278. Sein Tod ward ohne Grund einer Vergiftung zugeschrieben; auch die Nachricht von der Pest ist nicht ganz sicher. Wahrscheinlich trafen körperliche und Seelenleiden zusammen. Im Uebrigen hat man bemerkt, daß der November für Friedrich verhängnißvoll war; Krönung, Flucht aus Böhmen und sein Tod fällt in diesen Monat.

62) Mémoires de Loyse Juliane S. 319.

63) Gfrörer S. 838.

Oppenheim beigesetzt; sein Leichnam ward von Ort zu Ort geflüchtet und zuletzt zu Metz in fremder Erde beigesetzt [64]).

Friedrichs Beurtheilung, so weit es seine politische Thätigkeit angeht, bedarf keiner Ergänzung; den einen großen Fehltritt seines Lebens hat der unglückliche Mann durch ein verfehltes Daseyn schwer genug gesühnt und die Geschichtschreibung hat seit zwei Jahrhunderten, seit der Zeit, wo man ihn spottweise den Winterkönig nannte, nicht unterlassen, sein Andenken mit Vorwurf und Anklage — billigen und unbilligen — schwer zu belasten. Daß dieser biegsame und harmlose Charakter mit aller seiner kindlichen Offenheit und unerfahrenen Jugend in eine ernste und eiserne Zeit hereinfiel, war sein Verhängniß; daß er mehr durch andre fortgedrängt, als aus eignem Willen sich vermaß, in solch ernster blutiger Zeit eine leitende Stellung einzunehmen, war eine Schuld, die er durch zwölfjährige Leiden und Entbehrungen hart genug gebüßt. Die Nachwelt hat es ihn entgelten lassen, und Friedrichs politischer Charakter ist in die Reihe der Schwachen eingezählt, die mit wächsernem Flügel es unternahmen, zur Sonne empor zu fliegen.

Seine Persönlichkeit aber, auch wenn er nie mit ihr gebieten und imponiren konnte, steht selbst vor seinen Gegnern unangetastet da. Ein ehrliches, für seine trugvolle Zeit nur allzu ehrliches Gemüth, dessen ganzes Wesen unverdeckt zur Beurtheilung vorliegt, ein freundlicher, leicht zu gewinnender Sinn, eine offene Natur für alles Gute und Tüchtige, spricht sich überall aus; als Privatmann, als Fürst in einem kleinen friedlichen Kreise konnte er seine Umgebung beglücken, als Staatsmann auf den krummen Wegen des Lebens zeigte er sich stets untauglich. Sein freundlicher, wohlthätiger Sinn, seine religiöse Festigkeit bei vieler Biegsamkeit in Anderem, seine Anhänglichkeit an Alle, die ihm nahe standen, machten ihn liebenswerth, und ohne ein großes überlegenes Talent zu besitzen, fehlte ihm nicht das richtige Verständniß für kleines, das eine schöne wis-

64) Vgl. die Aktenstücke in Mosers Neuem patriot. Arch. II.

senschaftliche Bildung unterstützte. Die reinste und anmuthigste Parthie seines Lebens bildet sein Familienleben; es ist wunderbar, mit welch warmer Liebe er an seiner Gemahlin hing, und die Briefe, die er an sie in den verschiedensten Lebenslagen schrieb, geben Zeugniß, daß des Mannes Liebe noch eben so lebendig war, wie die des neunzehnjährigen Bräutigams. In den betrübtesten Verhältnissen blieb das Interesse für Elisabeth und ihre Kinder sein einziger Trost; die zärtlichste Sorge für Alles, was die Familie angeht, spricht sich in seiner Correspondenz aus, und wenn man die Virtuosität des Staatsmannes darin vergebens suchen mag, so wird man doch den Menschen aus ihnen achten lernen. Seine Zärtlichkeit war ohne Gränzen; auf der heimlichen Reise nach der Pfalz (1622) vergaß er nicht, zu Paris kleine Geschenke für seine Gemahlin einzukaufen [65]), und nach seinem Zusammentreffen mit Gustav Adolf war es seine erste Sorge, ihr eine Ueberraschung durch Einkäufe zu bereiten [66]).

Elisabeth Stuart war die Mutter von dreizehn Kindern, die sie binnen 18 Jahren gebar; es schien aber, als sey auch diesen Kindern das Schicksal der Stuarts, Glanz und Untergang, von der Wiege an zugetheilt. Der älteste Prinz, Heinrich Friedrich (geb. 1614), kam, wie oben erzählt ward, auf traurige Weise ums Leben (1629); es erschütterte den Vater so tief, daß Viele glaubten, sein früher Tod sey durch jenen Schmerz befördert worden. Man hatte auf Heinrich Friedrich große Hoffnungen gesetzt; seine Jugendzeit ward unter Umständen hingebracht, die ihn mehr auf persönliche Tüchtigkeit als auf die Vorzüge der Geburt hinwiesen. Friedrich V. ließ allen seinen Kindern eine ausgewählte und tüchtige Erziehung geben, je weniger damals Hoffnung war, daß ihre Ansprüche ans Regieren sich verwirklichen würden.

---

65) Aretin VII. 182.
66) Ib. 270.

Der Studienplan Heinrich Friedrichs, wie er aus den Jahren 1623 und 1624 uns vorliegt [67]), schrieb vor, zuerst jeden Morgen und Abend pünktliches Gebet in seiner Muttersprache, Lectüre der Bibel und Anwendung einzelner Lehren; an Sonn- und Festtagen mußte er die Predigt besuchen und zu Hause über den Inhalt berichten. Im Katechismus sollte er nicht blos die Worte, sondern namentlich den Sinn erfassen, auch auf die Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchen achten, doch nicht mit allzu weitläufigen Deutungen und Dictaten über den Katechismus beschwert werden. Ganz besonders sey aber auch das Innere des Menschen mit der Furcht und Liebe Gottes zu erfüllen, und was er in Bibel, Katechismus und Predigt gelernt, solle er früh sich gewöhnen, praktisch anzuwenden. —

Was den Unterricht in Sprachen betrifft, so solle er fortfahren, französisch, englisch und böhmisch zu sprechen; das Lateinische durch Grammatik, Lectüre und Sprachübung sich aneignen. In Geschichte solle man ihm die Idee der Universalgeschichte zu entwickeln suchen; der historische Auszug von Sleidanus, die Lehrbücher von Melanchthon und Peucer sollte dabei gebraucht werden, und namentlich die sittliche Anwendung bei dem jungen Fürsten nicht übersehen werden. Im Ganzen solle er nicht über 4 Stunden Unterricht haben, damit auch für Erholung und körperliche Uebungen Zeit übrig bleibe. Durch Heinrich Friedrichs frühen Tod gingen die Rechte des Vaters auf den zweiten Sohn, Karl Ludwig, über; seiner wird die folgende Geschichte ausführlich gedenken.

Auf ihn folgte, dem Alter nach, die Pfalzgräfin Elisabeth (geb. 1618), berühmt durch ihre ausgezeichnete Bildung und Gelehrsamkeit, die ihr Descartes Achtung und Freundschaft erwarb. Die Aussicht, einen polnischen Fürsten zu heirathen, zerschlug sich, und so lebte sie ganz der Wissenschaft. Die Zeitge-

67) Handschriftlich in der Collectio Cameraria na. Cod. bav. 2631. III. fol. 93 ff. (Münchner Bibl.)

nossen rühmen an ihr, daß sie bei öffentlichen Disputationen tüchtigen Gelehrten gegenüber Stand gehalten habe, und seit sie (1667) Aebtissin von Herforden geworden war, beschränkte sie sich ganz auf geistige Thätigkeit, und ward zu einer freundlichen Beschützerin der Künste des Friedens. Sie starb am 11. Febr. 1680, und die Grabschrift zu Herforden rühmt an ihr „die unbesiegte Festigkeit und Würde in allen Lebenslagen, Klugheit und Gewandtheit in Geschäften und eine weit ihr Geschlecht überragende Gelehrsamkeit" [68]).

Stürmisch bewegt dagegen war das Leben ihres Bruders Ruprecht. In der gährenden Revolutionszeit Böhmens geboren (Dez. 1619), ward er sein ganzes Leben lang auf den wildesten Wogen der Zeit herumgetrieben, ein rechtes Bild des wechselnden Glückes im stuartisch-pfälzischen Hause. Er war 16 Jahre alt und seit drei Jahren vaterlos, als er (Nov. 1635) den friedlichen Aufenthalt im Haag verließ [69]) und zu seinem Oheim nach England hinüberging. Von der Zeit rührte das innige Vernehmen her zwischen ihm und seinem Oheim von England, dem er mit der Treue eines deutschen Ritters und mit allem Mißgeschick eines Abkömmlings der Stuarts sein Leben lang gedient hat. Von seinem ältesten Bruder begleitet, kehrte er (1638) nach Deutschland zurück und nahm an dem Feldzuge Theil, der am Niederrhein und in Westphalen geführt ward; aber er wurde in dem Treffen bei Vlothe gefangen (Oktob.). Jetzt lebte er zu Wahrendorf im Münsterschen in Kriegshaft, doch ohne alle Entbehrung; sein Bruder unterstützte ihn, und von den Generalstaaten ward er so ansehnlich beschenkt, daß er seinem fürstlichen Stande gemäß vor den Kaiser zu treten vermochte [70]). Man brachte ihn nach Linz, dort blieb er, bis man ihm nach drei Jahren die Freiheit gab, gegen das Versprechen,

---

68) Sie verdiente wohl eine Monographie. Notizen dazu findet man in Büttinghausens Beiträgen II. 47 ff.

69) Khevenh. XII. 1847.

70) Theatr. eur. III. 1006.

nicht mehr wider den Kaiser zu dienen. So ging er mit seinem jüngern Bruder wieder zu seinem Oheim nach England, wo sich die Anfänge der Revolution bereits gezeigt hatten; König und Parlament standen sich schlagfertig gegenüber, und dem bedrängten Monarchen war es erwünscht, daß seine beiden tapfern Neffen, Ruprecht und Moriz, ihm jetzt ihren Arm anboten. Ruprecht ward Führer einer Reiterschaar, und eröffnete im Herbst 1642 sein neues Amt mit aller Raschheit eines 23jährigen Jünglings. Bei Worcester warf er mit siegreichem Ungestüm eine Schaar feindlicher Reiter auseinander; es war die erste Waffenthat im Kriege, und alle Royalisten freuten sich und priesen den tapfern Pfalzgrafen, daß er den Kampf so hoffnungsvoll eröffnet. König Karl machte ihn zum Führer seiner Reiterei, und Ruprecht bewährte gleich darauf den Ruhm eines raschen und entschlossenen Reitergenerals. Bei Edgehill standen sich die Armeen des Königs und des Parlaments gegenüber (23. Okt.); mit einem einzigen gewaltigen Stoß warf Ruprecht den linken Flügel des Parlamentsheeres zurück, aber durch die unkluge Sicherheit der königlichen Reserve ward die schon verlorene Schlacht von dem Parlamentsheer wieder hergestellt und blieb unentschieden.

Ruprecht erhielt seinen Ruhm als gewandter und kühner Führer; galt es einen Handstreich schnell auszuführen, oder den Feind durch Ueberraschung, durch Ungestüm auseinander zu werfen, so schickte der König den Pfalzgrafen Ruprecht, und meistens waren die Unternehmungen mit glänzendem Erfolg begleitet. Einmal erfuhr man zu Oxford (Juni 1643), daß in dem feindlichen Heere große Unordnung herrsche; schnell streifte Ruprecht bis zu dem Lager der Parlamentstruppen; einzelne Posten wurden aufgehoben, Vorräthe weggenommen und dann mit Gefangenen und Beute der Rückzug angetreten. Die Verfolgung von Seiten der Feinde war vergeblich, und führte nur zu größerem Unheil, denn die Seele der Parlamentsopposition, einer der Väter der revolutionären Bewegung, John Hampden, ward in dem Treffen zum Tode verwundet und starb nach wenigen

Tagen. Die Sache des Königs stand jetzt so glücklich, daß man wagen konnte, eine der. bedeutendsten Städte des Königreichs, Bristol, anzugreifen; Ruprecht ward damit beauftragt. Er löste (Juli) die Aufgabe mit Erfolg; sein rasches Stürmen kostete zwar Leute, aber die Stadt ward genommen. Bald focht man bei Newbury (20. Sept.), zwar ohne Entscheidung aber rühmlich für Ruprecht, der hier, wie immer, mit allem Ungestüm eines 24jährigen Reitergenerals über die Feinde heranstürmte.

Aber die Sache des Königs erlitt politisch ebenso viel Niederlagen, als sie militärisch Vortheile errang, und auch des Pfalzgrafen Siegesglück schien jetzt eine Gränze gefunden zu haben. Ein Sieg, den er (21. März 1644) bei Newark erfocht, und der glückliche Entsatz von York machten ihn kühn; er ließ sich, gegen Newcastles erfahrenen Rath, auf die Schlacht ein, die ihm Fairfax und Cromwell bei Marstonmoor (Juli) anboten. Nach langem blutigen Kampfe, wo Ruprecht alle Pflichten des Soldaten erfüllte, ward die königliche Armee so geschlagen, daß man sie als aufgelöst betrachtete.

Die Macht des Parlamentes wuchs, seit das starre Element des religiösen Fanatismus in die Armee eingedrungen war und der düstere Ernst des Independenten dem Parlamentsheer eine unbezwingbare innere Stärke verlieh. Das königliche Heer gerieth in Unordnung und die Disciplin verfiel; Ruprecht selbst, nur Soldat und ohne Einsicht in die bürgerlichen Bewegungen, ließ es ruhig geschehen. Seit die Zeit der Reitergefechte vorüber war und große entscheidende Schlachten nahten, war Ruprecht mehr nachtheilig, als vortheilhaft; seine ungestüme Hitze im Andrang warf die Feinde zurück, aber selten wußte er den errungenen Vortheil zu nützen. So ward (14. Juni 1645) die Schlacht bei Naseby für Karl verloren; Ruprecht hatte auch hier die ersten Momente des Kampfes durch einen glücklichen Angriff zu Gunsten seines Oheims entschieden, das Resultat aber durch zwecklose Gefechte verdorben. Es war des Königs letzte große Schlacht; alles ging einem blutigen Ende entgegen. Noch setzte

Karl I. Hoffnungen auf Bristol, an das eine neugeworbene Armee sich anlehnen konnte; Ruprecht warf sich hinein und versicherte, sich vier Monate halten zu können. Im September erschien Fairfax, und nach wenigen Angriffen ergab sich Ruprecht; es war für die königliche Parthei ein Todesstoß. In lautem Unmuth nahm jetzt Karl aus den Händen des unglücklichen Pfalzgrafen den Oberbefehl; er solle sich, so lautete des Königs Gebot, aus England entfernen und übers Meer begeben.

Es begann jetzt ein ganz abentheuerliches Leben für Ruprecht. Erst war er in Irland gegen das Parlament thätig, dann wandte er sich, von dort verdrängt, nach Portugal [71]), und als er auch da keine Ruhe finden konnte, führte er drei Jahre lang auf der See ein wildes Räuberleben gegen die Schiffe der englischen Republik und die Flotten Spaniens; verwildert und krank kam er dann nach Frankreich zurück. Welch eine Fülle von Unglück und Irrthum in dem Leben des dreißigjährigen Mannes! In Deutschland war indessen Friede geworden; sein Bruder Karl Ludwig war Kurfürst von der Pfalz und sein Oheim hatte auf dem Blutgerüste den Unglückstribut des Hauses Stuart bezahlt. Er ging nach der Pfalz, von dem Bruder einen Theil des pfälzischen Landes zu fordern; Karl Ludwig schlug es ihm hartherzig ab, freilich zum Glück für die Pfalz, der unter einem Regenten, wie Karl Ludwig, eine ganz andere Zukunft blühte, als ihr der abentheuernde, soldatische Sinn Ruprechts hätte geben können.

Unmuthig ging der Pfalzgraf nach Wien (1657), dort Dienste zu suchen; er fand sie erst in dem schwedischen Kriege von 1660; da kämpfte er gegen den Nachfolger Gustav Adolfs, seinen eigenen Vetter, Karl X. von Schweden. In demselben Jahr trat ein Ereigniß ein, das ihm endlich Ruhe schaffte. Die Stuarts kehrten auf den englischen Thron zurück, und Ruprecht hatte bei allen seinen Fehlern für sie genug gelitten, um von

71) Vgl. den Brief seiner Mutter in den Memoirs of the great civil war in England. Lond. 1842. II. 164.

seinem Vetter, Karl II., Dank verlangen zu können. Er ward auch freundlich aufgenommen, zur königlichen Familie gerechnet und mit Titeln und Orden reich geschmückt. Seine abentheuernde Laufbahn auf dem Meere hatte ihm als Seehelden Ruhm verschafft; deßhalb ernannte ihn Karl II. zum Vice-Admiral. Seit 1666 nahm er an den Seekriegen Englands Theil; kühn wie immer, oft verwegen, erlangte er ein ähnliches Renommé, wie früher zu Lande. Doch hat er namentlich in dem Kriege von 1673 selbst gegen die großen holländischen Seehelden jener Zeit sich mit Ruhm behauptet. So starb er 29. Nov. 1682; das reifere Alter hatte sein früheres Ungestüm gemäßigt und die herbe Erfahrung ihn mit Einsicht gewaffnet; das unglückliche System Karls II., das die Stuarts zum zweitenmal vom englischen Thron vertrieb, hat er nicht gebilligt. Die rauhen Formen eines Mannes, der in einer Zeit schrecklicher Kriege geboren und aufgewachsen war, hatten ihm früher in England den Namen des „rohen Fremden" erworben; gleichwohl war er den Künsten des Friedens nicht abhold. Physik und Mechanik waren seine Lieblingswissenschaften, und man nennt ihn sogar als Autor einiger zweckmäßiger Erfindungen. In der Kunstgeschichte schrieb man ihm lange Zeit die Erfindung des sog. Mezzotino zu; Erfinder war er nicht, doch brachte er die neue Kunst nach England und übte sie mit Geschick aus [72]. Vermählt war er nie, doch hatte er zwei natürliche Kinder; ein Sohn, den ihm eine irländische Gräfin geboren hatte, starb vier Jahre nach dem Vater und war Soldat wie er [73].

Ein vierter Sohn Friedrichs V., Moriz, den Elisabeth Stuart auf der Flucht von Prag zu Küstrin geboren (25. Dez.

---

72) Vgl. Lessings Collectaneen (Carlsr. Ausg. XXII. 256). Mancherlei Notizen zu einer Biographie Ruprechts findet man im Cod. bav. 2658 auf der münchn. Staatsbibl.

73) Nach den Andeutungen, die sich in den Briefen der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (ed. Menzel. Stuttg. 1843. S. 86. 404) finden, wären es nicht die einzigen gewesen, und der Pfalzgraf scheint den Sitten des englischen Hofes, wie sie unter Karl II. waren, stark gehuldigt zu haben.

1620), war Ruprechts Schicksalsgefährte. Der junge Pfalzgraf machte alle die Kämpfe mit durch, die dem Fall seines Oheims in England vorausgingen. Mit seinem Bruder Ruprecht floh er nach Irland, nach Portugal, mit ihm machte er den abentheuernden Zug zur See, wo ein Sturm beide Prinzen nach den karaibischen Inseln verschlug, und da verlor Ruprecht seinen jüngeren Bruder. Die gewöhnliche Ueberlieferung läßt ihn im Schiffbruch untergehen, nach einer andern Nachricht ward er von Seeräubern gefangen und brachte in Algier sein freudenloses Leben hin. Im wildesten Sturme einer unglücklichen Zeit geboren, unter den traurigen Eindrücken eines Bürgerkriegs erzogen, auf namenlose Weise aus dem Leben gewichen — läßt sich das tragische Schicksal des verbannten stuartisch-pfälzischen Hauses kürzer zeichnen?

Eine Tochter, Luise, war zwei Jahre nach Moriz (1622) in der Verbannung geboren, in denselben Tagen, wo der Vater, nach der Pfalz zurückgekehrt, die Truppen Tillys zurückdrängte [74]). Luise blieb lange unverheirathet bei ihrer Mutter, mit schönen Talenten, namentlich zur Malerei ausgestattet, schien sie es sich zur Pflicht zu machen, ihrer verlassenen Mutter Leidensgefährtin zu seyn. Aber die Proselytenmacher der Zeit machten sich an die Prinzessin heran, und eines Tages ward die unglückliche Mutter durch wenige Zeilen benachrichtet (1658), ihre Tochter sey geflohen, um katholisch zu werden. Erst in Belgien, dann in Frankreich, fand Luise Schutz; die Neubekehrte ward vom französischen Hofe aufs freundlichste empfangen und zur Aebtissin von Maubisson ernannt; dort lebte sie, lustig und frivol, wie die Mehrzahl des französischen Clerus jener Tage, und die skandalöse Chronik der vornehmen Welt erzählte von ihr arge Dinge. Sie starb hochbejahrt im Febr. 1709, war zuletzt sehr andächtig geworden und enthaltsam bis zum Uebermaß; bis in ihr hohes Alter sprach sie noch neben dem Französischen, Holländischen und Englischen, das Deutsche recht gut, und ihre treffliche Nichte,

74) Briefe bei Aretin VII. 191. 192.

Elisabeth Charlotte von Orleans, eine deutsche Kernnatur, war deßhalb recht gern bei ihr [75]. Noch im höchsten Alter malte sie ein Bild für ihre Schwester Sophie, blieb auch körperlich wohl und, wie ihre Nichte erzählt, sah sie noch im 85sten Jahre ohne Brille [76].

Luise war nicht das einzige Kind Friedrichs V., das den Glauben aufgab, wofür die Eltern so Vieles geopfert. Ein jüngerer Bruder, Eduard (geb. 1624), hatte schon früher dasselbe gethan. Er hatte am Hofe zu Paris die Tochter des Herzogs von Nevers, Anna, kennen gelernt und sich heimlich mit ihr vermählt (1645). Der französische Hof schien beleidigt und versagte ihm den Aufenthalt, seine Mutter war trostlos durch die Besorgniß, ihr Sohn möchte in seiner Liebesthorheit den sichern Genuß durch Abschwörung seines Glaubens erkaufen. Es geschah wirklich, und Eduard starb (1663) in Frankreich als Katholik.

Die Schicksale der Familie sind noch nicht zu Ende; es bedürfte eines eignen Buches, um allen Glückswechsel und Jammer, den wir hier nur kurz berühren können, genau zu schildern. Während die dritte Tochter Friedrichs V., Henrietta Maria (geb. 1626), in Siebenbürgen mit dem Fürsten Siegmund Ragozki vermählt, kaum ein halbes Jahr nach ihrer Verheirathung starb (1651), trägt das Leben ihres jüngern Bruders, Philipp (geb. 1627), wieder ein ganz eigenthümliches Gepräge von Mißgeschick. Mit seinem Bruder Eduard erzogen, verließ er ihn nach dessen Bekehrung; der Kurprinz Karl Ludwig, weltklug und die stuartischen Mißgriffe in England wohl erkennend, suchte ihn im Dienste des Parlaments unterzubringen, während zwei andere Brüder neben dem König fochten; aber der Plan schlug fehl und Philipp blieb bei seiner Mutter. Da bekam er Händel mit einem französischen Höfling, der zum Aer-

75) S. Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte, herausg. von W. Menzel S. 40. 43.

76) Briefe S. 108. 136.

ger der Kinder auf die Mutter vielen Einfluß ausübte; der Franzose überfiel ihn mit andern eines Abends beim Nachhausegehn (Juni 1646), der Prinz vertheidigte sich glücklich, begann aber am folgenden Tage einen Streit, wobei der Franzose blieb. Jetzt floh Philipp; die Mutter wollte ihn nicht mehr vor ihren Augen sehen, und der unglückliche Prinz mußte in seinem 20sten Jahre, wie seine andern Geschwister, ein unstetes und wirres Leben beginnen, aus dem er neun Jahre später (1655) in französischen Kriegsdiensten durch einen frühzeitigen Tod hinweggerissen ward.

So seltsam zeigte sich das alte Mißgeschick des stuartischen Hauses an den verbannten Kindern Friedrichs V.; man möchte beinahe sagen, die drei unter dreizehn Kindern, die frühzeitig starben [77]), seyen die glücklichsten gewesen. Nur einer unter allen, der jüngsten Tochter, Sophie (geb. 1630), war ein glänzendes Loos vorbehalten. Als die Prinzessin sich (1658) mit Ernst August von Hannover vermählte, ahnte der Gemahl nicht, daß durch die Tochter eines flüchtigen Fürsten einst seinen Kindern der Anspruch auf den englischen Thron würde erworben werden. Die englische Nation vertrieb zum zweiten Mal die männliche Linie der Stuarts (1688) und berief die Töchter auf den Thron. Aber Maria starb kinderlos (1701) und von Anna, die den Thron bestieg, schien dasselbe sicher zu erwarten; so wandte sich das Glück und die jüngste Tochter Friedrichs V. und der Elisabeth Stuart, die einzige lebende, die protestantisch war, wurde jetzt zur Nachfolgerin erklärt. Die hochbejahrte Frau starb kurz vor der Königin Anna (1714) im 84. Jahre, aber ihr Sohn Georg führte das welfische Haus hinüber auf den Thron Großbritanniens.

Selten haben in einem Fürstenhause Glanz und Unglück sich so wunderbar durchkreuzt; Friedrich V., seine Gemahlin

---

77) Ein Prinz, Ludwig, geb. und gest. 1623, eine Prinzessin, Charlotte, starb zweijährig (1631), ein Prinz, nach Friedrichs Retter Gustav genannt, (geb. 1632) ward nur neun Jahre alt.

und seine Familie wurden ihr Lebenlang von den widerwärtigsten Launen des Schicksals verfolgt, der Fluch des Besiegten und Verbannten hat sich selten einem Fürsten so hartnäckig an die Ferse gehängt, und doch sah die nächste Zukunft drei große Throne von Sprößlingen und Verwandten jenes flüchtigen Pfalzgrafen besetzt. Eine Tochter gebar den ersten welfischen König Englands und die erste Königin von Preußen, eine Enkelin ward die Stammmutter der heutigen Könige von Frankreich, ein Vetter machte den Thron Schwedens zum Schrecken des europäischen Nordens. Jetzt wollen wir erzählen, welch ein Geschick Friedrichs V. Sohn und Nachfolger traf.

Sechster Abschnitt.

Kurfürst Karl Ludwig (1632—1680).

---

§. 1.

Die vormundschaftliche Regierung. Wechselnde Verhältnisse der Pfalz bis 1636.

Keines von den Kindern Friedrichs V. war alt genug, persönlich die Rechte des pfälzischen Hauses zu verfechten; so trat denn, dem Namen nach, Pfalzgraf Ludwig Philipp, der Oheim der Unmündigen, die Vormundschaft und Verwaltung eines noch unerworbenen Landes an. Der junge Fürst [78]), gerade 29 Jahre alt und seit zwei Jahren mit der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore vermählt, hatte an seines Bruders, Friedrichs V., Glanz und Unglück einen vollen Antheil erhalten. Mit ihm erzogen und in den Genüssen der glücklicheren Zeit der Pfalz aufgewachsen, eilte er nach der prager Katastrophe an den Rhein zurück, um sein kleines Erbtheil, Simmern und Lau-

78) Geb. 26. Nov. 1603.

tern, in Besitz zu nehmen, aber der Schlag traf das ganze pfälzische Haus, und der besitzlose Prinz mußte seit 1622 umherirren, sein rechtmäßiges Erbe von kaiserlicher und spanischer Gnade zu erflehen.

Durch die schwedischen Waffen ward indessen der größte Theil der Rheinpfalz wieder erobert; am Niederrhein, an der Nahe und in der Umgegend von Mannheim waren die Schweden die Herren, und seit auch Frankenthal sich ergeben hatte, war nur noch Heidelberg und die Bergfestung Dilsberg in den Händen der Feinde. Aber da sich der Schlüssel vom Rhein und Neckar, Mannheim, in schwedischen Händen befand, war die Zufuhr abgeschnitten, und auch der Ort Dilsberg ward von den Schweden (22. Jan. 1633 n. St.) stürmend genommen; die Capitulation im Schloß folgte schon fünf Tage später nach und räumte gegen freien Abzug (27. Jan.) die wohlgelegene und gut versehene Festung [79].

Die heidelberger Besatzung war jetzt von allen Seiten isolirt; wenn es ihr auch gelang, bei einem Ausfall längs der Bergstraße einige Posten zu überfallen, so schlugen doch andere Versuche in der Umgegend fehl; denn überall, in Mannheim, Schwetzingen, Schriesheim und auf dem Dilsberg lagen schon die Schweden. Der Commandant von Heidelberg schaffte Gepäck und Vorräthe nach dem Schloß, wohin sich auch der größte Theil der Truppen zog; die Stadt lag ziemlich unbedeckt da, zumal seit eine Schaar von 1000 Mann der kaiserlichen Truppen im Elsaß zu Hülfe gezogen war. Seit Anfang Mai zogen die Schweden näher heran, und am 5. gelang es dem schwedischen Oberstlieutenant Abel Moda, in die unvertheidigte Stadt ohne Schwertstreich einzudringen. Es war gerade Pfingstfest,

---

79) Theatr europ III. 16. 17. Im pfälzischen Archiv zu Karlsruhe („Personalien") finden sich Akten, welche die Ansprüche der Kurfürstin Luise Juliane betreffen. Es geht daraus hervor, daß noch 1631, ungeachtet der Vermittlung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg und des Kaisers, Bayern nichts leisten wollte.

und ein paar Geistliche und Offiziere vom Schlosse, die überrascht worden waren, nahm man in der Stadt gefangen. Das heftige Feuern vom Schlosse herab kam zu spät; Prinz Christian von Birkenfeld rückte mit seinen Truppen heran, fest entschlossen, das Stammschloß seiner Ahnen jetzt mit Gewalt zu erstürmen. Sonntag 19. Mai waren die Truppen zum Angriff aufgestellt; in der Nacht hatte man das schwere Geschütz unvermerkt auf dem andern Ufer bei dem Stift Neuburg über den Neckar gesetzt und am Wolfsbrunnen hinaufgebracht. So stand jetzt das Geschütz ober dem Schloß, und am Dinstag Mittag um 1 Uhr begann des Feuer auf die erste Hauptschanze. Nach zweistündigem Schießen ward plötzlich die Schanze vom Feinde verlassen; man fürchtete eine Mine, drum wichen auch die Schweden zurück. Ein muthiger Musquetier und ein Maurer untersuchten und fanden zwei Zündröhren; das Uebrige war als Mine unbrauchbar und die Schweden rückten in die Schanze ein. Jetzt ward zugleich vom alten Schloßberg, von den Höhen des Neckars das Feuer so lebhaft, und die Verschanzungen der Schweden hinter dem Schloß kamen so nahe, daß der Commandant, ein Herr von Hardenberg (der oberste Statthalter hieß Metternich), einen Stillstand zu erlangen suchte. Es gelang ihm erst am Donnerstag (23.), eine Waffenruhe von vier und zwanzig Stunden zu erhalten; während der Zeit konnten die Schweden ihre Arbeiten vollenden. Jetzt zögerten die Kaiserlichen nicht länger; noch vor Ablauf der Frist übergaben sie das Schloß (24. Mai), gegen freien Abzug mit ihrem Gepäck und ihren Waffen. All' ihr Eigenthum sollten sie mitnehmen dürfen und sicher gegen Hagenau gebracht werden; deßgleichen die Geistlichen und Mönche. Alles pfälzische und fürstliche Besitzthum, Geschütze, Vorräthe und Papiere, sollten aber zurückbleiben. Zwei Tage später, am Sonntag Morgen, sahen dann die Heidelberger ihre zehnjährigen Dränger herausziehen; wie man damals meinte, war man auf lange Zeiten hinaus befreit[80]).

---

80) Theatr. eur. III. 69. 70.

Man trug sich mit der Hoffnung, die Pfalz jetzt restituirt zu sehen; denn ob man einer bayrisch-kaiserlichen oder einer schwedischen Soldateska untergeben war, machte höchstens einen Unterschied in der Ausübung des Cultus. Unter den verschiedenen Planen, zur Wiedereinsetzung der pfälzischen Familie, war der, den Rusdorf damals mit großer Energie und Gewandtheit verfolgte, unstreitig der beste; ein Verein der protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, der den jungen Kurprinzen von der Pfalz in sich aufnehme, sollte die Leitung der protestantischen Angelegenheiten, die Wiederherstellung des Gleichgewichts und des Friedens in Deutschland befördern; aber es kam zu keinem Resultate. Auch die weitern Rathschläge Rusdorfs, England solle energisch auftreten, sich an Schweden und die protestantischen Kurfürsten eng anschließen, fanden so wenig Gehör, als seine aus richtiger Kenntniß der Personen geschöpften Andeutungen, wie man die beiden Kurfürsten an sich knüpfen könne; statt dessen zog ein englischer Diplomat in Deutschland herum und brachte mit weitschweifiger Gemächlichkeit die Sache nicht über den Punkt hinaus, auf dem sie stand. Ein Anschlag des Landgrafen Wilhelm von Hessen, mit den Waffen den Kurprinzen zurückzuführen, fand bei England und Holland nicht die nöthige Unterstützung [81]). Drum hatte auch Ludwig Philipp sich nicht länger bedacht, die drückenden Bedingungen, die sein Bruder, der verstorbene Kurfürst, einzugehen sich nicht entschließen konnte, jetzt anzunehmen. Auf dem Tag zu Heilbronn war er (14. April 1633) mit Oxenstjerna übereingekommen über die Rückerstattung der Pfalz; natürlich war aber der schwedische Diplomat nicht viel großmüthiger, als es Gustav Adolf gewesen war [82]). Es sollte zwar die „ganze Kurpfalz, wie sie vor dem Kriege gewesen, doch ohne Präjudiz für die Rechte Dritter" an die Erben Friedrichs V. zurückfallen und mit allen Hoheitsrechten angehören, aber die Hauptplätze Fran-

81) Vgl. Rommel IV. 4. S. 229 ff.

82) Der Vertrag in Mosers Patriot. Archiv XI. 1205—224.

kenthal, Bacharach, Caub, Pfalz mußten Besatzungen erhalten, Mannheim sogar während der Dauer des Kriegs den Schweden überlassen bleiben und die dortige Besatzung mit pfälzischem Gelde bezahlt werden. Als allgemeinen Kriegsbeitrag sollte der Pfalzgraf innerhalb sechs Monaten sechzigtausend Thaler beibringen, außerdem wie jeder andere an den Kriegslasten, an Einquartierungen, Theil nehmen; auch sollte die Werbung den Schweden im ganzen pfälzer Gebiete erlaubt seyn. Beide Confessionen des Protestantismus sollten gleiche Toleranz genießen; den Lutheranern da, wo sie die Mehrzahl bildeten, Kirchengüter und Gefälle eingeräumt werden. Die ganze Leitung des Krieges sollte Schweden verbleiben und die Pfälzer während der Dauer und nach dem Kriege den schwedischen Interessen getreu bleiben. So überließ man das Land, offenbar mehr um der Last des Verwaltens und Geldherbeischaffens entledigt zu seyn, als um die pfälzische Fürstenfamilie die Vortheile ungeschmälert genießen zu lassen.

Es ist wahrscheinlich, daß außer dem Gesandten der Kurfürstin Elisabeth, dem Obersten Kolb, Frankreichs Vermittlung den Abschluß dieses Vertrags beschleunigt hat; dort hatte man schon vorher der Wittwe Friedrichs V. seine Hülfe angeboten [83]), und war auch sonst bedacht, das individuelle Interesse zum Nachtheil des allgemeinen zu begünstigen und den Schweden die Leitung der Dinge aus den Händen zu winden. Gewiß war aber Großmuth nicht der Fehler jenes Vertrags; wie Friedrich einst gesagt hatte, man nahm den einen Theil hinweg und gab den andern mit so drückenden Lasten zurück, daß ein Aufkommen sehr schwer war. Man mochte das wohl fühlen; drum je weniger man eigentlich gab, desto verschwenderischer war man in der Einleitung zum Vertrag mit schwülstigen Lobeserhebungen der Großmuth und Aufopferung des verstorbenen Schwedenkönigs.

---

83) Theatr. eur. III. 21.

Der Vertrag hatte Unbestimmtes genug, um zu streitiger Deutung Anlaß zu geben; die Einräumung der Kirchengüter an die Lutheraner, wenn sie die Mehrzahl bildeten, ward von den schwedischen Diplomaten, in deren Händen die Macht war, sehr freigebig ausgelegt. So sollten, wie die Schweden meinten, den Lutheranern in Oppenheim, in Mosbach, Kreuznach und in mehreren Dörfern die Gefälle eingeräumt werden, und doch wußte Jedermann, daß an den genannten Orten die Reformirten die Majorität bildeten, ja zum Theil um das Vier- und Fünffache überwogen. Eine Zeitlang suchten die Schweden den Lutheranern sogar das Recht zu erwirken, ihre Geistlichen nur nach ihrer Wahl zu bestellen; doch da rettete Ludwig Philipp der Landesregierung wenigstens das Recht der Bestätigung. So ward auch in das politische Recht des Regenten vielfach übergegriffen; die alten landesherrlichen Ansprüche auf die Leibeigenen, der Besitz des Altrheins bei Ruxheim, wurden von den Schweden angefochten, die leeren Kassen des Regenten für Unterstützung lutherischer Kirchen und Gebäude in Anspruch genommen und vieles andere dieser Art. Den Lutheranern in Heidelberg hatte der Administrator die Kirche neben dem Reichenspital eingeräumt und auf Staatskosten herrichten lassen, sie waren damit nicht zufrieden und meinten, eine der größern Kirchen in der Stadt erringen zu können. Der Kampf über alle diese Fragen, der wenigstens zu einer lebhaften Correspondenz zwischen Orenstjerna und Ludwig Philipp führte, machte die Stellung des Regenten in den ersten Zeiten seiner Verwaltung nichts weniger als angenehm [84]).

Indessen so schwer die Last des Krieges immer noch auf dem Volk ruhte, so mannigfach die Hemmungen waren, die sich dem alten Wohlstand entgegenstellten, eines war nicht zu läugnen: der Anfang der Ordnung und der Ruhe kehrte zurück

84) Einen Theil der Correspondenz s. bei Moser XII. 228 ff. Vgl. Struve Kircheng. S. 573.

und der Segen einer vaterländischen Regierung [85]), gegenüber der Fremdherrschaft, war nicht zu verkennen. Die Natur hat das Land so reich ausgestattet, daß es sich nach langem Druck stets wieder rasch erholte, und weder die furchtbarsten Kriegsleiden, noch Regierungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts, konnten den Reichthum der Pfalz auf die Dauer erschöpfen; so kehrte denn auch jetzt ein Theil des materiellen Wohlseyns unter die Bewohner zurück. Wenn auch die schwedischen Soldaten im Lande noch immer genug empfinden ließen, daß die Befreier Fremde und ihre Herrschaft eine militärische war, so wirkte doch Ludwig Philipps Fürsorge in vieler Hinsicht mildernd und fördernd ein; das protestantische Ausland, namentlich die Schotten, brachten reiche Beisteuer für die reformirten Pfälzer, die jetzt aus der Verbannung in ihr Vaterland zurückzogen, oder dem verpönten Cultus sich wieder zuwandten. Das Jahr 1634 war an reichem Ertrag des Bodens beinahe einzig, und die Wunden der letzten zwölf Jahre schienen sich jetzt zu schließen.

Auch geistig ging die Pfalz einer Restauration entgegen; der reformirte Kirchenrath, unter dem Vorsitz Karl Friedrichs von Landas, ward (Juli 1633) neu bestellt und mit Namen von gutem pfälzischen Klang, wie G. F. Pastoir und P. Tossanus besetzt, die Schulen und Gymnasien bevölkerten sich wieder, und Hunderte kehrten zurück, die seit 1623 der katholischen Reaction hatten weichen müssen. Auch die Universität ward aus ihrer Todtenstille zum frühern Leben geweckt; alte Lehrer, wie Caspar Schioppius, Spina, Ph. Pareus, traten wieder in ihre alten Stellen ein, andere, wie Chuno, Hemmel, Bernegger, wurden neu berufen; nur einer, R. Bachov, der in der drohenden Zeit der Gefahr den Glauben gewechselt hatte und jetzt das alte Gewand wieder anzog, ward nicht angenommen. Die alten blühenden Lehranstalten, das Pädagogium zu Heidelberg, die

85) Ludwig Philipp hatte wenigstens wohlmeinende Rathgeber um sich; er selbst, wie aus Rusdorfs epist. 130 hervorgeht, wohnte selten den Sitzungen bei.

Gymnasien zu Kreuznach, Oppenheim und Neustadt, entstanden wieder, und der pfälzische Protestantismus schien seine Jahre des Exils überstanden zu haben.

So bot die Pfalz im Anfang des Jahres 1634, bei einzelnen Mängeln, einen vielfach befriedigenden Anblick. Der vielgeprüfte pfälzische Staatsmann, Joachim von Rusdorf, machte damals (Frühj. 1634), um die Anwesenheit des Kurprinzen bei der schwedischen Armee und die Auslieferung des Wittwenguts der Kurfürstin Elisabeth zu vermitteln, eine diplomatische Reise in die Pfalz; seine Berichte geben uns ein treues Bild von den Zuständen der Zeit [86]).

Er verbirgt nicht die bittern Folgen des kriegerischen Druckes. Soldaten und Offiziere wetteiferten in frechem Uebermuth, obwohl die Verbündeten auf ihrer letzten Zusammenkunft zu Heidelberg gegen jede Soldatenwillkür strenge Gebote erlassen hatten [87]); so wurden in Ladenburg und Weinheim von ihnen Erpressungen und Gewaltthaten verübt, aber am härtesten litt das treue, vielfach erprobte Frankenthal. Ein übermüthiger Commandant, Winsheimer, lag dort mit 150 Mann, ein noch stärkerer Troß von Weibern und Kindern hing ihnen an, Gemeine und Offiziere thaten es in Gewaltthat einander zuvor. Gern wollten die Frankenthaler sich selbst schützen, aber es kostete schon Mühe genug, durch die Bitten, die Elisabeth und Rusdorf für die treue Stadt anbrachten, sie vor den gröbsten Excessen zu sichern. Die heidelberger Regierung besaß nicht immer Energie genug, ihrer Untergebenen sich anzunehmen, denn die hohen Verwaltungsbeamten waren nur zum Theil in ihren Aemtern anwesend; so waren denn die Unterthanen schutzlos, wie sie selbst sagten, eine Heerde ohne Hirten [88]). Die äußeren

86) Handschrift in der Camerar. Sammlung LXXIV. einem Copialbuch, das sich Rusdorf zu eignem Gebrauch gemacht und wo sich gleich vorn 89 Briefe an Elisabeth befinden.

87) Theatr. eur. III. 81.

88) Rusd. a. a. O. im 6. Brief: „Ils disent qu'ils sont comme des brebis qui n'ont point de pasteur.“

Lebensbedürfnisse waren vor der reichen Ernte von 1634 noch sehr beschränkt; es fehlte an Credit und Niemand gab Geld auf Grundstücke[89]). Doch war Alles wenigstens im Aufblühen; selbst durch die Ungunst der Verhältnisse fing sich an ein frisches, behagliches Leben wieder neu zu entfalten. Rusdorf, als er in die überrheinische Pfalz ging, um in Germersheim, Neustadt, Frankenthal seiner Kurfürstin huldigen zu lassen, fand zwar in Germersheim die öffentlichen Gebäude im Verfall und nicht im Stande, Jemanden aufzunehmen, aber die Menschenleere hatte doch aufgehört, und über den zertretenen Boden ging jetzt wieder der Pflug. In Neustadt a. d. H. namentlich waren die Bewohner wieder eingezogen, die drei Geistlichen der früheren Zeit restituirt, das Land ringsum trefflich angebaut, die Schulen wieder in freudigem Aufschwung. Eine kurze Frist der Ruhe und ungestörten Pflege hätte hier und im ganzen Lande das alte Glück und Behagen des pfälzischen Lebens bald zurückgeführt[90]).

Aber die kaum aufkeimende Blüthe ward schnell zerknickt. Ein schwerer Unfall des schwedischen Kriegsglücks brachte alle Greuel des Zerstörungskrieges zurück, und die Pfalz sah bald eine Zeit, neben der die Leiden der Jahre 1622 — 1632 als leicht und unbedeutend erscheinen mochten. Am 6. Sept. 1634 (n. St.) war die schwedische Armee bei Nördlingen völlig geschlagen worden, und in unaufhaltsamer Flucht eilten die Trümmer des Heeres jetzt dem Rheine zu. War der politische Nachtheil für die Sache der Verbündetrn unendlich groß, da Gustav Adolfs ganze Errungenschaft an einem Tage verloren, die Macht der Schweden gebrochen, der Bund der Protestanten gesprengt war und die ganze Leitung der Dinge jetzt der lauernden Tücke französischer Politik ins Netz fiel, so empfand doch Niemand die unmittelbaren Folgen der Niederlage härter, als die Pfalz. Schon der Schrecken, den Johann von Werths Streifzüge in

89) Rusd. 9. Brief.
90) Rusd. Brief 7. 8.

Franken vor der nördlinger Schlacht am Rhein verbreiteten, hatte die Ordnung gelöst; Verwirrung, Willkühr der Soldaten, Bettelei hatten mit unglaublicher Raschheit um sich gegriffen [91]). So war es seit der Mitte des August; jetzt mit den ersten Tagen des September kam die Schreckensbotschaft von Nördlingen und zugleich die zügellosen, wilden Schaaren der geschlagenen Schweden. Die Auflösung alles Gesetzes, die Mißhandlungen an Person und Eigenthum, die Verwüstung des kaum wieder angebauten Landes, überstiegen alle Begriffe, die Cavallerie von Horn und Bernhard von Weimar hinterließ namentlich in Schwaben und der Pfalz von Plünderung, Zerstörung und Mord die greulichsten Spuren. Diese Verbündeten, schreibt der Augenzeuge Rusdorf an Elisabeth Stuart, richten mehr Unheil im Lande an, als jemals irgend ein Feind angerichtet [92]). Der Administrator selbst zog sich (19. Sept.) nach Frankenthal zurück und bot Alles auf, das Land vor dem verheerenden Schwarm der Fliehenden zu beschützen. Elend und Jammer erreichte schon jetzt auf dem rechten Ufer des Rheines eine furchtbare Höhe; an der Bergstraße allein hausten die flüchtigen, zuchtlosen Reste von siebzehn Regimentern; sie gaben, wie Rusdorf schrieb, der Pfalz die letzte Oelung [93]). Die Angst vor den Verbündeten war so groß, daß man in Speyer und Worms ihnen die Thore verschloß; Ludwig Philipp selbst suchte vor ihnen wenigstens die Pfalz auf dem linken Ufer rein zu halten. Darüber entspann sich ein bitterer Briefwechsel zwischen ihm und dem schwedischen Kanzler; der Administrator weigerte sich (4. Okt.) geradezu, in Kreuznach ein Regiment aufzunehmen, er erinnerte an Wallensteins Absetzung, die ihn für seine Bedrückungen getroffen, und Oxenstjerna blieb dem Pfalzgrafen die Antwort nicht schuldig [94]). Es fielen harte Reden, aber

91) Rusd. Brief 21. Ms.

92) Rusdorfs 25. Brief vom 16. Sept. Ms.

93) Handschr. Brief 26. 27.

94) Der Briefwechsel in der Coll. Camerar. XLIX. fol. 24 f. und Moser XII. 237 ff.

dem pfälzischen Volke ward die Geißel des Kriegs deßhalb nicht erspart; viele Treffliche wurden damals an Leben und Gut gefährdet, unter ihnen auch Julius Wilhelm Zinkgref, der Landschreiber zu Alzei, der damals den zügellosen Mißhandlungen der streifenden „Verbündeten" preisgegeben ward. Bedrängniß, Elend und Hungersnoth herrschte allenthalben in furchtbarer Weise [95]).

So war es, ehe noch ein Feind sich hatte blicken lassen! Jetzt als die ersten Schreckensboten kamen vom Heranrücken der Sieger, zogen sich die Beschützer scheu aus dem verödeten Lande zurück; „unsre wackren Kämpen, schrieb Rusdorf bitter [96]), weichen rasch zurück, um aus der Schußweite zu kommen." Der Administrator, ohne Schutz und voll Angst vor den schwedischen und weimarischen Freunden, suchte nach Hülfe; Mannheim hoffte er wie Rusdorf rein halten zu können, so daß kein Fremder die Pfote darauf setze [97]); den Rest sollten die Franzosen schützen. Schon gleich nach der Schlacht von Nördlingen hatte man bei Feuquieres angeklopft und eine freundliche aber unbestimmte Zusage erhalten [98]); jetzt reiste, was bei den Schweden und am Hofe der verwittweten Kurfürstin ungern gesehen ward [99]), der pfälzische Rath Blarer ins französische Lager; die französischen Feldherrn näherten sich auch, aber nur um sich in Mannheim einzudrängen [100]).

---

95) Brief Rusdorfs 28—32. In einem andern Briefe (Consilia polit. p. 491) schreibt Rusdorf: De subsister par nous mesmes sans l'Aide de nos Amis, c'est purement impossible; tout le pays estant tellement ruiné et mangé; et se ruine sans cesse encore journel'ement, que nécessairement une grande partie des habitans mourra de Faim.

96) Brief 28.

97) Rusdorfs Worte im 34. Brief.

98) Rusd. cons. polit. 495.

99) Daß dort Abneigung gegen ein solches Bündniß herrschte, zeigt der lange Brief in Rusd. cons. p. 491 ff.

100) Rusdorf consil. politica S. 497.

Die Feinde kamen indessen heran; der Kurfürst von Bayern, eifrig bedacht, den Krieg wach zu erhalten, schickte ein Streifcorps unter Johann von Werth, das in den ersten Tagen des November die Pfalz bedrohte. Am frühen Morgen des 16. Nov. (n. St.) brachen die Feinde von Rohrbach her in der Vorstadt von Heidelberg ein, beschossen die Stadt und drangen auch ein, nachdem die Mehrzahl der Bevölkerung sich in das feste Schloß zurückgezogen [1]). Nur etwa 150 Mann fielen in die Hände der Feinde, die Stadt ward ein paar Stunden geplündert, wenig Leute getödtet [2]). Die Beschießung des Schlosses und der Stadt dauerte nun bis zum 25.; der Gouverneur des Schlosses, Abel Moda, unter Drohungen zur Uebergabe aufgefordert, wies die Belagerer ab, aber die Noth nahm doch zu. Ein Theil der im Schloß verweilenden Bürgerschaft wollte deßhalb (30. Nov.) trotz dem Abmahnen des Commandanten, mit Weibern und Kindern in die Stadt herabziehen, wurde aber von den Kugeln der Feinde übel empfangen und mit Verlust von fünf Personen in das Schloß zurückgedrängt.

Hülfe kam weder von den Schweden, die das Land preisgegeben, noch von den Franzosen, die damals durch den Schandvertrag vom 1. November sich des Elsasses um einen Spottpreis versichert hatten; zwar hatten sich anfangs la Force und de Brezé auf Ludwig Philipps Bitten entschlossen (Mitte Nov.) heranzuziehen [3]); aber diplomatische Bedenklichkeiten, wegen des noch nicht erklärten Krieges, hinderten den Rheinübergang. Die Schweden, namentlich Bernhard von Weimar, zögerten mit der Hülfe, weil die letzten Schritte des Administrators sie verstimmt hatten; Abneigung und Mißtrauen waren bei Bernhard und

---

1) Vgl. Theatr. eur. III. 382 und die, wie es scheint, von einem Augenzeugen herrührenden „briefve description du siège tant du château que de la ville de Heidelberg" in der Coll. Camerar. LXXIV fol. 117.

2) So versichert der Verf. der briefve description, im Widerspruch mit dem Theatrum europaeum.

3) Die hülflose Lage in dieser Zeit schildert Rusdorf cons. pol. 492.

Oxenstierna gleich wirksam, und erst nach vielem Verhandeln hatte man sich in den letzten Tagen des November wenigstens einigermaßen verständigt [4]). Das heidelberger Schloß ward indessen tüchtig beschossen, am 3. Dezember brach im Glockenthurm, ganz nahe beim Pulverthurm, Feuer aus, aber zugleich verbreitete sich das Gerücht, die Verbündeten zögen zum Entsatze heran; die Belagerer zogen sich daher (4. Dez.) vor der gefürchteten Vereinigung der Feinde aus der Stadt zurück [5]).

Damit war aber die Gefahr nur verschoben; denn sobald kund geworden war, daß die Franzosen den Rhein nicht überschritten hätten, faßten die Feinde wieder Muth; am 13. Dez. erschien von Neuem eine bayrisch-kaiserliche Heerschaar in der pfälzischen Hauptstadt und beschoß das Schloß, dessen Commandant, Abel Moda, abwesend war. Heidelberg war jetzt der Mittelpunkt geworden, um welches sich die Fäden des feinsten diplomatischen Netzes spannen. Ueberschritten die Franzosen den Rhein, um Heidelberg zu entsetzen, so war die lang verzögerte Kriegserklärung gegen den Kaiser erfolgt; sie dazu zu bringen, spielten Oxenstierna und namentlich Bernhard von Weimar ihre diplomatische Rolle meisterhaft. Zweideutig in seinen Aeußerungen, schwankend in seinem Benehmen hielt der sächsische Fürst seine Verbündeten zwischen Furcht und Hoffnung so lange zögernd hin, bis er hoffen konnte, sich so theuer als möglich zu verkaufen und die Franzosen zu dem erwünschten Ueberschreiten des Rheins zu vermögen. Es ward wenigstens das Letztere erreicht und der Entsatz von Heidelberg war der Anfang des offenen Bruchs zwischen dem Kaiser und Frankreich.

Am 23. Dezember zog Bernhard von Mainz nach Mannheim und langte den folgenden Tag an der Bergstraße an; da war aber, wie er erwartete, der entscheidende Streich schon geschehen. Bereits am 22. war der Vortrab der Franzosen unter Puysegur über den Rhein gerückt und hatte den Weg nach

4) S. Röse Bernhard von Weimar II. S. 20 21.

5) Die briefve description.

Heidelberg eingeschlagen. Von dem Commandanten des Schlosses geführt, näherten sie sich unvermerkt dem Heere der Belagerer; sie erschienen auf den Höhen, wo das feindliche Geschütz stand, ehe die erschrockenen Bayern ihre Nähe geahnt hatten. Die Verschanzungen ober der Stadt und dem Schlosse waren im Nu genommen, ein panischer Schreck scheuchte die Bayern in die Stadt und die ganze Armee der Belagerern war jetzt zwischen dem Schloß und den Franzosen eingeengt. Im Schlosse selbst war man auf einen so nahen Entsatz nicht gefaßt; es heißt: man hätte anfangs auf die fremden Erretter geschossen und ihr welsches Feldgeschrei sich nicht zu deuten gewußt.

Die sechstausend Belagerer waren verloren, wenn man die Ankunft des ganzen französischen Heeres und Bernhards erwartete; in der Uebereilung beging man die Thorheit, ihnen freien Abzug zu gestatten. Für die Pfälzer war damit nicht viel gewonnen; das Land litt unter dem argen Druck einer ansehnlichen Armee, und schwerlich hat das Volk sehr freudig an den Dankgebeten Theil genommen, die man damals zu Worms für die Befreiung der pfälzischen Hauptstadt anstellte. „Das Elend, schreibt Rusdorf an die Kurfürstin [6]), steigt in diesem Lande von Tag zu Tag; die Franzosen verlieren auch ihren Ruf einer bessern Ordnung und Zucht."

Der Kelch des Leidens war aber noch nicht geleert für die unglücklichen Pfälzer. Das Jahr 1635 brachte als verhängnißvolle Gabe den prager Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser; ein köstliches Gut, wenn er alle Deutschen umschloß, dagegen eine Quelle des Unheils, wenn er, wie jetzt geschah, die deutschen Protestanten in zwei Partheien theilte. Den Intriguen fremder Politik war jetzt völlig Thür und Thor geöffnet, der Kampf verlor höhere Motive, und der schreckliche Bürgerkrieg im deutschen Volke, der zum Theil mit religiösen Beweggründen war begonnen worden, artete jetzt in schmutzigen Länderwucher aus, den das gleißnerische Ausland und die ver-

6) Brief 51 vom 6. Januar 1635. Ms.

rätherischen Landesfürsten mit deutschem Gute trieben. Der Fluch dieser unreinen Quelle schleppt sich durch die folgende Geschichte des Krieges fort und drückt seinem Character ein blutiges Kainszeichen auf; die Folgen hat aber kaum eine deutsche Provinz so bitter empfunden, als die rheinische Pfalz.

Die unmittelbarste Einwirkung der Verhandlungen über jenen Frieden [7]) zeigte sich in der Wendung des Krieges; im Norden ward der schwedische Einfluß gebrochen, Herzog Bernhard von seinem Zuge nach dem Main zurückgedrängt und Philippsburg von den kaiserlichen Truppen überrascht und weggenommen. Der kühne Johann von Werth erschien plötzlich wieder an dem zugefrorenen Rheinstrom, nahm das durch die Verbündeten bisher bedrückte, aber jetzt nicht geschützte, Speyer (2. Febr.) und zog mit seinen 5000 Mann ungehemmt durch die überrheinische Pfalz, bis ihn der Wechsel der Witterung bewog, mit seiner kleinen Schaar nach dem rechten Ufer zurückzuziehen. Die Franzosen, mit ihrer durch Krankheit und Entmuthigung geschwächten Armee, sahen sich, noch bevor der Febr. zu Ende ging, genöthigt, nach dem linken Rheinufer zurückzuziehen; auch Herzog Bernhard hatte (2—4. März) mit seinem Heere bei Mannheim den Rhein überschritten. Die Franzosen hatten Alles aufgeboten, ihn jenseits zum Schutz der Pfalz festzuhalten, aber der Zustand seiner Truppen machte es unmöglich; durch Krankheit und Entbehrung geschwächt, bedurfte das Fußvolk der Ruhe, die Reiterei war ohnehin ruinirt; Unordnung, Streit, Plünderungen waren herrschend, von Bernhards ganzer Armee waren kaum 2000 kampffähig, zwei Drittel konnten kaum marschiren und waren in Gefahr, auf dem Wege zu sterben; denn zum Unglück war auch in diesen Tagen noch eine sehr heftige Kälte eingefallen [8]). So kam Bernhard über den Rhein; der Plan, durch seine Truppen die Pfalz auf dem rechten Ufer

7) Vgl. Barthold Gesch. des großen Krieges I. S. 221 ff.

8) Brief Hebrons bei Röse II. 357.

zu schützen, war natürlich eitel, und bis auf ein Paar kleine Besatzungen war die diesseitige Pfalz jetzt ungedeckt.

Die Einnahme von Speyer (22. März), wo sich die Besatzung von 1500 Mann gefangen gab, war ein dürftiger Ersatz für alle diese Verluste; Herzog Bernhard von den zurückziehenden Franzosen schmählich verlassen, hatte nun allein die schwierige Aufgabe, den Rhein zu beschützen. Durch den Landgrafen Johann Philipp von Hessen-Darmstadt ließ er das linke Ufer von Frankenthal bis Bingen decken; stromaufwärts lehnte sich an ihn Taupadel, rheinabwärts der Rheingraf Johann Philipp an. Bernhard selbst bot alles auf zu einer entscheidenden gemeinsamen Unternehmung, aber die Thorheiten der Franzosen im Elsaß, der Fall von Trier, ebenfalls durch sie verschuldet, lähmten seine Kraft [9]), und während er am Niederrhein und Main kleine Erfolge erfocht, hatten die Kaiserlichen sich gegen den Rhein hin in Bewegung gesetzt.

Der prager Friede, der das reichbelohnte Kursachsen und eine Reihe anderer Reichsstände dem Kaiser zuführte oder in ihrer Theilnahme am Kriege erkalten machte, war indessen (30. Mai 1635) vollendet worden; unter denen, die in der Acht verblieben und von der Amnestie ausgeschlossen waren, stand Kurpfalz oben an; das Land sollte zu Vertheilung an die Sieger dienen. Jetzt lag es jedem Angriffe blosgestellt, zerrüttet und verheert; die wenigen Regimenter, die unter Oberst Schmidtberg in Mannheim lagen, die kleinen Besatzungen auf den Schlössern zu Heidelberg und Dilsberg, waren gegen eine heranziehende kaiserliche Armee keine Schutzwehr.

Gallas näherte sich jetzt mit 20,000 Mann, besetzte Heidelberg und dehnte sich gegen Ladenburg und Mannheim hin aus, um die Feinde über den Ort zu täuschen, wo er den Rhein überschreiten wollte. In der Stille wurden die Vorbereitungen getroffen und am 11. Juni plötzlich zwischen Speyer und Philipps-

9) Das Einzelne s. Röse II. 55 ff. Barthold I. 240 ff.

burg, bei Rheinhausen, von einer kleinen Schaar der Strom überschritten. Taupadel machte von Speyer aus fruchtlose Versuche, die Gelandeten aus ihrer Stellung zu verdrängen; Herzog Bernhard selbst, gezwungen seinen Mainzug aufzugeben, stand jetzt ohne Aussicht auf Unterstützung mit geschwächter Macht bei Speyer. Ein festes Lager zwischen Worms und Frankenthal sollte ihn schützen, aber am Niederrhein drohte Piccolomini, bei Philippsburg Gallas herüberzudrängen; den geschwächten Truppen fingen die Vorräthe an zu fehlen, und der Herzog, von Frankreich ohne Hülfe gelassen, mußte befürchten, abgeschnitten zu werden. Er entschloß sich zum Rückzug. Die festen Punkte in der Pfalz und die Schlösser, von Landau gegen Zweibrücken und Kreuznach hin, auch Frankenthal, Worms und Mainz, versah er mit Besatzungen und wandte sich dann (Ende Juni) gegen die Saar und den Westrich zurück, wo er vor der Uebermacht der Feinde sich gedeckt glaubte. Mit ihm zogen der Administrator und die pfälzischen Räthe, die bis jetzt noch in Frankenthal eine Art Landesregierung vorgestellt hatten, in großer Eile und Verwirrung hinweg, woran des Pfalzgrafen zögerndes unentschlossenes Benehmen und die Uneinigkeit der Räthe gleich große Schuld hatte. Erst das Drängen der Noth und die Nähe des Feindes trieb sie heraus, doch ward den Angesehensten noch Muße genug, ihr Kostbarstes mitzunehmen; das Werthvollste für die pfälzische Fürstenfamilie war die Leiche Friedrichs V. Sie stand noch unbeerdigt in Frankenthal, sammt den Kleinodien und dem letzten Besitz des unglücklichen Mannes, die jetzt Rusdorf mit edler Pietät der Wittwe und den Kindern des Verstorbenen überbrachte; über die Leiche war lange Uneinigkeit gewesen, und der Wunsch der Wittwe, die Reste ihres Gemahls vor Mißhandlung geschützt zu sehen, war Ursache, daß man immer noch an eine Beerdigung im calvinischen Ausland, in der Schweiz oder in Sedan, dachte. Diesen Wunsch zu erfüllen entschlossen sich jetzt die pfälzischen Beamten, geängstigt durch die Besorgniß, der Feind würde auch die Gräber nicht schonen, den Leichnam des Kurfürsten mit sich zu führen. Her-

zog Bernhard rieth entschieden ab [10]). Wohl hatte er recht, der sächsische Kriegsheld, wenn er damals ausrief: der gute Fürst hat in seinem Leben Unruhe und Last genug gehabt, ist genug herumgeworfen worden, hat überall, ohne ein Obdach zu finden von einem Ort zum andern wandern müssen, soll er nicht einmal im Tode, welcher allen Menschen Ruhe gewährt, eine bleibende Stätte finden? Die Pfälzer, aus erklärlicher Besorgniß vor dem Feinde, willfahrten dem Wunsche Elisabeths und die Leiche ward mitgeschleppt. Noch unglücklicher als der mit dem Bannfluch belastete Heinrich IV., ward jetzt die Leiche in der Verwirrung eines militärischen Rückzugs erst nach Saarbrück, dann nach Metz gebracht, wo seine Spur verloren ging; wahrscheinlich fand der Leichnam des unglücklichen Fürsten in fremdem Lande, nicht einmal an geweihter Stätte, seine letzte Ruhe.

In gewaltigem Strome waren indessen die Kaiserlichen auf das linke Rheinufer vorgedrungen; Worms, Oppenheim, Bingen, Bacharach und Caub wurden besetzt, Mainz und Frankenthal eingeschlossen, und von Philippsburg aus drang Gallas auf das andere Ufer des Flusses vor. So war die Pfalz preisgegeben; denn auch auf dem rechten Ufer war an ein längeres Behaupten nicht zu denken. Die Besatzungen auf dem Schlosse Dilsberg und Heidelberg waren isolirt, die Vorräthe mangelten in dem mit Menschen unnütz überfüllten Schlosse, Pferde z. B. waren in der ganzen Neckarpfalz keine mehr aufzutreiben, und zudem hausten unter den blockirten Garnisonen ansteckende Krankheiten. So entschloß sich Abel Moda, für die Besatzungen Heidelberg und Dilsberg ein günstiges Abkommen zu finden, und es gelang ihm (24. Juli) mit dem kaiserlichen Oberst Breuner eine Capitulation zu schließen, die wenigstens seinen und den Kolbischen Regimentern einen ehrenvollen Abzug verhieß; die vom Züllart'schen Regiment blieben freilich ausgeschlossen, Pferde

10) Vgl. den Brief in Rusdorf epist. S. 131 — 135, woraus man sieht, wie viel Mühe und Verwirrung schon diese eine Angelegenheit dem Pfalzgrafen und seiner Umgebung gemacht hat.



zum Fortschaffen konnte man nicht geben, und für Proviant sollten die Abziehenden selber sorgen; daß er für die Unterthanen keine Sorge getroffen und die protestantischen Geistlichen der Gewalt der Sieger preisgab, ward ihm von den pfälzischen Staatsmännern sehr zum Vorwurf gemacht [11]). Am 27. Juli zogen dann die beiden Besatzungen mit allen militärischen Ehren aus; die Pfalz war damit, mit Ausnahme von Frankenthal und weniger Punkte auf dem linken Ufer, in kaiserliche Hände übergegangen [12]).

Das Glück schien den französischen Waffen den Rücken gewandt zu haben, denn statt der Pfalz Hülfe zu bringen, entfernten sich die Verbündeten immer weiter. Zehn Tage vor der Uebergabe des heidelberger Schlosses (17. Juli) war auch Kaiserslautern von den Kaiserlichen erstürmt worden; eine dreitägige Plünderung und ein furchtbares Blutbad unter den Vertheidigern war die Folge; das Schloß Landstuhl ward um dieselbe Zeit genommen [13]). Vorübergehend war die Hoffnung auf Entsatz, als die französische Armee im August wieder vordrang und sich plötzlich an der Nahe und am Rhein zeigte, denn sie konnte nicht bis nach Frankenthal und Mannheim, wo noch Truppen lagen, vordringen, und ein eiliger Rückzug beendigte schon nach sechs Wochen die ganze prahlende Unternehmung. Da war die ausgehungerte Besatzung von Frankenthal sehr froh (Okt.) sich durch einen Vergleich wenigstens freien Abzug zu erringen [14]); von ihrem neuen Gouverneur, einem Spanier, hatte sie freilich alle Ausschweifungen soldatischer roher Willkühr zu erleiden [15]). Jetzt verließ auch die Garnison von Mannheim die Stadt, weil sie die Unmöglichkeit eines längern Verweilens

---

11) Rusdorf epist. p. 138.

12) Theatr. eur. III. 511. Khev. XII. 1759.

13) Theatr. eur. III. 510.

14) Ib. III. 570.

15) Rusd. epist. 161. 165.

einsah, und überließ die Festung dem Feinde, der die Mauerwerke schleifte.

Die kaiserliche Herrschaft über die Pfalz war damit au Jahre hin befestigt; der Kriegsschauplatz ward jetzt nach einer andern Seite hingedrängt und das pfälzische Land auf den Schutz angewiesen, den ihm die zuchtlosen Kriegshorden eines erbitterten Feindes geben konnten; daß ein Decret vom 14. November 1635 „alle calvinischen und lutherischen Prädicanten sammt ihren Weibern, Kindern und Gesinde" aus dem Land zu schaffen befahl [16]), mochte noch bei der Abstumpfung jedes höhern Interesses für das geringere Uebel gelten; das Aufhören jeder geordneten Regierung, der völlige Verfall der Universität und aller blühenden Lehranstalten ward weniger beachtet, als der namenlose Druck tausendfacher Leiden, die auf das physische Leben den unmittelbarsten Einfluß übten.

Schon die Zeit vor der Ankunft der Kaiserlichen war schrecklich genug. Man mordet, schrieb damals ein glaubwürdiger Augenzeuge [17]), aus Genuß und zum Zeitvertreib, man sucht alle Arten schrecklicher und bis jetzt unerhörter Martern hervor, um das arme Volk zu quälen. Schändungen der Frauen jeden Alters, selbst kleiner Kinder, sind nur Spiele; von Plünderungen braucht man nicht zu reden, denn der wird für gemein geachtet, der nicht plündert. Selbst der Regent des Landes, Pfalzgraf Ludwig Philipp, seine Umgebung, seine Räthe, konnten ohne Bedeckung sich nicht eine halbe Stunde von der Stadt entfernen, wenn sie vor den Mißhandlungen ihrer Schützer wollten sicher seyn. Das Land, schreibt Rusdorf in einem seiner klagenden Briefe [18]), ist völlig ruinirt, alle Lebensmittel aufgezehrt, und was man nicht verzehren konnte, unbrauchbar gemacht; die Unterthanen sind trostlos und in Verzweiflung, das pfälzische Land gleicht einer arabischen Wüste. Alle Liebe der Unterthanen

16) Struve Kircheng. 573

17) Rusdorf an Elisabeth s. Rusd. Cons. pol. S. 490.

18) Consilia pol. 502. Vgl. 507.

nen gegen ihren Fürsten, aller Gehorsam ist dahin, weil sie sehen, daß man sie vor Mord, Druck, Peinigung und barbarischer Gewaltthat nicht schützen kann. Wir selbst hören nichts als täglich Jammern und Wehklagen; die armen Leute rufen unsre Hülfe bei Gott und allen Heiligen an, aber wir können nichts, als mit Thränen und Seufzen ihnen Trost zusprechen."

Das waren die Verbündeten und Freunde, die solchen Jammer übers Land brachten; wenn die Feinde es um nichts ärger getrieben hätten, so war das Elend schon unaussprechlich genug. Aber es kam noch schlimmer; die Jahre von 1635 und 1636 an sind ganz eigentlich die Zeiten der wilden, herrenlosen Soldatentyrannei, der blinden, planlosen Zerstörung und des unnennbaren Elends, das die Phantasie sich nicht malen könnte, wenn nicht schlichte Zeugnisse von furchtbarem Gewicht uns die Farben dazu gäben. Ihnen hat der Verfasser des Simplicissimus mit mehr historischem als poetischem Verdienst seine unerquicklichen Lebensbilder treu abgelauscht; die völlige Auflösung aller sittlichen und häuslichen Bande, die innere Verwahrlosung der ganzen Generation, die schreckliche Rohheit und wüste Genußsucht, die raffinirte Grausamkeit und alle Greuel eines räuberischen, abenteuernden Soldatenlebens, wie sie jener Roman mit schneidender Ruhe zeichnet, sind ächte Züge dieser Zeit [19].

19) Als Beispiel heben wir nur die gewiß wahrheitsgetrene Beschreibung einer Soldatenplünderung hervor, die der Simplicissimus im 4. Cap. des ersten Buchs enthält. Nachdem er geschildert, wie sie das ganze Haus ausgeplündert, fährt er fort: „Was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, ward zerschlagen und zu Grunde gerichtet, etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten, etliche schütteten die Federn aus den Betten, und füllten hingegen Speck, andere Dürrfleisch und sonst Geräth hinein, als ob alsdann besser darauff zu schlaffen wäre; andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen, Kupffer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen, und packten die gebogene und verderbte Stücken ein, Bettladen, Tische, Stüle und Bänke verbranten sie, da doch viel Claffter dürr Holtz im Hoff lag, Häfen und Schüsseln mußten endlich alles entzwey, entweder weil sie lieber Gebraten assen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Malzeit allda zu hal-

An dem Elend, woran das ganze deutsche Vaterland litt, hatte die Pfalz einen vollen Antheil erhalten; Mißhandlung und Plünderung, wie sie nur die erfinderische Grausamkeit dieser Zeit kennt, physische Leiden, wie die Hungersnoth und furchtbare Pest in den Jahren 1636 — 1638, und sittliche Verwilderung waren hier mindestens so arg als irgendwo. Was im Elsaß am 3. März 1636 vorkam, daß eine Jungfrau den Todtengräber zu Ruffach bat, er möchte sie, da dem Schinder das Pferdefleisch ausgegangen, doch mit einer unbegrabenen Leiche versorgen [20]), war nicht das einzige Beispiel dieser Art; auch in der Pfalz und in der Umgegend von Worms stillte das Volk mit Wurzeln, Gras und Baumblättern seinen Hunger, und wenn dies nicht mehr reichte, waren gefallene Thiere vom Schindanger ihre Nahrung; ja, man mußte Galgen und Kirchhof bewachen, um sie vor dem schrecklichen Diebstahl der Hungernden zu schützen. Nicht nur verlaufene Soldatenhorden trie-

---

ten, unsre Magd ward im Stall dermaßen tractirt, daß sie nicht mehr daraus gehen konte, welches zwar eine Schande ist zu melden! Den Knecht legten sie gebunden auff die Erde, steckten ihm ein Sperrholtz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachenwasser in Leib, das nanten sie einen Schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesicht sehr wunderliche Minen verursachte — — — Dann fieng man erst an, die Steine von den Pistolen, und hingegen anstatt deren der Bauren Daumen aufzuschrauben, und die arme Schelmen so zu foltern, als wenn man hätte Hexen bannen wollen. wessen sie auch einen von den gefangenen Bauren bereits in Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, unangesehen er noch nichts bekannt hatte, einem andern machten sie ein Sail um den Kopff, und raitelten es mit einem Bengel zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nass und Ohren heraussprang. In Summa, es hatte jeder seine eigne Invention, die Bauren zu peinigen und also auch jeder Bauer seine sonderbare Marter: allein mein Knän war meinem damaligen Bedünken nach der glückliche, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen musten, — — denn sie setzten ihn zu einem Feuer, banden ihn, daß er weder Hände noch Füße regen konte, und rieben seine Fußsolen mit angefeuchtem Salz, welches ihm unsere alte Geis wieder ablecken, und dadurch also kützeln muste, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen."

20) Theatr. eur. III. 618.

den Räuberei auf den Straßen, nicht nur die Merodebrüder machten aus Wegelagerei und Mord ein Geschäft, auch von dem verwilderten Volk mordete der Bekannte den Bekannten, um ihn gierig aufzuspeisen! [21]) In thierischer Versunkenheit trotzten sie den Forderungen der Natur; Leichen der Kinder waren vor der Gefräßigkeit ihrer Eltern nicht sicher, junge Mädchen speisten auf freiem Felde die Leiche einer Gespielin auf. In der Pfalz und im Elsaß, sonst zwei blühenden Gärten, voll von überströmender Fruchtbarkeit, kam es so weit, daß die Wölfe heerdenweise durch das Land zogen, und noch zwanzig Jahre nachher setzte Kurfürst Karl Ludwig Geldpreise auf die im Winter beinahe wöchentlich erschlagenen Bestien. Ein Zeitgenosse behauptet, es seyen mehr Wölfe durch das Land gezogen, als Bauern auf dem platten Lande gewesen [22]), und wenn auch nicht, wie berichtet wird, die ganze Zahl der in der Pfalz noch übrigen Landleute kaum 200 belief, so war doch durch Morden, Flüchten, Pest und Hungerstod die Bevölkerung so furchtbar gemindert, daß das lachende Paradies des pfälzischen Landes einem verödeten Kirchhofe gleich sah.

Ein Augenzeuge, der später Pfarrer an verschiedenen pfälzischen Gemeinden war [23]), sah, wie sich an einem gefallenen Pferde zugleich Menschen, Hunde und Raben sättigten, an vielen Orten in der Pfalz mußten die Kirchhöfe bewacht werden, und die verheerenden Krankheiten, die durch den Mangel und die Verwilderung hereindrangen, verwüsteten das Land so, daß im Jahr 1636 kaum 200 Bauern in der Pfalz gewesen seyn sollen. Es ist das nicht unglaublich, wenn man bedenkt, mit welcher Barbarei die Soldaten hausten. Ein kaiserlicher Kriegscommissär, Walmerode, erklärte: es sey besser, alle Bürger verhungerten, als daß des Kaisers Dienst zurückbliebe; in ein-

21) Theatr. a. a.

22) S. den handschrift. Bericht in Wundts Geschichte Karl Ludwigs Zusätze und Beil. I.

23) S. Kayser hist. Schaupl. S. 428.

zelnen Städten sperrte man den Magistrat in heiße Räume ein, ohne Brod und ohne Wasser, bis sie enorme Contributionen zugesagt hatten. Die Zusagen zu erfüllen, war oft unmöglich, da die Soldaten den Grundsatz aufstellten, alles auf dem Felde, Weinlese, Ernte und Vieh gehöre ohnedies ihnen. Das Menschenfressen war in der Pfalz zu einem mehr als thierischen Grade gekommen; denn wenn auch von den Fällen, die von Alzei, Otterberg, Bergzabern, Zweibrücken und andern Orten erzählt werden, nur zur Hälfte wahr wären, würde es hinreichen, um das Maß des Schauders zu füllen. Die einzelnen Züge dieser Bestialität und die kalte Kunstfertigkeit, womit Verwandte aus Verwandten Gerichte zubereiten, das Fleisch ihrer Kinder einsalzen, oder ganze Garküchen aus den Leichnamen von Ermordeten versehen werden, sind so schauderhaft und ekelerregend, daß wir sie gern übergehen [24]).

§. 2.

Karl Ludwigs Bemühungen um den Besitz der Pfalz bis zum westphälischen Frieden (1632—1648).

Wir wenden uns zur Geschichte der pfälzischen Fürstenfamilie zurück, deren Oberhaupt, Elisabeth Stuart, in Holland freudlose Tage der Verbannung zubrachte. An den großen Bewegungen des Kriegs hatte sie den lebhaftesten Antheil genommen, und mit einer Rührigkeit, die man den Männern der stuartischen Familie hätte wünschen mögen, suchte sie das Interesse für die Sache ihrer Kinder anzuregen. Sie hatte nach Friedrichs V. Tod, im Einverständniß mit Wilhelm von Hessen, dem thätigsten Freund ihres Hauses, sogar ein kleines Heer geworben (Juli 1633), um die Pfalz zu besetzen, sie war auch in London fortwährend thätig, und wenn ihr Bruder die freilich fruchtlose Sendung Anstruthers nach Deutschland beschloß, so war es auf ihre Anregung geschehen. Als endlich die Pfalz

24) Kayser hist. Schaupl. S. 435—438.

in die Hand des Administrators übergegangen war, sandte sie (Frühj. 1634) den getreuen Rusdorf dahin, theils ihrer eignen Angelegenheiten wegen, theils um das allgemeine Interesse der Pfälzer zu fördern. Dem unentschlossenen, schwankenden Pfalzgrafen Ludwig Philipp sollte ein kräftigerer Anstoß gegeben, die Einrichtung einer tüchtigen und sorgsamen Regierung gefördert werden; sie warf die Frage auf, ob es rathsam sey, den jungen Kurprinzen in die Pfalz kommen zu lassen, und empfahl zugleich den Wohlstand der Unterthanen, namentlich der treuen, vielgeprüften Frankenthaler, der Fürsorge des Regenten. Wie Rusdorf seiner Sendung Genüge geleistet, davon war oben die Rede; es wurde auch berichtet, wie furchtbar durch die Katastrophe von Nördlingen alle die jungen Plane zur Reorganisation der Pfalz gestört worden sind. Elisabeth Stuart suchte von Neuem bei den Verwandten Hülfe, aber der Bruder, Karl von England, besaß weder Mittel, noch energischen Willen [25]; der Schwager, Georg Wilhelm von Brandenburg, gab ihr statt ernster Hülfe, kalte Worte eines eitlen Trostes und unerfüllte Versprechen. So sah sie den prager Frieden schließen, der ihren Kindern das väterliche Erbe absprach, die Prinzen des pfälzischen Hauses, Johann von Zweibrücken und Ludwig Philipp, ihres Besitzes und ihrer Rechte beraubte, worin der Kurfürstin selbst nicht einmal Erwähnung geschah und den Nachkommen Friedrichs V. die einzige Aussicht blieb [26]), „wenn sie

---

25) Doch hatte er nach Friedrichs V. Tod an Karl Ludwig geschrieben: „Vous n'avez que changé un Père, puisque je suis venu en la place du deffunt.“ Collect. Camerar. XLIX. fol. 31.

26) Im 12. Art. (Londorp IV. 462) hieß es: „Doch soll weyland Churfürst Friedrichs IV. hinterlassenen Frauen Wittiben, Ihr Leibgeding, so viel sie dessen richtig liquidiren wird, passirt, und deß proscribirten Kindern, wann sie sich von I. Kays. Maj. gebürlichen humiliren, ein fürstl. Unterhalt auß kayserl. Gnaden, und nicht aus Schuldigkeit, gemachet werden.“ Sonst werden in demselben Artikel alle früheren Verfügungen gegen die pfälzische Familie und ihre Anhänger bestätigt; das Versprechen einer Entschädigung für Luise Juliane blieb natürlich nur Versprechen. S. Mém. p. 330.

sich vor des Kaisers Majestät erniedrigten, einen fürstlichen Unterhalt aus Gnade zu bekommen." Diesen Frieden nahmen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sammt den meisten Reichsständen in Norddeutschland an.

Düsterer hatte sich der Hintergrund von Elisabeths und ihrer Kinder Schicksal nie gestaltet, als in diesem Augenblicke, wo jede Hülfe von deutscher Hand verloren, die Pfalz vom Kaiser erobert war, Friedrichs V. ruheloser Leichnam in fremden Landen herumgeschleppt ward, und Rusdorf, als er zu ihr kam, von allen stolzen Siegeshoffnungen nichts zurückbrachte, als die Kleider und den letzten Besitz des verstorbenen Gatten. Elisabeth verzagte nicht; jetzt sollte ihr Erstgeborner[27]), zeigen, daß er der Abstammung von zwei großen Fürstengeschlechtern nicht unwerth war.

An der sorgfältigen Erziehung, die der verbannte unglückliche Friedrich nicht versäumte, seinen Kindern zu geben, hatte auch Karl Ludwig seinen Antheil erhalten. Die trockenen Schulstudien trieb er schon früh auf der Universität zu Leyden mit aller Gründlichkeit eines holländischen Gelehrten; er galt selbst unter seinen Zeitgenossen für so bewandert in theologischer und juristischer Scholastik, daß sie ihm einen ehrenvollen Antheil an Pufendorfs Werken zuschrieben[28]). Die Vorbildung eines künftigen Regenten, Geschichte und Staatswissenschaft, verband er mit den seinem durchdringenden und strebenden Kopf zusagenden Studien in Mathematik und Geometrie; und daß ihm auch die praktische Befähigung zum Ritter und Cavalier nicht fehle, trieb er mit Eifer alle Leibesübungen und machte früh unter seinem Großoheim, Heinrich Friedrich von Oranien, den Dienst im Lager durch. Diese Bildung wurzelte in einer vielversprechenden, kraftvollen Persönlichkeit; geistig strebsam, voll Selbstgefühl bis zum Stolz und Eigensinn, für große Ideen eben so

27) Geb. am 22. Dez. 1617.

28) Wundt Gesch. Karl Ludwigs S. 14. Von seinen lateinischen Schulexercitien findet sich ein Heft auf der battischen Bibliothek.

empfänglich wie für sinnliche Neigungen und Verirrungen, mußte der junge Prinz noch eine herbe Schule des Lebens durchwandern, bis aus ihm der Wiederhersteller der Pfalz und der Vater seines Volkes ward.

Der Tod seines Vaters und der frühe Untergang des älteren Bruders berief ihn auf den politischen Schauplatz; die Freunde seines Hauses, England, Hessen, sogar Brandenburg, erkannten ihn als Kurfürsten an, sein Oheim Karl I., der nach Friedrichs V. Tode erklärt hatte, Vaterstelle an Karl Ludwig vertreten zu wollen, ehrte ihn durch den Orden vom blauen Hosenbande, aber es blieb seiner eignen Kraft überlassen, zu den Titeln und Ansprüchen sich auch den Besitz zu erwerben. Seine Mutter war fortwährend um ihn bemüht; sie machte auch den Plan, ihn gleich in der Pfalz handelnd auftreten zu lassen, allein ehe Rusdorf die Unterhandlungen darüber zu Ende geführt, warf die Niederlage von Nördlingen die pfälzische Sache in die vorige Hülflosigkeit zurück. Gegen die überlegene Macht der Kaiserlichen konnte Karl Ludwig in seinem Erblande jetzt nicht auftreten; nach dem Rathe der Mutter nahm er wieder seine Zuflucht zu des Oheims Unterstützung. Die beiden Prinzen, Karl Ludwig und Ruprecht, reisten (Okt. 1635) nach London, um ihren unschlüssigen, in seinem eignen Lande vielbedrängten, Oheim zu einer kräftigen Theilnahme an den Händeln des Continents zu vermögen. Der König empfing die Neffen freundlich, aber erreicht ward nichts. Karl I. gab Zusagen, Elisabeth drängte auf ihre Erfüllung, aber sie scheiterte an der Unentschlossenheit des Gebers und an dem jugendlichen Leichtsinn der Unterhändler. Beide Prinzen, Carl Ludwig und sein Bruder, hörten so wenig auf die klugen Rathschläge des entfernten Camerarius, als auf die Warnungen ihres Begleiters Rusdorf; statt einer ernsten politischen Mission ward ihre Reise zu einem lustigen und lüderlichen Cavalierzug. Ein Troß frivoler Hofleute, eben so zierlich und fein gebildet, als moralisch nichtswürdig, trieb sich um sie herum; sie und ihre Ge-

nüsse sammt der dienstfertigen Bereitwilligkeit feiler Seelen waren dem achtzehnjährigen, eigensinnigen Prinzen angenehmer, als der strenge Ernst eines lästigen Mahners, wie Rusdorf. Wenn die Mutter aus Holland drängende Briefe schrieb, nahm sich wohl Karl der Sache vorübergehend wieder an, mehr um der Pietät, als seinem eignen innern Antrieb zu folgen. Während die treuen Freunde des jungen Fürsten ihre schmerzlichen Besorgnisse über seine Zukunft gegen einander aussprachen[29]), lebte Karl Ludwig den Festlichkeiten, Hetzjagden, sinnlichen Genüssen und frivolen Galanterien, womit man sich den Ruf eines Cavaliers, aber nicht ein verlornes Fürstenthum erkämpft. So dauerte es fort bis ins Jahr 1636; Karl I. blieb unthätig, der junge Pfalzgraf hing seinen Genüssen und höfischen Vergnügungen nach [30]); Rusdorf klagte im Stillen und schrieb an einer gelehrten Deduction für die Rechte des kurfürstlichen Hauses und Elisabeth Stuart suchte mit den Waffen ihres Geschlechts, mit dringenden Bitten, der Sache ihrer Kinder Freunde zu schaffen. Sie wandte sich an ihren Bruder, an die deutschen Freunde ihres Hauses, an Oxenstierna, aber der schwedische Staatsmann setzte ihr (März 1636) trocken auseinander [31]), daß die Lage der Dinge nicht mehr durch Bitten, sondern nur mit dem Schwert in der Hand zu bessern sey; „sie solle", schrieb er, „Se. Maj. von England, ihren vielgeliebten Herrn Bruder, dahin zu bringen suchen, daß er nicht nur mit Botschaften und Sendungen, sondern auch mit wirksameren Mitteln ihr und ihrer Kinder Wohl zu fördern suche."

Aber Karl I. war in derselben falschen Politik befangen, wie zwölf Jahre zuvor sein Vater; die tausendfachen bittern Erfahrungen hielten ihn nicht ab, noch einmal den fruchtlosen Weg

---

29) S. Rusd. epist. 203. 206.

30) Uebrigens klagt er auch, daß man ihn in seinen eignen Angelegenheiten nicht mit Vertrauen und Offenheit behandle. Bromley original royal letters. Lond. 1787. S. 79.

31) Moser Patriot. Archiv VI. 205.

der friedlichen Unterhandlung zu betreten. Schon zu Ende des Jahres 1635 hatte er sich entschlossen, durch eine Gesandtschaft den Kaiser anzugehen; natürlich hatte das keinen Erfolg gehabt, und der wiener Hof benutzte nur diese Gelegenheit, Karls Freundschaftsversicherungen als Anerbieten zu einem habsburgisch-stuartischen Schutz- und Trutzbündniß auszulegen [32]). Das Mißlingen schreckte den König nicht ab; denn als im Sommer des Jahres 1636 ein Kurfürstentag in Regensburg sich versammelte, sandte er wieder einen Unterhändler, Graf Arundel, den auch Rusdorf begleitete, an den Kaiser, um wegen seiner Neffen zu verhandeln. Die Unterhandlungen zogen sich vom Juni bis November hinaus, aber man kam dem Ziel auch nicht um einen Schritt näher; der englische Diplomat vertrat zwar mit vieler Entschiedenheit die pfälzischen Rechte, allein die Wege der habsburgischen Verhandlung waren so unklar, daß man nie wissen konnte, ob Alles oder gar nichts erreicht sey. Monate lang stritt man sich über die Deutung der früher gegebenen Erklärungen; bald schien der Kaiser bereit, dem Sohne Friedrichs V. wenigstens einen Theil des väterlichen Erbes wieder einzuräumen, bald ward wieder die Einsetzung des jungen Pfalzgrafen in weite Ferne geschoben und nur von der kaiserlichen Gnade abhängig gemacht [33]). Man wollte nämlich den König von

---

32) Die diplomatischen Verhandlungen über dieses und das Folgende s. Rusdorf Consilia 432—472; und Khevenh. XII. 2096 ff. Vgl. auch die Briefe Rusdorfs an Karl Ludwig und seine Rathgeber, S. 146 ff.

33) Am 30. Juni erklärt der Kaiser (Rusd. p. 445): Si dictus Comes Palatinus Carolus Ludovicus conditiones in dicto decreto contentas inpleverit, eundem Banno Imperiali ex delicto paterno in eundem derivato eatenus et ad eum effectum, ut ipse in ordinem et gradum S. Rom. Imperii Principum recipiatur, clementer absolvere *simulque in partem haud contemnendam ditionum avitarum restituere*, juxtaque ac conventum fuerit, eidem investituram impertiri, demum, ubi ad tractatus ventum erit, quo ad dignitatem electoralem et reliqua petita tum proposita eum modum servare vellet, ut *in iis quae aequis conditionibus concedi poterunt*, habeat eum Serenissimus Magnae Britanniae Rex, unde studium et Benevolentiam in se dictus Sacr

England noch in guter Laune halten; bei der damaligen Lage des Kriegs, dem Verhältniß zum Kurfürsten von Bayern, der gerade damals Aussicht hatte, durch einen männlichen Sprößling sein Erbe vermehrt zu sehen, und dessen Hülfe man bedurfte zur Wahl Ferdinands III., war man aber keineswegs geneigt, den pfälzischen Prinzen zu befriedigen. Man trieb daher mit ihm, wie früher mit seinem Vater, eine unwürdige diplomatische Komödie, die in ihren Unwahrheiten zu beleuchten, Ferdinands II. moderne Bewunderer weislich unterlassen haben.

Der Kaiser und seine Kurfürsten waren durch ihr Gelingen geblendet; sie hielten es nicht einmal der Mühe werth, dem Frieden Deutschlands zu Liebe nur zu thun, als wollten sie ein Opfer bringen. Wenn der Kaiser noch bis Januar 1637 die Unterhandlungen nicht abbrach, so geschah es, um Karls I. Schwert noch in der Scheide zu halten; war ja doch Ferdinands Sohn (Dez. 1636) zum römischen König gewählt und ihm die Nothwendigkeit eines politischen Opfers, wie es schien, erspart.

Karl Ludwig selbst hatte in einem kurzen aber eindringlichen Schreiben (Apr. 1636), das er dem Gesandten mitgab[34]), dem Kaiser sein und seiner Brüder Angelegenheit ans Herz gelegt; er hatte auch an die Kurfürsten geschrieben (Sept.)[35]),

---

Caes. Maj. tum saepedictus quoque Comes Palatinus *propensam in se gratiam ejusdem possit cognoscere.* Dieser unbestimmten, geschraubten, aber doch günstig lautenden Erklärung folgt im Juli die Beschränkung (Rusd. p. 453), „was für den Pfalzgrafen geschehe, geschehe nur aus kaiserlicher Gnade, und zuletzt erklärt der Kaiser offen (Rusd. p. 465), „die Kurwürde sey dem bayrischen Hause erblich gegeben, und so lange diese Linie vorhanden sey, könne von einer Uebertragung keine Rede seyn; die Unterpfalz sey theils im Besitz von Spanien, theils von Bayern, wenn Karl I. beiden die Kriegskosten erstatten und mit Habsburg ein enges Bündniß eingehen wolle, dann werde der Kaiser aus purer Gnade (ex mera gratia) den Pfalzgrafen von der Acht lösen und jene von Bayern und Spanien besetzte Unterpfalz zurückgeben.“ Verglichen mit der Erklärung vom 30. Juni lautet das wie Hohn, was der englische Botschafter auch sorgfältig hervorhebt.

34) Khev. XII. 2096.

35) Londorp IV. 640 f. Wie die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Mainz, sonst der pfälzischen Sache nicht feindselig, gegenüber

und ihnen die Begründung seines Anspruches an die Kurwürde aus Reichs- und Hausgesetzen nachgewiesen, aber man wies die Vermittlung stillschweigend von sich; Schweden und Franzosen sollten darüber später entscheiden.

So war auch diese Hoffnung, wie die früheren, gescheitert und Karl Ludwig blieb nichts, als sein Anspruch an ein gutes Recht, das in der alten Reichsverfassung wurzelte, was kaiserliche Ordonanzen und partheiische unberufene Richter nicht zerstören konnten; er suchte dieses Recht wenigstens mit papiernen Waffen, zu schützen. Zuerst protestirte er gegen die Wahl Ferdinands III., weil die pfälzische Kurstimme dabei nicht vertreten gewesen sey; dann erschien (Jan. 1637) ein umfassendes Manifest, ein gründliches und gut geschriebenes Werk des unermüdlichen Rusdorf. Darin war Alles zusammengestellt, was sich nach Satzung und Herkommen für die Rechtmäßigkeit der Kurwürde sagen ließ, es waren alle Unterhandlungen und Vermittlungsversuche die seit 1621 vergeblich am kaiserlichen Hofe waren angeknüpft worden, berichtet und nachgewiesen, daß Friedrichs V. Schuld, selbst wenn man sie zugab, nimmermehr dem unschuldigen Nachkommen könne verderblich werden [36]). Eine Proclamation an das deutsche Volk (27. Jan. 1637), und ein Schreiben an die europäischen Fürsten (2. Febr.) drängte jene Gründe in Kürze zusammen [37]), und wenn die Rechtmäßigkeit der Ansprüche allein hinreichend wäre zum Besitz, so hätte Karl Ludwig durch jene Berufungen auf die Reichsgesetze allerdings Recht behalten müssen.

Die papiernen Schanzen reichten freilich nicht aus; er mußte für jetzt entweder auf sein Erbe verzichten oder es mit dem

---

dem Kaiser und Bayern nicht mehr laut zu reden wagten, erfuhr von einem ihrer Diplomaten Rusdorf selbst. S. seine Briefe p. 150.

36) Londorp IV. 642 — 676. Die Proclamation erschien nicht nur deutsch, sondern lateinisch, französisch und englisch. Für elegante Ausstattung, in der Elzevirschen Buchhandlung, sorgte ebenfalls Rusdorf, dem für alle diese Bemühungen wenig Dank ward. S. seine Briefe p. 198.

37) Lond. IV. 676—684

Schwert in der Hand zu erkämpfen suchen. Der Tod Ferdinands II. (Febr. 1637) schien dazu zu ermuntern; die deutschen Freunde des pfälzischen Hauses forderten den jungen Fürsten auch dringend auf, aus seiner passiven Stellung jetzt herauszutreten. Namentlich drängte Landgraf Wilhelm von Hessen (Apr. 1637) auf eine kraftvolle gemeinsame Unternehmung; würde die Pfalz von einer pfälzisch-hessischen Armee erobert, so könne sich der neue Kaiser der Behauptung des jungen Kurfürsten nicht mehr widersetzen. In England ward aber wieder gezögert; Karls I. Bedenklichkeiten und des jungen Pfalzgrafen übel angebrachter Ehrgeiz, die Sache auf eigene Faust zu unternehmen, zogen den Plan bis in den Spätsommer hin, indeß Landgraf Wilhelm vergeblich auf den unwiederbringlichen Werth des einzigen schnell verstreichenden Augenblicks hinwies [38]).

So ging die Zeit mit Nichtigkeiten hin. Beide Prinzen schienen nichts Gutes für die Zukunft zu versprechen; der ältere meinte einen Augenblick, Gemahl der Königin von Schweden werden zu können, der jüngere, Ruprecht, zum Soldaten geboren, aber von einer abentheuernden Phantasie schon früh beherrscht, ließ sich damals von dem Gedanken einer Expedition nach Madagaskar anlocken und ward eine Zeitlang Tagesgespräch der londoner Kannengießer, bis es Rusdorf mit Mühe gelang, ihm die Donquiroterie für den Augenblick aus dem Kopf zu bringen [39]). Der ältere Bruder, Karl Ludwig, auf dem jetzt die ganze Verantwortlichkeit der Zukunft lag, war den offenen, biedern Warnungen ergebener Freunde, wie Rusdorf, unzugänglich geworden; die tolerante Lebensphilosophie der Cavaliere und Hofschranzen sagte ihm mehr zu. So blieben seine großen Talente unbenutzt; um Staatsgeschäfte wenig bekümmert, ging er allen Genüssen eines weichlichen und frivolen Hofes nach; sein Sinn hing, wie Rusdorf an Alting schreibt, an Eitlem und an Genuß [40]); gewöhnt an dieses entnervende Leben konnte

38) Rommel IV. 4. 448.
39) Rusd. ep. 193. 194.
40) Rusdorf ep. 193. 198. 199.

er sich kaum entschließen, den ernsten, mühevollen Pfad des Lebens zu betreten. Auch was er für seine Sache that, zeugte mehr von einem leichtfertigen Cavalier, als einem Fürsten, den der Ernst des Unglücks groß gezogen, denn in dem Augenblick, wo alles auf eine ernste Entscheidung drängte, mußte Rusdorf in seinem Auftrag mit Rudolf Weckherlin über Embleme und Inschriften correspondiren, womit der junge Kämpfer seine Feldzeigen und Flaggen sinnreich schmücken wollte [41]).

Endlich entschloß man sich zu einer Unternehmung; sie ward aber so vorbereitet, daß man sie als todtgeboren betrachten konnte. Wenn König Karl seinen Neffen unterstützen wollte, so war es das Natürlichste, ihn mit den Schweden oder Herzog Bernhard zu vereinigen; dagegen sträubte sich aber theils König Karl, durch die eigensinnigen Bedingungen schwedischer und französischer Verbündeten abgeschreckt, theils der eitle Wunsch des pfälzischen Prinzen, als Kurfürst von der Pfalz sich auf eigene Hand Lorbeeren zu sammeln. So zog er dann im Frühjahr 1638 nach Holland hinüber; mit dem Gelde seines Oheims und ergebener englischer Großen, hatte er von den Erben von Kniphausen den hannöverischen Ort Meppen gekauft; von dort aus wollte er nun mit den Trüppen, die er sich geworben, einen Eroberungszug ins Innere von Deutschland, wo möglich in seine Erbstaaten, versuchen. Meppen als Schlüssel zu Friesland von militärischer Bedeutung, ward der Sammelplatz für seine Vorräthe und Munition; es bedurfte daher einer sichern Macht, um diese Schutzwehr des projectirten Feldzugs zu decken. Aber Karl Ludwig sollte sich nach seines Oheims Willen nur mit dem hessischen General Melander verbinden und dieser war noch fern; die näher stehenden Corps der Schweden hielt die englische und schwedische Diplomatie von einer Vereinigung ab [42]). So gelang es dem kaiserlichen General Hatzfeld, einen Ueberfall auf die Vorrathskammer des pfälzischen Feldherrn auszu-

41) Rusd. ep. p. 207.

42) Pufendorf rer. Suec. lib. 1. §. 36.

führen; nachdem man Alles genau recognoscirt, überfiel Oberst Ketler, von verrätherischer Hand geführt, die Stadt bei Nacht ($\frac{1}{11}$ Mai), und die Besatzung, Vorräthe, Munition und Geld ward eine Beute der Kaiserlichen [43]).

Karl Ludwig fühlte selbst, daß er nach diesem Unfalle ohne fremde Unterstützung nichts wagen könne, aber einem Bunde mit den Andern standen die alten Hemmungen im Wege. Im Haag unterhandelten die Pfälzer mit den Schweden, aber Karl Ludwig wollte seine kurfürstliche Autorität den Generalen der schwedischen Krone nicht ganz unterordnen, und die Schweden meinten, jede Unterstützung müsse von dem hülflosen Prinzen schon mit beiden Armen aufgegriffen werden. Darum brach der Pfalzgraf die Verhandlungen ab (18. Mai), und suchte durch Ramming in Schweden selbst seine Sache zu betreiben, aber dort betrachtete man einen Bund mit dem Pfälzer als eine ausgepreßte Citrone, der kein Saft mehr abzustehlen war; nur, weil man berechnete, daß die Unterstützung des pfälzischen Prinzen der Hauptvorwand sei, in die politischen Verhältnisse Deutschlands einzugreifen, gab man (Sept.) eine Antwort, die besser lautete, als die Gesinnung der Schweden war [44]).

Auch der Bund mit den Hessen scheiterte, weil Karl Ludwig auf seinem kurfürstlichen Oberbefehl beharrte [45]), die Holländer waren zähe geworden, und die versuchten Werbungen von Soldaten hatten keinen glänzenden Erfolg. So verstand sich der Prinz, der mit seinem englischen Gefolge zu Arnheim kurfürstlichen Hof hielt, dazu, mit etwa siebzehnhundert Mann, die ihm blieben, sich mit dem etwas isolirten schwedischen Corps unter King zu vereinigen; und am 9. September schloß er von

43) Pufendorf X. §. 37 und Theatr. eur. III. 943. 944. Reigers ausgelöschte Simmer'sche Linie S. 125.

44) Pufend. X. §. 38. 39. 40. Legatis Lubecam ituris injunctum iri commoda Palatinae domus pro virili observare. Salvio quoque mandatum, ut foedus pro utriusque partis conditione adornet: tum ut de tuto Electoris accessu laboret.

45) S. Rommel IV. 4. S. 535.

seinem Bruder Ruprecht und den englischen Großen, die mit ihm den Feldzug machten, begleitet, bei Stadtlo sich dem schwedischen Heerhaufen an [46]). Um einen festen Halt zu gewinnen, wandte man sich erst gegen Meppen, dessen Zugang von den Kaiserlichen aber schon verlegt war, dann zog man, das münstersche Gebiet verheerend gegen Lemgo; dort sollten die Holländer, die das pfälzische Heer bildeten, untergebracht werden; statt 1700 waren es noch 900, so viele waren auf dem Wege schon desertirt. Man belagerte Lemgo (Anf. Okt.), wo indessen das Herannahen der Kaiserlichen der ohnehin lässig betriebenen Belagerung bald ein Ende machte. Der Pfalzgraf und die Schweden zogen sich jetzt gegen Blotho um Minden zu erreichen; da hemmte aber die von den Kaiserlichen abgebrochene Brücke bei Gohfeld den Rückzug. So standen sie an der Weser festgehalten, als Hatzfeld ihnen nachfolgte; nach einem Kampfe von wenig Stunden, schlug er (17. Okt.) die Ueberraschten dermaßen, daß nur King einen Theil seines Heeres rettete, die „pfälzische Armee," die nach dem Rhein hatte erobernd ausziehen wollen, theils aufgelöst ward, theils sich auf wenige Reste vermindert in den schwedischen Regimentern verlor. Die persönliche Bravour, die beide Pfalzgrafen hier so glänzend bewiesen, als in einem Gefecht am 14. September, ersetzte den Mangel kriegerischer Erfahrung nicht; der anfangs Sieg verkündende Kampf ward zur vollständigen Niederlage. Alle Vorräthe, alles Gepäck, über 30,000 Thaler Geld ward verloren; Pfalzgraf Ruprecht nebst mehreren vom englischen Adel gefangen, nur Karl Ludwig rettete sich mit Verlust seines Gepäckes und seiner Orden in einem sechsspännigen Wagen durch die Weser, sprang aus dem versinkenden Gespann an das hohe buschige Ufer und eilte zu Fuß, ohne Mittel, nach Minden, wo die Gastfreundschaft eines Rathsherrn, Schwechhausen, den verfolgten

---

46) Die Bedingungen waren: si Elector apud exercitum ipse non adsit, Kingius summum imperium militare gerat, praesenti Electori proximus habeatur. Pufend. X. §. 41.

Prinzen zwei Monate lang heimlich bewirthete [47]). Von da begab er sich nach Hamburg, wo der getreue Rusdorf die Schweden zu einem Bunde mit dem pfälzischen Hause zu bereden suchte; der Plan wäre ohnedies an dem schwankenden Benehmen Englands gescheitert, auch wenn nicht der flüchtige Karl Ludwig durch sein stolzes Benehmen, das er als deutscher Reichsfürst den fremden Diplomaten und Schreibern gegenüber bewies, die einflußreichsten Leute von sich abgestoßen hätte [48]).

Es schien ein unglückliches Verhängniß auf den Angehörigen Friedrichs V. zu lasten, von einer nothdürftigen Hoffnung in die andere gescheucht, verloren sie mit jeder neuen Unternehmung eine neue Stütze, an die sich ihr verkümmertes Lebensglück angeklammert hatte. Man denke sich den Schmerz der Mutter, als jetzt ihr ältester Sohn flüchtig und ganz hülflos nach Holland zurück kam (Febr.), der jüngere Bruder gefangen nach Wien geführt ward, um dort vielleicht — und das war das bitterste für Elisabeth — seine Freiheit durch einen Glaubenswechsel einzukaufen. Noch einmal tauchte in diesem Momente der Hülflosigkeit eine matte Hoffnung auf; die armen Verbannten setzten mit frischem Muth ihr Lebensglück darauf. Herzog Bernhard von Weimar nämlich hatte während der letzten Unfälle seine bewunderten Kriegszüge am Oberrhein gemacht und stand nun dort, wie einst der Schwedenkönig, in einer gebietenden Stellung; eifersüchtig bewacht von Frankreich, als Protestant durch den katholischen Alliirten heimlich gehaßt und vielfach beengt, suchte er sich andere Stützen, als die falschen Fremden; er hoffte, mit England und den deutschen Protestanten im Bunde, die lästigen Eingriffe der richelieuschen Politik abschütteln zu können. Darum suchte er England und Hessen an sich zu ziehen und Karl I. wie Karl Ludwig waren jetzt (Frühj. 1639) gern bereit, in ihrer hülflosen Lage sich der Leitung eines Feld-

---

47) Pufend. X. §. 41. Theatr. eur. III. 986. 987.

48) Bougeants Historie des dreißigjährigen Kriegs, übersetzt von Rambach I. 369. 370.

herrn, wie Bernhard war, unterzuordnen [49]. Aber ehe es noch zur Entscheidung kam, starb der sächsische Herzog (Juli 1639) eines sehr schnellen Todes, und damit war den verschiedensten Intriguen jeder Art ein weiter Spielraum geöffnet. In Karl Ludwig erwachte jetzt der Gedanke, sich an die Spitze der Armee des verstorbenen Helden zu stellen, und wenn es gelang, leistete er damit nicht nur sich, sondern ganz Deutschland einen wesentlichen Dienst; ein deutscher Fürst, nicht französische Marschälle und Diplomaten, hätten dann den Frieden erkämpft. Von dem Prinzen von Oranien angeregt, that Karl Ludwig die vorbereitenden Schritte mit dringender Eile; eine Gesandtschaft aus Peblis und Ramming bestehend, ward zu Bernhards Armee geschickt, um sich mit Führern und Soldaten zu verständigen, den Markgrafen von Baden und die Schweizerkantone ins Interesse zu ziehen [50]; der Pfalzgraf selbst ging nach England (2. Aug.), um Geld zu holen, und die Sache schien durch Oraniens und seines königlichen Oheims Fürsprache, durch die Zuneigung des weimarschen Heeres einen unfehlbaren Ausgang zu verkündigen. Rusdorf war im Auftrag der Mutter Karl Ludwigs zu Salvius geeilt, ihm die Sache zu empfehlen; das eigene Interesse der Schweden, stellte er ihm vor, die Wünsche der Armee, das Begehren von Holland, Hessen und England würde dadurch befriedigt, Frankreichs Einfluß erhielte ein Gegengewicht und König Karl von England wurde am sichersten so zur Theilnahme am Kriege veranlaßt. Salvius schien es günstig aufzunehmen. Aber Richelieu bot Alles auf, die Armee für Frankreich zu gewinnen; ein solches Ansinnen des pfälzischen Prinzen mußte seine wichtigsten Plane durchkreuzen. Darum war es sehr unklug von Karl Ludwig, daß er unverborgen vor dem französischen Gesandten [51] mit fürstlichem Pompe England verließ und

49) Rommel IV. 4. 536 und Röse II. 313.

50) Die Instruction vom 22. Juli 1639, siehe in den Beil. zu Karl Ludwigs Leben S. 7—17. Vgl. Pufend. XI. §. 48.

51) Der französische Gesandte hatte mit Karl I. sich darüber bespro-

den Weg durch Frankreich nahm; ein kleiner Unfall konnte ihn mit seinen reichen Geldmitteln — er hatte 25,000 Pfund Sterling bei sich — scheitern machen. So geschah es denn auch; zwar landete der Prinz in Boulogne als Ludwig Stuart, aber statt die Etikette einer fürstlichen Reise zu meiden und so schnell, als der Augenblick erforderte, zu reisen, ging er nach Paris, und lebte dort zwar incognito, aber doch so, daß seine Anwesenheit bei dem Hofe nur ein öffentliches Geheimniß war. So kam er nach Moulins; hier ließ Richelieu, um Völkerrecht in diesem Augenblick der dringendsten Noth wenig bedacht, den gefährlichen Bewerber um Herzog Bernhards Erbschaft anhalten, und ungeachtet aller freundlichen Versicherungen als Gefangenen wegführen (24. Okt. 1639). Auf einem Miethkarren, von einem einzigen Diener begleitet, von jedem Umgang, jedem brieflichen Verkehr abgehalten, ward der unglückliche Prinz, der sich eben noch im Besitze seines Erbes und an der Spitze einer großen Armee geträumt hatte, als Gefangener nach Vincennes gebracht; indessen Richelieu die weimarsche Armee, des verstorbenen Feldherrn Lebensschöpfung, gerechteren Ansprüchen der übrigen Bewerber wegstahl [52]).

So schwer das Schicksal auf der pfälzischen Fürstenfamilie lastete, der Gewaltstreich Richelieus erregte doch laute Theilnahme und Unwillen über den Urheber; es lag die Erinnerung noch zu nahe, welche Dienste Karl Ludwigs nächste Vorfahren, Friedrich IV. und Johann Casimir, dem Vater Ludwigs XIII., zur Gründung des bourbonischen Thrones, geleistet hatten. Beschwerden kamen in Menge ein; ihre Haltung war freilich nach dem Interesse der einzelnen Mächte verschieden. England, in der Illusion befangen, Bernhards Heer werde Niemanden als den Pfalzgrafen zum Feldherrn nehmen, ergriff wie gewöhnlich falsche Mittel; Schweden, dem an der Freiheit des Pfalzgrafen

chen und ziemlich deutlich erklärt, daß des Pfalzgrafen Reise auf Schwierigkeiten stoßen würde. Pufendorf XI. 59.

52) Pufend XI 59. Bougeant I. 415. Röse II. 343.

nicht gar zu viel lag, that es in höflicher, zahmer Weise; nur Dänemark und die Landgräfin von Hessen, gerade die kleinsten Mächte, an welche Elisabeth Stuart sich gewendet, sprachen in drohendem und wirksamem Tone[53]). Richelieu entschuldigte sich erst mit dem nichtigen Grunde, eine so hohe Person dürfte nicht ohne königliche Erlaubniß durchs Land reisen, als aber, zugleich mit des Königs von Dänemark drohenden Aeußerungen gegen den französischen Gesandten in Hamburg, die Landgräfin Amalia (seit Dez. 1639) geradezu drohte, die Verbindung mit Frankreich abzubrechen, gab man (März 1640) dem Pfalzgrafen die Erlaubniß, nach Paris zu gehen, doch unter der Bedingung, sich nicht aus der Stadt zu entfernen. Erst am 4. August, als Richelieu seinen Zweck erreicht hatte, gab er ihm die Freiheit[54]); äußere Auszeichnungen und Ehren, die der Hof dem Pfalzgrafen erwies, die splendiden Ausgaben für ihn, die sich täglich auf 1500 Livres beliefen, entschädigten ihn aber nicht für den wichtigen Verlust, der ihm durch jenen Arrest geworden war.

Dem pfälzischen Lande war die Hoffnung, durch seinen rechtmäßigen Fürsten die Ruhe wieder zu sehen, auf lange Zeit entrückt; das Kriegsleuд dauerte fort und ward wo möglich noch gesteigert, da das Land in diesem Jahre wieder zum Schauplatz des Kampfes ward. Gleich nach Herzog Bernhards Tode war eine Abtheilung seines Heeres vom Elsaß über Weißenburg, Landau in die Rheinpfalz eingedrungen (Ende Juli 1639), hatte die spanischen Garnisonen aus Neustadt, Alzei, Germersheim

53) Vgl. Pufend. XI. §. 60. Bougeant I. 417. Rommel IV. 4. S. 557. 558. Auch die sechs Schweizerkantone richteten eine Schrift an Ludwig XIII. S. Londorp contin. IV. 172—175.

54) Mit der Bedingung, er dürfe nichts gegen Frankreichs Interesse unternehmen. Pufend. XII. 52. Mit welcher Unverschämtheit man den wahren Standpunkt der Sache verrückte, zeigt ein Brief Chavigni's vom Jan. 1640 (Bibl. roy. Mss. franç. 741), worin er nach Holland schreibt, der König werde, wie bisher, fortfahren, für Karl Ludwigs Interesse zu wirken, „mais il est juste cependant qu'elle assure ses affaires et celle *de la cause commune* sur le Rhin par une solide et mutuelle intelligence entre le chef et les membres de son armée."

verjagt und hätte in dem unglücklichen Lande Winterquartiere bezogen, ohne das Heranziehen der starken bayerischen Armee, die im Herbst über den Rhein gerückt war und die Weimarschen aus dem kurzen Besitz der pfälzischen Orte Neustadt, Alzei, Oppenheim wieder wegdrängte [55]. Kaum hatte sich aber der größte Theil der Feinde wieder rückwärts gewandt, so drängten die weimarisch-französischen Horden sich von Neuem herein, und die Orte Neustadt, Alzei, Oppenheim wechselten zum drittenmal seit vier Monaten die Besitzer. Von weiterem Vordringen hielt sie das Vorrücken eines bayerischen Corps ab; so lagen sie denn, mißvergnügt und gegen ihre Führer erbittert, in den Gegenden der rheinischen Pfalz, von Alzei gegen Kreuznach und Bacharach hin zerstreut, und alle Ausschweifungen einer zuchtlosen Horde wurden da geübt. Die Führer selbst hielten zuletzt einen längern Aufenthalt in dem ausgesaugten, verödeten Lande nicht mehr für rathsam, und in den ersten Tagen des Jahres 1640 sahen die Pfälzer ihre schrecklichen Befreier scheiden.

Karl Ludwig war dreimal in seinem Versuche, mit den Waffen sich Recht zu verschaffen, gescheitert; darum gab er sich jetzt wieder dem Gedanken hin, mit Unterhandlungen könne er vielleicht eher zum Ziele gelangen. Das Verhältniß zu Schweden bot wenig Reizendes; Generale und Diplomaten ließen den pfälzischen Prinzen trotzig ihre Uebermacht fühlen, und dieser verlor auch im Unglück die stolze Haltung nicht, die später in günstigeren Zeiten Karl Ludwigs Erscheinung zu einer imposanten machte, jetzt aber das herablassende Mitleid hochmüthiger Beschützer von ihm abwandte. Er war im Frühjahr 1639 aus Hamburg rasch weggegangen, und sie warfen ihm nicht mit Unrecht vor, er wolle lieber beim Kaiser als bei den Schweden seine Hülfe suchen [56]. Seit dem letzten Mißlingen war dieser Gedanke in Karl Ludwig ernsthaft rege geworden; er reiste (Sept. 1639) aus seiner französischen Gefangenschaft mit dem

55) Pufend. XI. 46. 55.
56) Pufend. XI. §. 57.



Entschlusse fort, bei Kaiser und Reich sich um eine friedliche Ausgleichung zu bemühen. Nach kurzem Aufenthalt bei seiner Mutter in Rheuen, bezab er sich von Neuem auf die Reise, und während sein Bruder Moriz damals zu Banners Heer ging (Okt.), reiste er selbst nach Dänemark, den König um eine Vermittlung beim Kaiser anzugehen [57].

Die Reise war nicht fruchtlos; auf dem Versammlungstag den die Kurfürsten im Mai des Jahres 1640 zu Nürnberg hielten, erschien ein dänischer Gesandter, dem neben andern Angelegenheiten auch die Beilegung der pfälzischen Streitfrage übertragen war; ein Schreiben des Königs selbst empfahl die pfälzische Sache noch besonders dem (im Herbst 1640) zu Regensburg versammelten Reichstage [58]. Die Kurfürsten und der Kaiser verschoben zwar die Ordnung dieser Angelegenheit auf specielle Verhandlungen, gegen die man nach trauriger Erfahrung allen Grund hatte, mißtrauisch zu seyn, aber es zeigte sich im Benehmen der kaiserlichen und spanischen Diplomatie eine Bereitwilligkeit und ein Zuvorkommen, das die besten Hoffnungen gab [59]. Karl Ludwig berichtete dies nach Paris und Stockholm; als er (Dez. 1640) abermals nach Dänemark reiste, um Christian IV. zu danken und seine Sache nochmals zu empfehlen, warnte freilich Salvius den oft Getäuschten vor neuen diplomatischen Ränken, und meinte, es werde nicht viel dabei herauskommen.

Mochte es nun mit der Ehrlichkeit jener Zusage sich verhalten, wie es wollte, ein unerwartetes Ereigniß gab den pfälzischen Hoffnungen eine neue Stütze. Der Schwede Banner war mit seiner Armee kühn bis nach Bayern und gen Regensburg vorgedrungen, und die Kugeln der Feinde beschossen, mehr zum Hohne als zum Schaden, die Stadt selbst, in der sich der Kai-

---

57) Theatr. eur. IV. 176. 251.

58) Häberl. XXVII. 410. 429.

59) Die spanischen Gesandten in London gaben dem Pfalzgrafen damals den Kurfürstentitel.

ser und der Reichstag befand. Jetzt erschien, unter dem Donner der schwedischen Geschütze, ein kaiserlicher Geleitsbrief für die Glieder des kurpfälzischen Hauses, und was man in der Noth versprochen, konnte man nicht wohl den Augenblick nachher, als die Gefahr vorüber war, wieder verweigern. Karl Ludwig sah dem Reichstag mit großen Hoffnungen entgegen; die Schrift der bayerischen Publicisten, die man seinen Manifesten von 1637 entgegengestellt hatte, ließ er (1640) durch eine ausführliche Deduction widerlegen [60]); auch schien die Stimmung in England bei König und Volk das Beste zu verheißen. Das Volk in ganz Großbritannien befand sich in einer kirchlichen Aufregung, die der pfälzischen Sache höchst günstig war, diese Stimmung ward noch gehoben, als der König selbst in einer öffentlichen Erklärung sich der Gesinnung des Volkes anschloß. Die Reden und Vorschläge, die man im Parlamente hörte, gaben der Regierung alle moralische Macht, für die pfälzische Familie energisch zu handeln, denn in den Häusern der beiden Königreiche England und Schottland war eine militairische Unterstützung Karl Ludwigs förmlich zugesagt worden [61]). Der englische Gesandte, Thomas Rowe, der mit den pfälzischen Räthen, Peblis und Conrad Spina, nach Regensburg ging, äußerte trotzig, es sey das die letzte gütliche Verhandlung Englands; er werde nur die Alternative stellen, ob sie die Pfalz zurückgeben oder mit England Krieg führen wollten [62])? Und in Wahrheit war damals Karl fest entschlossen, mit den Waffen aufzutreten, die Parlamente unterstützten ihn und das ganze englische Volk schien ein solches Unternehmen mit Sehnsucht zu erwarten.

Die englischen Zustände befanden sich aber am Abgrunde einer Revolution; die kaiserliche Politik handelte daher sehr fein, wenn sie, wie früher, den Eifer der englischen Diplomatie so lange hinhielt, bis er verraucht war, und die Verhältnisse sich

60) Beide in Londorps Acta publ. IV. 711—784.
61) Theatr. eur. IV. 418—422. 501. 502. 510.
62) Pufend. XIII. §. 96.

änderten. So hielt man auch jetzt den englischen Diplomaten durch freundliche Erklärungen von unbestimmtem Character in guter Laune, in einem Augenblick, wo vom Reichstag ein die Pfälzer ausschließendes Amnestiedecret ausging, wo auf das pfälzische Verlangen einer unbedingten Restitution Bayern, um seine Ansicht befragt, eine Antwort gab, die sehr wenig Hoffnung auf eine Verständigung gestattete. So ging der Sommer des Jahres 1641 hin, der Reichstag nahte seinem Ende und noch war nichts Allgemeines geschehen, zur Ausgleichung der pfälzischen Streitsache. Jetzt lud der Kaiser die Partheien nach Wien ein; die Freilassung des Pfalzgrafen Ruprecht, die damals geschah, sollte zugleich von seinen friedlichen und versöhnlichen Gesinnungen Zeugniß geben. So kamen denn (Nov.) außer den bayerischen, dänischen Gesandten auch die Unterhändler von England und Pfalz, Rowe, Peblis, Spina, in Wien zusammen, aber die Aussicht auf eine Ausgleichung war nicht größer als früher. Der Rest des Jahres ging hin, und man blieb von dem Ziele so fern, wie auf dem Reichstag; die englisch-pfälzische Diplomatie forderte eine unbedingte Einsetzung der pfälzischen Familie in den Besitz von 1618; die bayrischen Unterhändler dagegen wollten erst gar nichts herausgeben, dann ließen sie sich mit Mühe dazu bereden, die Unterpfalz unter Bedingungen auszuliefern (von der Kurwürde und der Oberpfalz wollten sie ohnedies nichts hören); der spanische Gesandte endlich, dessen König die Unterpfalz besetzt hielt, erklärte zwar, man werde diese Provinz zurückgeben, aber nur wenn es der allgemeine Friede verlange und Spanien dafür entschädigt werde [63].

Es wäre Zeit und Mühe verloren, wollte man alle einzelnen Momente einer Verhandlung durchgehen, die offenbar nur dazu gemacht schien, Zeit zu gewinnen. Bald zögerte man, weil der Kurfürst von Mainz nicht Theil nehmen könne, bald

63) Londorp V. 784. Pufend. XIII. §. 98.

erklärte der spanische Gesandte, er habe für diesen Fall keine Instruktionen, bald verlangte der Kaiser Gegendienste von England, ehe er selbst noch etwas gegeben hatte. So kam der Frühling des folgenden Jahres heran (1642), ohne daß man einer Entscheidung näher gewesen wäre; der englische Gesandte drohte abzureisen und das Parlament schien seiner frühern Gesinnung treu zu bleiben, jetzt endlich gab der Kaiser (6. Mai) eine offene Erklärung, die wenigstens jeden Zweifel beseitigte [64]. Die Unterpfalz solle als Lehen an die Erben Friedrichs V. zurückkehren, mit Ausnahme des Amts Germersheim, wofür man den Pfandschilling entrichten werde; die Oberpfalz (mit Ausnahme der Grafschaft Chamb, die Bayern verbleibe) solle dann ausgeliefert werden, wenn die Pfalz 13 Millionen Kriegskosten bezahle; die Kurwürde werde bei Maximilian und den drei männlichen Nachkommen Herzog Wilhelms V. verbleiben, nach deren Absterben an das pfälzische Haus übergehen, und von da an zwischen der ältern und jüngern Linie der wittelsbachischen Familie abwechseln. In allen restituirten Landen müsse die katholische Religion geduldet, die Stiftungen, Klöster und Jesuitenanstalten, die man errichtet, in ihrem Besitze gelassen werden; auch alle sonstige Belehnungen und Schenkungen des Kaisers sollten unangetastet bleiben. Entschädigungen endlich für Verluste und Beraubungen in den letzten 20 Jahren, dürfe die wiedereingesetzte Familie in keiner Weise fordern.

Die englisch-pfälzischen Unterhändler waren wie aus den Wolken gefallen; Thomas Rowe gab eine ernste Erwiederung ab (10. Mai), worin er offen sagte: Da ich nach zehnmonatlichem Warten Erklärungen erhalte, die in Wahrheit und Wirklichkeit nichtig sind, so appellire ich an eure eigene Ehrlichkeit und frage euch, wie soll man ein solches Benehmen würdigen? Die pfälzischen Gesandten gaben (12. Mai) eine Note ein, die in bewegender Weise hervorhob, wie unrecht das Verfahren gegen

64) S. Londorp V. 785. Vgl. Pufend. XIV. § 71. Theatr. eur. IV. 629 ff.

die schuldlosen Erben Friedrichs V. sey, wie unbillig die Geldbelastungen seyen für ein seit 20 Jahren vom Kriege bedrängtes Land, und wie unmöglich es sey, daß der verbannte und verarmte Sohn Friedrichs 13 Millionen bezahle und dann die Regierung über ein völlig ausgepreßtes, verkleinertes Besitzthum antrete [65]); aber die Gegner hatten die Gewalt in Händen, vor welcher die Stimme der Billigkeit und klugen Mäßigung verstummte. Noch machte Dänemark den Versuch einer Annäherung, um den drohenden Bruch aufzuhalten, aber schon über den Geldpunkt kam es auch nicht entfernt zu einer Art von Einigung; die Pfälzer erboten sich zuletzt (2. Juni) zu einer Zahlung von 600,000 Thalern, die Bayern beharrten auf ihrer Forderung von dreizehn Millionen, wofür ihnen Ferdinand II. erst die Lande ob der Ens, dann die Oberpfalz verpfändet habe.

Als die kaiserliche Erklärung in England bekannt geworden war, erhielten die Gesandten den Befehl, von Wien abzureisen; es geschah (20. Juli), ohne daß irgend etwas erreicht worden wäre, denn auch das Gesuch der Kurfürstin für ihr Witthum, und die Bitten, die Pfalzgraf Ludwig Philipp für die Restitution seines väterlichen Erbes früher an den Kurfürstentag, dann an den Reichstag, zuletzt nach Wien gerichtet hatte, waren erfolglos geblieben [66]).

Doch mieden die Sieger gern den Schein; die Welt sollte nicht glauben, daß an den unmäßigen Forderungen des Kaisers und Bayerns der Friede gescheitert war. Darum entließ Ferdinand III. den englischen Botschafter äußerst gnädig, machte ihm neue Zusagen, lud ihn auf Januar 1643 zu neuen Verhandlungen ein [67]); und Bayern erließ eine Deduction, die seine Politik vor der öffentlichen Meinung rechtfertigen sollte [68]).

65) Londorp V. 786—788.

66) Theatr. eur. IV. 316, 660, 661.

67) Pufend. XIII. §. 71.

68) Sie findet sich, nebst der pfälzischen Erwiederung, bei Londorp V. 791—812.

Die Hoffnung des Kaisers und Bayerns, es werde trotz allen drohenden Erklärungen Englands nur bei Worten bleiben, hatte sich als gegründet erwiesen; man hatte die Verhandlungen zu Wien glücklich so lange hinausgezogen, bis in Großbritannien die warme Theilnahme für die pfälzische Sache vor dem Einfluß gewichtigerer Ereignisse verschwunden war. Der frühere Zwiespalt zwischen dem Hause Stuart und dem Geiste der öffentlichen Freiheit in Großbritannien war zum wilden Kampfe aufgelodert, und, als jetzt Karl Ludwig, abermals mit gescheiterten Hoffnungen, nach dem Lande seines Oheims zurückkehrte, fand er Strafford durch Karls I. Schwäche gefallen, den König selbst in seiner Sicherheit bedroht und die stuartsche Monarchie von der Gewalt der wildesten demokratischen Bewegung erschüttert. Bald brach der Bürgerkrieg auf allen Seiten los; Karl Ludwig ohne Parthei zu nehmen, hielt sich aus innerer Ueberzeugung oder weltkluger Berechnung von jeder Theilnahme fern. Er lebte in Windsor und Whitehall, bezog sogar vom Parlamente noch ein Jahrgehalt und schien, zum tiefen Schmerze seiner Mutter, zwischen der Sache des Hauses Stuart und seinen demokratischen Gegnern eine selbstständige, vermittelnde Stellung einnehmen zu wollen [69]), während seine Brüder, besonders der rasche Ruprecht, als Paladine des legitimen Königthums im Kampf und Mißlingen bewiesen, daß stuartisches Blut in ihren Adern floß.

Das pfälzische Land blieb auch fortan allen Gräueln des Krieges preisgegeben; selbst wo die Natur mit reicher Hand zu spenden schien, trat das Schicksal dieser verhängnißvollen Zeit störend dazwischen. Der reiche Ertrag der Ernte von 1641 hatte in dem menschenleeren Lande Ueberfluß und Wohlfeilheit

---

69) Der Pfalzgraf erhielt vom Parlament 8000 Pfund jährlich „for his good affection to the popular cause." Briefe von ihm und seinen Brüdern, Ruprecht und Moriz, an das Parlament s. Memoirs of the great civil war in England. Lond. 1842. I. 114. 119. 120 f. 276. 383. II. 119.

der Lebensmittel herbeigeführt, aber das lothringische Volk und die flüchtigen Horden des lamboyschen Corps sorgten zerstörend dafür, daß vom Gefühl des Wohlstandes auch jeder Schatten verschwinde. Die spanische Verwaltung verfuhr, wie noch heute das Sprüchwort im Munde des Volks es bezeichnet — spanisch; religiöse Quälereien blieben nicht aus, und es wurde damals (Sept. 1641) der Besuch der katholischen Kirchen bei Geld- und Gefängnißstrafe geboten. Am rücksichtslosesten verfuhr die bayrische Verwaltung; sie setzte ihr Bekehrungssystem im Geist der frühern Politik von 1628 und 1629 fort. Doch rieth der heidelberger Statthalter selbst dem Kurfürsten Maximilian: man möge nicht mit Gewalt verfahren, da Kurmainz an der Bergstraße und die Spanier in Frankenthal den Protestantismus bestehen ließen. Auch die Jesuiten, Franziscaner, Kapuziner und Dominicaner in Heidelberg seyen der Ansicht, „bei dem **dubio belli statu** sey ein mehreres zu thun nicht räthlich." Wie man verfuhr, zeigt ein Fall: das an Kurpfalz verpfändete badische Pforzheim war auch von bayrischen Truppen besetzt worden, es hatte sich aber bei der Uebergabe (1635) die Religionsduldung versprechen lassen. Nun feierte man dort den Sieg, den Torstensohn (Okt. 1642) bei Breitenfeld erfocht, durch einen Gottesdienst, sogleich verordnete Maximilian „die Abschaffung alles protestantischen Religionswesens." Als man ihm die Capitulation entgegenhielt, fragte er, auf wessen Geheiß das geschehen sey und es kam zu einer langen diplomatischen Verhandlung, da sich die lutherischen Fürsten der pforzheimer Sache annahmen. Später kam es vor, daß die noch übrigen Protestanten in der Pfalz an Festtagen masseweise nach den benachbarten protestantischen Orten zogen, um das Abendmahl zu nehmen, aber ein Decret von München verbot das „bei unnachläßlicher scharfer Strafe" [70]). Die Aussicht in die Zukunft ward stets trüber; das Volk wollte damals Blutregen gesehen und Weherufe ge-

70) S. über alles dieses die Origtnalakten im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Religion" Conv. 1704).

hört haben, die noch lange dauerndes Elend über die Pfalz zu verhängen drohten. In der That schien auch die Hoffnung auf bessere Zeiten immer mehr zu schwinden; von England war nichts mehr zu hoffen, und Karl Ludwig selbst fand es rathsamer, aus dem Pallast zu Whitehall, der bald Zeuge blutiger Ereignisse werden sollte, sich in die stille Wohnung des Dechanten Wren zu Windsor zurückzuziehen, wo er, von Wenigen umgeben, mehr der Ruhe eines wissenschaftlichen Lebens, als politischen Geschäften sich hingab [71].

Aber in Deutschland war über die Kriegführenden selbst ein Gefühl der Erschöpfung gekommen, und während die Waffen sich aufs neue zur Entscheidung rüsteten, hatte der Kaiser bereits seine Zustimmung gegeben zu den Präliminarien, welche die Verhandlungen über den Frieden festsetzten (Juli 1642). Zwar mußte noch härteres kommen, bis alle egoistischen Rücksichten durch die allgemeine Ueberzeugung, der Friede sey allen nothwendig, überwältigt war; und der Versuch, auf dem frankfurter Deputationstage, die pfälzische Sache einer Entscheidung näher zu bringen (1643), war so erfolglos als die früheren [72].

Erst 1644 sah man die Unterhändler der großen Mächte sich in Münster und Osnabrück versammeln, aber die Aussichten zu einer raschen Ausgleichung waren nicht glänzend. Persönliche und kleine Interessen erstickten hier jede allgemeinere Betrachtung der Dinge; nicht einmal politisch standen die Unterhändler auf einer besonderen Stufe, denn die Diplomaten, die damals in Westphalen zusammenkamen, machen nur den armseligen Eindruck kleiner und eitler Seelen, in denen nicht einmal ein großer Egoismus aufkam, geschweige denn eine große patriotische oder politische Idee. Um Formen und Formeln zankten sich die Herren in der unerquicklichsten Weise, da doch der Moment eines völligen Aufbaues aus politischen Ruinen jetzt so ungestüm drängte; in Etikette, leerer Repräsentation und in anmaßendem

71) S. Büttinghausen pfälz. histor. Nachrichten S. 102 f.
72) Pufend. XV. § 70.

Hochmuth eines elenden Hofschranzenthums suchten sie zu wetteifern, während die politischen Lebensfragen Europas auf dem Spiele standen. In diesem wirren Getreibe der mannigfaltigsten Intriguen, diesem gegenseitigen Wettlauf kleiner diplomatischer Routine, wozu sich die Vertreter der ersten Mächte Europas herabließen, war kein Boden für erfolgreiche Bemühungen der verbannten Familie Friedrichs V.; sie mußte froh seyn, wenn ihr jetzt als Gnade durch die fremden Vermittler verschafft ward, was der Kaiser ihr als ein Recht zu geben, sich mit unkluger Consequenz immer noch weigerte. Mochte wohl kein Gefühl der Reue in Ferdinand III. und seinen Rathgebern aufsteigen, wenn ihm jetzt von französischer Frechheit und schwedischem Uebermuth Friedensanträge aufgetrotzt wurden, durch die er, wenn er nur ein Drittheil davon großmüthig bewilligte, ein deutsches Fürstenhaus noch kurz zuvor zu dankbarer Ergebenheit hätte verpflichten können?

Unter solchen Auspicien begann das Friedenswerk, und es läßt sich denken, daß die verbannte Pfalzgrafen-Familie von dem ersten Segen der Friedenshoffnungen wenig empfunden hat. Die greise Mutter Friedrichs V., die ganz schuldlos an der Verirrung des Sohnes, sogar mit cassandrischer Weissagung ihm (1619) den nahen Sturz vorausgesagt, und trotzdem 25 freudlose Jahre in der Verbannung lebte, sie, die Tochter des großen Oraniers, die zuletzt bei ihrem berühmten Enkel, dem brandenburgischen Friedrich Wilhelm, das Gnadenbrod aß, ward jetzt endlich aus dem Leben weggenommen (März 1644), und starb, zwar nicht hoffnungslos, doch ohne sichere Aussicht auf die Zukunft ihrer verfolgten Enkel. Die Wittwe Friedrichs, Elisabeth Stuart, die den vollen Leidenskelch des Hauses Stuart fast zur Neige geleert, war von Nahrungssorgen bedrängt; sie, die Tochter und Mutter von Königen, die selbst einst eine Krone getragen, mußte jetzt vor holländischen Krämern flehentlich um ein Anlehen an Geld bitten, dessen sie für ihren Lebensunterhalt bedurfte. Karl Ludwig, der Kurprinz, lebte dem Schauplatz nah, wo eben eine Revolution den Thron seiner mütterlichen Ahnen

zu unterwühlen anfing, und war auf fremde Gastfreundschaft angewiesen, um sein Daseyn zu fristen; die jüngern Brüder fochten mit jugendlichem Ungestüm unter den Fahnen ihres Oheims für Erhaltung der stuartischen Krone.

So lebte die pfälzische Fürstenfamilie, während man zu Münster und Osnabrück Miene machte, den Frieden vorzubereiten. In grellem Gegensatze dazu stand der Waffenlärm, der Deutschland von einem Ende zum andern durchdrang. Auch die Pfalz blieb nicht verschont; im September des Jahres 1644 stürmte d'Enghien am Mittelrhein herauf, und Worms, Oppenheim Mannheim sahen wieder französische Besitzer, freilich um schon wenige Wochen nachher größtentheils bayerische Schaaren als Schützer und Zerstörer aufzunehmen; auch das folgende Jahr sahen die Pfälzer am Neckar und Rhein ihr ausgesogenes Land wieder zum Kriegsschauplatz gemacht, ohne daß Noth oder Mitleid die westphälischen Unterhändler in ihrem Geschäft zur Eile angespornt hätte.

Alle Zänkereien eines kleinen Etikettestreites wurden erschöpft, ehe man zur Sache selbst gelangte, und hätten nicht die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1645 dem Kaiser Furcht eingejagt und die Gegner in ihrer Hoffnung erhoben, jetzt Vieles ertrotzen zu können, so würde man noch lange darüber gekriegt haben, ob der oder jener den Vortritt haben, ob man diesen oder jenen Titel austheilen solle. Für die pfälzische Sache war die Verwicklung der Umstände sehr ungünstig; der Kaiser war ihr nicht geneigt, Frankreich und Schweden hauptsächlich nur um ihren Länderwucher thätig bemüht, und Bayern spannte alle Kräfte an, die Wiedereinsetzung der verfolgten Stammesvettern zu verhindern. Die pfälzischen Bevollmächtigten, die 1645 anlangten, Joachim Camerarius, Jonas Meisterlin und Philipp Streuf [73]), konnten deßhalb auch nur eine sehr unbedeutende Thätigkeit entfalten, und Schweden, wie Hessen-Cassel, hatten

73) Bis Mai 1645 war nur ein pfälzischer Agent, Gernand, da gewesen. Pufend. XVII. 60.

genug in ihrem Interesse zu thun, als daß sie das pfälzische nachdrücklich hätten vertreten können.

Bayern hatte noch bis zuletzt Alles aufgeboten, um die pfälzische Frage von dem gemeinsamen Friedenscongreß abzuhalten und auf eine jener Specialconferenzen zu verweisen, mit denen man seit 1623 die armen Pfalzgrafen so oft gefoppt hatte, und als dies nicht gelang, schlug Kurfürst Maximilian einen andern Weg ein, um zum Ziele zu gelangen.

Daß er der Restitution seiner pfälzischen Verwandten entgegenarbeitete, und bei den weltlichen Gesandten, wie bei dem päbstlichen Nuntius, die Gefahren hervorheben ließ, die daraus der katholischen Kirche erwachsen müßten, mochte er im Sinne seines persönlichen Vortheils oder seines kirchlichen Eifers verantworten können; wie ließ sich aber die Rolle, die er jetzt dem falschen Ausland gegenüber einnahm, mit dem Lobe vereinigen, das neuerlich von Unwissenden oder von Sophisten seinem Patriotismus gezollt worden ist? Schon im Frühjahr 1644 that er annähernde Schritte gegen Frankreich; der Sinn dieser Annäherung war nicht sowohl die Harmonie des kirchlichen Bekenntnisses, als der Wunsch, die egoistischen Ansprüche gegenseitig unterstützt zu sehen; Bayern wollte von Frankreich Schutz, um das geraubte Gut seiner pfälzischen Verwandten behaupten zu können; dafür war Bayern dann wohl geneigt, den französischen Eigennutz auf deutsche Kosten zu unterstützen [74]).

Der Anfang eines solchen Einverständnisses der Mazarinschen Politik mit der des münchener Hofes übte bald seine Rückwirkung auf die pfälzische Angelegenheit; Karl Ludwigs billiges

---

74) Daß dies die Tendenz der bayrischen Politik war, mußte schon jedem aufmerksamen Leser der Negociations secrètes unzweifelhaft seyn; neuerlich hat nun Söltl (Gesch. des Relig. III. 378 ff.) mit Auszügen aus Gesandtschaftsberichten und Instructionen die Sache noch klarer gemacht. Die Richtigkeit derselben ist bis jetzt noch nicht widerlegt worden; daß laut und vielfach geschimpft ward, hat nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, wie sehr Thatsachen dieser Art die Lügenindustrie der modernen Vergötterer Maximilians durchkreuzen mußten.

Verlangen, ihm die Rheinpfalz, die in französischer Gewalt war, einzuräumen, ward von dem „großmüthigen" Alliirten abgelehnt, ja man behandelte ihn nicht einmal als Kurfürsten, und das was die Unterhändler in Münster nach Paris schrieben, machte zu einer Wiedereinsetzung des pfälzischen Hauses nicht sehr viel Hoffnung. Seit März 1645 waren die bayrischen und französischen Diplomaten in sehr lebhaften Verhandlungen, und Maximilian bot Alles auf, um das geringe Interesse, das Frankreich für die Pfälzer officiell an den Tag legen mußte, durch Bedenklichkeiten jeder Art zu schwächen. Bald stellte man vor, wie der Katholicismus in Gefahr sey, bald erinnerte man an die Unterstützung, die sechzig Jahre früher das pfälzische Haus den französischen Hugenotten geleistet habe, bald machte man den Franzosen Angst, der junge Kurfürst werde sich für seine widerrechtliche Gefangennehmung, sobald er könne, an Frankreich rächen [75]). Man brachte es auch wirklich so weit, daß die Franzosen erklärten, Bayern solle nichts abtreten müssen, außer gegen Erstattung der verlangten Geldsumme; den Pfalzgrafen werde man höchstens für die verlorene Kurwürde mit einer neugeschaffenen achten Kur abfinden, dafür verlangten denn die großmüthigen Vermittler nichts als — das Elsaß und Philippsburg, „um den Pfalzgrafen im Zaum zu halten"; Bayern aber, wenn gleich seine Diplomaten das Begehren anfangs „als ein schweres und starkes" bezeichneten, auch der Kurfürst die unmittelbare Vermittlung in der Sache klüglich ablehnte, erklärte doch, in seinem eignen Besitze gesichert — „das französische Vorhaben bestens begünstigen zu wollen." [76]) Bald war man über die Hauptfragen einig; Bayern ging mit so liebenswürdiger Zuvorkommenheit auf die Gelüste Frankreichs ein, daß der Franzose, d'Avaux, schon im Mai versichern konnte, er wolle nicht nur den Bayern in ihren Forderungen treu beistehen, sondern auch die Schweden für eine geringere Abfindung

---

75) Söltl III. 393. 394.
76) Söltl S. 401. 403.

der Pfälzer umzustimmen suchen. Kurze Zeit nachher ward die Frage über eine französisch-bayrische Allianz genau in Berathung gezogen [77], und man fand, daß die Interessen Beider ohne Kränkung des gegenseitigen Egoismus wohl konnten befriedigt werden.

Die Pfälzer waren nicht in der Lage, etwas Entscheidendes zu thun; äußerten sie den Franzosen ihre Besorgniß wegen ihres Einverständnisses mit Bayern, so erklärten die falschen Diplomaten mit affectirter Zutraulichkeit, man werde in der unbeschränkten Restitution des pfälzischen Gebietes keinen Fußbreit nachgeben; das erfordere ja schon die Ehre und Sicherheit ihres eigenen Monarchen; wollten aber die pfälzischen Staatsmänner eine ernste, entschiedene Erklärung über die Kurwürde, so zuckte man bedenklich die Achseln und meinte, „das sey eine sehr schwierige Sache [78]). So waren sie überall hülflos; eine protestirende Erklärung Karl Ludwigs blieb von dem Congresse unbeachtet (Okt. 1645) [79]), und alle die Mächte, auf deren Schutz man vertraute, gingen aufs eifrigste der Verfolgung ihrer persönlichen Zwecke nach.

Wäre ein großes deutsches Interesse das letzte Ziel gewesen, so konnte man auch die Verkürzung des pfälzischen Gebietes ohne Bedauern sehen; aber während die Fremden wie gierige Harpyen nach dem deutschen Gute die Arme ausstreckten, entsprang Alles, was von Deutschen geschah, zumal die bayrischen Intriguen mit Frankreich, nur aus der schmählich entarteten Gesinnung jenes landesfürstlichen Egoismus, der — vom eilften bis zum neunzehnten Jahrhundert — den Fluch deutscher Zersplitterung als seine Schuld mit fortgeschleppt hat. So hatte denn auch der Kaiser, dessen unzeitigen Trotz im Sieg jetzt Deutschland büßen mußte, zum Nachgeben sich entschlossen; eine

---

77) Ebendas. S. 416. Als Ergänzung das, was Bougeant, herausg. von Rambach II. 367—381 aus den geheimen Unterhandlungen hervorhebt.

78) Pufendorf XVII §. 88.

79) Ib. XVII. 96.

Erklärung vom 14. April 1646, worin er die wichtigsten Forderungen den dreisten Franzosen vorläufig zugestand, enthielt das politische Todesurtheil des alten deutschen Reichs.

Frankreichs Habgier — auch wenn die Diplomaten das Gegentheil vorgaben — war damit mehr als befriedigt; für Schweden war eine ähnliche Abfindung zu erwarten, und Bayern war in seinem Besitze durch die französische Freundschaft gesichert. Nur die pfälzische Angelegenheit war immer noch im Schwanken; nicht einmal die kirchliche Frage von der Berechtigung lutherischen und reformirten Bekenntnisses war entschieden. Die Lutheraner äußerten sich darüber mit unbestimmten, zweideutigen Worten, die Pfälzer drohten unklug, wenn man dem Calvinismus sein Recht nicht gönne, würden sie am Lutherthum Repressalien nehmen; so ward die Stimmung durch die alten Kirchenhändel wieder aufgeregt und die lutherischen Schweden ärgerten sich über den ungestümen Glaubenseifer ihrer reformirten Schützlinge von der Pfalz [80]). Zugleich intriguirte Bayern und der Kaiser für eine völlige Beseitigung der pfälzischen Frage; man sollte sie doch auf einer besondern Versammlung erledigen, d. h. auf einen Reichstag im Monde verschieben! Als das mißlang, trat endlich der kaiserliche Gesandte, Trautmannsdorf, den pfälzischen Diplomaten mit freundlichen Erklärungen näher und deutete ihnen an (Febr. 1646), die Herausgabe der vollständigen Pfalz werde wohl nicht möglich seyn; aber, wenn auch die obere Pfalz verpfändet bleibe, könne man doch die Besitzungen am Rhein zurückgeben. Wegen der Kurwürde gäbe es drei Wege, entweder würde man die böhmische an Pfalz übertragen, oder Pfalz mit Bayern darin abwechseln, oder für Karl Ludwig eine achte Kur schaffen, die dann freilich in dem Range der bayrischen nachstehen müsse. Damit waren alle katholischen Fürsten höchlich zufrieden; Bayern machte drohende Miene für den Fall, daß man mehr von ihm verlange; die Katholiken äußerten, das sey vollständig genug

80) Pufend. XVIII. §. 47.

für den vertriebenen und besitzlosen Karl Ludwig; nur die Schweden fanden es ihrem Interesse gemäß, mit Ernst oder scheinbar mehr für den Pfalzgrafen zu verlangen, allein der französischen Diplomaten zweideutiges, achselzuckendes Benehmen, die Folge ihres Einverständnisses mit Bayern, hemmte den Erfolg der schwedischen Bemühungen [81]).

So kam denn (April 1646) ein Friedensentwurf hervor, der außer dem Verlust der Oberpfalz und der Vertauschung der ersten weltlichen Kurwürde gegen die letzte, den Pfälzern noch andere drückende Bedingungen auflegte; die Bergstraße sollte an Mainz, Germersheim an die Erben des Erzherzogs Leopold, die von Hessen-Darmstadt angesprochenen Besitzungen [82]) an den Landgrafen, der Ort Neuenhayn an die Erben des Grafen von Schönberg, der Ort Gaulsheim an den Ritter Brömser übergeben werden; worüber sonst verfügt sey vom Kaiser, sollte so verbleiben [83]) und der Katholicismus alle Rechte und Einkünfte genießen. Was blieb nach diesen Abtretungen dem Erben des pfälzischen Hauses, als ein leerer Schatten einer jetzt wirkungslosen Reichswürde, und der beschränkte, verkümmerte Besitz eines auf ein ausgesogenes Drittheil reducirten Fürstenthumes?

Das stellten auch die Pfälzer in einer ausführlichen Entgegnung dem Congresse vor. Ihr fürstlicher Gebieter, Karl Ludwig, sey an der Acht des Vaters ohne Schuld und Antheil, der Besitz der Pfalz werde nach den Reichsgesetzen zufolge der Erstgeburt vererbt, und jene Ansprüche an pfälzische Güter ruhten auf sehr schwachem Grunde. Sie wiesen nach, wie weit

---

81) Pufend. XVIII. §. 82.

82) Umstadt, Otzberg, Caub und der dortige Rheinzoll waren, wie die andern Besitzungen, die Mainz, Erzherzog Leopold u. s. w. ansprachen, in der Hülflosigkeit des letzten Krieges besetzt worden.

83) So waren vom Kaiser der Schenck von Waldenburg, Georg Reigersberg, Heinrich Brömser von Rüdesheim, und vom Herzog von Bayern Johann Adolf Wolf von Metternich mit pfälzischen Gütern belehnt worden.

hergeholt der Anspruch au Germersheim war, wie die von Hessen, von Brömser, von Schönberg verlangten Besitzungen nur auf dem Wege der Gewalt dem pfälzischen Gebiete entrissen worden seyen, und wie'die Bergstraße durch beinahe zweihundertjährige Verträge an die Pfalz abgetreten war [84]). Aber auch der Punkt, der die Kurwürde betraf, war nicht ohne Anfechtung, die protestantischen Reichsstände, unterstützt von den Schweden, widersprachen einer achten Kur und wünschten einen Wechsel zwischen Bayern und Pfalz; dem widersetzten sich dann wieder der Kaiser, Bayern [85]) und Frankreich, und um die Sache noch mehr zu verwirren, trat zugleich Pfalz-Neuburg mit seinen Prätensionen an die rheinische Kurwürde hervor [86]). Doch neigte man sich mehr und mehr zur Einrichtnng einer achten Kur hin, auch die Protestanten ließen sich dafür gewinnen, wenn nur der bayrische Bund mit dem Kaiser von seiner früheren Stärke verlor und Kurfürst Maximilian noch einen Theil der Oberpfalz an Karl Ludwig überließ. So stand auch im Okt. 1646 die allgemeine Ansicht fest; ein Theil der Oberpfalz sollte den Erben Friedrichs V. zurückfallen und Bayern mit seiner Schuldforderung von 13 Millionen sich mäßigen; denn, meinte Salvius, wenn die protestantischen Stände berechnen wollten, was ihnen Bayern geschadet hat, so dürfte zur Gegenrechnung kaum das bayrische Herzogthum ausreichen [87]).

Doch blieben die Bayern bei der härteren Forderung und betonten noch besonders stark die Erhaltung der Klöster und

---

84) Pufend. XVIII. 97. 107. Vgl. auch Meiern Acta pac. Westph. III. S. 501 die gleichgesinnten Erklärungen der Schweden, sammt dem Brief der Königin s. ebendas. 503—506.

85) Maximilian gab 27. Juni 1646 eine Protestation dagegen ein. Meiern Acta pac. Westph. III. 587. 588.

86) Pufend. XVIII. §. 124. Vgl. 138.

87) Pufend. XVIII. §. 155. Dazwischen ward von bayrischen und pfälzischen Diplomaten der Rechtsstreit fortgeführt; s. die Vorstellung der Pfälzer vom April bei Meiern III. 501. Die Antwort von Bayern vom Juli ib. 617, die Erwiederung der Pfälzer vom Sept. ib. 656.

Orden in dem seit 1622 ihnen eingeräumten Besitz [88]), aber die Schweden in ihrer Antwort (18. Febr. 1647) waren nur mit der achten Kur einverstanden; die Rheinpfalz verlangten sie für Karl Ludwig ungeschmälert, von der oberen Pfalz wollten sie nur die Grafschaft Chamb an Bayern überlassen [89]). Darüber ward nun verhandelt, ohne gegenseitige Verständigung; die Bayern blieben auf der Schmälerung der rheinischen und auf der vollen Abtretung der oberen Pfalz; höchstens schienen sie einem französischen Vorschlage, für die Oberpfalz eine Summe von einer Million zu bezahlen, geneigt zu seyn.

Wer den schleppenden Gang politischer Verhandlungen im alten deutschen Reich kennt, mag sich leicht erklären, welche Mühe schon die Frage wegen der achten Kur verursachte; denn je haltloser das Wesen wurde, desto pedantischer suchte man die todten Formen festzuhalten. Als daher der kaiserliche Gesandte ein Reichsgutachten verlangte, so ergingen sich die Reichsstände in beliebter Breite [90]) über den Rechtszustand des alten Reichs, über die sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiserzeiten, über goldne Bulle und Herkommen, aber der Schlußrefrain der gelehrten Abhandlungen war doch meist, wenn der Reichsfriede davon abhänge, müsse man der Nothwendigkeit nachgeben. Auch im Uebrigen ging es denselben Gang; die Beistimmung des Reiches und die langen Berathungen darüber waren eine leere Form, da die Entscheidung der Sache meistens bei den tonangebenden Mächten, Frankreich, Schweden, Bayern, und dem Kaiser lag. So trat (27. März 1647) der schwedische Gesandte noch einmal mit der Forderung einer unbedingten Restitution der untern und der halben obern Pfalz hervor; aber weder die matte Erklärung der evangelischen Stände, „daß das allerdings wünschenswerth sey", noch die Erklärung von Pfalz-Neuburg, „man dürfe überhaupt nicht wegen Friedrichs V.

88) S. die bayr. Erklärung in Meiern Acta IV. 354 f.
89) Acta pac. IV. 356. 357.
90) Vgl. Acta pac. IV. 367—386.

Schuld die ganze ältere Linie des Hauses Wittelsbach verkürzen" [91]), scheinen großen Eindruck gemacht zu haben. Das Reichsgutachten, das am 31. März übergeben ward, erklärte sich mit den kaiserlichen Vorschlägen einverstanden, nur Brandenburg reichte am 9. April ein Separatvotum ein [92]), das zwar die achte Kur für Bayern zugab, aber die erste weltliche für die Pfalz forderte; auch über die Abtretung des Landes und die verlangte Restitution verschiedener Kirchengüter [93]) stellte Brandenburg Anträge, die den pfälzischen Interessen günstiger waren.

Es war aber für die pfälzische Dynastie nicht mehr zu hoffen, als Bayern bewilligte. Denn wenn auch der Kaiser, über die französische Gesinnung Bayerns erbittert, innerlich wünschen mochte, die Pfalz ganz restituirt zu sehen, so machte doch das falsche Benehmen der französischen Diplomatie, die aus politischen und kirchlichen Gründen mehr für Bayern, als Kurpfalz gestimmt, die Kette des europäischen Calvinismus zu sprengen wünschte, die den franz. Hugenotten als Stütze diente [94]), jede weitere Verwendung für das pfälzische Interesse erfolglos; die protestantischen Reichsstände — ohnedies meist Lutheraner und auf ihr eignes Interesse bedacht — unterstützten nur sehr lau die Sache der reformirten Fürstenfamilie, Schweden hatte mehr den Schein zu retten suchen, war aber getröstet, als es sich selbst auf deutsche Kosten reichlich bedacht sah. Ohnedies wurde die Bereicherung der Fremden durch die langwierigen Verhandlungen über die Pfalz nur hinausgeschoben; den Schweden wurde die Zeit lang, und die französisch-bayrische Diplomatie versäumte nicht, bei den ermüdeten Schweden für ihr

---

91) Acta pacis IV. 386—394.

92) Meiern Acta IV. 399 ff.

93) Dagegen reichten auch die pfälz. Gesandten eine Gegenschrift ein, sowie auch Pfalzgraf Ludwig Philipps Agent gegen die Restitution der Klöster Hornbach und Sponheim protestirte. S. Acta pac. Westph. VI. 405—409.

94) Pufend. XIX. §. 105.

Interesse rührig zu wirken [95]). Als man daher im Juli 1647 die Verhandlungen neu aufnahm, waren die Entwürfe von Schweden und Frankreich im Wesen nicht mehr verschieden; ersteres bedingte für die Lutheraner, letzteres für die Katholiken in der Pfalz freie Religionsübung; im Uebrigen war man nur noch über die Fassung nicht ganz einverstanden [96]).

Karl Ludwig kam allmählig zur Einsicht, daß nichts Weiteres für ihn geschehen werde, und da er von der Fruchtlosigkeit seiner eignen Thätigkeit am Congresse überzeugt war, rief er seine Gesandten ab und ließ nur noch einen Secretär zurück, der sich zu Münster aufhielt [97]). Was hätten auch die pfälzischen Diplomaten ausrichten können in diesem Intriguenspiel der mannigfaltigsten Selbstsucht? Bis auf den letzten Augenblick war es noch zweifelhaft, ob man mit dem Vertrag zum Ziele kommen würde; der Krieg schien noch einmal neu losbrechen zu wollen, alle früheren Händel wegen Sache und Form tauchten noch einmal auf, und ganz zuletzt erregten die Franzosen noch großen Lärm, weil man die Duldung der rheinpfälzischen Katholiken nicht ausdrücklich aufgenommen hätte [98]). Doch fühlte man die Nothwendigkeit, die zum Ziele drängte, und am 24. Oktober 1648 ward der verhängnißvolle Vertrag unterzeichnet, der für Deutschland unglücklich war, wie der Kampf, aus dem er hervorging.

Das kostbare Gut des Friedens, der allgemeinen Amnestie und der kirchlichen Gleichheit aller drei christlichen Confessionen, auch der Reformirten [99]), die freilich erst auf dem Papiere stand, war theuer erkauft durch die Auflösung des alten Reichs-

95) Pufend. XIX. §. 124.

96) Acta pac. Westph. IV. 409—417. Die Schweden hatten schon im Juni ihre Opposition gegen die bayrisch-französischen Anträge aufgegeben. Ib. 616.

97) Pufend. XX. §. 214.

98) Ein Gleiches war mit den oberpfälzischen Lutheranern geschehen.

99) Instrum. Pacis Osnabrug. V. §. 35. VII.

verbands, durch die rechtliche Anerkennung landesfürstlicher Souverainetät, durch das Losreißen deutscher Reichslande im Norden und im Westen, und der politische Werth der westphälischen Friedensschlüsse hat durch die Geschichte der hundert und sechzig Jahre, die folgten, seine genügende Würdigung gefunden. Was für die Pfalz darin festgesetzt war, schloß sich an die Grundlagen der Unterhandlungen an, von denen wir zuletzt berichtet. Die alte rheinische Kurwürde, die erste unter den weltlichen, verblieb Bayern, sowie auch der Besitz der ganzen Oberpfalz[100]; für Karl Ludwig dagegen ward eine achte Kur geschaffen, die nur dann aufhören sollte, wenn mit dem Aussterben der bayrischen Linie die alte Kurwürde an die Pfalz zurückfiel. Von den rheinpfälzischen Besitzungen ward Alles, wie es ums Jahr 1618 war, an ihn zurückgegeben, mit Ausnahme der Aemter an der Bergstraße, die Mainz 1463 an Friedrich I. verpfändet, und der Rechte, die Worms und Trier rechtlich ansprechen[1] konnten. Mit Karl Ludwig und allen seinen geächteten Anhängern ward auch sein Oheim Ludwig Philipp in sein simmerisches Erbe wieder eingesetzt; die vier Brüder des Kurfürsten sollten binnen vier Jahren eine Abfindungssumme von 400,000 Thalern erhalten, der Mutter Karl Ludwigs versprach der Kaiser 20000 Thaler als Witthum, jeder der Schwestern 10000 Thaler zur Aussteuer. Die Grafen von Leiningen, der reichsunmittelbare Adel, die vom Kaiser Belehnten hatten natürlich die günstige Gelegenheit nicht versäumt, sich in ihren zweideutigen Rechten bestätigen zu lassen[2]. Ein Hauptpunkt

---

100) In der Urkunde hieß es: „der Wilhelminischen Linie", während es logisch streng, als Gegensatz zur „rudolfinischen", die von Ludwig dem Bayern stammende hätte seyn müssen; aber, wie Senkenberg (Reichsg. XXVIII. Anhang S. 24. 25) nachweist, lag hinter der absichtlich gewählten Benennung eine schlaue Finte versteckt.

1) „coram competenti Judice" sollten sie ihre Ansprüche verfolgen dürfen. Diese zweideutige Unbestimmtheit war nicht ohne Absicht gewählt.

2) S. das Ganze in dem Instrum. Pac. Osnab. IV. §. 2—22 und Pac. Monaster. § 10—28.

blieb die Kirchenfrage; auch sie ward für die Pfälzer ungünstig genug entschieden. Das allgemeine Gesetz kirchlicher Duldung hatte in dem Frieden eine bedenkliche Ausnahme dadurch erhalten, daß alle die, welche nicht in dem Normaljahr 1624 kirchliche Toleranz gehabt hatten, oder später ihren Glauben wechselten, gewissermaßen ausgeschlossen blieben und keines andern Rechtes sich erfreuten, als der traurigen Erlaubniß des Auswanderns [3]). Von dieser allgemeinen Feststellung des Normaljahres schien die Pfalz ausgenommen; denn sie ward [4]) so restituirt, wie sie „vor den böhmischen Unruhen", also 1618, sich befunden hatte. Mithin ward auf der einen Seite das den Protestanten ungünstige Normaljahr 1624 als allgemeine Regel aufgestellt und auf der andern für die Pfalz die scheinbar günstige Ausnahme gemacht, Alles zu lassen, wie es im Jahr 1618 war, d. h. den Reformirten das Recht der kirchlichen Duldung allein eingeräumt. Schwerlich war dieser Widerspruch ein zufälliger; es ist nicht unwahrscheinlich, daß man diese Zweideutigkeit hat bestehen lassen, um später zu behaupten, es gelte in der Pfalz gar kein Normaljahr; und die katholischen Kurfürsten von der neuburgischen Linie haben sich in der That nicht geschämt, von dieser ächt jesuitischen Sophistik später gegen den pfälzischen Protestantismus gewaltsamen Gebrauch zu machen [5]). Jedenfalls blieb für die Pfalz die Duldung der drei christlichen Confessionen lange ein Zankapfel, den schlechte Regierungen und kirchlicher Fanatismus rührig ausbeuteten; es dauerte anderthalb Jahrhunderte, bis jene Gleichstellung zur That ward, und nicht dem alten pfälzischen Fürstenhause ist der Ruhm zu Theil geworden, die erbitterten Glieder dreier

3) Instrum. Pac. Osnabr. V. §. 36.

4) Ib. IV. §. 6.

5) Vgl. Senkenb. Reichsgesch. XXVIII. Anhang S. 27—30. Anfangs hatten Bayern, Frankreich und der Kaiser den Gedanken gehabt, den Katholiken in der Pfalz eine Art Gleichheit zu erkämpfen; sie gaben den Plan auf, weil sie besorgten, man möge für die Protestanten in den bayrischen und östreichischen Ländern ein Gleiches fordern.

Bekenntnisse zu einem Ganzen christlicher Eintracht und Duldung umgeschaffen zu haben.

Der Friede war geschlossen und ein Einzelner, wenn ihn auch herber Nachtheil traf, konnte sich dem Ganzen nicht mehr widersetzen. Doch fürchtete man in Münster und Osnabrück wirklich, Karl Ludwig möchte den Vertrag nicht annehmen und lange debattirte man über die wichtige Frage, wie man es ihm notificiren solle. Denn titulirte man ihn Kurfürst [6]), so war ja nach der Ansicht jener Juristen damit ein Präjudiz ausgesprochen, die im Fall der Nichtannahme bedenklich war; titulirte man ihn aber nicht so, dann war zu fürchten, der auf seine Würde sehr eifersüchtige Prinz möchte den ohnedies nachtheiligen Vertrag von der Hand weisen. Endlich schrieben die Reichsstände (8. Nov.) an ihn als „Kurfürsten," vergaßen aber nicht die ausdrückliche Verwahrung; Schweden schrieb ebenfalls entschuldigend an ihn [7]), und Karl Ludwig, hülflos gelassen von der englischen Nation und von dem unglücklichen Oheim, der schon an den Stufen des Schaffottes stand, erklärte „des Friedens wegen" sich bei dem Vertrag einstweilen beruhigen zu wollen. Wie ihm aber dabei zu Muthe war, bezeugte eine Münze, die er damals prägen ließ: er selbst stand geharnischt da, und der pfälzische Löwe lag ermüdet zu Boden, aber mit dem trotzigen Gefühl der Rache und der drohenden Inschrift: **Sedendo non cedo.** —

§. 3.

Karl Ludwigs Rückkehr in die Pfalz. Erste Maßregeln der Restauration. Vermählung des Kurfürsten und Reise auf den Reichstag (1649—1653).

Als Karl Ludwig in London den Frieden angenommen, der ihn in das Land seiner Väter zurückrief, war sein erstes,

6) Die Anerkennung der kurfürstlichen Würde Karl Ludwigs hing allerdings erst von seiner Unterwerfung vor dem Kaiser ab.

7) **Pufend. XX. §. 214.**

eine Vollmacht zu erlassen, die seinen Oheim Ludwig Philipp und vier pfälzische Beamte ermächtigte, von dem rheinischen Erblande Besitz zu nehmen [8]). Sie sollten dabei nicht nur die gewöhnlichen Formen der Besitznahme erfüllen, sondern ganz besonders auf den Zustand des Landes achten, das alte Herkommen, wie es vorher gewesen, zurückführen, die alten pfälzischen Beamten wieder einsetzen, die Besoldungen auf dem alten Fuße lassen, Gefälle und Besitz einer genauen Beachtung unterwerfen, überhaupt alles vorbereiten, was zu einer Restauration des pfälzischen Staatswesens nöthig war.

Gern entschlug sich der Kurfürst dieser trockenen und mühevollen Geschäfte, in einer Stunde, wo er seiner erschütternden Katastrophe entgegensah. In dem Augenblick, wo er nach dreißigjährigem Exil die ersehnte Nachricht der Rückkehr erhielt, stand sein Oheim Karl vor den Schranken eines fanatischen Blutgerichtes seiner empörten Unterthanen; so nahe berührten sich auch hier Glück und Unheil im Hause Stuart. Karl Ludwig verweilte gern noch in London, um dem bedrängten Oheim zu helfen; seine partheilose Stellung in dem Bürgerkriege hatte ihm bei den Gemäßigten ein gewisses Vertrauen erworben, aber den König jetzt von seinen Mördern zu retten, waren seine Bemühungen fruchtlos. Am 30. Januar 1649 fiel Karl Stuart, und der junge Kurfürst eilte mit der frischen Wunde im Herzen nach Holland hinüber, seiner Mutter die Schmerzensbotschaft zu bringen, und sich selbst sein väterliches Erbe, das lange entbehrte, zu sichern [9]). Er nahm seinen Weg über Kassel, um die Landgräfin Amalie zu begrüßen, die sich in den Zeiten der Noth am uneigennützigsten seiner Sache angenommen und auch neulich wieder bei den münsterschen Verhandlungen das Recht der Reformirten am eifrigsten vertreten hatte. Die gleichen

8) Die Instruction vom 29. Dez. 1648 ist in dem Anhang zu Wundts Geschichte Karl Ludwigs (Docum. V.) mitgetheilt.

9) Am 14. Febr. bat er das Parlament um Paß und freies Geleit, was ihm auch bewilligt ward. Memoirs of civil war II. 119.

Interessen und der gleiche Glaube, die seit Friedrichs IV. und des trefflichen Landgrafen Moriz Zeiten beide Häuser zu enger vielerprobter Freundschaft verbanden, bestimmten Karl Ludwig, eine der Töchter Amaliens sich zur Gemahlin auszuwählen. Gern war die Landgräfin bereit, ihre einundzwanzigjährige Tochter Elisabeth dem reformirten Kurfürsten aus dem ihr vielfach theuern pfälzischen Hause zu verloben; eine geheime Zuneigung, welche die stolze und verschlossene Prinzessin zu dem Herzog Friedrich von Würtemberg hegen mochte, mußte vor dem Familieninteresse verstummen und man verabredete jene unglückselige Verbindung, die Karl Ludwigs eignes Leben so schwer verbitterte und seinen Stamm schon fünf Jahre nach seinem Tode verdorren machte.

Von Kassel begab sich Karl Ludwig nach Nürnberg; dorthin rief ihn die wichtige Angelegenheit der Friedensvollstreckung. Noch waren kleinere Streitigkeiten zu schlichten, Entschädigungskosten zu bezahlen, und — was das wichtigste war — die Rheinpfalz selbst von der drückenden Last der feindlichen Truppen zu befreien. Eine tüchtige Stütze fand da der Kurfürst an seinem zweibrückischen Vetter Karl Gustav — dem zehnten Karl unter den Königen Schwedens und dem Ahnen der beiden Heldenkönige, die ihm folgten —, der sprach zu Nürnberg mit dem trotzigen Nachdruck eines schwedischen Generalissimus, vermittelte die störenden Händel, bewirkte einen Nachlaß der von den Schweden geforderten Entschädigungssumme, und sorgte dafür, daß das feindliche Occupationsheer bald die Pfalz räumte [10]). Im September 1649 war das alles so ziemlich geordnet und der Sohn Friedrichs V. konnte (2.Okt.) seiner lange entbehrten Heimath zueilen [11]).

Er hatte sie als Kind verlassen, damals wie „die Pfalz nach Böhmen gezogen war," jetzt kehrte er zurück, 32 Jahre alt, und welche überwältigende Last von Leiden, Entbehrungen,

10) Reigers ausgel. Simmersche Linie S. 141. 142.

11) Acta Exec. Pac. Westph. I. 379.

Unfällen und schmerzlichen Erinnerungen lag zwischen diesen beiden Momenten. Seines Sieges beinahe sicher, war damals (1619) der unglückliche Vater mit knabenhaftem Leichtsinn seinem Verhängnisse zugeeilt, hinter sich ein blühendes, reiches Land, und eine Bevölkerung, die seit sechszig Jahren, seit dem Erheben der simmerischen Linie, wenig Ursache gehabt, über ihre Fürsten zu klagen. Und jetzt kam der Sohn zurück, beinahe um ein Jahrzehnt älter, als der Vater damals die Stammburg verlassen, arm in ein verarmtes Land; aus dem prangenden Garten war eine Wüste geworden; die Bevölkerung war auf ein Fünfzigtheil herabgesunken, und aus den Mienen der Zurückgebliebenen sprach Hunger und Elend einer dreißigjährigen Kriegszeit. Es war ein Moment schmerzlicher Freude, als der angestammte Fürst, der Friedensbringer, den pfälzischen Boden wieder betrat, selbst aus dem Kummer und dem Druck der Vergangenheit trug sich aber in den Herzen der Unterthanen noch ein reiches Pfund treuer Anhänglichkeit und froher Hoffnung ihm entgegen, auf dem die große Verantwortlichkeit lag, dies edle Capital nicht zu vergeuden. Wie mußte beiden zu Muthe seyn, dem Fürsten und dem Volke, als Karl Ludwig in die erste pfälzische Stadt, Mosbach, einzog und den ersten Gottesdienst wieder auf heimischem Boden feierte, den er in der Wiege verlassen hatte. Die ganze Bürgerschaft empfing den Fürsten mit Jubel; es war ein ächtes Volksfest. Eine Anzahl Knäblein von sechs bis zwölf Jahren zogen mit der Bürgerschaft ihm entgegen und es „preßte manche Thräne aus," wie die junge Generation dem Bringer des Glückes und Friedens in harmloser Freude entgegenjubelte [12]).

Am 7. Oktober zog Karl Ludwig in Heidelberg wieder ein, nachdem zwei Tage zuvor die bayrischen Soldaten die Unterpfalz geräumt und den hessischen Executionstruppen Platz gemacht hatten [13]); am 14. cedirte Bayern förmlich seine bisherige

12) Kayser hist. Schaupl. 461.
13) Theatr. eur. VI. 184.

Besitznahme, und die vom Kaiser beauftragten Commissarien übertrugen dem Kurfürsten das ganze unterpfälzische Land mit „allen geistlichen und weltlichen Gütern, Rechten und Zubehör, welche vor der böhmischen Unruhe die Kurfürsten von der Pfalz im Besitze gehabt" [14]. Aber in welchem Zustande fand er das Erbtheil seiner Vorfahren! Der blühende Landstrich, der sich im Neckarthal und an den beiden Rheinufern, von Borberg, Mosbach an stromabwärts bis gegen Oppenheim, Alzei und Bacharach hin ausdehnte, der von der Bergstraße und dem Hartgebirge eingeschlossen, jene üppige Ebene umfaßt, die selbst im fruchtbarsten Süden Deutschlands wie ein prangender Garten hervorstrahlt, war eine Einöde; die Felder waren mit Dorngestrüpp umzogen, die Weinberge lagen wüst da, und statt reicher dichtgesäeter Ortschaften stieß man nur auf ärmliche Hütten, in denen Armuth und Elend, oft Raub und Verbrechen, seine Zuflucht fand. Vor dem unseligen Kriege hatten die Städte mächtiger geblüht, als jemals in der pfälzischen Zeit; Frankenthal hatte 1800 Bürger, Oppenheim 800, Kreuznach 2000 Familien gezählt; Mannheim, Heidelberg, Neustadt und die andern Amtsstädte fanden sich in gleich blühendem Zustand; jetzt rechnete man, daß noch der fünfzigste Theil der ganzen Bevölkerung übrig war, und auch der war durch Krieg, Raub, Anarchie und mehrfache Confessionswechsel so verwildert, daß er das Gedeihen des Ganzen mehr hemmte, als förderte. Heidelberg lag zum Theil in Trümmern; das alte Stammschloß der pfälzischen Wittelsbacher, das vor Friedrichs V. Wegzug mit seinen Prachtgebäuden, zierlichen Gärten, Wasserkünsten und Statuen als bewunderter Lustort mit allen Höfen Europas rivalisirte, war jetzt in so traurigem Zustande, daß Karl Ludwig nicht einmal eine anständige Wohnung für sich dort finden konnte.

---

14) Die beiden Patente finden sich in dem Cod. bav. 1656 (Münchn. Bibl.), der verschiedenes Pfälzische enthält. Nach einem Heft im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Geschichte") betrug die Zahl der Städte, Flecken und Dörfer noch zwischen sechs- und siebenhundert.

Hier galt es zu handeln; der Unterschied zwischen dem traurigen Anblick, den die Gegenwart bot, und den reizenden Schilderungen, welche die alten pfälzischen Beamten entwarfen, war zu grell, als daß nicht Karl Ludwig angespornt worden wäre, hier ein Wiederhersteller zu werden. Der Eindruck so schmerzlicher Zustände konnte auch ein ganz leichtfertiges Gemüth ernster stimmen; Karl Ludwig aber hatte in dem schweren Druck der letzten zehn Jahre die Wüstlingsfreuden seines Jünglingslebens wohl vergessen, und das Unglück hatte ihn rasch zum Manne groß gezogen. Mit allem Ernst und Eifer nahm er sich jetzt seines unglücklichen Landes an.

Was mit Gesetzen und fürstlichen Befehlen für Zurückführung der Ordnung geschehen konnte, geschah; der Rest der Bevölkerung ward allmählig wieder an Gehorsam und Ordnung gewöhnt; Sicherheit und ein behagliches Gefühl des Schutzes von oben, das man in den letzten drei Jahrzehnten nicht mehr gekannt hatte, kehrten zurück. Um den armen Bewohnern aufzuhelfen ward die Steuer so weit verringert, als es die Deckung der nothwendigsten Bedürfnisse erlaubte, und der Kurfürst selbst, so genußsüchtig er sonst war, versagte sich jede unnütze Ausgabe zum Wohle seiner bedrängten Unterthanen. Sie vor Erpressung zu schützen, wurde den Beamten streng untersagt (Juli 1651), irgend eine außerordentliche Geldumlage, heiße sie auch wie sie wolle, ohne kurfürstlichen Specialbefehl zu erlassen, oder auch nur einige Ursache und Anlaß dazu zu geben. Das menschenleere Land mit neuen Bewohnern zu beleben und den wüsten Boden zu cultiviren, wurden die ausgewanderten Pfälzer zur Rückkehr in die Heimath eingeladen; und nicht etwa nur unbebautes, ödes Besitzthum wies er ihnen an, sondern die Bedingungen waren so günstig, daß bei einem so reich gesegneten Boden, wie der pfälzische war, bald die traurigen Spuren der dreißigjährigen Verwüstung schwinden mußten. Wer alte Häuser reparire, heißt es in einer Verordnung vom 7. Mai 1650, solle auf 2 Jahre, und wer neue baue, auf drei Jahre von jeder Häusersteuer frei seyn; wüste Felder anzubauen, machte ein Jahr

frei von Abgaben; wer ganz verwilderte Plätze anbaute, war auf drei Jahre, wer Weinberge wieder anbaute, auf sechs Jahre von jeder Auflage durchaus entbunden [15]).

Nicht nur die verjagten Pfälzer kamen wieder, auch Colonisten aus fremden Ländern, aus der Schweiz, aus Holland, Frankreich, England sammelten sich; eine kleine Schaar von friedlichen Bewohnern des Lucernerthals in Piemont (1665) siedelte sich noch spät im Amt Germersheim an, und erhielt außer der Steuer-, Gewerb- und Abzugsfreiheit ihre eigene Gemeindeverwaltung und ihre selbstgewählten Geistlichen. Den Städten wurden ihre municipalen Freiheiten neu bestätigt, oder sie mit neuen bereichert und in wenigen Jahren waren die Ruinen wieder in Sitze bürgerlichen Fleißes umgewandelt. Der Kurfürst selbst munterte auf, wo er konnte, unterstützte auch mit Geld, obwohl seine eignen Mittel so beschränkt waren, daß er zur Reise auf den Reichstag (1652) von einzelnen Städten als Vorschuß auf die Steuern sich 50 Thaler borgen mußte.

So lebendig man bemüht war, das materielle Wohl zu heben, und so glücklichen Erfolg die Gunst der Natur jenen Bemühungen zu Theil werden ließ, so hatte doch an dem neu aufkeimenden Wohlstand des Landes jener edle und freie Sinn einen großen Antheil, womit religiöse Formen jeder Art geduldet und geschützt wurden. Karl Ludwig, in der Welt und im Leben viel herumgetrieben und mit einer reichen Bildung ausgestattet, dachte über die kirchlichen Formen viel freier, als seine calvinisch strengen Vorfahren jemals sich gestattet hätten; von jener naiven Glaubenseinfalt seines Ahnen Friedrich III., dem calvinisch warmen Eifer seiner Vorfahren, Johann Casimir und Friedrich IV., oder der ängstlich kirchlichen Befangenheit seines Vaters, war in dem mehr nach Außen gerichteten, weltmännisch gebildeten Karl Ludwig, der an Spinoza Gefallen fand, nichts zu finden. In jenem Augenblick ein großes Glück für Land und Unterthanen! Es wurde nicht nach der Form des Bekenntnisses

15) S. die Geschichte Karl Ludwigs. Beil. VII. VIII.

und den kirchlichen Ceremonien gefragt, wenn man fleißige und brauchbare Bürger suchte, und Karl Ludwig ward einer der ersten deutschen Fürsten, der durch die That jenes unselige Vorurtheil widerlegte, man müsse, um gut regieren zu können, Unterthanen einerlei Bekenntnisses haben. Die friedlichen Wiedertäufer, die seit einem Jahrhundert in der Pfalz lebten, deren Bekehrung Friedrich **III.** vergeblich versucht hatte, waren seit der Zeit Ludwigs **VI.** und seiner eifrig lutherischen Rathgeber sehr bedrängt worden; ein eigner Satz in der pfälzischen Landesordnung erklärte sie für rechtlos. Karl Ludwig hob dies Gesetz des lutherischen Fanatismus stillschweigend auf; die Wiedertäufer durften in das entvölkerte Mannheim ziehen und dort, wenn sie sich jeder Proselytenmacherei enthielten, ihrem Cultus und ihren bürgerlichen Geschäften ungestört leben. So geschah es auch; in anspruchsloser Stille bildeten sie eine kleine, von ihren Aeltesten geleitete Corporation, deren Leben und bürgerliche Thätigkeit der wiederauflebenden Stadt nicht zum Nachtheil gereicht hat; ihre Spuren haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Schutz und Duldung fand auch eine andere Secte, die als einen der vielen krankhaften Auswüchse die Verirrung des englischen Puritanismus hervorgerufen hatte. In ihrem Dogma christlich, in vielen ihrer Ceremonien jüdisch, bildeten diese Leute unter dem Namen Juden-Christen (**Sabbatarii**) eine kirchliche Gesellschaft, die sich von allen übrigen streng abschied; ihr Führer, der sie erst aus England nach Holland brachte und in ihrem Unsinn lebendig zu halten suchte, war höchst wahrscheinlich ein listiger Gauner, und nahm den armen Fanatikern gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie jüngst Pfarrer Stephan unter den Altlutheranern. Ihnen erlaubte jetzt Karl Ludwig, sich in der Pfalz anzusiedeln; er wies ihnen das Kloster Lobenfeld an und hoffte, durch Arbeit und Berührung mit Andern sie von ihrer Krankheit zu heilen. Aber die Entlarvung ihres Propheten brachte die Gemeinde in Unordnung, sie verlor sich bis auf

wenige Reste, welche in den französischen Zerstörungskriegen des siebzehnten Jahrhunderts untergingen [16]).

Auch in andern Anlässen bewährte Karl Ludwig seine freiere Ansicht und den ächtfürstlichen Sinn, der die Bürger jedes Bekenntnisses als seinem Schutze befohlen ansah; er dachte einen Augenblick daran, die in den slavischen Ländern hart bedrängten Unitarier in sein Land zu ziehen, aber die Warnungen von achtbarer Seite und die Besorgniß, mit den Reichsgesetzen in Conflict zu kommen, brachten ihn von dem Gedanken zurück. Für die Pfalz hatte diese Toleranz des Kurfürsten den großen Gewinn, daß die herben Spuren religiösen Verfolgungsgeistes, woran die calvinische Enge der frühern und die katholische Reaction der letzten Zeit großen Antheil hatten, aus einem Volkscharakter verschwanden, der dem kirchlichen Sektengeiste unzugänglicher ist, als jeder andere; der Pfälzer ward gewöhnt, Andersgläubige zu achten und neben ihnen zu leben — ein Vorzug, den ihm selbst Regierungen, wie die von Johann Wilhelm bis auf Karl Theodor, und vereinzelte Versuche modernen pfäffischen Geistes nicht haben entreißen können.

So blühte das pfälzische Land in Kurzem wieder rasch empor; Städte und Dörfer erstanden neu, und der reiche Segen der Natur kam dem Fleiß der Menschenhände aufs Glücklichste zu Hülfe. Wie überraschend der Gegensatz war, erzählt uns der französische Feldmarschall Grammont, der 1646 mit seinem Heer durch das verwüstete und verwilderte Land gekommen war und es 12 Jahre später auf einer diplomatischen Reise wieder berührte [17]). Wie war der Franzose erstaunt, als er das Land wieder in aufkeimendem Wohlstand sah, die Dörfer neu aufgebaut, das kurfürstliche Schloß hergestellt und innen schön geschmückt, Heidelberg und das ganze Land so bevölkert, „als wenn niemals Krieg geführt worden wäre.“

---

16) Vgl. Reiger S. 271 ff.

17) Mémoires de Grammont II. 29.

Nachdem Karl Ludwig begonnen hatte, die schmerzlichsten Wunden der Kriegszeit zu heilen, dachte er an seine Heirath; so wenig Günstiges ihm die zurückhaltende Kälte seiner Braut zu verheißen schien, eilte er doch mit frischem Muthe im Winter nach Cassel zur Feier seiner Vermählung. Am 12. Febr. 1650 ward in Gegenwart vieler Fürsten und vornehmer Herren das Beilager gefeiert; die Beschreibung der Pracht, in welcher die Herrschaften erschienen, die Tänze, Ringelrennen, Ballette, Jagden, Feuerwerke, sowie die glänzende Aufnahme, welche die Neuvermählten (28.—30. März) in Frankfurt fanden, und wie man ihnen dort mit militärischen Festlichkeiten und „mit einer kurzweiligen Comödie der sich der Meß halber dort aufhaltenden englischen Komödianten" die Zeit vertrieb, das alles einzeln zu erzählen, müssen wir uns versagen. Das Elend des dreißigjährigen Kriegs auf der einen, die unseligen Folgen dieser Ehe auf der andern Seite, bilden zu officiellen Festbeschreibungen höfischer Genüsse eine sehr düstre Folie [18]).

Die **auswärtigen** Verhältnisse hatten indessen den Kurfürsten viel beschäftigt, namentlich die vollständige Durchführung des westphälischen Friedens. Noch wurden der Pfalz verschiedene Hoheitsrechte im Speyerschen vorenthalten; Leiningen und die Grafschaft Sayn suchte man der Lehensverbindlichkeit zu entziehen; die fleckensteinischen Orte suchte Kurtrier, die Orte Hemsbach, Sulzbach, Laudenbach das Stift Worms zurückzubehalten, im Amt Umstadt hatte Hessen die Restitution gehemmt, die oberpfälzischen Aemter Parkstein und Weyden [19]), die Bayern nicht ansprechen konnte, waren ebenfalls dem Kurfür-

18) Die Beschreibung im Theatr. eur. IV. 1198—1200. Am 3. April langte das fürstliche Ehepaar in Heidelberg an; von pfälzischen Verwandten war Ludwig Philipp anwesend. Auf der münchner Bibl. Cod. bav. 1648. befindet sich ein damals abgefaßtes Festgedicht, das im Geschmack der spätern Hofpoeten und mit den Metaphern der lohensteinischen Schule das fürstliche Ehepaar lobhudelt.

19) Die Stadt Weyden war 27. Juli 1650 besetzt worden. Acta Execut. II. 666.

sten noch vorenthalten, und die Entschädigungsgelder für Karl Ludwigs Mutter und Geschwister waren noch nicht ausbezahlt (1651)[20]. Was aber den Kurfürsten am meisten beschäftigte, war das Schicksal des getreuen Frankenthal, das die spanische Besatzung nicht mehr räumen zu wollen schien. Die Truppen der Spanier, Schweden und Franzosen hausten, trotz des Friedens, wo sie noch als Besatzung lagen, wie in der Kriegszeit; in Alzei ward, während sich der Kurfürst huldigen ließ, von der französischen Besatzung aus der Feste geschossen, die Spanier in Frankenthal trieben am Rhein offen das Raubsystem, und das speyrische Bruchsal ward von den Franzosen noch vor dem Abzug (1651) geplündert. In dem nüruberger Executionsreceß, wo Karl Gustav die pfälzische Sache kräftig vertrat, hatte man nach vielen vergeblichen Bemühungen, Frankenthal frei zu machen (es war sogar von einer Belagerung durch Reichstruppen gesprochen worden), endlich sich dahin verglichen (Juni 1650)[21], der Kurfürst solle monatlich 3000 Thaler Entschädigung und als Pfand die Reichsstadt Heilbronn erhalten, wo eine ihm allein verpflichtete Besatzung mit 8000 Thalern monatlich auf Reichskosten sollte bezahlt werden. Frankenthal selbst sollte in seinen städtischen Verhältnissen ungestört, die pfälzische Bevölkerung von jedem Beitrag zum Unterhalt der dortigen Besatzung befreit seyn. Zu solchen Mitteln mußte man greifen, weil Reich und Kaiser zu ohnmächtig waren, ihre eignen Verpflichtungen zu erfüllen.

So blieb denn auch Frankenthal, das schwergeprüfte, in spanischen Händen; denn diesen war es zu bequem, sich auf Reichskosten im Besitz der besten pfälzischen Festung behaupten zu können. Karl Ludwig bot aber Alles auf und seine Vorstellungen beim Kaiser, bei der kurrheinischen Versammlung zu Frankfurt (1651), seine Erklärung, auch seinerseits die noch

---

20) Londorp VI. 620.

21) Vgl. Bougeant IV 577—579. Die vorhergehenden Verhandlungen s. Acta Exec. pac. Westph. I. p. 48. 67. 351. 352. 376. II. 314.

übrigen Verpflichtungen nicht erfüllen zu wollen, wenn man das ihm Versprochene länger vorenthalte, bewirkten wenigstens, daß die Sache nicht einschlief. Der Kaiser selbst suchte durch seinen Gesandten, Volmar, den Kurfürsten zu vertrösten. Derselbe erklärte aber dem kaiserlichen Diplomaten, der ihn in Heidelberg aufsuchte, mit aller Entschiedenheit (2. Dez. 1651), er werde bei seinem früheren Entschlusse beharren [22].

Es ließ sich nicht verkennen, welche Mühe sich der Kaiser gab, seine Verpflichtung zu erfüllen; aber er war über die Truppen seiner eignen Verbündeten nicht Herr. Als endlich, nach vielen mühseligen Verhandlungen zwischen den Höfen zu Wien und Heidelberg, der Auszug auf den 26. April 1652 festgesetzt war, und der Kurfürst Karl Ludwig mit seinem ganzen Hofstaat und einem Heerhaufen von 1800 Mann vor der Festung erschien, wußte der spanische Commandant, Frangipani, abermals mit Vorwänden den erwarteten Abzug zu verzögern; wirklich war auch Troß und Gepäck so massenhaft, daß es einiger Vorbereitung bedurfte zu einem vollständigen Abzug. Bis zum ersten Mai ward der Kurfürst zu Worms hingehalten, dann versprach man ihm, der Auszug werde bestimmt am andern Tage stattfinden; er kam mit seinen Truppen nach Frankenthal und — abermals bat der Gouverneur um Frist; die Truppen, hieß es, hätten heute ihren Sold empfangen, seyen jetzt in trunkenem Zustande und bei einem Auszug müsse man Excesse besorgen. Nun bestimmte Karl Ludwig den Auszug auf den folgenden Morgen (3. Mai), da zog denn die Besatzung von 1000 Mann hinaus und, obwohl die Hälfte zu Land ihren Marsch antrat, bedurfte man doch 28 Schiffe, um den Rest, sammt dem Trosse und den Vorräthen, fortzubringen.

Wie diese „Verbündeten" des Kaisers in dem zum Schutz ihm befohlenen Reiche seit den 30 Jahren ihrer Anwesenheit gehaust haben mochten, läßt dieser Auszug einigermaßen vermuthen. Hundert und fünfzig Wagen mußten zwei Mal den

22) Theatr. eur. VII. 10.

Weg von Frankenthal an den Rhein machen, um die Beute fortzuschleppen; an Vorräthen allein waren es 300 Achtel Haber, 400 Malter Mehl, 300 Malter Korn und über 70 Fässer Wein! Kein Wunder, daß die spanischen Hungerleider mit Wehmuth eine Stadt verließen, die sie seit 30 Jahren in solch ungeheurem Maße ausgebeutet hatten; kein Wunder, daß der Commandant beim Herausziehen die liebe Erde küßte und segnete, die so ergiebig ein ganzes Menschenalter die Taschen der Fremden gefüllt hatte! Wie er aber den Frankenthalern noch unter bittersüßem Abschied und glatten, entschuldigenden Versicherungen das freche Witzwort hinwarf: sie glaubten doch an kein Fegfeuer, drum hätte Gott ihn zur Strafe geschickt, und die Bürger ihm nachriefen: ja, eine Zuchtruthe sey er für ihre Sünden geworden, aber sie hofften auch, Gott werde einst die Ruthe ins Feuer werfen, damit ihrer keine Erwähnung mehr geschehe; — da ritt der spanische Hidalgo seiner Wege, ohne Erwiederung. Der Kurfürst war erst jetzt seines vollen Besitzes recht froh; er beschenkte die fremden Offiziere noch reichlich, erfreut genug, daß sie dem Lande endlich den Rücken wandten [23]).

Indeß kam die Zeit des Reichstages heran, wo Karl Ludwig zum ersten Mal persönlich vor dem Kaiser sich zeigen sollte; eine interessante Begegnung, denn seit mehr als einem Menschenalter war kein Kurfürst von der Pfalz mehr auf einem deutschen Reichstage erschienen. Die wichtigsten Fragen der Friedensvollziehung waren jetzt ausgeglichen, drum konnte man hoffen, daß als Zeichen des innern Friedens die beiden Fürstenhäuser von der Pfalz und Oestreich sich freundlich begegnen würden. Schon am 5. Okt. 1652 war Karl Ludwig in Prag erschienen, ward vom Kaiser, der ihm entgegenzog, mit aller Auszeichnung empfangen, und wohnte eine Zeitlang den vielen Festlichkeiten bei, die an byzantinischem Pomp und spanischer Etikette jetzt die fehlende innere Würde des Reiches ersetzen sollten. Als dann Ferdinand **III.** in Regensburg eingezogen

23) Theatr. eur. VII. 159. 161.

war (Dez.), folgte ihm Karl Ludwig dahin; von seiner Gemahlin, seiner Schwester und einem Gefolge von 250 Pferden umgeben, hielt er (8. Jan. 1653) seinen stattlichen Einzug [24].

Wichtiger für die Pfalz, als alle die Festlichkeiten, Comödien und geldverschlingenden Belustigungen, womit man die Länge dieses anderthalbjährigen Reichstags zu kürzen suchte, wichtiger als der Antheil, den Karl Ludwig an der Königswahl zu Augsburg und an der Krönung zu Regensburg (Mai und Juni 1653) nahm, waren die Zeichen einer aufrichtigen Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten, wodurch die Störung des Verhältnisses, wie sie seit Rudolf **II.** und Friedrich **IV.** gewesen, beendigt ward. Karl Ludwig besaß Selbstverläugnung und Klugheit genug, in keinem Zuge ein bitteres Gefühl über die Vergangenheit durchblicken zu lassen; dem Kaiser mit zuvorkommender Freundlichkeit begegnend, fand er dann eine ähnlich erfreuliche Aufnahme. Der Ort Weyden und das Amt Parkstein wurden (Jan. 1653) geräumt [25], Karl Ludwig entsagte förmlich der mit der pfälzischen Kur einst verbundenen Reichswürde eines Erztruchsessen [26]) und erhielt dafür vom Kaiser die feierliche Belehnung mit der Würde eines Erzschatzmeisters [27]). Karl Ludwig nahm dafür, was seine beiden Vorfahren meist absichtlich unterlassen, an den Reichsverhandlungen lebhaften Antheil, blieb lange Zeit in Regensburg und reiste, kurz vor des Kaisers Weggehn, noch einmal hin (April 1654), nur um von Ferdinand **III.** Abschied zu nehmen [28]). Der

---

24) Theatr. eur. VII 287. 339.

25) Theatr. eur. VII. 457.

26) Die Verhandlungen darüber s. Acta Exec. pac. Westph. I. 232. 272. II 107. 723 und Theatr. eur. VII 9. 10.

27) Karl Ludwig belehnte dann die Grafen von Sinzendorf mit dem Erbschatzmeisteramte; bei der Kaiserkrönung (18. Juni 1653), wo er zum ersten Mal fungirte und die Grafen die Schaumünzen austheilten, warf ihn das Pferd ab, doch nahm er keinen Schaden. Sehr ausführlich erzählt von Johannis in Reigers Stammlinie S. 166. 167

28) Theatr. eur. VII. 503.

Kaiser war dafür erkenntlich; er wußte, in welcher Geldnoth der neue Kurfürst war, drum ließ er ihm nicht nur 62 Römermonate nach, sondern schenkte ihm noch 36000 Gulden dazu. Karl Ludwigs zuvorkommendes und gewinnendes Wesen, das von der vieljährigen Verfolgung nicht die leiseste Spur verrieth, gefiel ihm so wohl, daß er ihn nur „seinen politischen Kurfürsten" zu nennen pflegte.

Fruchtbar war der Reichstag auch durch Beilegung zweier Streitfragen, die bis jetzt noch den Umfang des pfälzischen Gebietes unbestimmt gelassen hatten. Durch den Frieden war nämlich auch Karl Ludwigs Oheim, der Administrator Ludwig Philipp, in sein pfälzisches Erbe, Lautern und Simmern, eingetreten, das er vor dem Kriege Friedrich V. für den noch unmündigen Bruder verwaltete, aber Karl Ludwig war schwer dazu zu bewegen, durch diese Abtretung das ohnedies stark verkürzte pfälzische Gebiet noch mehr zu schwächen. Ein Schiedsgericht auf dem Reichstag schlug einen wünschenswerthen Mittelweg ein (2. Dez. 1653); man ließ dem Pfalzgrafen Ludwig Philipp das Amt Lautern auf lebenslänglich, die Unterämter Wolfstein und Rockenhausen, nebst Otterberg und Diemerstein, für sich und seine Erben, und übergab an Kurpfalz ein Fünftel vom Amt Kreuznach und zwei Drittel vom Amt Stromberg, nebst einigen kirchlichen Stiftungen [29]; die simmerschen und lauterschen Stimmen sollten auf dem Reichstag mit einander wechseln.

Auch mit Mainz nahm die noch unerledigte Frage wegen der Bergstraße einen erträglichen Ausgang und der Hauptreceß von 1650 kam zum Vollzug [30]. Kurmainz erhielt noch das Dorf Virnheim, das Amt Neuenhayn und die Fauthei Sulz-

---

29) Das Stift Lautern, die Probstei Enkenbach, die Schäferei zu Bockenheim, die Kellerei Kalstadt Ein Nebenreceß regelte verschiedene kleinere Hoheits- und Besitzrechte. Ms. des Recesses.

30) Bergsträßischer Hauptreceß, Ms. Für die Pfandsumme von 100,000 Gulden fiel dagegen Schloß und Stadt Starkenburg, Heppenheim, Bensheim und Mörlebach nebst der Vogtei über das Kloster Lorsch an Kurmainz zurück. Vgl. auf der münchner Bibliothek Cod. bav. 1656.

bach, trat aber dafür das Amt Schauenburg, Handschuhsheim, Dossenheim und Seckenheim ab, die für die Pfälzer jedenfalls besser gelegen waren, als die abgetretenen Güter. In beiden Besitzungen ward die Religionsfreiheit verbürgt; die neuenhayner Reformirten unter mainzischer Herrschaft und die Katholiken in Dossenheim, Handschuhsheim, Seckenheim unter pfälzischer Regierung, sollten ihre früheren Rechte genießen;[31]).

So schnell war aus dem jammervollen Zustand der Pfalz ein behaglicher, aus der soldatischen Anarchie wieder ein gesetzmäßiges Verhältniß geworden; die lange gestörten Beziehungen zu den Nachbarn waren wieder angeknüpft, der Kaiser versöhnt und die Pfalz wieder in den Kreis der geregelten Entwicklung zurückgekehrt. Karl Ludwig — denn seiner Fürsorge gebührt der wesentlichste Ruhm — hatte angefangen, die Schuld seines Vaters an dem ererbten Lande wohlthuend abzutragen.

§. 4.

Restauration der Kirche, der Schulen und der Universität (1652).

Auch Kirche und Schule, die schönsten Schöpfungen seiner Ahnen, fanden an Karl Ludwig einen Wiederhersteller. Es war nach seiner Rückkehr eine der ersten Maßregeln gewesen, den Kirchenrath neu zu bestellen (12. Dez. 1649) und zur Wiederbesetzung der Pfarreien die einleitenden Schritte zu thun[32]).

Nahe an 350 reformirte Prediger konnte man vor der Zeit der Anarchie und Verfolgung in der Pfalz aufzählen; davon waren jetzt noch ein Zehnttheil übrig, nämlich auf dem rechten

31) Außerdem hieß es wegen der Kirchen: „daß das Chor den Catholischen allein, die andere Kirche aber den reformirten verbleiben, jedoch einem oder anderm Theil freystehen solle, eine absonderliche Kirche auf Seine Kosten, dem andern Theil an seinem Kirchen Theil und rechten ohnnachtheilig zu bauen."

32) Im Jahr 1659 ward die Kirchenrathsordnung neu publicirt.

Rheinufer 15, auf dem linken 22, und auch diese konnten sich nur in den Orten behaupten, wo sie eine schwedische Besatzung geschützt hatte. Alle andern waren vertrieben, und man rechnete, daß noch 54 der Verfolgten im Auslande lebten. Für alle diese kam jetzt ein glücklicher Tag der Wiederherstellung; die sich erhalten hatten, durften jetzt dem reformirten Glauben wieder frei leben, die geflohen waren, kehrten größtentheils in ihre Stellung zurück. Binnen wenigen Jahren war der pfälzische Calvinismus wieder in seinem frühern Verhältniß befestigt und die Kirchenordnung Friedrichs III. neu publicirt (1652).

Die Lage der übrigen Confessionen war eine erträgliche. Zwar wurde, dem Frieden gemäß, den katholischen Corporationen, die nach dem Jahr 1618 den Protestantismus aus Rechten oder Besitz verdrängt hatten, dieses angemaßte Eigenthum jetzt entzogen; so wurden aus dem Kloster Hördt bei Germersheim und aus der Aegidikirche bei Speyer mit kaiserlicher Genehmigung gleich anfangs die Eindringlinge weggewiesen (Okt. und Nov. 1649), und nähere Untersuchungen wiesen nach [33], daß man nach der Norm des Jahres 1618 noch manches kirchliche Recht zurückzufordern habe. Aber Karl Ludwig war weit entfernt, sich gegen die Katholiken seiner fürstlichen Gewalt so zu bedienen, wie das in Bayern und Oestreich gegen die Protestanten geschah; er hatte nicht allein in den eingetauschten mainzischen Dörfern vertragsmäßig einen Simultangottesdienst in die Kirchen eingeführt, sondern auch in andern Orten, wo sich kleine katholische Gemeinden befanden, war ihnen zwar nicht der öffentliche Cultus, aber doch die freie Religionsübung in ihrem kleinen Kreise gestattet.

Auch den Lutheranern war mit dem westphälischen Frieden eine freiere Duldung erworben worden. „Den Bekennern der augsburgischen Confession", hieß es in dem osnabrücker Vertrag [34], „welche im Besitz von Kirchen waren, und darunter

33) Struve Pf. Kirchenh. 581. 582.

34) Instr. pac. IV. §. 19.

die Stadt Oppenheim, soll der Kirchenzustand von 1624 erhalten werden, und den übrigen, die es begehren, soll die Ausübung ihrer Confession freistehen, sowohl in den Kirchen zu den festgesetzten Stunden, als zu Hause in Privatgebäuden." Wohin die unbestimmte und zweideutige Haltung dieses Artikels später führte [35]), wird die pfälzische Geschichte im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nachweisen; für jetzt ward, nach dem einfachen Wortlaut, das Lutherthum da erhalten, wo es 1624 bestanden hatte, und an andern Orten auf Verlangen gesetzlich geduldet. Der Kurfürst selbst gab das gute Beispiel, daß er (Dez. 1650) in seiner Residenz Heidelberg in der Spitalkirche den Lutheranern die Religionsübung einräumte, und in einem Decret alle ihre Rechte und Pflichten so genau und pünktlich festsetzte, daß eine schiefe Deutung nicht leicht möglich war [36]). Die Erwähnung der Stadt Oppenheim hatte eine besondere Bewandtniß. Dort war im sechzehnten Jahrhundert der Protestantismus nur langsam eingedrungen, und der Versuch Friedrichs **III.**, durch seine fürstliche Gewalt die Stadt calvinisch zu machen, war erst nach langem Widerstand gelungen. Nach mannigfaltigen Veränderungen, wie sie jene unselige Zeit confessioneller Bekehrungssucht mit sich brachte, nachdem sie unter Ludwig **VI.** lutherische und Johann Casimir wieder reformirte Prediger erhalten hatten, war es (1624) einigen darmstädtischen Geistlichen gelungen, das Lutherthum wieder zur Ausübung zu bringen, bis die spanische Regierung dem Ding ein Ende machte. Gustav Adolf hatte dann, ohne die Reformirten zu verdrängen, lutherischen Gottesdienst in einer Kirche halten lassen, und darauf, wie auf jenen Vorfall des Jahres 1624 gestützt, setzten es die Oppenheimer mit schwedischer Un-

35) Die Worte in possessione templorum und ad statas horas sind es namentlich, die eine verschiedene Deutung begünstigten.

36) S. Struve Pf. Kirchenh. S. 598. Der Lutheraner Schlosser in der bekannten Partheischrift Warheit Unschuld und Ehrenrettung 1699 S. 86 findet die damals nothwendige Verordnung mit Unrecht zu hart.

terstützung in Münster und Osnabrück durch, daß ihnen das Normaljahr 1624 erlaubt ward. In friedlicher Uebereinkunft ward ihnen die Sebastianskirche mit allen Gefällen eingeräumt; das Katharinenstift verblieb den Reformirten [37]).

So war zu einem friedlichen und toleranten Zusammenleben aller drei christlichen Confessionen die gesetzliche Grundlage vorhanden; man würde aber irren, wenn man glauben wollte, es sey auch überall so gewesen, wie es auf dem Papier verheißen war. Intoleranz und Zelotismus trieben vielfach ihr Spiel, und es ist kein Zweifel, daß die nach Zahl und Macht jetzt wieder überlegenen Reformirten von diesem Uebergewicht, wo sie es konnten, auch Gebrauch machten. Bedenkt man, daß die Beamten Reformirte waren, so kann man kaum erwarten, daß die Lage Derer sehr angenehm gewesen sey, die auf den Schutz der öffentlichen Meinung und der freien Rede angewiesen waren, in einer Zeit, wo der letzte Rest eines freien Volkslebens dem hereindringenden Hof- und Beamtendespotismus unterlag [38]).

Der Kurfürst selbst ist hier von jedem Vorwurf freizusprechen. Der Aufenthalt in England hatte ihm jede Neigung zu puritanischer Glaubenswuth und kirchlicher Enge verdorben; die Bemühungen seiner hochkirchlichen Freunde, auf die pfälzischen Zustände die todte Larve einer Hoch- und Staatskirche zu pfropfen, war an seinem gesunden Sinne gescheitert. Er suchte vor allem die Prediger gut zu bilden, ging selbst in die Kirche und verwies es ihnen, wenn sie ihren „wohlmeinenden Gallimathias" am unrechten Orte vorbrachten; er stellte selbst solchen, die sein Vertrauen genossen, die Religion frei [39]), nur durften sie weder „Hypokrit noch Profan" seyn; ja er trug sich, im Gegensatze

37) Struve Kirchenh. 589—595.

38) Die von Schlosser S. 117 ff. angeführten Fälle wagen wir nicht als Thatsachen aufzunehmen, da die Heftigkeit dieses Partheischriftstellers meistens stark übertreibt. Doch war wohl etwas Wahres daran.

39) Die Beilagen XXV. XXVI. zum Leben Karl Ludwigs.

zu der zelotischen Geistlichkeit, stets mit dem Gedanken, eine Vereinigung der verschiedenen Confessionen zu Stande zu bringen. Es konnte aber dabei doch Manches vorkommen, das seinem Scharfblick entging; in einem uns bekannten Fall, wo er (1659) seinen lutherischen Unterthanen vielleicht Unrecht that[40]), ist er offenbar bei aller Vorsicht und Toleranz von seinen Beamten falsch berichtet worden. Hie und da mochte er auch eine Bildung von neuen lutherischen Gemeinden deßhalb nicht gerne sehen, weil er dadurch nur die Confessionsspaltung vergrößert und die Hoffnung auf eine Aussöhnung in die Ferne gerückt sah. In seiner eignen Umgebung waren, die Luise von Degenfeld mit eingerechnet, Lutherische genug.

Mit den Kirchen waren auch die zahlreichen Volksschulen und die trefflichen Gymnasien wieder neu erstanden; aber freilich fehlte noch Manches zu der alten Blüthe, die sie unter Friedrich **III.**, Johann Casimir und Friedrich **IV.** gesehen hatten. Es fehlte theils an Leuten, um die Stellen zu besetzen, theils an Geld; Karl Ludwig brauchte daher lange Zeit, bis sie in einem solchen Zustande waren, daß sie seinem regen Eifer für Schule und Wissenschaft einigermaßen genügten. Nur eine Anstalt, die Hochschule, sah er so emporblühen, daß er die strengste Vergleichung mit der Vergangenheit nicht zu scheuen brauchte.

Die Universität Heidelberg war seit drei Jahrhunderten so eng mit der pfälzischen Geschichte verwachsen, daß nicht leicht ein bedeutendes Ereigniß, ein glückliches oder ein unglückliches, vorkam, ohne auf ihre Entwicklung einen mächtigen Einfluß zu üben. Die Katastrophe des dreißigjährigen Krieges hatte sie in ihren schrecklichsten Folgen mitempfunden, und der kurze Restaurationsversuch von 1634 war ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Ohne Lehrer und ohne Schüler, im Genusse ihres Ver-

40) Schlosser und Debus Warheit, Unschuld und Ehrenrettung S. 80 bis 84. Doch wird Jeder sehen, daß es schwer ist, aus den vom Parteigeist entstellten Akten einen sichern Schluß zu ziehen.

mögens gehemmt, ihres unvergleichlichen Bücherschatzes bis auf kümmerliche Reste beraubt — so fand sie Karl Ludwig, und er mußte sich selbst sagen, hier war keine alte Schöpfung zu restauriren, sondern eine neue zu begründen.

So geschah es auch. Schon im Juli 1651, wo ein alter Lehrer der frühern heidelberger Hochschule, Peter von Spina, der in Frankfurt als Arzt ein Asyl gefunden, und im Augenblick der Noth einst das Archiv der heidelberger Universität dahin gerettet hatte, vor dem Kurfürsten mit dem treu bewahrten Besitzthum der Hochschule erschienen war, konnte man die Restauration der Hochschule als fest beschlossen ansehen. Karl Ludwig zögerte nicht; ein kurfürstliches Patent vom 1. Sept. 1652 verkündete seinen Entschluß, „aus Vorsorg und Eifer für das gemeine Beste, sonderlich aber für Kirche und Schule" wolle er den zerfallenen Sitz der Wissenschaft wieder aufrichten, und Alles, „was zur Restauration, Aufnahm und Wachsthum dieser uralten, hochprivilegirten Universität gereichen mag, neu ins Werk stellen." [41]) Am 1. Nov. fand die Eröffnungsfeierlichkeit statt. Am Morgen versammelten sich die neuernannten Professoren und gelehrte Gäste aus der Fremde im philosophischen Hörsaal; ein Zug, angeführt von zwei Pedellen mit den Sceptern und acht Studirenden mit den Privilegien, Schlüsseln, Siegeln, denen die Professoren, die Geistlichkeit und die akademische Jugend folgte, begab sich nach der kurfürstlichen Kanzlei. Da war eine Menge von Beamten versammelt, und auch der Kurfürst, von seinem Hofstaat und der Leibgarde umgeben, kam vom Schlosse herab in das Kanzleigebäude. Unter großem Gedränge bewegte sich der ganze Zug nach der h. Geistkirche, dort einem feierlichen Gottesdienst und Predigt beizuwohnen [42]); von da nach dem juridischen Hörsaal, wo der kur-

---

41) Theatr. eur. VII. 3.0. 311.

42) Der Text war: Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; lasset uns freuen und fröhlich darin seyn. O Herr hilf, o Herr laß wohl gelingen.

fürstliche Kanzler eine Festrede hielt und die Ernennung der Häupter der neuen Hochschule bekannt machte. Der neuernannte Prorector, Chuno, hielt dann ebenfalls eine Festrede, der Syndicus las die Gesetze vor, und mit Festlichkeiten aller Art, einem glänzenden Gastmahle auf dem Schloß endigte dieser denkwürdige Tag. Die folgenden Tage brachte man dann mit akademischen Feierlichkeiten anderer Art hin; Reden, Disputationen und Promotionen ließ jede Fakultät wie zum Schaugepränge aufführen, und der Kurfürst sparte sich die Mühe nicht, allen diesen gelehrten Festlichkeiten bis zu Ende beizuwohnen.

Nur sieben Professoren waren bei der Eröffnung anwesend; der Theologe Daniel Tossanus, ein Sprößling der vielerwähnten Familie, der noch selbst die Jahre des Verfalls mit durchlitten hatte; der marburger Jurist, Heinrich David Chuno, der als junger Mann, gerade beim Ausbruch der Katastrophe von 1622, war nach Heidelberg gerufen worden; dann der Mediciner Jakob Israel aus Düsseldorf und Caspar Fausius, des Kurfürsten Leibarzt; endlich in der philosophischen Fakultät der im Ausland viel herumgewanderte, zuletzt in Schweden angestellte Johann Freinsheim, als Philologe bekannt; Seobald Fabricius, der Professor der Logik und griechischen Sprache und Johann von Lüneschloß, der fast alle Akademien des Auslands, von Utrecht und Leyden an bis nach Padua, besucht hatte, und jetzt den Lehrstuhl der Philosophie übernahm [43]).

Binnen weniger Jahre war es aber Karl Ludwig gelungen, eine Reihe von bedeutenden Männern für Heidelberg zu gewinnen; so beschränkt noch die Mittel waren, so blühte doch bald ein wissenschaftliches Leben, das sich mit den glänzenden Zeiten vor dem Kriege wohl messen konnte. Das Verdienst gebührt theils dem an allen geistigen Bestrebungen lebhaft theilnehmenden Fürsten selbst, theils seinen trefflichen Rathgebern, von denen noch ein Theil ihm vererbt war aus jener reichen

---

43) Ueber alle diese vgl. die kurzen Lebensnachrichten in Tannebergs Parnassus Heidelbergensis. 1660.

Menge allseitig gebildeter und geistreicher Staatsmänner Friedrichs IV. und V.; einzelne neu Hinzugekommene, wie der Kanzler Johann Ludwig Mieg und Joh. von Rochow, konnten als wahre geistige Patrone der neuen Hochschule genannt werden. So zählte die theologische Fakultät nacheinander Männer wie Hottinger, Friedrich Spanheim, J. F. Mieg [44]) und den mit dem Kurfürsten eng befreundeten Joh. Ludwig Fabricius; unter den Juristen waren außer Godfried von Jena, Dankelmann, J. von Spina und Heinrich Cocceji, dem berühmten Vater eines noch berühmteren Sohnes, besonders zwei Männer durch eine rühmliche und ausgebreitete Thätigkeit hervorragend. Der eine war Friedrich Bökelmann (seit 1659), der neben seiner Thätigkeit als Professor des römischen Rechts durch seinen mächtigen Einfluß auf den Kurfürsten und durch seine publicistische Schriftstellerei für die politischen Rechte des pfälzischen Hauses sich eine sehr bedeutende Stellung erworben hatte; neben ihm stand (seit 1661) der erste Lehrer des Naturrechts, der berühmte Samuel Pufendorf, ein charakteristischer Ausdruck dieser unermeßlich gelehrten, aber in ihrer patriotischen Gesinnung so ganz farb- und leblosen Bücherzeit. Die medicinische und philosophische Fakultät hatten zuerst ihre Besetzung gefunden; aber auch außer ihrem Kreise waren in Heidelberg Manche thätig, die mehr durch wissenschaftliche Anregung, als vom Katheder herab, der neuerblühten Hochschule einen lebendigen Aufschwung gaben. So war der Numismatiker, Lorenz Beger, in Heidelberg angestellt, und der berühmte Ezechiel Spanheim, der Lehrer des Kurfürsten, ward abwechselnd in diplomatischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten von Karl Ludwig benützt.

Mit gleicher Sorgfalt wie die Lehrstühle wurden die literarischen Hülfsmittel der Universität bedacht, und der Kurfürst, der aus Noth zur Sparsamkeit gedrängt, sonst sich und Andern jede Ausgabe knapp beschränkte, bewies sich freigebig, wo es

44) Nachrichten über die Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes s. in Büttingh. Ergötzlichk. III. 39 ff.

galt, das neuerblühende Werk geistigen Strebens zu fördern. Aus den Büchersammlungen von Pareus und Freher ward die Grundlage einer neuen Bibliothek gebildet; eine spätere Bestimmung des Kurfürsten setzte fest, daß jede Fakultät jährlich wenigstens 10—20 fl. für Herbeischaffung neuer Bücher verwenden müsse, und so nahm langsam und allmählig die Büchersammlung wieder zu. Die Bemühung Karl Ludwigs, durch Ez. Spanheim mit Rom wegen der geraubten Palatina in Verhandlung zu treten, war vergebens, aber wir verdanken dem wenigstens eine und die andere Abschrift von Manuscripten, die sich auf die pfälzische Hausgeschichte bezogen. Eine große Liebhaberei des Kurfürsten war die Numismatik; Beger und Ez. Spanheim wurden dazu gebraucht, letzterer sogar auf Reisen geschickt, um den bald reichlich sich vermehrenden Schatz der heidelberger Münzsammlung zusammenzukaufen.

Große Mühe kostete es anfangs, die ganz verwirrten Besitzverhältnisse der Universität wieder ins Klare zu bringen. Klöster und Stifter, Pfarreien, Zollgefälle waren während der dreißigjährigen Revolution so vielfachen Anfechtungen ausgesetzt, daß es aller Rührigkeit der Universität und aller Unterstützung des Kurfürsten bedurfte, um den beinahe verjährten Rechten der Hochschule Nachdruck zu verschaffen. Die ersten Jahre der Thätigkeit von Senat und Prorector sind ganz erfüllt mit Verhandlungen über die Einkünfte; doch war es schon 1654 gelungen, einen ziemlich ansehnlichen Theil der alten Einkünfte wieder genießbar zu machen [45]).

Unter diesen Umständen konnte es der restaurirten Anstalt an Zöglingen nicht fehlen; schon im Jahre 1652 ließen sich hundert und neunzehn einschreiben, und in den folgenden Jahren blieb die Zahl der neuen Ankömmlinge auf ziemlich stetiger Höhe [46]).

---

45) Vgl. die Annales Univers. von 1652—1656. Ms. Dort ist fol. 209 ein Verzeichniß der Einkünfte von 1654 gegeben.

46) Das Geringste waren 40 — 50 Neuimmatrikulirte, das Höchste hundert und auch wohl darüber. S. das Matrikelbuch.

Das Benehmen der Studirenden war im Ganzen lobenswerth; kleinere Störungen abgerechnet, fiel nichts vor, was an die früheren Rauffscenen des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts erinnerte; nur gegen jene mittelalterlichen Lehendienste der Neuangekommenen gegen die Aeltern, welche man Pennalismus nannte, hatte man, wie damals überhaupt in Deutschland, so auch in Heidelberg, viel zu kämpfen [47]. Die Jagdlust der studirenden Jugend in gesetzlichen Schranken zu halten, gab Karl Ludwig (27. Dez. 1655) ihnen das Recht, auf einer bestimmten Strecke längs der Bergstraße dem „kleinen Waidwerk" nachzugehen — ein Privilegium, das sich seltsamer Weise von den alten Einrichtungen der pfälzischen Hochschule allein erhalten hat [48].

Mehr als jede äußere und äußerliche Fürsorge Karl Ludwigs konnte der Geist fördernd und veredelnd wirken, aus welchem der Kurfürst das Ideal einer **Universitas litterarum** betrachtete. Freie, ungehemmte Entfaltung aller Kräfte, im Sinne des ächten Protestantismus, war Karl Ludwigs höchstes Ziel; keine Hofliteratur, kein akademisches Schaugepränge, sondern eine ernste, innerliche Rührigkeit in allen Gebieten des Wissens wollte er entwickelt sehen, frei von dem theologischen Sectengeist seiner Zeit und der vorhergegangenen. Ein solches Ziel zu erreichen, war keine Zeit der pfälzischen Universität so berufen, wie die damalige; denn neben allen gelehrten Einflüssen bedeutender Persönlichkeiten wirkte der Zauber der politischen und geistigen Freiheit, der, so weit es in dem Wesen jener Zeit lag, an dem geprüften Sohne des Lebens, an Karl Ludwig, einen regsamen Schützer fand. Heidelberg und die Pfalz konnte

47) Annal. mscr. fol. 383—385.

48) Annal. mscr. fol. 498: „Diesseit Neckars von Rhorbach und der daselbstigen Linden ahn die Landtstraß hinauff bis nacher Nußloch zu derselbigen Linden in die Länge, und in die Breitte von dem zwischen Rhorbach und Leimen gesetzten Hasenstock bis ahn den Waldt hinauff. Jenseit Neckars aber von Handschuchsheim bis nach Schriesheim in die Länge, und von der Landtstraße ahn bis an den Waldtgraben in die Breitte" 2c.

damals für den deutschen Süden Das werden, was eine Zeitlang Preußen für den Norden geworden ist, aber es lag nicht im Willen der Weltgeschicke, daß das alte pfälzische Heidelberg fortan noch der freien deutschen Wissenschaft ein Asyl werden solle, und Karl Ludwigs Zeit ist das letzte helle Aufflackern gewesen von einer langen, drückenden Geistesnacht.

Die gelehrte Schmeichelei war dem verständigen Sinne Karl Ludwigs innerlich zuwider. Wie man seinen Sohn, den zehnjährigen Raugrafen Karl Eduard, der Schüler des Sapienzcollegiums war, zum Rector der Universität wählte (1677), deutete er der loyalen Corporation sehr fein an, wie unpassend solche Wohldienerei sey. „Da er erst vor Kurzem", schrieb er, „in das **Album Universitatis** eingetragen worden, auch seine **profectus** zur Zeit noch etwas gering, würde es Uns zu gnädigem Gefallen gereichen, wenn Ihm diese Ehre bis übers Jahr, geliebts Gott, verspart werden möge" [49]). Wie sehr sich der Kurfürst frei fühlte von jeder theologischen Enge, zeigt namentlich eine Berufung, die von ihm ausging, die von Spinoza. Der bekannte Chevreau sprach dem Kurfürsten von dem holländischen Philosophen und einer seiner Schriften; Karl Ludwig las darin und entschloß sich, den großen Denker nach Heidelberg zu berufen. Der tolerante Freund des Kurfürsten, der Theologe Fabricius, erhielt den Auftrag, mit Spinoza zu unterhandeln; es geschah im Febr. 1673, also zu einer Zeit, wo Spinozas Philosophie ihrem Wesen nach bekannt, er selbst schon verfolgt und verketzert war. In sehr ehrenvoller Weise lud Fabricius ihn ein, den Lehrstuhl der Philosophie einzunehmen; „es sey ihm völlige Freiheit des Forschens gestattet, doch nicht zur Erschütterung der bestehenden Religion." Spinoza erwiederte nach einigem Bedenken in sehr anerkennender Weise (30. März), er habe auf den Wunsch, öffentlich zu

---

49) Kayner, der dies erzählt (II. 102), setzt hinzu: „Wahrlich es liegt nicht am Gelehrtenstande, daß der Pantoffelkuß nicht ins deutsche Fürsten-Ceremoniel aufgenommen worden!"

lehren, verzichtet, auch sey es schwer zu bestimmen, wie eng jene Gränze der freien Lehre gezogen sey. Hierin handelte er um so kluger, da auch zu Heidelberg die Büchercensur war eingeführt worden [50]). Doch sey, fügte er hinzu, keine Berufung ihm erfreulicher gewesen, als die, unter der Regierung eines Fürsten zu leben, dessen Weisheit Alle bewundern [51]). Gerade ein Jahrhundert nach dieser Berufung Spinozas ward durch einen pfälzischen Kurfürsten dem Lazaristenorden Besitz und Einfluß in der Pfalz geöffnet; Kapuziner, Franciscaner und Jesuiten hatten schon zuvor den Weg dahin gefunden.

Wir beschließen diesen Bericht mit einer Darstellung des letzten Werkes, wodurch Karl Ludwig sich um die Universität verdient gemacht hat; des Statuts vom 1. Sept. 1672 [52]). Die Bestimmungen der mittelalterlich scholastischen Zeit und ihrer Wissenschaft hatten zum großen Theil Sinn und Geltung verloren; drum erließ der Kurfürst ein neues Gesetz, in dessen Form und Inhalt sich der klare, praktische Geist des Gesetzgebers sehr gut gezeichnet hat.

Der enge kirchliche Zwang, dem sich die besten unter Karl Ludwigs Vorfahren nicht entzogen, ward hier zum Wohle der Wissenschaft aufgehoben; nur die theologische Fakultät mußte einer der beiden protestantischen Confessionen [53]) angehören, für alle übrigen behielt sich der Kurfürst vor, auch „mit andern qualificirten Subjectis" die Stellen zu besetzen. Die Leitung

---

50) Decret von 1660 (Pfälz. Archiv zu Karlsruhe „Bücher"). Doch melden die Akten nur von einem Preßprozeß unter Karl Ludwig, wo Prof. Thulemeyer die kitzliche Angelegenheit von der pfälzischen Kur in einer dem Kurfürsten mißfälligen Weise behandelt hatte.

51) Die beiden Briefe, von denen namentlich der des Philosophen sehr interessant ist, s. in Spinozae Opera ed. Paulus I. 637—641.

52) In einer Handschr. auf der heidelb. Bibl. vorhanden.

53) „Der Augsburg. Confession nach schriftmäßigem Verstandt" heißt es unter anderm, S. 3 des Statuts. Noch im Jahr 1653 hatte die Universität beim Kurfürsten förmlich angesucht, nur reformirte Professoren anzustellen. S. Annal. mscr. 196.

der akademischen Corporation blieb bei dem Rectorat und dem Senat; Rector und Prorector wurden am 20. Dez. jährlich gewählt, und der Senat, der wöchentlich am Mittwoch seine Sitzungen hielt [54]), wurde aus allen Ordinarien der drei ersten und aus drei Professoren der philosophischen Fakultät gebildet. Außerdem hatte die Universität ihren **Procurator fisci**, ihren Collector, der die ausständigen Summen eintrieb, und ihren Syndicus, wozu man gewöhnlich einen Candidaten oder Licentiaten des Rechts zu wählen pflegte. Die Matrikelgelder, die „zum wenigsten zehn Kreuzer betrugen", wenn nicht Armuth davon ganz befreite, oder fürstliche Abkunft sie bis zu einem Gulden und mehr steigerte, ward zwischen Rector, Pedell und Fiskus vertheilt; letzterer erhielt am wenigsten.

In allen amtlichen Verrichtungen sollten die Lehrer in ihrer Amtstracht, „langen schwarzen Röcken" erscheinen, die alle sieben Jahre einmal auf Kosten des Fiskus erneuert wurden; auch den Studirenden ward „ehrbare Kleidung" empfohlen.

So wie die ganze Corporation, so hatten auch die einzelnen Fakultäten wieder ihre besondere Verfassung, und der Dekan nahm in dem engern Kreise der einzelnen Studien ganz die ordnende, überwachende und controlirende Stellung ein, wie der Rector gegenüber der ganzen Hochschule. War eine Professur erledigt, so schlug die Fakultät dem Kurfürsten zwei Candidaten vor, aus denen er einen wählte; sonst war es Karl Ludwigs „ernster strenger Befehl und Meinung, daß alle **Successiones, adjunctiones, administrationes aetatis** und andere Prärogativen, wes Namen auch dieselben haben mögen, abgestellt seyen." [55])

So wurden alle innern und äußern Verhältnisse der Universität genau geregelt, und auch hier sprach sich der praktische

54) Außer Sonntag, Mittwoch und Samstag waren alle Festtage und die Charwoche frei; Ferien waren vom 13. Juli bis 10. Aug., dann zur Zeit der Weinlese und vom 20. Dez. bis 2. Januar

55) Handschr. Statut S. 35.

Sinn aus, der Karl Ludwigs ganze Regententhätigkeit charakterisirt. So wie über die Disputationen und Lehrübungen aller einzelnen Fakultäten genaue Bestimmungen entworfen waren[56]), so ward auch den Professoren fleißige Besorgung ihrer Vorträge vorgeschrieben, und denen, die keine Zuhörer fanden, ein „Alumnus zugewiesen, dem dann der Professor, käme auch gleich Niemand mehr dazu, eben so wohl und so lang, als wenn Viele da wären, lesen und sich dadurch in stetiger Uebung erhalten solle."

Alle Anstalten waren in ihrer Benützung geordnet; für die Studirenden war auch ein Krankenhaus eingerichtet; alte und kränkliche Professoren wurden nicht, wie es wohl früher vorkam, undankbar bei Seite geschoben; ihren Wittwen und Kindern „zur Ergötzlichkeit und Erquickung noch ein Vierteljahr nach dem Tode der Gehalt des Mannes fortbezahlt."

So viel über die Restauration der alten pfälzischen Universität; es war eine Epoche des Wiederauflebens, der ein langer Schlummer folgte. Die furchtbaren Kriege am Schlusse des Jahrhunderts, die Regierungen des folgenden, das wüste Wesen einer geistlosen und lüderlichen Hofwirthschaft, wie gewöhnlich mit Bigotterie und Pfäfferei eng verbunden, lag lange wie ein drückender Alp auf dem Aufstreben der alten Universität.

§. 5.

Ehestreit Karl Ludwigs und Vermählung mit Luise von Degenfeld (1658). Streitigkeiten mit benachbarten Fürsten und französische Kriege (bis 1680).

Land und Leute fingen unter Karl Ludwigs väterlicher Regierung wieder an zu gedeihen; Kirche und Universität blühten auf, aber der Kurfürst selbst verlebte indessen sehr bittere Stunden.

56) Ebendas. S. 62 ff.

Der Unsegen einer Ehe, die ohne gegenseitige Neigung geschlossen war, trug jetzt seine schlimmen Früchte. Karl Ludwig hatte seine Neuvermählte mit allen Hoffnungen eines verliebten Ehemannes heimgeführt; er meinte, die stolze Zurückhaltung der jungen Prinzessin könne durch Zärtlichkeit und durch Eigenschaften, wie er sie besaß, überwunden werden, aber es zeigte sich bald, daß diese Hoffnung bei Charlotte grundlos sey. Alle Tugenden des Kurfürsten machten keinen Eindruck auf die kalte Schönheit der Gemahlin; es fehlte ihr der zarte weibliche Sinn und an der Wiege der reichbegabten Fürstin waren die Grazien ausgeblieben. Eine kräftige Amazone, liebte sie Jagd und Pferde, war nie gewohnt, ihren bizarren Neigungen und Launen eine Schranke zu setzen, ihre Diener wie ihre ganze Umgebung hatte die unschönen Ausbrüche ihres leidenschaftlichen Humors zu tragen, und selten gingen die Stunden der Toilette ohne sehr lebhafte Auftritte vorüber. Die Prinzessin hatte Freude an glänzenden und rauschenden Vergnügungen; an dem Hofe zu Heidelberg ging es aber damals ziemlich still her, da der Kurfürst mit sehr lobenswerther Sparsamkeit jede unnütze Ausgabe vermied. So fühlte sie sich unbehaglich und war zu stolz, zu wenig biegsam, als daß sie es hätte verbergen sollen; statt sich einander näher zu kommen, lebte Charlotte in ihrer zurückgezogenen Weise fort, und der Kurfürst, an Frauenumgang gewöhnt und auch sehr geeignet, ein Weib zu beglücken, fühlte sich nichts weniger als glücklich. Auf dem Reichstag von 1652, wo beide anwesend waren, zeigte sich das Mißverständniß schon unverkennbar; die Kurfürstin, die ihrer zweiten Entbindung entgegensah, ging dem Waidwerk nach oder wohnte zu Pferd den Jagden bei, und da sie während der Königswahl zu Augsburg mit einem Prinzen niederkam, der sogleich wieder starb (12. Mai 1653) [57], ward das Verständniß nicht sonderlich gebessert.

57) Joannis zu Reiger S. 147 sagt, das Kind habe von dem Kanonendonner bei der Wahl die Gichter bekommen und sey daran gestorben.

Charlotte zog sich vom ehlichen Umgang ganz zurück, vermittelnde Schritte der Verwandten, namentlich ihres Bruders, des Landgrafen Wilhelm, machten die Sache nicht besser, und wenn auch die Meldung zweifelhaft ist, es sey schon damals bei öffentlicher Tafel so weit gekommen, daß der heißblütige Kurfürst seine unartige Gemahlin beohrfeigt habe, so war doch bereits alle innere Gemeinschaft beider Gatten völlig aufgelöst [58]).

In einem solchen Augenblick der Spannung war es sehr gefährlich, wenn der Kurfürst mit seiner warmen, leidenschaftlichen Natur und seiner Gewohnheit weiblichen Umgangs, ein Wesen fand, das mit ihm und seiner Lage sympathisirte. Unter den Hofdamen der Kurfürstin befand sich nun (seit 1650) ein Fräulein Luise von Degenfeld; sie war mit Schönheit und allen Reizen jugendlich naiver Unbefangenheit geschmückt, hatte längst das Mißbehagen der beiden fürstlichen Gatten gekannt, und schien durch Geist und Anmuth wohl geeignet, dem Kurfürsten das Bild seiner unliebenswürdigen Gemahlin zu verdunkeln. Beide nahmen längst Theil an den gegenseitigen Leiden; denn auch Luise war den Launen ihrer Herrin schonungslos preisgegeben, und sah zugleich, schwerlich ohne Theilnahme, wie sich der Kurfürst unglücklich fühlen mußte. Als dann das Fräulein im Anfang des Jahres 1657 von neuem mißhandelt, ihre Entlassung forderte, ohne sie zu erhalten, nahm sie Karl Ludwig öffentlich unter seine fürstliche Protection, und zwar in einer Weise, welche unzweideutig verrieth, daß sein Interesse für das anmuthige Mädchen bereits ein sehr lebhaftes war. Indem er sich brieflich bei ihr entschuldigte, verschlimmerte er die Sache; in seinem Schreiben lag so viel Theilnahme, so viel mühsam

58) Reiger S. 151 ff. Levinus von Ambeer u. A. haben dergleichen Geschichtchen genug; wir nehmen absichtlich nichts außer ganz Bestätigtes in die Erzählung auf, weil hier die Klatschsucht und Lüge sich thätiger als irgendwo bewies. Wir verweisen ein für allemal auf Kazners Louise Raugräfin zu Pfalz. Leipz. 1798. (Vgl. Wundt Beil. XI.), wodurch der größte Theil der kecken Unwahrheiten oder gewagten Vermuthungen, die man als historische Wahrheit erzählte, seine Erledigung gefunden hat.

versteckte Neigung, daß Luise keine 22jährige Jungfrau hätte seyn müssen, wenn sie nicht — auch ohne sein Geständniß — des Kurfürsten aufkeimende Leidenschaft erkannt hätte. [59]) Karl Ludwig war nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen blieb, ihn ermuthigte des Fräuleins Benehmen; sie gab ihm zwar keine Zusage, aber sie that auch nichts, seine Hoffnungen zu zerstören. Bald äußerte er in vertrautem Kreise, was ihm seine Neigung längst eingeredet, seine Gattin habe durch ihr Betragen sich selbst die Rechte des Ehebundes geraubt; er werde sich von ihr trennen und Luise von Degenfeld heirathen; Theologen, die er um Rath fragte, gaben zustimmende Gutachten. So stellte er am 5. März eine förmliche Erklärung aus, die „Freyin Luise von Degenfeld, so lang dieselbe oder er lebe beständig und getreulich über alles zu lieben, zu ehren, und zu halten, wie ein Mann seine Frau zu thun schuldig," und am folgenden Tage motivirte er in ausführlicher Weise die Gründe seiner beschlossenen Ehescheidung. [60]) Luise scheint bei allen diesen Schritten nur einen leidenden Antheil gehabt zu haben; anders ward die Sache, als die Kurfürstin (21. März) im Zimmer ihrer Hofdame ein versiegeltes Kästchen fand, in welchem außer Ringen und Kleinodien auch die kurfürstlichen Erklärungen aufbewahrt wurden. Möglich ist, daß der Kurfürst selbst, um den Bruch zu beschleunigen, das verhängnißvolle Kästchen seiner Gemahlin zu Gesichte stellte; gewiß erreichte er seinen Zweck; der längere Aufenthalt Luisens war jetzt unmöglich geworden, aber statt ihr die erbetene Entlassung zu geben, ließ er sie nach Schwetzingen führen.

Ein doppelter Kampf stand dem Kurfürsten jetzt bevor; mit dem Hause seiner Gemahlin, und mit den Verwandten Luisens, deren ehrenwerther Bruder, ein wahrer Edelmann von altem Schrot und Korn, ein schwäbisches Original, wie sie in

59) Der Brief bei Kazner I. 109 ff.
60) S. ebendas. I. 117 ff.

jener Zeit schon anfingen selten zu werden,[61]) durch zweideutige, vergrößernde Gerüchte von dem Verhältniß seiner Schwester war unterrichtet worden. Es war schwer, ihm das Rechtliche der Ehescheidung einleuchtend zu machen, und der Kurfürst mußte, halb bittend halb drohend, den auf die makellose Ehre seines Hauses eifersüchtigen Mann zu begütigen suchen. Luise selbst ward, um sicher zu seyn, von Schwetzingen nach Frankenthal gebracht; ein lebhafter Briefwechsel und Besuche unterhielten die Verbindung zwischen den Liebenden. Karl Ludwig, wie man das von seiner Natur erwarten konnte, war fest entschlossen, das Begonnene durchzuführen; die Bemühungen seiner Gemahlin, sich ihm wieder zu nähern, scheiterten jetzt alle an seinem unbeugsamen Willen, und am 6. Jan. 1658 ward durch den lutherischen Pfarrer Heyland aus Heidelberg,[62]) die Vermählung Karl Ludwigs mit Luisen zu Frankenthal vollzogen.

Die Kurfürstin blieb zu Heidelberg, die zweite Gemahlin Karl Ludwigs lebte zu Schwetzingen, wo sie im zehnten Monat nach ihrer Vermählung dem Kurfürsten den ersten Sohn gebar. Erst 1662, als die Vermittlungsversuche gescheitert waren, und Charlotte auch mit ihren an Unwahrheiten und Uebertreibungen reichen Beschwerden an den Kaiser nichts ausgerichtet, begab sie sich nach Kassel zurück, und für den hartgeprüften Kurfürsten begann jetzt ein inniges Familienleben, dessen Glück und Segen ihn für die sieben bittern Jahre seiner Ehe reich entschädigte. Wir werden auf diese schöne und wohlthuende Seite in Karl Ludwigs vielbewegtem Leben unten noch ausführlich zurückkommen, wenn wir seine Familiengeschichte erzählen.

Welch bewegtes Schicksal Karl Ludwigs Geschwister gehabt haben, wurde oben berichtet; auch seiner Mutter Elisabeth Stuart wurde bis zu dem Augenblick erwähnt, wo die Pfalz an ihren Sohn zurückgegeben ward. Seitdem lebte sie in Holland, von den dortigen Kaufleuten wenig unterstützt und auch von

61) S. die interessante Biogaprhie im 3. Theil des Kaznerschen Buches.
62) Luise gehörte dem Lutherthum an.

ihrem Sohne, dem Kurfürsten, nur knapp versorgt. Es lag eine Kargheit in Karl Ludwigs Wesen, die er an Allen eher als an der Mutter zeigen durfte; denn es macht einen bitteren Eindruck, ihn markten und zaudern zu sehen, wenn die verlassene und bedrängte Fürstin in kläglichen Briefen den Sohn um Unterstützung angeht, weil ihre holländischen Gläubiger sie bedrängen.[63]) Freilich darf man nicht vergessen, daß Karl Ludwig auch an sich darbte; die Einkünfte seines verarmten Landes reichten kaum für die nöthigsten Bedürfnisse hin, er unterhielt seine Schwestern, Elisabeth und Sophia, bis zu ihrer Versorgung, und hatte seit seinem Ehezwist und der Scheidung, zwei Gemahlinnen zu versorgen. Gleichwohl lag etwas Unedles in der Kargheit seiner Spenden an die Mutter, wenn man auch den Fürsten milder beurtheilen wird, der auf Kosten seiner Familie und seiner eignen Bedürfnisse den Wohlstand des Landes hob.

Elisabeth wünschte nach der Pfalz zurückzukommen; Karl Ludwig schien bald geneigt, bald hielt er ihr begründete Schwierigkeiten, namentlich die Geldnoth, entgegen; am meisten scheint ihn sein Eheverhältniß bestimmt zu haben, die Anwesenheit der Mutter nicht zu wünschen. Im Jahr 1660 endlich kehrten die Stuarts auf den englischen Thron zurück; sehnsüchtig begab sich jetzt Elisabeth nach manchem unfreundlichen Zögern der Verwandten in das Land ihrer Geburt hinüber, und landete dort am 17. Mai 1661. Es war der schwer geprüften Frau keine frohe Stunde mehr beschieden; ihrer alten Freunde waren nur noch Wenige, die junge Generation, selbst ihr königlicher Neffe, behandelten sie mit Kälte. So starb sie, fast unbemerkt, am 13. Febr. 1662.

---

63) Davon rühren wohl hauptsächlich die bittern Vorwürfe, womit Miß Benger (Memoirs of Elizabeth Stuart. II.) den Kurfürsten reichlich überschüttet; da es mit weiblicher Leidenschaft und Unkenntniß der Thatsachen geschieht, hätten deutsche Historiker ihr nicht nachschreiben sollen. Uebrigens ersehen wir aus handschr. Rechnungen, daß in diesen Zeiten Elisabeth jährlich 6000 Rthlr. vom Sohne erhielt, während er sich selbst nur etwa viertausend „zu Handen" zahlen ließ. Dazu kam eine Apanage für Pfalzgraf Eduard und eine Aussteuer von 32000 fl. für Prinzessin Sophie.

Diese Zeit der häuslichen Leiden Karl Ludwigs war auch von politischen Störungen nicht frei; eine Menge kleiner Verwicklungen zogen die Pfalz in drohende Feindseligkeiten herein. So waren in der Oberpfalz Weyden und Parkstein nicht an Bayern gefallen, sondern gemeinsamer Besitz der kurfürstlichen und sulzbachischen Linien geworden [64]). Pfalzgraf Christian August von Sulzbach, der Enkel jenes eifrig lutherischen Philipp Ludwig von Neuburg, war nun dem Beispiele seines Oheims Wolfgang Wilhelm gefolgt und hatte sich (Dez. 1655) zum Katholicismus zurückgewandt [65]). Sogleich ließ er in der Stadt Weyden katholische Obrigkeiten einführen und dem katholischen Cultus Rechte einräumen, die er im Normaljahr 1624 nicht gehabt hatte. Karl Ludwig sammelte Truppen und ließ (18. Apr. 1656) Weyden militärisch besetzen; auf die Beschwerde des sulzbachischen Pfalzgrafen gebot der Kaiser, die Stadt zu räumen, aber da auch die übrigen protestantischen Kurfürsten sich für Aufrechterhaltung des westphälischen Friedens eifrig verwandten, versprach Ferdinand III., es solle nach Abzug der Truppen nichts Gewaltsames geschehen. [66]) Es begannen Unterhandlungen; ehe die aber zum Ziele führten, starb der Kaiser und die kleinere Streitigkeit ward von einer größeren und heftigeren verschlungen.

Diesmal betraf es das Reichsvicariat. Dieses alte, einst gewichtige jetzt zu einem ziemlich inhaltslosen Titel herabgesunkene Recht, schien mit der rheinischen Kurwürde jüngst auf Bayern übergegangen zu seyn, doch hatten Verträge darüber nichts bestimmt. Jedenfalls war Karl Ludwig fest entschlossen, um jeden Preis wenigstens dieses Ehrenamt seinem Hause zu retten, und wenn man von dem Gedanken ausgeht, daß das Vicariatsrecht

64) Für seine Ansprüche an die Aemter Pleystein, Parkstein, Weyden waren dem Kurfürsten in dem prager Vergleich vom 17. Juli 1652 vom Kaiser zweimalhunderttausend Gulden versprochen worden; indessen behielt er als Pfand die Hälfte von Weyden und Parkstein.

65) Sein Nachkomme Karl Theodor erbte später die pfälz. Kur würde.

66) Vgl. Strube pfälz. Kirchenh. 628—644.

auf dem fränkischen Herzogthum, also dem pfälzischen Lande ruhte [67]), so war sein Anspruch allerdings sehr wohl begründet. Jetzt nach Ferdinands III. Tode (1657) trat der erste Fall ein, wo diese staatsrechtliche Streitfrage praktisch ward; denn Bayern hatte sogleich von dem Vicariat Besitz ergriffen, seine Patente ausgehen lassen (12. April), und der Kurfürst von der Pfalz hatte auch nicht unterlassen, durch offene Proclamationen (vom 16. April und 12. Mai) theils sein Recht zu behaupten, theils gegen jeden Akt Bayerns zu protestiren [68]). Man antwortete von der andern Seite; die Heftigkeit wuchs, als sich Bayern auch in den sulzbachschen Streit wegen Weyden einmischte, und Kurfürst Karl Ludwig ließ Vicariatsthaler prägen, wo nebst seiner Devise „**Dominus providebit**" er als Reichsverweser genannt war.

Man wird an jenen Sterbenden, um den sich zwei Aerzte reißen, bis er verscheidet, sehr lebhaft erinnert, wenn man sieht, wie hier zwei Fürsten das todtkranke Reich noch einmal um ein glänzendes Nichts ohne Bedeutung in Fieberhitze versetzten, und nichts kann diese elende Zeit besser bezeichnen, als der Kriegszustand, in den ein Theil von Deutschland durch diesen Vicariatsstreit versetzt ward. Man fing sich die Gerichtsboten auf, Kurpfalz ließ deren einige gefangen setzen und protestirte gegen die ohnedies ohnmächtigen Rechtsdecrete des obersten Reichsgerichts, die in diesen Vicariatsstreit hereinfielen. Man schimpfte sich gegenseitig in juristischen Deductionen, man sprach von „unverschämten Scharteken" und es schien sich jetzt alle Erbitterung zwischen den beiden Linien des wittelsbachischen Hauses in diesem Streit entladen zu wollen. Sehr bedenklich ward die Sache durch einen Vorfall, den Karl Ludwigs hitziges Temperament verursachte. Als man zur Wahl des Kaisers in Frankfurt (1658) versammelt war, hielt der bayrische Bevollmächtigte, Oexel, einen Vortrag über das Vicariat, in Gegen-

67) Wir verweisen auf die im ersten Band gegebene Darstellung.

68) Vgl. Kurzer und Summarischer Bericht ꝛc. ꝛc. Heid. 1657. 4.

wart des Kurfürsten; manche Aeußerung über Friedrich V. hatte schon Karl Ludwigs Blut in Aufregung gebracht, wie aber der bayrische Diplomat von einer „verwirkten Kurwürde" sprach, hielt sich der Kurfürst nicht mehr länger und warf dem Sprecher das Dintenfaß an den Kopf. Man kann sich denken, was dies undiplomatische Benehmen für einen Lärm erregte; Bayern that sehr empfindlich, der hitzige Kurfürst ließ die südöstliche Gränze seines Landes mit Truppen besetzen, und hätte nicht das Kurkollegium bei Bayern vermittelt, daß es eine Ehrenerklärung Karl Ludwigs annahm, so hätte das heil. römische Reich noch eine tragikomische Fehde um eines Dintenfasses willen erlebt. [69]) Die Streitfrage über das Vicariat ward aber nicht erledigt; jetzt und später (1670) unterhandelte man ohne Erfolg, erst im folgenden Jahrhundert fand die Sache ihre Erledigung, indem man sich erst zu einer gemeinsamen, dann zu einer abwechselnden Führung der Verweserwürde verstand.

Auf dem Wahltage zu Frankfurt war zuerst jenes Uebergewicht recht fühlbar, das die consolidirte Königsgewalt der Franzosen jetzt gegenüber von Deutschland ausübte; französische Agenten, Grammont und Lionne, durften davon reden, den jungen Ludwig **XIV.** zum deutschen Kaiser zu wählen. Bayern, Köln, Trier und Mainz schienen bereit, die deutsche Sache zu verkaufen, auch Karl Ludwig, um dessen Haus sich Habsburg freilich wenig Dank erworben, trat in einen Bund ein, der um schmähliches Geld an den Erbfeind deutschen Wesens die deutsche Krone übergeben wollte. Aber der zähe Widerstand der gut deutsch gesinnten Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen machte den Plan scheitern; Ferdinand von Bayern lehnte die angebotene Ehre ab, andere Namen fanden keinen Anklang, und so ward denn zuletzt doch, nach einem Interregnum von beinahe anderthalb Jahren, von den protestantischen Kurfürsten die Wahl des freilich sehr unbedeutenden östreichischen Erzherzogs Leopold durchgesetzt.

---

69) Reiger ausgel Simmersche Linie S. 170 ff. 179.

Neben diesen wichtigeren Händeln waren es viele kleine Quälereien, die unsern Kurfürsten beschäftigten; sie haben zwar jetzt alle praktische Bedeutung verloren, aber wir können sie nicht übergehen, weil sich in ihnen, wie in dem Vicariatsstreit, das Wesen der ganzen Zeit charakteristisch genug ausspricht. Das große deutsche Land war von so vielen Souveränen und streitigen Souveränetätsrechten durchschnitten, daß die Entscheidung darüber jeden Augenblick die Waffen hätte in Bewegung bringen müssen, wenn nicht die Kraft dazu gefehlt hätte. So hatte auch Kurpfalz schon 1656 einen Streit mit Mainz wegen dem Geleitsrecht an der Rheinfahrt zu Worms gehabt, und man rüstete schon die Truppen, bis man den vernünftigeren Weg des Vergleichs einschlug. So wäre es (1662) wegen Besetzung der Umstadter Pfarrei zwischen Hessen und Pfalz zu einer Fehde gekommen [70]), ohne die vermittelnde Dazwischenkunft anderer Fürsten; so war mit dem Stift Worms ein Streit losgebrochen, der sich bis über die Regierungszeit Karl Ludwigs hinauszog. Der Bischof von Worms, schon früher (1656), um die Zurückgabe des Stifts Neuhausen eifrig bemüht [71]), hatte 1661 auch verlangt, Kurpfalz solle seine Hälfte an Ladenburg und der Veste Stein sich ablösen lassen. Karl Ludwig weigerte sich; die Sache zog sich hinaus bis unter Bischof Johann Philipp von Schönborn, der auch Kurfürst von Mainz war, und seit 1665 war man mit Wort und That in offenem Kampfe.

Johann Philipp, von seinem pfälzischen Collegen nur der „Oberpriester" genannt, der ihm in Allem zuwider handle, war, wie man aus Erfahrung wußte, zu rascher That stets entschlossen; drum fand das Gerücht wohl Glauben, er wolle mit geworbenen Truppen Ladenburg besetzen und als alleinigen Besitz an sich reißen. Dem zuvorzukommen ließ nun Karl Ludwig (Anf. 1665) einen Theil der Mauer gegen den Neckar zu abbrechen

70) S. Gründlicher Bericht des fürstlichen Sambthausses Hessen rc. 1662. 4.

71) Struve Pfälz. Kirchenh. S. 644 ff.

und eine kleine Abtheilung Soldaten in die Stadt legen, damit Ladenburg nicht ein Stützpunkt würde für die feindseligen Einfälle der Gegner. Aber bald fielen die Mainzer, von Truppen ihrer Verbündeten unterstützt (Mai), mit überlegener Macht in die Stadt ein und jagten die Pfälzer hinaus. Es läßt sich denken, daß es da an Gewaltthätigkeiten nicht fehlte; die benachbarten pfälzischen Orte litten viel, der Gang der Regierung ward durch die Truppen vielfach gestört und die pfälzischen Gerechtsame in Zoll und Geleit beeinträchtigt. Diese Neckerei ward aber bedeutend, seit ein anderer Punkt des Streites die verschiedensten Interessen gegen den pfälzischen Kurfürsten vereinigte.

Wie sich Karl Ludwig in allen diesen Händeln als ein Fürst bewährte, der ebenso eifersüchtig auf die Ansprüche seiner Stellung war, als eifrig bemüht, Verlorenes wieder zu erringen, so gab auch ein andrer Zank mit seinen Nachbarn den sprechenden Beweis, mit wie viel Rührigkeit und Erfolg der Kurfürst die empfangenen Nachtheile der vorhergegangenen Zeit durch neue Erwerbungen auszugleichen suchte. Es war ein altes Recht der rheinischen Pfalzgrafen, die Heimathlosen und Unehlichen als ihre Leibeigenen betrachten und von ihnen eine Abgabe erheben zu dürfen; der Gedanke entsprang aus den altgermanischen Ansichten von Fremden-Bann und Heimathrecht[72]), und Spuren davon finden sich in allen Staaten, die auf den Grundlagen des germanischen Lehensthums sich entwickelt haben. So hatte auch in Deutschland der Kaiser früh ein Herrenrecht ausgeübt über alle „Wilde" d. h. Fremde, und schon früh war dieß Recht als Privilegium an den richtenden und verwaltenden Stellvertreter der königlichen Macht, an den Pfalzgrafen bei Rhein, übergegangen. Das alte Herkommen hatten spätere Kaiser rechtlich bestätigt, und im sechzehnten Jahrhundert hatten die pfälzischen Fürsten ohne Hemmung ihre „eigenen Leute" besteuert. Während der Kriegszeiten war auch dieß in Vergessen-

72) Vgl. Grimm Rechtsalterthümer S. 327.

heit gerathen und die benachbarten Fürsten schienen sogar die rechtliche Begründung anfechten zu wollen [73]). Karl Ludwig, der des Geldes eben so nöthig bedurfte, als sein Land einer zahlreicheren Bevölkerung, strebte gleich anfangs das vergessene Recht wieder aufzufrischen; „Wilde" und Uneheliche wurden als kurfürstliche Leibeigene besteuert oder als Bewohner in das entvölkerte Land hereingezogen, um dort — bei sehr milden Bedingnissen — als Unterthanen zu leben.

Schon im Jahr 1576 waren in den umliegenden Dörfern von Mainz fünfhundert und sechszig Personen dem pfälzischen Kurfürsten auf diese Weise verpflichtet; eben so in andern Gegenden, wie man urkundlich nachweisen konnte [74]). Im Anfang von Karl Ludwigs Regierung (1653) rechnete man in den Ortschaften Bodenheim, Nackheim, Zornheim u. s. w. je 16 bis 24 Familien als pfälzische Wildfänge; in den mainzischen Orten Mommenheim, Herrheim, Lorzweiler, Niedersaulheim, Partenheim, Westhoven, Bornheim und noch einigen andern wurden 155 Personen als Leibeigene gerechnet und auch in den mainzischen Orten bei Vorberg waren gegen 50 Personen der Pfalz verpflichtet. Aehnlich war es in den am Rhein gelegenen Dörfern bei Worms. Der Streit darüber hatte sich seit Kurfürst Friedrich II. durch alle Regierungen hindurch gezogen, aber trotz einzelner gerichtlicher Urtheile war nicht zu hindern gewesen, daß Kurpfalz seine Rechte faktisch ausübte [75]).

---

73) Wenigstens verlangten sie urkundliche Beweise darüber, die bei einem solchen Gewohnheitsrecht schwer zu geben waren. Vgl. übrigens die pfälzische Staatsschrift: **Justitia causae Palatinae fol.**, worin theils die kaiserliche Bestätigung bis auf Wenzels Zeiten, theils der unbestrittene Gebrauch nachgewiesen wird. Besonders wichtig dafür sind S. 98 ff. die archivalischen Nachrichten, aus denen hervorgeht, daß sich schon seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts jenes pfälzische Privilegium sehr weit ausdehnte.

74) Die Belege dazu findet man mit großer Genauigkeit aufgestellt im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Ansprüche").

75) Pfälz. Regierungsarchiv („Ansprüche").

Nun war natürlich bei einem Rechte, das wesentlich auf Herkommen beruhte und noch dazu in einzelnen Fällen bestritten ward, der Kreis der Ausübung nur unvollkommen bestimmt; es erregte daher vielfache Beschwerden, als Karl Ludwig jetzt hervortrat seine fast verjährten Gerechtsame wieder geltend zu machen. Indem er sich auf den westphälischen Frieden berief, der ihm seine Privilegien ungeschmälert zurückgab, übte er das Wildfangsrecht auch in benachbarten Bezirken aus, die nicht unmittelbar unter seiner Botmäßigkeit waren [76]). Da waren denn schon 1653 und 1654 Klagen gehört worden, aber der Kurfürst ließ sich nicht abschrecken [77]). Er zog auf seinem Gebiete und auf einzelnen benachbarten Strichen den Leibzins und das Besthaupt ein [78]), setzte auch wohl da und dort einen Fauth hin, um seine Leibeigenen zu überwachen und zu schützen; aber in die Landeshoheit und die Territorialrechte der Nachbarn ward nicht eingegriffen, noch weniger der Versuch gemacht, die Nachbarländer calvinisch zu bekehren. Doch war jenes Hervorholen halb vergessener Rechte den angränzenden Fürsten immer unangenehm genug; es bedurfte nur eines Führers, um ihre Unzufriedenheit darüber kund zu geben. Diese Rolle übernahm Johann Philipp von Schönborn, als Kurfürst von Mainz und Bischof von Worms bei der Sache nicht nur sehr betheiligt, sondern auch wegen Ladenburg mit dem Pfalzgrafen bereits entzweit. Unter seiner Führung vereinigten sich (1664) die meisten Nachbarn Karl Ludwigs, um ihm das Wildfangsrecht zu beschränken; es waren theils solche, in deren Gebiet der Kurfürst seine Gerechtsame ausgedehnt hatte, wie die Stifter Worms, Speyer, Mainz, Trier, Straßburg, der Herzog von Lothringen [79]),

---

76) Dies war, wie aus der Justitia causae palat. hervorgeht, auch früher unbestritten geschehen.

77) Ueber das Folgende sind besonders die Streitschriften der Zeit benutzt worden, deren sich in der Battischen Bibliothek vierzig Piecen befinden, welche mit wenigen Ausnahmen die Wildfangsache betreffen.

78) Ueber diese Steuer s. Grimms Rechtsalterth. S. 364 ff.

79) Der Streit betraf oft nur ein einziges Dorf. So war Karl Lud-

theils auch andere, die es nur befürchteten, wie Kurköln und die Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein. Mit einer Beschwerde an den Kaiser und einer Reihe von Klagschriften und Entgegnungen ward der Kampf eröffnet; die Verbundenen glaubten das Interesse aller Fürsten in der Nähe, ja des Kaisers selbst, rege zu machen, indem sie schlau vorgaben, Karl Ludwig greife die Landeshoheit seiner Nachbarn an und wolle die Unterthanen reformirt machen. Der pfälzische Kurfürst lehnte solche Beschuldigungen als unwahr ab und berief sich theils auf das alte deutsche Herkommen, theils auf das pfälzische Recht, wie es kaiserliche Privilegien verbürgt und die pfälzische Landesordnung von 1582 bereits angenommen hatte [80]). So dauerte der Federstreit eine Zeit lang fort, bis sich Mainz entschloß, den Weg der Gewalt zu betreten; es nahm dabei die noch unerledigte ladenburger Streitsache zum Anlaß und ließ, wie erwähnt ward, (Mai 1665) Ladenburg plötzlich mit Truppen besetzen [81]), nachdem die pfälzischen Wachen verjagt waren. Dem durfte Karl Ludwig nicht zusehen; denn nicht allein war jetzt in der Nähe seiner Residenzen, Heidelberg und Friedrichsburg (Mannheim), ein feindliches Heer, das Schanzen aufwarf und sich kampffertig hielt, sondern seine Unterthanen wurden auch mit Durchzügen, Einquartierungen und soldatischen Gewaltthaten hart gepeinigt; er rüstete daher seine Truppen, that aber auch in öffentlichen Schriften das Benehmen von Mainz kund. Die Gewaltthaten dauerten aber fort; der Herzog von Lothringen erlaubte sich Aehnliches und die mainzischen Truppen hemmten die Ausübung des Wildfangrechts, des Geleitsrechts, raubten und plünderten,

---

wig mit Trier wegen des Dorfs Partenheim, mit Straßburg wegen des Dorfs Gerolzheim, mit Lothringen wegen des Wildfangsrechtes in der Grafschaft Falkenstein entzweit. S. Copia Chur Maintz vnd den Consorten an Churpfaltz den 17. Mart. 1665 gethanen Schreibens. S. 21 ff.

80) S. die „Gründliche Ablehnung." 1665. S. 11. 13.

81) S. Churmaintz Schreiben an Kurpfalz; nebst „Churpfalz Antwort" und des „Pfalzgrafen Churf. Durchl. Anzeig und Erklärung", alle vom Mai 1665.

ja es kam vor, daß sie sich an pfälzischen Zollstätten vergriffen und die pfälzischen Wappen herunterrissen. Ein Versuch des Kaisers, durch den Grafen von Königsegg vermitteln zu lassen, war erfolglos (Juli)[82], und auch die Beschwerde der protestantischen Reichsstände über das dem pfälzischen Lande zugefügte Unrecht machte nichts besser[83]. Zwar verstanden sich Mainz und Pfalz dazu, die bestrittene Stadt Ladenburg einstweilen dem Kaiser in Verwahrung zu geben[84], aber die Hoffnung, auf einem Congreß zu Speyer (Sept.) zu einer vollständigen Aussöhnung zu gelangen, erwies sich als eitel[85]. Eine neue Versammlung zu Oppenheim (Okt. 1665) brachte es wenigstens zu einem Vergleich, der die Feindseligkeiten abzustellen und auf einen dauernden Frieden hinzuwirken versprach[86], allein schon wenige Wochen nachher erhob Karl Ludwig von Neuem Klage, daß man den Vertrag nicht erfülle und neue Bedingungen und Difficultäten auf die Bahn bringe[87]. Weil die Bedingungen von den Andern nicht erfüllet wurden, zögerte auch der Pfalzgraf, nach seiner Zusage das Schloß Hoheneck zu räumen, und mit neuen, verstärkten Beschwerden zog sich die Sache ins Jahr 1666 hinein[88].

---

82) S. Abtruck der schriftlichen Handlungen ꝛc. 1665.

83) S. Copia Schreibens an die Römisch Kaiserl. Majestät. 12. Juli 1665.

84) Verträge vom 9. und 11. Sept. S. Vergleich zwischen Chur-Mayntz und Chur-Pfaltz, wegen Evacuation und Sequestration der gemeinschaftlichen Stadt Ladenburg.

85) S. Copia Chur-Pfaltz Schreibens an Ihre Kays. Majestät d. d. Friedrichsburg 26. Sep. 1665.

86) S. Abtruck des Praeliminar- vnd Nebenrecesses d. d. $\frac{1}{11}$. Okt. 1665.

87) S. Chur-Pfaltz Antwortschreiben an den Neub. Obercantzler von Giesen d. d. $\frac{7}{17}$. Nov. 1665.

88) S. Kurtzer Bericht, auß was Vrsachen daß Pfalzgr. Churf. Durchl. das Schloß Hoheneck annoch besetzt hatten. 1666. In der Beilage dazu gibt Karl Ludwig nicht weniger als 20 Punkte der Beschwerde an, wodurch der oppenheimer Vertrag verletzt war.

Man griff endlich zur Vermittlung durch auswärtige Mächte, denn da sich Frankreich und Schweden als Bürgen des westphälischen Friedens aufgeworfen hatten, konnte ja ohnedies keine wichtige Angelegenheit mehr ohne ihr Zuthun entschieden werden. Schon im Sommer 1665 war deßhalb Karl Ludwig mit seinem Vetter, dem Könige von Schweden, in Verbindung getreten [89]; jetzt — gerade ein Jahr nachher — geschah dasselbe mit Frankreich, dem sich Karl Ludwig damals politisch sehr genähert hatte [90]; und wirklich ward man einig, die beiden fremden Kronen als vermittelnde Schiedsrichter zu gebrauchen. So ward denn endlich ($\frac{7}{17}$. Febr. 1667) zu Heilbronn, unter Leitung eines französischen und eines schwedischen Diplomaten die Streitfrage so entschieden, wie es der Kurfürst von der Pfalz im Ganzen wünschen konnte [91]. Alle fremde Personen, „welche keinen nachfolgenden Leibsherrn haben", sollen sowohl in der Pfalz, als in den beiliegenden Gebieten nach altem Herkommen als pfälzische Leibeigene betrachtet werden; dagegen dürften natürlich diese Rechte auf Personen nicht in Territorialrechte ausgedehnt oder die Souverainetät der angränzenden Landesherrn beeinträchtigt werden. Die Beschwerden, die vorgekommen waren, schrieb man „nicht den Gerechtsamen und deren gebührender Uebung, sondern den Excessen der Beamten" zu; das angefochtene Recht des pfälzischen Kurfürsten ward in seinem ganzen Umfang anerkannt.

Aber nur der Wildfangsstreit war damit geschlichtet, manche andere Spaltung, welche die Gegner der Pfalz an das Interesse von Mainz geknüpft hatte, blieb unentschieden und veranlaßte

89) S. Copia literarum regis Sueciae ad Electorem palatinum.

90) S. die fünf im Jahr 1666 deßwegen publicirten Schriften, worunter auch eine Courte information de la Justice de la cause palatine.

91) S. Laudum oder Compromißlicher Ausspruch rc. $\frac{7}{17}$. Febr. 1667. S. 5 ff. Es sind darin zugleich einige Zoll- und Geleitstreitigkeiten erledigt. Die einzelnen Verhandlungen betreffen ganz specielle locale und rechtliche Verhältnisse; man findet sie in den Actis Compromissi in causa Wildfangiatus. 1667. fol.

bald neue Händel. Zunächst mit Lothringen. Einige pfälzische Schlösser, Homburg, Hoheneck und Landstuhl, welche der Herzog von Lothringen, statt sie an Kurpfalz zurückzugeben, selbst nach dem Frieden von 1648 behielt [92]), wurden zu argem Druck der pfälzischen Unterthanen mißbraucht; Karl Ludwig, nach seiner Art schnell entschlossen, warb (1668) die Soldaten, die damals in Frankreich waren entlassen worden, überfiel die Orte, besetzte Hoheneck und sprengte Landstuhl in die Luft. Einem kurzen Federkrieg folgte eine ernstliche Fehde; 4000 Lothringer drangen an der Nahe herab und es kam (26. Sept.), nicht weit von Bingen, zu einem Treffen, wo Karl Ludwigs hitzige und übereilte Kampflust Ursache war, daß die überlegenen Lothringer den Pfälzern eine völlige Niederlage beibrachten. Selbst Alzei ward bedroht, und es wäre zu einem längeren Krieg gekommen, wenn nicht diesmal des Kaisers Einschreiten und Ludwigs XIV. Unwille über das Vordringen der Lothringer den Weg der Vermittlung gefördert hätte. Es ward lange unterhandelt, ohne daß die Sache durch einen Tausch, wie Karl Ludwig wünschte, oder einen förmlichen Vertrag wäre beseitigt worden.

Auch mit Mainz gab es vielfache Spannung [93]). Die Ausgleichung wegen Ladenburg schleppte sich vor den Reichsgerichten hin, und erst 1673 im Juni erfolgte ein Beschluß vom Reichshofrath, der den pfälzischen Kurfürsten verdammte, den Pfandschilling anzunehmen; die Reichsdecrete waren aber so wenig allmächtig, als der Kaiser. In der lothringischen Fehde erhob Kurmainz ebenfalls Klage wegen Beeinträchtigung seiner landesherrlichen Rechte, und zum Ueberfluß ward noch durch einen Todesfall im pfälzischen Hause neuer Anlaß zu langwierigem Streit geboten. Pfalzgraf Moriz Ludwig Heinrich,

---

92) S. die Summarische Relation mit einer Reihe von Beilagen 1668. S. 69 ff.

93) Ueber den Streit wegen Neuen-Baimberg (1668) vgl. die damals erschienenen Streitschriften beider Theile. Batt. Bibl.

der Sohn jenes Ludwig Philipp († 1654), der im dreißigjährigen Kriege die Regentschaft über die Pfalz geführt und nach dem Frieden Simmern erhalten hatte, starb am 24. Dez. 1673 (alt. Stils), und nach Verträgen und Hausgesetzen fielen die simmerschen Güter des kinderlosen Prinzen an Kurpfalz zurück. Aber der Pfalzgraf hatte sich von Kurmainz (1664) beschwatzen lassen, das Amt Böckelnheim, das seit zwei Jahrhunderten an pfälzische Fürsten verpfändet und in ihrem unbestrittenen Besitz war, zurückzugeben. Der Vertrag war von den betheiligten Agnaten, namentlich dem Kurfürsten, nicht anerkannt worden; allein der Nachfolger des rührigen Johann Philipp hatte nicht versäumt, gleich den Tag nach des Prinzen Tode das Amt Böckelnheim besetzen zu lassen. Es folgten nun Auftritte (1674), die bei der Ohnmacht der centralen Reichsgewalt nicht zu hemmen waren; die beiden ersten Kurfürsten des Reichs befehdeten sich schonungslos, Mainz zwang pfälzische Unterthanen zum Diensteid, und Kurpfalz ließ die mainzischen Insignien im Amt Böckelnheim herunterreißen. So dauerte es fort, bis man sich (Mai 1676) dazu verstand, das streitige Gut in kaiserliche Sequestration zu geben; erst 1715 ward dann ein Vertrag geschlossen, durch den das bestrittene Amt Böckelnheim an Pfalz überging und Mainz mit der Hälfte des Ertrags entschädigt ward.

In allen diesen Händeln that Karl Ludwig nicht mehr, als was seine Stellung und die Umstände forderten; ließ er sich auch manchmal von persönlicher Heftigkeit oder übertriebener Eifersucht zu weit fortreißen, so war doch in der Hauptsache sein Bestreben nur darauf gerichtet, Verlorenes wieder zu gewinnen, Schwankendes zu befestigen. Dieser Gedanke mochte ihn auch leiten, als er 1671 so schnell der französischen Werbung nachgab und seine einzige Tochter Elisabeth Charlotte mit dem Bruder Ludwigs XIV., dem Herzoge von Orleans, verlobte. Mit Widerstreben hatte die kräftige und geistreiche Prinzessin, in Vielem das Ebenbild des Vaters, sich gefügt; sie be-

trachtete sich als „das politische Lamm, das dem Staate geopfert ward", und die nächste Zukunft hat ihre Besorgniß bestätigt. Der Kurfürst ließ es geschehen, daß die junge Fürstin bei ihrem Eintritt ins französische Gebiet die Religion der Väter, worum sie so viel erlitten, abschwor; er mußte den Sturm der eifrigen Protestanten und die Angriffe der holländischen uncensirten Presse über sich ergehen lassen; denn ihn tröstete die Hoffnung, an Frankreich auch einen schützenden Verbündeten und freundlichen Nachbar zu erhalten. Bald sollte sich zeigen, wie weit diese Hoffnung begründet war.

Der drohende Krieg zwischen Ludwig XIV. und dem Kaiser war losgebrochen, noch ehe (1674) Leopold einen der drei Brüder Fürstenberg, welche den Verrath an der deutschen Sache mit der keckſten Stirne trieben, hatte aufheben und in wohlverdiente Gefangenschaft bringen lassen. Der Ausbruch des Krieges brachte aber kaum einen deutschen Fürsten in größere Verlegenheit, als den Kurfürsten von der Pfalz; seine geographische Lage an der Gränze des meist schutzlosen Reiches und seine Verwandtschaft mit Ludwig XIV. ließen indessen vermuthen, daß er sich auf französische Seite wenden werde. Ohnedies war solch eine Politik, die an den heiligsten Interessen zur Verrätherin ward, nichts Neues mehr; viele deutsche Fürsten, unter ihnen auch der Sohn und Nachfolger jenes Kurfürsten von Bayern, der in den westphälischen Friedensverhandlungen hatte Deutschland an Frankreich verkaufen helfen, waren entweder für Geld an die französische Dienstbarkeit geknüpft, oder thaten den Dienst der Niederträchtigkeit umsonst. Auch Kurfürst Karl Ludwig, den die aus Noth entstandene Gewohnheit zum Geldgierigen gemacht hatte, war (1658) für französische Subsidien, wie man den Judaslohn nannte, nicht unzugänglich geblieben[94]), und die neuliche Vermählung seiner Tochter bewies, daß er auch jetzt den Gedanken einer Verbindung mit Frankreich noch nicht

94) Er hatte kurze Zeit lang 3000 Thaler monatlich erhalten. Reiger S. 213.

aufgegeben habe. Ludwig **XIV.** kannte den Ehrgeiz, die schwache Seite seines Nachbarn, vortrefflich; dabei suchte er ihn jetzt zu fassen. In die Liste der Universalmonarchie, die der neue Karl der Große gründen zu wollen schien, ward auch ein Königreich Austrasien, als Stütze des französischen Einflusses in Deutschland, aufgenommen, und Karl Ludwig, deutete man an, solle die Krone dieses Königreichs im Monde tragen dürfen. Der kluge, feine Kurfürst schien sich wirklich bethören zu lassen; er correspondirte darüber mit seinem zukünftigen Lehensherrn in Versailles, ließ eine Münze schlagen, die auf die gehoffte Königskrone hindeutete [95]) und das Gesuch der Kaiserlichen, einen Durchzug zu gestatten, wies er unter dem Vorwande völliger Neutralität ab. „Er begriffe nicht, wie man um der Holländer willen Krieg anfangen möge, und werde auch nicht dulden, daß sein Land zum Kriegsschauplatz werde" — das waren die Aeußerungen, die er in Gegenwart des französischen Agenten dem brandenburgischen Gesandten (1672) zur Antwort gab [96]). Nur die ernstlichen Vorstellungen verständiger Rathgeber, die patriotisch und freimüthig dachten, rissen ihn aus seinem Taumel für Frankreich zu einer ruhigeren Betrachtung der Dinge zurück. Er faßte einen Entschluß, der patriotisch etwas besser, aber politisch nicht klüger war; er wollte ganz neutral bleiben.

Wie nun der Krieg auszubrechen drohte, kam ein Gesandter Ludwigs **XIV.** zu dem Kurfürsten (1673) mit der scheinbar ganz unschuldigen Bitte, einer Schaar französischer Truppen von 3000 Mann doch das Besatzungsrecht in Oppenheim einzuräumen; aber Karl Ludwig, zu klug, um die arge Schlinge nicht zu sehen, und auf nichts eifersüchtiger, als auf die Herrschaft in seinem Lande, schlug das Gesuch rund ab. Ludwig **XIV.** war durch diese Weigerung eines „so kleinen" Fürsten viel empfindlicher beleidigt, als durch das Fehlschlagen seines Planes selbst; und der große König bedachte sich keinen Augenblick, durch

95) Beil. zu Wundts Gesch. Karl Ludwigs S. 104 f.

96) S. Wagner Historia Leopoldi Magni Caesaris I. 299. 300.

absichtliche Quälereien den schwächeren Nachbar die abgewiesene Allianz entgelten zu lassen. Durchzüge und Erpressungen bedrängten das Volk, als Türenne (1673) vom Westerwald an den Main heraufzog, die pfälzischen Bauern wurden zu Schanzarbeiten gezwungen, oder, wenn sie sich weigerten, ausgeplündert, und wie dann Karl Ludwig einen Boten ins Elsaß schickte [97], um sich bei dem König selbst zu beschweren, ward ihm bedeutet: das sey die verdiente Strafe für die Neutralität der pfälzischen Politik. Das Land sollte diese Neutralität aber noch härter büßen; als Türenne im Herbst an den Neckar zurückzog, kam Vaubrun mit 4000 Mann aus dem Elsaß, mit dem Vorgeben, den Rückzug des französischen Marschalls decken zu wollen; Karl Ludwig, froh, sie los zu werden, half ihnen noch selbst die Brücke bei Ladenburg schlagen, aber trotz dieser und anderer Artigkeiten des deutschen Kurfürsten beeilten sich die drückenden Gäste nicht, abzuziehen; mehrere Tage lang hauste die ansehnliche Armee auf kleinem Raum zwischen dem Neckar und der Bergstraße zum großen Nachtheil der Bevölkerung. Endlich zogen sie sich zurück, aber nur um jenseits des Rheines schonungsloser fortzusetzen, was diesseits begonnen war. Neun Wochen lagen die französischen Horden plündernd und zerstörend an der Nahe, bei Kreuznach und Wolfstein; mit Raub, Brand, Schändung, sagt ein tüchtiger Geschichtschreiber dieser Zeit [98], ward der schönste Theil Deutschlands schmählich verwüstet, Land und Menschen wurden mehr als feindselig behandelt, die Bewohner zu militärischen Zwangsarbeiten genöthigt und Kriegssteuern schonungslos erpreßt. Türenne, der dies alles mit sclavischem Sinne geschehen ließ, handelte im Willen seines Herrn; denn als der Kurfürst sich nochmals beim König beschwerte, gab ihm der übermüthige Despot, dessen Enkel 120 Jahre später als politische Steifbettler herumgezogen sind, die grobe Antwort:

---

97) Seine kräftigen Beschwerden findet man im Theatr. eur. XI. 344 ff.

98) Wagner Historia Leop. I 323.

was denn ein Kurfürst von der Pfalz gegenüber einem König von Frankreich vermöge? Gegen Ende des Jahres zogen die Truppen zwar weg, aber indem sie ihre Winterquartiere zum Theil in der Grafschaft Sponheim bezogen, ward dem pfälzischen Lande eine neue drückende Last aufgelegt.

Die Folgen der Neutralität hatte Karl Ludwig jetzt schwer genug empfunden, um gesundere Rathschläge anzunehmen und den Weg zu befolgen, den ihm die angeborne Pflicht des deutschen Fürsten anwies. Er trat entschiedener auf die Seite des Reiches und der pfälzische Rath Seiler begab sich nach Wien, um mit dem Kaiser eine Allianz zu schließen. Es war davon die Rede, Germersheim zu einem kaiserlichen Waffenplatz zu machen, Philippsburg, die militärische Stütze französischer Gewaltthaten in der Pfalz, für den Kaiser wieder zu erobern, die Landvogtei Hagenau an die Pfalzgrafen zurückzugeben, und die habsburgische Politik war zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit der pfälzischen in Einklang gekommen.

Nöthig war die gemeinsame Hülfe besonders hier, weil die Pfalz ganz offen und schutzlos da lag; Karl Ludwig, mehr Regent und Verwalter, als Kriegsmann, hatte die zwanzig Jahre seiner Regierung dazu verwandt, mit sparsamem Haushalt die Wunden des dreißigjährigen Krieges zu heilen; auf stehende Heere oder eine bedeutende Militärkraft hatte er weniger Rücksicht nehmen können, als auf eine fleißige, ackerbauende Bewohnerschaft, die sein entleertes Land wieder bevölkerte. Um so wichtiger war es, daß der Bund zwischen dem wiener und heidelberger Hof verborgen blieb, bis die Gränze ganz gedeckt war; wie war das aber zu erwarten von einer Zeit, wo in Wien selbst der Verrath so zu Hause war, daß Montecuculi zu sagen pflegte: es sey einerlei, ob man die Depeschen an ihn oder gleich nach Paris schicke! [99]) So waren denn auch, wahrscheinlich über Brüssel und durch die Gefälligkeit der spanischen Regierung, die wiener Unterhandlungen an Frankreich viel frü-

99) Wagner Hist. Leop. I. 325.

her verrathen worden, als man den Bund abschließen und ihm einen militärischen Nachdruck hatte geben können. Der französische Botschafter Bethune bot in süßen Worten Entschädigung und Schutz von Frankreich an, nur müsse der Kurfürst sich nicht an den Kaiser, sondern an Ludwig XIV. anschließen, und als Karl Ludwig das ablehnte, brachen Rochefort und Vaubrun an der Spitze von 5000 Mann, vom Elsaß her, schon in die Pfalz ein (Febr.). Mit dem frechen Uebermuth, den das französische Wesen der Zeit überall zur Schau trug und als römische Größe auszugeben sich gefiel, nahmen die französischen Befehlshaber des Kurfürsten Beschwerden auf; Bethune dagegen, klüger und falscher, stellte sich unwissend, entschuldigte sich, erschien nochmals vor Karl Ludwig und hielt ihm den Entwurf des Vertrags vor, den der pfälzische Unterhändler in Wien mit dem Kaiser verabredet habe. Aber der Kurfürst blieb unerschüttert. Während Bethune den Arglosen und den freundlichen Rathgeber spielte, ja noch bis zuletzt den hülflosen Fürsten hinzuhalten und an Frankreich zu knüpfen suchte, äußerte ein anderer französischer Diplomat, Courtin, sich ganz offen über den Plan Ludwigs XIV., und die mordbrennerischen Raubhorden des „allerchristlichsten" Königs hausten bereits in ihrer Weise[100]). Germersheim wurde genommen (21. Febr.) und geschleift (April), Hagenbach und Selz besetzt, das selzer Schloß in die Luft gesprengt; in wenigen Tagen sah man das Oberamt Germersheim in eine rauchende Brandstätte, die Bewohner, an deren Wohlstand Karl Ludwig seit zwanzig Jahren mühsam gearbeitet, in Bettler umgewandelt.

Des Kurfürsten Schmerz war gränzenlos; ein unbewährtes Gerücht, er hätte damals abdanken wollen, bezeichnet wenigstens richtig, wie heftig ihn diese Unglücksfälle erschütterten. Noch war das Aergste aber nicht geschehen. Es kamen zwar (April) aus dem Westerwald kaiserliche Truppen unter Caprara, die sich an Frankenthal anlehnten und ein französisches Regi-

100) Theatr. eur. XI. 498 ff.

ment bei Rheingönheim tüchtig schlugen [1]); und der Vertrag zwischen dem Kaiser und Kurpfalz ward am 18. Mai ausgewechselt; auch ward Heidelberg von den fränkischen Kreistruppen besetzt und lothringische Hülfsschaaren (Mai) näherten sich von Westen her der Pfalz, allein die neuen Beschützer, von Karl Ludwig vergebens gewarnt, ließen sich bei Sinsheim in ein Treffen gegen Türenne ein (Juni), das mit einer Niederlage für sie endigte. Türenne wandte sich freilich über den Rhein zurück und die geschlagenen Schaaren, immer noch ein ansehnliches Heer, schienen sich zwischen Neckar und Rhein verschanzen zu wollen; wie aber Türenne bei Philippsburg den Fluß wieder überschritt, da brach der Heldenmuth des kaiserlichen Feldmarschalls, und er trat, trotz des heftigen Unwillens, den der Kurfürst offen aussprach, mit seiner ansehnlichen Armee den schmählichen Rückzug an. Jetzt war die Neckarpfalz den Türenne'schen Schaaren ganz preisgegeben; der französische Marschall, dessen Vater als Flüchtling einst am pfälzischen Hofe gastliche Zuflucht fand, hatte, wie später Melac, aus dem Serail zu Versailles den Befehl erhalten, die Pfalz zu verwüsten [2]), und der große Feldherr war entschlossen, diesen Befehl mit der verächtlichen Nachgiebigkeit eines Höflings auszuführen. Einzelne Gewaltthaten von Freibeutern, und verzweifelte Repressalien der mißhandelten pfälzer Bauern sollten dazu dienen, die Grausamkeit des französischen Marschalls und seiner wüsten Horden zu beschönigen.

Seit Ende Juni sammelte sich das französische Heer an der Bergstraße, und Weinheim, das sich erst durch 600 Gulden losgekauft hatte und mit schriftlichen Versicherungen des französischen Marschalls sich hatte täuschen lassen, war der Mittelpunkt, von wo aus sich das Plünderungswesen über die pfälzischen Neckargegenden verbreitete. Türenne selbst rückte in Wein-

---

1) Die andern kleineren Streifzüge auf beiden Seiten erwähnt das Theatr. eur. XI. 500.

2) S. Basnage Hist. des Prov. unies II. 519.

heim ein, und wie der Wolf in der Fabel dem Lamm zu beweisen sucht, daß es ihm das Wasser getrübt habe, so mußten die Weinheimer alle ihre Waffen ausliefern, „weil sie neulich viel Franzosen erschossen hätten!" Schonungslos wurden die Felder ausgeplündert, erst die herrschaftlichen Güter, dann die der Bürger. Alle Keller in Weinheim wurden verzeichnet, der beste Wein für die Generalität herausgesucht, das Uebrige den Soldaten preisgegeben. Aus manchem Keller sind vierzig, fünfzig bis achtzig Fuder weggeholet worden; ja einem Bürger, Namens Rabenhaupt, wurden allein 130 Fuder gestohlen [3]). Ebenso wurden die Pferde weggeführt; man zwang die Bauern, sie an ihre Wagen anzuspannen, und nahm so Pferde und Wagen mit. Auch das Zugvieh wurde gestohlen. Dann erst ging es an die Plünderung der Häuser; den Leuten wurden die Kleider vom Leib gerissen, alles, was man nicht mitnehmen konnte, Thüren und Fenster zerschlagen. Man grub die Brunnen ab, riß das Pflaster auf, um Geld zu finden, und da sich in einem Storchnest Geld verborgen gefunden hatte, sah man zuletzt auch die Helden Türennes die Storchnester der Stadt Weinheim einer gründlichen Prüfung unterwerfen. Oeffentliche Gebäude, heilige und profane, waren eben so wenig sicher; die Truppen des „allerchristlichsten Königs" führten die Glocken und Orgeln sogar mit sich weg. Eine Ueberlieferung der Zeit berichtet, es hätten zu gleicher Zeit sieben pfälzische Städtchen und neunzehn Dörfer in Brand gestanden. So trieb man es zehn Tage lang in der Stadt und Umgegend; die schutzlosen Bauern flüchteten sich hungernd nach der Stadt, wo die Masse der Menschen in demselben Verhältniß wuchs, als der Vorrath an Lebensmitteln abnahm. Die Bedrängten, die zusehen mußten, wie man ihr Getreide wegführte, wurden zuletzt in solche Noth gebracht, daß selbst der französische Feldherr für nöthig hielt, etwas zu thun, ehe die Verzweiflung des Hungers zum Ausbruch kam. Der ehrenwerthe Edelmann meinte sehr menschlich zu handeln, als

3) Theatr. eur. XI. 506.

er ihnen fünf Wagen mit verdorbenem Brode zuschickte und an demselben Tage die Unverschämtheit hatte, den letzten Vorrath von brauchbarem Getreide von Weinheim wegführen zu lassen.

Wenn Türenne glaubte, durch solche Barbarei den Kurfürsten zu einem Alliirten Frankreichs zu machen, so irrte er sich; denn so tief der Schmerz war, womit Karl Ludwig von den Thürmen seiner Friedrichsburg das Werk seines Lebens, den Wohlstand der Pfalz, in Rauch und Trümmer aufgehen sah, so ward doch sein fester, männlicher Charakter durch diese Mißhandlungen nur noch mehr als zuvor gegen Frankreich erbittert. Er werde seine Pflicht gegen das Reich nicht opfern, auch wenn er nur ein Stück trockenes Brod übrig habe, äußerte er gegen seine Umgebung; es gebe wieder Steine und Holz, um neue Häuser aufzubauen, antwortete er mit verbissenem Schmerze, auf die Aufforderung Türennes, sich dem grausamen Dränger in die Arme zu werfen. Wie aber die Verwüstungen fortdauerten, schickte er (Juli) an den französischen Marschall ein bitteres, vorwurfsvolles Schreiben, in welchem die Herausforderung zu einem Zweikampfe lag. Er warf ihm in der Erbitterung vor, wie er die Religion seiner Väter abgeschworen und jetzt in dem Lande, worin sein verbannter Vater eine Zuflucht gefunden, unschuldige Unterthanen ruinire und mordbrennerisch hausen lasse, und fügte die Worte hinzu: nicht aus einer romanhaften Laune, noch aus eitelm Stolze, eine abschlägige Antwort zu erhalten, fordere ich Euch heraus, sondern aus einem Gefühl der Rache, weil ich jetzt nicht an der Spitze einer Armee erscheinen kann, die Euch gewachsen und deßhalb keine andere Genugthuung vor Augen sehe, als die durch meine eigne Hand. Türenne schrieb eine höfliche, entschuldigende Antwort, verfuhr aber seitdem etwas schonender [4]).

---

4) Colini in seiner Abhandlung: **Dissertation historique et critique sur le prétendu cartel ou lettre de défi envoyé par Charles-Louis Electeur Palatin au Vicomte de Turenne. Mannh. 1767.** hat die Geschichte von diesem Duel mit Scharfsinn angegriffen; doch scheinen uns die

Vielleicht geschah es nur, weil an der Bergstraße nichts mehr zu verwüsten war. Denn als Türenne von Weinheim, wo er noch dreitausend Mann zurückließ, am 8. Juli abzog, kam er wie ein Würgengel in die noch unzerstörten Gegenden; die Truppen, die er vom Ueberrhein an sich zog, verbrannten Germersheim, Dürkheim, Wachenheim, Herrheim, und auch das Hardtgebirge, wie die Bergstraße, ward zur Brandstätte gemacht. Karl Ludwig machte dies himmelschreiende Verfahren den auswärtigen Höfen bekannt [4a]), so daß Ludwig XIV. nicht mehr schweigen konnte. Er erließ eine Erklärung, die zur rohen Gewalt noch schnöden Uebermuth häufte: „obwohl er im Besitze der Pfalz sey, wolle er doch großmüthig das Land räumen, wenn ihm der Kurfürst Neutralität verspreche!" [5]).

Jetzt endlich, nachdem Karl Ludwig bei Kaiser, Reich und den antifranzösisch gesinnten Fürsten, namentlich Brandenburg, die dringende Noth seines Landes hatte vorstellen lassen, zogen die Kaiserlichen, sammt den braunschweigischen und münsterschen Contingenten heran, und es folgte ihnen das brandenburgische Heer. Auch Karl Ludwig zog jetzt seine kleine Armee, die in den Festungen lag, zusammen, und die ansehnlichen Heeres-

---

wichligsten seiner Einwände durch Wundt (Leben Karl Ludwigs Beil. XIX.) widerlegt. Colini hat des Kurfürsten heftiges Wesen nicht genug beachtet; wer dem bayrischen Gesandten zu Frankfurt das Dintenfaß an den Kopf warf, konnte auch beim Anblick dieser greulichen Verheerungen eine Wuth empfinden, die er, weil ihm zur Schlacht die Mittel fehlten, persönlich zu kühlen suchte. Bei der Theilnahme, die Karl Ludwig am Wohlstand des Landes nahm, ist solch eine Hitze ein menschlich edler Zug, auch wenn man ihn später der Etikette wegen hat verbergen wollen. Turenne schrieb sehr wahr an Louvois: je suis assuré que M. V. El. Pal. en aura été faché une heure après, drum ist auch in den pfälzischen Archiven nichts zu finden gewesen, und der nach Oben sehr gefällige Reiger leugnete die Sache ab, worauf Colini zu viel Werth gelegt hat.

4 a) An England, Brandenburg und den Kaiser. Auch bei dem Herzog von Orleans beschwerte er sich. S. den Brief bei Colini S. 128 f.

5) Theatr. eur. XI. 507. Wie man es im Zweibrückischen trieb, bezeugen die Berichte der pfälzischen Gesandten auf dem Reichstag. (Bayr. Reichsarchiv.)

massen bewegten sich (Sept.) gegen das Elsaß, um Türenne anzugreifen. Aber der rechte Augenblick ward versäumt, bis die Jahrszeit ungünstig geworden und der französische Feldherr verstärkt war; so litt niemand durch das große Heer, als die Bewohner des Elsasses, und Karl Ludwig kehrte mit dem Kurprinzen unmuthig nach Heidelberg zurück (Dez.), ohne etwas ausgerichtet zu haben. Das pfälzische Land war durch die Durchmärsche nur neu bedrängt worden, geschützt war es nicht, denn während die Deutschen im Elsaß lagen, war Philippsburg noch in französischen Händen und blieb die Raubhöhle, aus der die fremden Horden plündernd und mordend durchs Land zogen. Von ihnen ward (Okt.) bis in die Umgegend von Heidelberg gestreift, die Dörfer Leimen, Kirchheim, Eppelheim wurden geplündert und zum Theil in Brand gesteckt; ja noch im November zog eine solche Horde in die Umgegend von Alzei, um die nahgelegenen Dörfer zu brandschatzen.

Der Kurfürst, dem in dieser Kriegsnoth Steuern und Kammergefälle ausblieben, konnte keine große Kriegsmacht ins Feld stellen; da bot er wenigstens Alles auf, unter die, bei denen die Macht war, Leben und Eifer zu bringen. Sein Gesandter in Regensburg gab eine kräftige Vorstellung ein (1675), die zunächst im Allgemeinen die Mängel und Lücken der Kriegführung treffend hervorhob, dann nachwies, wie schutzlos und jeder Willkühr preisgegeben man die Pfalz hatte liegen lassen. Als dann die Einfälle von Philippsburg aus fortdauerten, und die Orte im Brurein von den Franzosen besetzt wurden, legte der kurpfälzische Gesandte dem Reichstag eine neue Schrift vor, die klar und praktisch die Nachtheile hervorhob, die ein Vernachlässigen der Pfalz jeder künftigen Kriegsoperation bringen müßte; namentlich sollte Bretten als Waffenplatz benützt werden, um Philippsburg im Schach zu halten [6]. Karl Ludwig blieb auch persönlich nicht unthätig, so weit seine kleine Truppenmacht es erlaubte; er besetzte Gernsheim am Rhein und schleifte es, um

6) Theatr. eur. XI. 662. 663.

den Franzosen einen Anhaltspunkt auf dem rechten Ufer zu nehmen; er besetzte Hirschhorn am Neckar, um auch von dieser Seite gegen französische Einfälle das Land zu sichern. Nichts bezeichnet das Elend der Zeit mehr, als daß der Kurfürst von Mainz die Naivetät hatte, in einem Augenblicke der drohendsten Gefahr sich beim Reichstag über solch einen „Eingriff" von Kurpfalz in seine Souverainetätsrechte — freilich erfolglos — zu beschweren [7]).

Den Vorsichtsmaßregeln des Kurfürsten, deren Werth der Kaiser lobend anerkannte [8]), hatte man es zu danken, daß keine Streifzüge die Pfalz jetzt beunruhigten; die Führung Montecuculis und der Fall Türennes waren aber Ursache, daß die Feinde diesmal am Oberrhein zurückgedrängt wurden und im ganzen Jahr 1675 kein Franzose den Rhein herab in die Pfalz eindrang. Noch war aber Philippsburg in feindlichen Händen, und sie trieben ihr Raubhandwerk so keck, daß der Kurfürst sich vertragsmäßig mit ihnen abfinden und ihnen eine Entschädigungssumme entrichten mußte. Seit Anfang des Jahres 1676 schien auch das nicht mehr zu fruchten; wahrscheinlich ermuthigt durch einen Streifzug der Franzosen in den Westrich, von wo aus Zweybrücken, Lautern und Bergzabern ganz schrecklich mißhandelt ward [9]), machten sie (Febr. 1676) exorbitante Forderungen und

---

7) Karlsr. Archiv („Ansprüche"). Vgl. die Abgenötigte wohlgegründete Wiederlegung des Churmayntzischen Berichts. Heid 1675.

8) In einem kaiserlichen Schreiben (Wundt Beil. XVIII.) heißt es: Und gebühret Ew. Liebden vorderist der immerwährende Ruhm, daß Sie sich zur Beschützung des Heil. Röm. Reichs, zur Erhaltung teutscher Freiheit und dem gesamten gemeinen Weßen zum besten so beständig, treu, eifrig und sorgfältig erwießen.

9) Theatr. eur. XI. 852. In Zweibrücken wurden außer der Plünderung Bürger und Beamte „wie Hundsjungen" tractirt, in Bergzabern „alle Einwohner, keinen einigen ausgenommen, bis aufs Hemd geplündert, und sonst erbärmlich tractirt, darauf erstlich ins Schloß und Amthaus, folgends aber auch in alle Privat Häuser Feuer gelegt", im Amt Lautern ward verkündigt, „wenn nicht unverzüglich die Contribution entrichtet würde, man alle Unterthanen mit Feuer und Schwert verfolgen wolle."

erhoben Contributionen, wie wenn sie Landesherrn wären. Ost- und Westhofen wurden damals eingeäschert, die Dörfer im Amt Neustadt theils geplündert, theils in Brand gesteckt. Solche Excesse machten denn doch die Nothwendigkeit einleuchtend, Philippsburg, das zu einer Geisel des Landes geworden war, den Franzosen wegzunehmen; seit Ende Juni schien man das auch ernstlich betreiben zu wollen. Aber es war in Führung der Belagerung so Vieles auszusetzen, daß Karl Ludwig darin nur eine verfehlte Unternehmung sah und sich bedachte, Soldaten und Munition dazu herzugeben. Der schlimme Erfolg war, daß man nach der Uebergabe, die endlich am 7. Sept. geschah, sich bedachte, den Wunsch Karl Ludwigs, der die Festung geschleift sehen wollte, zu erfüllen [10]; so blieb denn die gegründete Besorgniß, die Franzosen möchten in einem glücklicheren Momente Philippsburg wieder zu einer Raubhöhle für das pfälzische Land benutzen.

Ohne entscheidende kriegerische Ereignisse dauerten die verheerenden Plünderungen wie bisher fort; wenn auch die kurpfälzischen Besitzungen in der nächsten Zeit verschont blieben, so war doch nicht zu hindern, daß die Franzosen raubend und brennend in die Länder der pfälzischen Agnaten, namentlich ins Zweibrückische, einfielen. Ein drückendes Jahr ward für diese Gegend das Jahr 1677; was bisher an Gewaltthat, Grausamkeit und Zerstörungswuth vorkam, drängte sich da auf die eine Stadt Zweibrücken zusammen; und selbst als Karl Ludwig eine Abtheilung Truppen an die Lauter und den Glan schickte (Febr.), die nicht ohne Glück focht, konnte er doch nicht hindern, daß Schloß und Stadt Zweibrücken rein ausgeplündert, die fürstlichen Mobilien sammt der Bibliothek mit fortgeführt wurden, und die Mordbrenner zuletzt noch das Schloß sammt allen Mauern und Thürmen in die Luft sprengten [11].

---

10) Reiger S. 242. Vgl. über diese Angelegenheit Theatr. eur. XI. 1014. 1165. Kurpfalz berief sich namentlich auf die rechtlich bestrittene Erbauung durch Bischof Philipp von Speyer.

11) Theatr. eur. XI. 1021 f.

Wie endlich der Friede geschlossen ward (1679), begann für die Pfalz eine neue Zeit des Drängens; Ludwig XIV. hatte zu gut gesehen, welcher Mangel an Gemeinsinn, welche Schlaffheit zu allen großen Interessen auf dem deutschen Wesen laste; warum hätte er der Versuchung widerstehen sollen, die wehrlose Westgränze des Reiches zu seinem Vortheil auszubeuten? Niemand litt aber darunter empfindlicher, als die unglückliche Pfalz.

Erst forderte man, von der Kriegszeit her, noch einen Nachtrag zu einer Contribution, welche die pfälzischen Unterthanen an die Garnisonen zu Lützelstein und Diedenhofen entrichten sollten; Karl Ludwig schickte selbst nach Nancy und erhielt dort von dem französischen Commissär de la Goupilière die Versicherung, „damit seyen dann alle Forderungen getilgt." Der Kurfürst entschloß sich daher, für seine geplünderten Unterthanen die Summe von 46677 Gulden und 46 Kreuzer aus seiner Kasse vorzuschießen. Kaum war das Geld bezahlt, so trat man mit schamloser Keckheit, gegen die gegebene Zusage, dennoch mit einer Forderung für die philippsburger Garnison auf, und drohte, gegen die dem Elsaß nahgelegenen überrheinischen Gegenden der Pfalz militärisch zu verfahren. Der Kurfürst suchte zu unterhandeln, ja, um sein Land von den bösen Drängern frei zu halten, bot er an, auch diese Summe von 94145 Gulden 30 Kreuzer binnen Jahresfrist zu entrichten, und glaubte nun jeder weiteren Verpflichtung um so mehr ledig zu seyn, als man bei den Unterhandlungen keine weitere Forderung erwähnt hatte.

Er täuschte sich; denn alsbald trat der französische Intendant Charruel mit neuen Kriegsgeldern hervor, die pfälzische Unterthanen an die Garnisonen zu Zweibrücken, Trier und Naumburg bei Kreuznach schuldig seyn sollten, und abermals ward mit militärischer Execution gedroht, wenn nicht binnen 14 Tagen das Geld entrichtet sey [12].

---

12) Theatr. eur. XII. 132.

Es war das nur der Anfang der beispiellosen Schändlichkeiten, die mit der Verbrennung der Pfalz (1689) ihre Höhe erreichten, und es schien, als wollte Ludwig XIV. allmählig das Maß der Gewaltthat und brutalen Rechtsverletzung füllen, wofür die gerechte Nemesis der Zeiten sein Geschlecht und deren Kronen zertreten hat. Die Gewaltthätigkeiten waren so gigantisch und neu, daß auch ein neues und beispielloses Recht ersonnen werden mußte; und wie man ein Jahrhundert später mit dem Enkel Ludwigs XIV. alle Stadien sophistischer Lüge und rechtverdrehender Dialektik durchgespielt hat, so ging jetzt der allerchristlichste König den Mördern Ludwigs XVI. mit seinem halbjacobinischen, halbjesuitischen Völkerrecht voran. Darauf beruhte jetzt auch der monströse Anspruch an alle die Besitzungen, die einst mit den an Frankreich abgetretenen Provinzen und Orten näher oder entfernter verknüpft waren, und wie in unserem Jahrhundert der gewaltige Corse sein Gelüste nach der Schweiz an die uralte keltische Vetterschaft zwischen Galliern und Helvetiern knüpfte und die Gier nach Nordspanien mit der cataloniſchen Mark Karls des Großen zu rechtfertigen suchte, so ward jetzt von Ludwig XIV. ein antidiluvianisches Besitzrecht an die Lehensdependenzen der französischen Erwerbungen statuiret. Man glaubte erst fabeln zu hören, als ein halbverrückter Parlamentsrath zu Metz mit seinem unbekannten Recht der „Reunionen“ hervortrat; man fand es lächerlich, daß die Grafschaft Zweibrücken, als eine Dependenz des Bisthums Metz, an Frankreich gefordert ward, wie aber Truppen vom Elsaß herrückten und fünf pfälzische Dörfer bei Weißenburg in Besitz nahmen, wie am 3. April 1680 ein französisches Reiterregiment ins Oberamt Germersheim eindrang, erhielt die Sache eine sehr ernste Seite. Der französische Beamte aus Weißenburg blieb nicht dabei stehen, unter den Bauern zu Pleißweiler, Sondernheim, Knittelsheim und andern Contributionen auszuschreiben, sondern es war unverkennbar auf eine gewaltthätige Erwerbung größerer Landstriche abgesehen. Am 4. Mai erschien der französische Beamte im kurpfälzischen Unteramt Billikheim,

ließ die französischen Wappen anschlagen, die Bewohner von dem Eid der Treue gegen Kurpfalz entbinden, und die Widerspenstigen von Haus und Hof treiben. Ein Gleiches geschah am 13. zu Selz; unter Anpreisung des gränzenlosen Glücks und der Ehre, deren ein französischer Unterthan Ludwigs XIV. theilhaftig sey, wurden die guten Leute gezwungen, den Unterthaneneid gegen Frankreich zu leisten, und ihr Pfarrer, der mit edler Festigkeit sich weigerte, das heilige Band des Eides in frevelndem Leichtsinn zu zerreißen, ward verjagt. Am 16. Mai ließ man unter denselben Formen zu Hagenbach, am 19. zu Billikheim die pfälzischen Unterthanen dem König von Frankreich huldigen; überall fügte sich das Volk furchtsam und mit dem unklaren Gefühl, daß hier ein großes Unrecht geschehe; nur die Geistlichen hatten mitunter die Einsicht und den Muth, laut zu erklären, wie frevelhaft man natürliche und bestehende Rechte verletze.

Die Gewaltthaten gegen Land und Leute dauerten aber fort; denn der Vorwand des Raubes war jetzt ein doppelter: die angeblichen Kriegsschulden und die Reunionen. So wurden von französischen Truppen einige adelige Schlösser theils angegriffen, theils besetzt, so ward Falkenburg, wo Kurpfalz das Oeffnungsrecht besaß und deßhalb eine Besatzung lag, von Ende Mai an ernstlich blokirt, ja der französische Generallieutenant Montclas hatte die Frechheit, den Kurfürsten ohne Weiteres zur Räumung der Burg auffordern zu lassen. Bald drangen Schwärme französischer Soldaten auch ins Oberamt Neustadt ein; sie nahmen nach einiger Gegenwehr das schwach besetzte Oggersheim, nur eine kleine Meile von Mannheim entfernt, und zogen vor Wachenheim (13. Juni), wo sich der pfälzische Dragonerlieutenant Bitsch gegen die Uebermacht ein Paar Tage lang rühmlich vertheidigte. Erst als sie Verstärkung an sich gezogen, konnten sie die schwachen Mauern übersteigen und hausten dann gegen Garnison und Bewohner wie Barbaren; wie sie vorher aus ohnmächtiger Wuth eine außer der Stadt stehende Kirche in Brand gesteckt hatten, so war jetzt nach dem Siege nichts heilig

vor ihren tempelschändenden Armen. Indessen hatte man auch angefangen, das Schloß Falkenburg, wo ein Lieutenant mit 40 Mann lag, ernstlich zu beschießen (20. Juni); der Lieutenant ließ sich schrecken und übergab nach 24 Stunden die Burg gegen freien Abzug. Zum Lohn für solche Pflichtvergessenheit ließ der Kurfürst ihn nachher zu Mannheim enthaupten.

Noch war kaum ein Jahr vergangen, daß man den Friedensschluß gefeiert, und schon häuften sich solch freche Gewaltthaten! Was half es, wenn Karl Ludwig eine lange urkundliche Darlegung seines Rechtes an Falkenburg bekannt machte [13]) und das Benehmen Frankreichs staatsrechtlich beleuchtete —, gegenüber einer so ganz schamlosen Politik, wie sie Ludwig XIV. jetzt angenommen, halfen keine Gründe als das Schwert. Das bewies der Erfolg, den des Kurfürsten diplomatische Verwendungen für sein gutes Recht gehabt hatten. Nachdem die Vorstellung bei den Vollstreckern des königlichen Willens fruchtlos gewesen, schickte Karl Ludwig (April) den Freiherrn von Eck nach Paris; aber erst nachdem man ihn zu Pontio und Pilato gewiesen, ohne klare Antwort, erhielt er eine Audienz bei dem Despoten selber (26. Mai) und übergab ihm schriftlich die ausführlichen Darlegungen; er ward an einen Minister [14]) gewiesen. Des Ministers Erklärungen waren dann voll von jener Perfidie und naiven Unverschämtheit, mit der Diplomaten verfahren, wenn sie die brutale Gewalt in Händen haben. „Der König, hieß es, begehre nichts, als was die Friedensverträge ihm einräumten; die Deutung des Münster'schen Friedens sey in Nimwegen anerkannt worden [15]); wenn der Kaiser etwas habe geschehen lass.n zum Nachtheil der Reichsfürsten, so müsse

13) Theatr. eur. XII 134

14) Gewöhnlich wird von deutschen Quellen Colbert genannt, sollte es nicht eher Louvois gewesen seyn?

15) Dieses Versehen war allerdings von der kaiserlichen Diplomatie begangen worden, indem man schwieg; es rechtfertigte aber immer noch nichts von dem, was geschah.

man es in Geduld ertragen." Die Nachweisung des sonnenklaren Rechts, die der pfälzische Abgesandte ihm entgegensetzte, war machtlos, wenn sie nicht mit Bayonnetten unterstützt war, und Colbert wies ihn an die Reunionskammern! Daß die französischen Beamten die pfälzischen Unterthanen gewaltthätig ihrem rechtmäßigen Fürsten entzogen und sich auch dabei andere unläugbare Excesse erlaubt hätten, davon wollte der französische Minister nichts wissen. Eine Mission des Kurprinzen Karl an den nahen Anverwandten, König Karl II. von England, war eben so fruchtlos; denn der vorletzte Stuart war leer und eitel wie ein französischer Cavalier, und blieb durch Geld und Maitressen von Ludwig XIV. abhängig.

Auch der Kaiser und das Reich schickten Botschafter nach Frankreich; das Reich entwickelte in wohlmeinender Breite ausführlich und gründlich das Recht der gekränkten Fürsten, aber erst ein Vierteljahr nachher gab Ludwig XIV. eine glatte, vage und ausweichende Antwort.[16] Die gewaltthätigen Beschränkungen, welche die souveraine Gewalt der betheiligten Fürsten erlitt, hatte indessen fortgedauert und Karl Ludwig hatte das Ende nicht mehr erlebt; er war aus der Reihe der Lebenden geschieden, mit noch trüberen Aussichten, als er damals aus der Verbannung in sein ödes, verarmtes Fürstenthum zurückgekommen war.

§. 6.

Innere Angelegenheiten der letzten Zeit Karl Ludwigs.

Beim Anblick dieser unglücklichen Wendung der Dinge mochte man sich oft eines geheimnißvollen Vorfalles erinnern, den der Aberglaube der Zeit im Sinne schlimmer Ahnung ausgebeutet hat. Im Jahre 1658 nämlich, als der Kurfürst nach Frankfurt zur Kaiserwahl abgereist war, hinterließ er einen Verwandten aus einer zweibrückischen Seitenlinie, den Pfalzgrafen Friedrich

16) Theatr. eur. XII. 137—142.

Ludwig, als Statthalter. Wie der seine Residenz auf dem Schlosse genommen und eines Tages allein in seinem Zimmer beim Essen saß, hörte er plötzlich und wiederholt die Warnungsstimme im Ottoheinrichsbau ertönen: O wehe dir, Pfalz! Er sprang auf, es war Niemand zu sehen; er erkundigte sich bei dem Hofgesinde, Niemand wußte etwas. Dem Statthalter war der Vorfall so bedenklich, daß er ihn dem kurfürstlichen Geheimen Rath mittheilte, und auch im Volke gab es viel davon zu reden.

Jetzt nach den Verheerungen des französischen Krieges ward man an die Warnungsstimme erinnert; sie erhielt durch den betrübenden Tod der Degenfeld neue Bestätigung und zugleich sah man mit trüber Ahnung den Kurfürsten altern und die ganze Hoffnung der Dynastie auf ein einziges Haupt, den kränkelnden Kurprinzen Karl, zurückgeführt. Daß das simmersche Haus und die Familie Friedrichs V., die aus acht Söhnen bestanden hatte, so geschwunden war, kam von jenem bösen Verhängniß, das die Nachkommen des Böhmenkönigs verfolgte; nicht ohne Schuld war auch Karl Ludwig. Sein Bruder Ruprecht nämlich, der abentheuernde und ritterliche Verfechter des stuart'schen Königthums, kam nach vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen und ohne bestimmte Aussicht, in England wieder eine Zuflucht zu finden, im J. 1657 nach Heidelberg, um von seinem Bruder einen Theil der Pfalz, etwa das Amt Lautern, zur Verwaltung zu erhalten. Nun war freilich das Land so verkürzt, daß eine neue Theilung nur schädlich werden mußte; auch war der ritterliche und ungestüme Ruprecht nie ein guter Haushalter gewesen, darum mochte es den Kurfürsten mit gerechter Besorgniß erfüllen, die mühsamen Früchte seines musterhaften Staatshaushaltes durch den leichtsinnigen Bruder zerstört zu sehen, aber trotz dem war sein Benehmen gegen den hülflosen Prinzen unedel und unklug. Erst nahm er den Pfalzgrafen so kalt auf, setzte sich auf so beschränkten Fuß in dem kleinen Schloß zu Alzei, daß Ruprecht es fühlen mußte, wie lästig er sei. Er entfernte sich und ritt nach Heidelberg, in das alte Stammschloß seines Hauses; an

den Thoren der Burg angelangt ward er — abgewiesen, abgewiesen „auf Befehl“ seines kurfürstlichen Bruders! An so kleinen Ursachen hängen große Folgen. Der kräftige und stolze Ruprecht that einen lauten Schwur, nie die Pfalz wieder betreten zu wollen, und hat ihn zum Unheil des Landes gehalten. Denn wie nachher Karl Ludwig, auf einen einzigen rechtmäßigen Erben beschränkt, mit Angst das Aussterben seiner Dynastie näher kommen sah, und den Bruder freundlich bat, doch nach der Pfalz zu kommen und dort, standesgemäß verheirathet, zu leben, blieb Ruprecht bei seinem Eid, und der simmer'sche Stamm war fünf Jahre nach Karl Ludwigs Tode verdorrt.

Wenden wir uns zu den innern Verhältnissen in Karl Ludwigs späterer Zeit, so werden wir mit mancher Härte in seinem übrigen Auftreten versöhnt; denn auch während der bittern Kriegsjahre war in ihm die lebendige und warme Theilnahme an des Landes Wohlfahrt und Gedeihen nicht einen Augenblick lau gewesen. Mit lauernden Blicken verfolgte er jede mögliche Wendung der Dinge, um seinem Lande aufzuhelfen, und die Nachbarn waren nicht immer mit dieser landesväterlichen Politik sehr einverstanden. So hatte er (1659) einen trefflichen Gedanken gefaßt, dessen Ausführung am schnellsten die materielle Blüthe der pfälzischen Rheinlande hätte fördern können. Die alte Reichsstadt Worms war durch den Krieg furchtbar herabgekommen; von Schulden und Nahrungslosigkeit bedrängt, lief sie jeden Augenblick Gefahr, der Gewalt der Executoren anheim zu fallen. Karl Ludwig, dem dies nicht entging, schickte eine freundliche Botschaft an die Wormser, bot ihnen an, Alles zu thun, um der Stadt aufzuhelfen und ihren Handel zu heben, ja er wollte Residenz und Universität nach dem alten Nibelungensitze verlegen und eine Citadelle am Rhein, zum Schutze der Stadt, auf eigne Kosten erbauen. [17]) Das hieß nun freilich die Stadt pfälzisch machen; aber unklug war es doch von den Bürgern, das Phantom einer städtischen Freiheit, die zum leeren Klang

17) Wund Karl Ludwig, Beil. S. 39 ff.

geworden war, der sichern und behaglichen Existenz unter dem milden Scepter der pfälzischen Fürsten vorzuziehen. Sie lehnten das Anerbieten ab und sanken, nach der grausamen Zerstörung von 1689, nur um so schneller zur armen, unbedeutenden Landstadt herab.

Mit richtigem Blick erkannte der Kurfürst die bedeutende Lage von Mannheim; was Worms zu werden sich weigerte, eine feste und mächtige Schutzwehr der diesseitigen Pfalz, konnte Mannheim am leichtesten werden. Weit entfernt von dem Gedanken, die Stadt, wie es später geschah, zum öden Sitz einer prunkenden Serailregierung zu machen, hielt der Kurfürst auch hier nur den praktischen Gesichtspunkt fest, der ihn aufforderte, diesen militärisch und merkantilisch gleich glücklich gelegenen Punkt zu benützen. Wie Karl Ludwig in das Land seiner Väter zurückkehrte, war Mannheim öd, menschenleer und zum Theil in Ruinen; die von Friedrich IV. erbaute Citadelle war unbrauchbar geworden. Mit der regen Sorgfalt für das Gedeihen des Landes, die Karl Ludwig bei allen persönlichen Neigungen, Launen und Schwächen stets vorzugsweise leitete, wurden in die öden Mauern neue Bewohner hereingezogen, die verdrängten Wallonen kehrten zurück, und gegen Ende seiner Regierung sah der Kurfürst die Stadt auf eine Bevölkerung von zwölftausend Menschen gehoben.[18] Die kleine Citadelle, die Friedrichsburg, die sein Großvater angelegt, schuf Karl Ludwig mit großen Kosten in eine ansehnliche Festung um, erweiterte sie zugleich durch den Anbau eines kurfürstlichen Schlosses, und strebte durch glänzende Privilegien wieder Neubauten in der Nähe hervorzurufen. So waren in der neuen Festung, die ihrer Lage nach die obere gegen den Rhein hin gelegene Hälfte der heutigen Stadt einnahm, die Bewohner nur unter den Kurfürsten ge-

18) In einem 1663 erschienenen Plane der Stadt, welcher vor uns liegt, sind die Hausbesitzer angegeben; es geht daraus hervor, wie viel Fremde, namentlich Wallonen, unter der damaligen Bevölkerung sich befanden.

stellt, jedoch von allen Lehensdiensten und Lasten der Leibeigenschaft befreit; alle neuen Ankömmlinge durften mit Hab und Gut von Zöllen und Abgaben frei passiren, sowie sie auch beim Wegziehen von der Nachsteuer frei seyn sollte. Zunft- und Gewerbszwang war aufgehoben, von Lasten der Einquartirung und Aehnlichem waren die Einwohner ebenfalls frei; denen, die sich neu anbauten, wurden je nach der Größe des zum Bau verwandten Capitals auf Jahre hinaus die Grundsteuer erlassen, und auch in vielen andern Rücksichten den Ankömmlingen ihr Unternehmen erleichtert. [19])

Neben diesen umfassenden Schöpfungen verlor Karl Ludwig mit seiner unermüdlichen Thätigkeit auch Kleineres nicht aus den Augen, und während er Städte und Festungen neu erstehen ließ, blühten auch Schulen und Kirchen mächtig auf. Wenn der Kurfürst von der Umgebung seines alten Stammsitzes das lachende Neckarthal hinaufblickte, so mußten ihm die Reste des Klosters Neuburg ins Auge fallen, das einst der erste rheinische Pfalzgraf, der hohenstaufische Konrad, für vornehme Jungfrauen als Asyl und Erziehungsanstalt begründet hatte. Seit Otto Heinrich lagen die Klostermauern öde, ein Pächter lebte jetzt an dem Orte, wo man früher die Pfalzgräfinnen erzogen hatte. Karl Ludwig, der gern dem Gedanken nachhing, in allen Dingen ein Restaurator der frühern, gewesenen Pfalz zu werden, faßte nun den Entschluß, an der Stelle des alten Stifts ein neues protestantisches Kloster zu dem Zwecke der Erziehung errichten zu lassen. [20]) Die „Gesellschaft von tugendhaften Frauenzimmern", wie sie 1671 errichtet werden sollte, glich ganz den klösterlichen Convicten der katholischen Kirche; zwölf Fräulein unter drei Vorsteherinnen, die zwischen 25 und 50 Jahre alt

19) S. Privilegien den Inwohnern in der Vestung Friedrichsburg ertheilt im Jahr 1663. Und: Chur Pfaltz gnädigste Erweiterung des achten Articuls der Vestung Friedrichsburg in Anno 1663 ertheilter Privilegien. de dato 23. May 1679.

20) Vgl. die Handschr. aus dem Degenfeldschen Archiv bei Wundt Beil. XVI. Vgl. die Frauenzimmerordnung bei Kayner III. S. 121 ff.

seyn mußten, sollten zur Ehre Gottes in Einfalt und ohne Ueppigkeit dort leben; ihre Mitgabe mußte tausend Reichsthaler betragen, und nach dem Probejahre sollten sie ein Cölibatsgelübde ablegen. Stiftspfarrer und Arzt sollten bejahrte, gesetzte Leute seyn; Mannspersonen über 12 Jahre sollten nicht zugelassen werden, und die Zucht im Einzelnen, der Grad des Gehorsams, war nach dem Muster eines strengen Nonnenklosters geordnet.

Was den Kurfürsten dazu bewog, den klösterlichen Zwang bei Erziehung fürstlicher und adeliger Jungfrauen zu Hülfe zu nehmen, das hat er selbst in seiner kräftigen und markirten Weise ausgesprochen; der lobenswerthe Wunsch, dem hereinbrechenden Ton der Frivolität eine feste Schranke altväterlicher Sitte entgegenzusetzen, war sein wesentliches Motiv. „Die im Stift aufgenommenen Jungfrauen sollen nicht ausser der Welt seyn, sagte er, sondern soviel möglich unter sich selbst eine eingezogene ordentliche Welt machen; ihre Nothdurft sollte so eng und eingeschränkt seyn, daß sie ihr Herz nicht an solche Lustbarkeiten hingen. — — Vor allen Dingen soll dahin getrachtet werden, daß ihnen die heutzutage bei mehrentheils Weibspersonen ohne Scheu und etlichemal ohne Scham theils offentlich theils heimlich erweisende Mannsüchtigkeit aus ihren Herzen und Gemüth, theils gehalten theils vertilget werden möge.“

Ob zu diesem Zwecke der von ihm betretene Weg der richtige war, mochte Karl Ludwig später selbst bezweifeln; denn als einmal die Anstalt errichtet war (1673), ließ er von den einseitig klösterlichen Bestimmungen manche fallen. Das Cölibatsgelübde ward bald aufgehoben, das Abschließen der Stiftsfräulein vor jeder männlichen Person ward verändert, und wie sich die Mädchen beklagten über das frühe Aufstehen, so milderte er in seiner jovialen Weise „dieses draconische Gesetz“, weil sie vermeinten, „das Individuum könne damit nicht bestehen in der fleischlichen Consistenz oder Embonpoint“. Die Anstalt lag ihm um so mehr am Herzen, als seine eignen Töchter von der Raugräfin darin einen Ruhesitz finden sollten, und

auch in den bewegtesten Zeiten des französischen Krieges verlor er sie nicht aus dem Auge. In der drohenden Gefahr nahm er das ganze Institut in einem Flügel seines Schlosses auf; um den Geist christlicher Duldung, der ihn erfüllte, auch in der Anstalt wach zu erhalten, nahm er auch lutherische Zöglinge auf, doch nur gegen das Versprechen, die reformirte Religion „nicht als eine verdammte ansehen zu wollen".

Seit dem Jahre 1677 arbeitete der Kurfürst mit seinen Kirchenräthen an einer neuen Ordnung des Fräuleinstifts, das jetzt zum Hochstift erhoben ward, und zwei Jahre später ward diese neue Constitution eingeführt. Sie bestimmte genau die Verpflichtungen der Regentin und Viceregentin (die aus dem pfälzischen Hause selbst oder aus benachbarten Familien gewählt werden sollten), sie ordnete Beschäftigung, Verwaltung und Oekonomie der Anstalt. Dem Geistlichen war die treffliche Vorschrift gegeben, „seine Predigten kurz und nervos zu halten, nicht mit unnützen Speculationen, auch keine schmutzige, natürliche und fleischliche Sachen auf die Kanzel bringen, wenn der Text es auch veranlassen sollte; viel weniger buhlerische, quäckerische und komödiantische Gestus machen, noch auch mit Schelten und Schmähen die Zeit zubringen." Die Disciplin war im Vergleich mit dem ersten Plane gemildert, doch immer noch eine Schranke gezogen gegen den frivolen Ton des herrschenden Hoflebens; so wie die Stiftsfräulein sich zwar, wenn sie am Hof erschienen, nach Willen kleiden durften, doch „ohne Schminke, Mouches und Augenbraunen-malen", so war auch der Besuch männlicher Personen zwar erlaubt, aber nur in Gegenwart einer Aufseherin, die jeden „Winkeldiscurs, leichtfertigen Scherz und Insolentien" verhüten mußte. Auch hier bewies sich Karl Ludwig wieder als ächt deutschen Fürsten, der von der lüderlichen Galanterie und frivolen Glätte des französischen Hofwesens nichts hielt; nur für Deutsche galt jene Zulassung, Fremde, besonders Franzosen waren noch strenger zurückgehalten. Denn, sagt der Kurfürst in seiner Manier, sie „sind mehrentheils **Ribaux**, **Goinfres**, **Coquets** oder **pro-**

phan, und reden dem Frauenzimmer von nichts anders, als Coquetterie, Goinfrerie oder Prophanitaeten, oder suchen sonst Intriguen zu machen, wie man dessen gar viele Exempel hat, welche Vorsicht auch gegen diejenigen Teutsche, welche von demselbigen Humor sind, auch gerne nachäffen, zu gebrauchen ist."

In Allem, was die übrigen Einrichtungen anging, bewährte Karl Ludwig den praktischen und gesunden Sinn, der ihn nie verließ; so wollte die Regentin gern die Klosteräbtissin spielen, und verkürzte selbst die Eltern in ihren Rechten über die Töchter; der Kurfürst hörte das, und ein halb launig, halb ernst gehaltener Verweis deutete der Frau Oberin sehr bestimmt an, daß „weder der Despotismus einer lykurgischen Erziehung noch der Zwang der Jesuiten" in der Anstalt herrschen solle.

Schade war es, daß auch diese Schöpfung, wie viele andere, von der folgenden Unglücksperiode verschlungen worden ist; erst zu einer Armenanstalt umgeschaffen, dann ganz verlassen, fiel das Stift Neuburg im folgenden Jahrhundert den Propheten der Verdummung und des Pfaffengeistes — den Jesuiten (1709) und später den Lazaristen anheim, über deren geistige Thätigkeit in der Pfalz die letzte Parthie unseres Buches mancherlei Erbauliches enthalten wird.

Die Duldsamkeit seiner religiösen Gesinnung, die ihn vermocht hatte, (1659) selbst den Grundstein zu legen zu der neuen lutherischen Providenz-Kirche in Heidelberg [21]), hatte Karl Ludwig von Neuem bewährt, indem er bei Errichtung dieser Anstalt die gehässige Schranke zwischen Calvinismus und Lutherthum aufzuheben suchte; ja er scheute sich nicht vor Verdächtigung seiner Glaubensgenossen, indem er selbst das Wesen katholischer Klostereinrichtung adoptirte, wo es ihm nützlich schien. In Wahrheit mochte sich auch kein Fürst dieser Zeit so frei

21) S. das Einzelne in Pfarrer Heylandts Gründlicher Relation deß ganzen Actus, so den 18. Aprilis 1659 gehalten worden.

fühlen von den Befangenheiten einer sich alleinselig wähnenden Dogmatik, als er; so blieb es immer noch einer seiner liebsten Gedanken, eine Vereinigung der verschiedenen Confessionen erwirken zu können. Deßhalb hatte er an der Universität Lutheraner angestellt, hie und da waren auch die zahlreicheren lutherischen Gemeinden zur öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienstes gelangt, in seiner Umgebung fragte er nicht darnach, ob der heidelberger oder der lutherische Catechismus Autorität sey, und selbst Confessionen, die früher ganz rechtlos waren, wie die Mennoniten, fanden in der Pfalz eine Zuflucht. Die Kirchenräthe waren selbst in seinen Plan eingegangen, und seit 1656 berieth eine Commission zu Heidelberg über die mögliche Einigung der Religionspartheien; Karl Ludwig selbst nahm Antheil und scheute keine Schwierigkeit, in einer so delikaten Sache die Aengstlichkeit und den befangenen Sinn seiner Räthe zu überwinden [22]. Es wurde im Auslande unterhandelt; von Lutheranern gab Herzog Eberhard III. von Würtemberg dem Vermittlungsplane Gehör, unter den Reformirten waren es die Gemäßigteren, nicht fanatisch Calvinischen, namentlich der berühmte Franzose Ampraldus, mit dessen Anhängern Karl Ludwig eine Ausgleichung für möglich hielt. Es ward eine Bekenntnißschrift der Heidelberger ausgearbeitet, die in den wesentlichen Streitpunkten, dem Abendmahl, der Lehre von der Person Christi und von der Gnadenwahl sehr bedeutende Concessionen machte [23],

22) Die ganze Berathung, die für die specielle Kirchengeschichte Interesse hat, theilt Wundt mit, Beil. S. 42—82.

23) Ohne in das speciell Theologische einzugehn, heben wir (s. Struve S. 650—655) nur die Aeußerung über das Abendmahl hervor: „Was die Gegenwart des Leibes und Blutes unsers Herrn Christi im heil. Abendmahl betrifft, so gestehen wir, das im H. Abendmahl nicht nur die außerlichen Elementa oder bloße Zeichen des Brodts und Weins, auch nicht nur die Krafft und Wirkung des Leibs und Bluts, sondern daß der wahre wesentliche Leib — — warhaftig, wesentlich, ja verissime, realissime, efficacissime gegenwärtig sey." — Nicht durch Verwandlung erfolge diese Gegenwart, „sondern aus Krafft und vermöge des Worts, dadurch wie Augustinus redet: aus dem Element wirdt ein Sakrament." — In den

und mit dieser Schrift ging (Nov. 1657) ein heidelberger Professor, Stephan Gerlach, auf den Wahltag zu Frankfurt, um die lutherischen Fürsten zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Natürlich ward die Sache an die Theologen gewiesen, und wie sie einmal in ihren Händen war, konnte man den Concordienplan als gescheitert betrachten. Sehr kalt nahmen die Sachsen den lobenswerthen, freilich sehr verfrühten, Vorschlag auf, und mit gewohntem feinem Geruch witterten sie selbst in allen Zugeständnissen nur verdeckten Calvinismus [24]. All das freundliche Entgegenkommen ward mit der pfäffischen Zumuthung erwiedert, man solle lutherisch werden; alles Uebrige bezwecke nichts.

Karl Ludwig, der an seinem Lieblingstheologen, Ludwig Fabriz, einen Gleichgesinnten besaß, hatte den Muth aber nicht verloren; viele Jahre nachher, wie der Bischof von Tina, ein Graf von Spinola, incognito nach Heidelberg kam, um im Auftrag des Kaisers wegen einer Ausgleichung der katholischen und protestantischen Lehrsätze zu unterhandeln [25], gab sich der Kurfürst dem Gedanken mit vieler Lebhaftigkeit hin, und gab ihn erst auf, als er den Unterhändler auf zweideutigen Wegen ertappt hatte.

War der Gedanke einer Vereinigung in umfassendem Sinne an dem Sectengeist der Zeit gescheitert, so durfte Karl Ludwig doch hoffen, im Kreise seiner protestantischen Unterthanen einerlei Kirchenform durchzuführen. Er erließ daher (Mai 1677) ein Rundschreiben an reformirte und lutherische Geistliche [26], dessen Ton und Geist den klaren und hohen Sinn dieses ächten Fürsten im schönsten Lichte zeigt. „Es solle, heißt es, kein

---

beiden andern Punkten geben sie ausführliche Erklärungen, sind aber der sehr verständigen Ansicht: „das Beste wäre, man könnte einfältig bei denen Phrasibus Scripturae stehen bleiben, und das Examen Scholasticarum Controversiarum bei Seite setzen." Das hieß aber, den andern die Nahrung abschneiden.

24) Ihre Antwort Struve S. 656.

25) Büttingh. Beiträge II. 165 ff.

26) S. Wundt Beil. XX.

Synkretismus der Lehrsätze, keine vermengte Religion eingeführt werden, sondern darauf richte der Kurfürst seine Aufmerksamkeit, wie die Erbitterung aufgehoben werden könne, die weniger aus der Verschiedenheit der Lehrpunkte, als aus der Menschen eigenem Wesen, aus dem Starrsinn der Theologen, aus Eigenliebe, Stolz und Gewinnsucht entspränge. Da in der Kirche wie im Staat der gemeine Mann den größten Haufen ausmache, der gewiß mehr auf die äußere Form als auf den Unterschied subtiler Dogmen achte, so halte man es für zweckmäßig, zunächst eine gemeinsame Agende für das Land einzuführen; doch wolle man nichts entscheiden, ehe man die Gutachten der Geistlichen selbst gehört habe." Die Gutachten fielen meistens nach Wunsch aus, und bald war eine gemischte Commission thätig, die neue Liturgie auszuarbeiten; der oftgenannte Fabriz war auch hier des Kurfürsten rechte Hand. Aber Karl Ludwig hatte gleichwohl von dem kirchlichen Geiste seiner Zeit Besseres erwartet, als er durfte; zwar hatte er den Triumph, die Liturgie eingeführt zu sehen, aber nur auf kurze Zeit. Denn die Zionswächter des strengen Lutherthums schürten und lärmten, bis auch die duldsameren Lutheraner in der Pfalz mißtrauisch wurden, und jene Liturgie von selbst in Abnahme kam.

Wie lebhaft den Kurfürsten der Plan einer Confessionseinigkeit beschäftigte, deutete er auch in dem Bau der neuen Kirche an, womit er seine Lieblingsschöpfung Friedrichsburg schmückte; er selbst wollte darin seine Ruhestätte finden, wie seine geliebte Raugräfin und deren Tochter sie gefunden hatten. Die Kirche war in ihrem Aeußeren minder schlicht, als die calvinischen Bethäuser zu seyn pflegten; auf ihrem Thurm befanden sich drei Kreuze, die auf den gemeinsamen Ursprung der christlichen Confessionen hinwiesen. Bei ihrer Einweihung, der der Kurfürst über den Tod seiner Luise noch immer tief erschüttert beiwohnte (1679), bestiegen nach einander ein reformirter, ein lutherischer und ein katholischer Geistlicher die Kanzel, um das neue Gotteshaus einzuweihen, das nach Karl Ludwigs

Willen alle christlichen Confessionen in sich aufnehmen sollte, und das er deßhalb der „heiligen Eintracht" (Sanctae Concordiae) widmete [27]). Die Zeitgenossen nahmen zum Theil großes Aergerniß an dieser Feier; von seinen protestantischen Glaubensgenossen wurde der tolerante Fürst verketzert, und die schönen Plane einer Eintracht der Confessionen wurden für lange Zeit vertagt, als ein Jahrzehnt nach jener Weihe die mordbrennerischen Flammen über der Concordienkirche zusammenschlugen, und statt des Friedens die Zeit gewaltsamer Reactionen sich daran anreihte.

§. 7.

Verwaltung. Karl Ludwig als Regent des Landes.

Wir haben die äusseren Ereignisse aus Karl Ludwigs Regierung im Zusammenhang vorübergeführt; drum mag es hier der passendste Ort seyn, die Geschichte der Regierung und Verwaltung — des Kurfürsten glänzendste und verdienstvollste Schöpfung — in einem übersichtlichen Gemälde zu vereinigen.

Wie er die Pfalz gefunden hatte, als ihn der westphälische Friede zurückführte, ward früher geschildert; was er aus den Ruinen des Wohlstandes, aus einem wüst liegenden, menschenleeren Lande, trotz der furchtbaren Kriegszeiten von 1674 — 1677, gemacht hat, bezeugt schon die eine Thatsache, daß er ein aufblühendes, zwanzig Jahre lang sehr mäßig besteuertes, bevölkertes und schuldenfreies Land hinterließ. Es war nicht genug, durch Oeffnung eines Asyls der Pfalz neue Bewohner zuzuführen, die zerstörten Orte wieder aufzubauen, Colonien in dem wüst liegenden, aber fruchtbaren Lande anzulegen, es mußte vielmehr eine ganz neue Verwaltung und Staatskunst zu Hülfe

27) Ueber die Gründung und Einweihung, woran Karl Ludwig selbst den regsten Antheil nahm, finden sich handschr. Aktenstücke in der Batt. Bibl. 83, wo auch Einzelnes zur Geschichte der lutherischen Gemeinde in Mannheim gesammelt ist.

genommen werden, um aus dem chaotischen Gemisch von Armuth, Anarchie und Zerrüttung das annähernde Bild eines geordneten Staates wiederherzustellen. Die Erinnerungen der früheren Verwaltung Friedrichs V., die zudem kein Muster war, hatte man völlig verloren; in der dreißigjährigen Revolutionszeit waren alle Fäden zerrissen worden, welche die einzelnen Theile des Staatswesens mit dem leitenden Mittelpunkt verknüpften. Nur Wenige aus der alten Zeit hatten diese Epoche der Zerrüttung überlebt; die Mehrzahl und der Kurfürst selbst mit ihnen hatten keine Anschauung, wie es früher gewesen war; sie wußten weder, wie man regiert, noch wie viel man eingenommen und ausgegeben hatte; sie kamen als Fremde in ein zerrüttetes Land, dessen Umfang und Hülfsquellen um die Hälfte kleiner geworden waren, die Ansprüche an äußere Mittel, wie sie ein Kurfürst des Reiches bedurfte, waren dieselben geblieben, materielle und geistige Schöpfungen waren an der leeren Stätte, wie die Pfalz sie bot, in Menge hervorzurufen; so war denn dem Kurfürsten die schwierige Aufgabe geworden, zu dem Namen und der Erdscholle auch den Staat und die Hülfsquellen zu schaffen, ohne die sein kurfürstlicher Titel und sein ödes Land ein eitler Klang waren.

Wenn es die wichtigste, aber auch schwerste Pflicht des Fürsten ist, sich tüchtige Rathgeber zu wählen, so war Karl Ludwig gleich in der ersten Lebensfrage seiner neuen Regierung von sich selbst gut berathen; die meisten der Männer, die er als Rathgeber sich zur Seite stellte, waren in ihren Geschäften eben so tüchtig, wie in ihrem Leben achtungswerth, und alle Zweige der Regierung waren in geübte Hände gelegt. Der treffliche Oberhofmarschall von Landas [28]), ein wahrer Ehrenmann, der berühmte Johann Ludwig Mieg, dessen Name, wie der seiner Nachkommen, überall in der pfälzischen Geschichte genannt wird, wo es unbestechliche Biederkeit und kraftvolle Vertretung der pfälzischen Rechte in Staat und Kirche anging, der

28) S. die Memoria Landasiana. Heid 1676. fol.

Vicekanzler Pastoir, der geschickte Finanzmann Blum, der Kanzleidirector von Wollzogen, „das Auge des Kurfürsten“, eine Reihe ausgezeichneter Staatsmänner und Richter [29]), verdienen um so rühmlichere Erwähnung, als weder die pfälzische Geschichte noch die der übrigen deutschen Provinzen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an guten und verdienten Staatsmännern besonders ergiebig ist. Gebildete Gelehrte, wie der tolerante, freisinnige und feine J. L. Fabriz, genossen das persönliche Vertrauen des Kurfürsten, und so bestimmt und scharf ausgesprochen des Regenten Ansichten waren, es ließ sich nicht leicht ein so kluger und so eigensinniger Mann von besserem Rathe so schnell belehren wie er. Karl Ludwig hatte seine Neigungen, Leidenschaften und Launen; ein Widerspruch konnte ihn oft erbittern, ja er brauste wohl oft sehr ungnädig gegen den freimüthigen Ehrenmann auf, der die harte Wahrheit seiner Lieblingsmeinung entgegenhielt, aber in dem Kampf zwischen herrschsüchtigem Eigensinn oder Leidenschaft und zwischen dem Wohle des Landes behielt das letzte stets den Sieg. Er mochte keine Bedientenseelen um sich, und wollte nicht mit den Fürsten in eine Klasse geworfen seyn, die sich „vom Kanzler oder Oberjägermeister ohne Raisonnement“ regieren lassen. Er war wohl im Stande, in augenblicklicher Aufwallung freimüthigen Widerspruchs wegen, den trefflichen Mieg vom Hofe zu verbannen, aber bald schämte er sich, und der Ehrenmann ward mit glänzender Genugthuung zurückgerufen.

So kam es denn, daß in seiner Umgebung Alles Leben und selbstständigen Trieb gewann; die Rathgeber waren wirklich, was sie hießen, so sehr im Wesentlichen der Kurfürst Alles überwachte und an Allem, was geschah, unmittelbaren Antheil hatte. Alle bedeutenden Reformen und Aenderungen sind sein Werk; von ihm angespornt bereiten die Rathgeber die ganze Schöpfung des neuen Staates vor [30]); die ganze Regie-

29) Ihre einzelnen Namen bei Wundt S. 272.

30) Seine Zeitgenossen, die ihn loben wollten, haben sich gern darin gefallen, seine geistige Bildung nach verschiedenen Rubriken zu preisen

rung, Finanzverwaltung, alle geistigen und materiellen Interessen werden von seinem wachsamen Blicke überschaut, und wir sehen aus dem reichen Actenschatz, der über seine Regierung vor uns liegt, wie ungeachtet der Geschicklichkeit der Beamten in den einzelnen Zweigen doch alles einigermaßen Bedeutende — selbst Technische — durch seine Hand ging.

Für manche Theile der Verwaltung, namentlich die Finanzen, ist er der erste und wahre Begründer geworden; kein Hausvater konnte mit mehr Pünktlichkeit alles aufzeichnen lassen, vergleichen und Unnützes entfernen, als er in dem großen Staatshaushalt that. Von keiner pfälzischen Regierung haben wir so vollständige Einsicht in ihre Finanzordnung; keine unsrer Fürsten war so unermüdet thätig, Tabellen und Vergleichungen mit früheren Verwaltungen entwerfen zu lassen, als Karl Ludwig. Das Kleinste war dabei nicht ausgeschlossen; traf er einen Mißbrauch, so wurde ein laconischer Befehl, von ihm selbst geschrieben, an die betreffende Behörde abgeschickt und mit kurzen Worten, die Abstellung des Uebels befohlen [31]). Seine Beamten kannte er alle genau; wenn es sich um Beförderung oder Versetzung handelte, so trafen seine eigenhändigen, kurz an den Rand geschriebenen Resolutionen gewöhnlich den rechten Punkt. Bei dem einen heißt es: „ist treu und ein fleißiger **perscrutator**, wann er nur nicht verdorben wird;" bei einem andern, der zur Quiescirung vorgeschlagen ward, notirte er an den Rand: „freilich! Und er so lang ruh', bis er das Nachmittag Vollsaufen und was dran hängt müßig gehen zu können darthut [32])."

Das Nothwendigste in dem neuen Staat, wie ihn Karl Ludwig gründen mußte, war ein Gleichgewicht zwischen Ein-

---

oder ihn als **Non plus ultra** in allen vier Fakultäten darzustellen. So das **Monumentum postumum** und selbst die sonst gut geschriebene **Laudatio funebris** von J. F. Mieg. Mannh. 1680.

31) Karlsr. Arch.

32) Pfälz. Akten (Diener) im Karlsr. Archiv.

nahmen und Ausgaben. Die Vergangenheit hatte dem Kurfürsten nichts hinterlassen, als schlechte Finanzmuster in mehreren Vorfahren und ein durch den Krieg verkleinertes und ausgesogenes Land. Wenn auch die Ruhe einigen Wohlstand zurückbrachte, so hatte doch der 30jährige Zustand so nachhaltig den Reichthum der bedrängten Gegenden untergraben, daß die Städte am Rhein, die es besonders hart traf, bis auf den heutigen Tag nicht wieder zu ihrer alten Blüthe und ihrem überströmenden Reichthum gelangt sind. Drum war es keine kleine Aufgabe, mit den verkümmerten Hülfsquellen nicht nur ein anständiges, dem kurfürstlichen Range entsprechendes Leben zu führen, sondern auch die Reihe von schönen und denkwürdigen Schöpfungen zu begründen, die Karl Ludwigs Namen ehren. Es gehörte dazu freilich jener sparsame, bisweilen karge Sinn, womit der Kurfürst alle Zweige des Staats- und Hoflebens überwachte und selbst seinen Nächststehenden die Bedürfnisse knapp zumaß; aber wer wollte ihn deßwegen, wie oft geschehen ist, hart tadeln, namentlich wenn man eine Parallele zieht zwischen ihm und der Verwaltung, wie sie von seinem Nachfolger an von allen pfälzischen Kurfürsten bis zum letzten geduldet worden ist?

Es mußten neue Hülfsquellen geöffnet werden, denn Steuern konnte er, wenigstens in den ersten 10 Jahren nach dem Frieden, von dem pfälzischen Lande nicht viel verlangen. Drum wurde auf eine sorgfältige Verwaltung der Kammergüter und ein Vermeiden jedes überflüssigen Aufwandes die erste Thätigkeit verwandt; die alten Wildfangsrechte wurden hervorgesucht und zu einer reichen finanziellen Hülfsquelle gemacht, von erledigten Lehen 141 allmählig eingezogen und zu den Landeseinkünften benützt. Wie sich das Land dann wieder einigermaßen erholt hatte, traf der Kurfürst eine neue, für ihn und die Unterthanen gleich zweckmäßige Steuereinrichtung. In der Pfalz waren alle Grundstücke und das Gewerbe zu einem bestimmten Capital angeschlagen, das in den einzelnen Gegenden zu dem höhern oder

niedern Ertrag in Verhältniß stand; davon zahlte man als Abgabe zwei Procent. Der Anschlag war aber sehr unter dem wahren Werth; statt eine neue höhere Schätzung des Werthes vorzunehmen, entschloß sich daher Karl Ludwig, statt zwei Procent in Zukunft fünf zu verlangen [33]). Die neue Einrichtung fand anfangs Widerspruch; wie sie aber einmal eingeführt war, wurde es den Unterthanen leicht, bei steigendem Wohlstand von ihren sehr gering angeschlagenen Capitalien 5 Procent zu zahlen, und sie waren sehr unzufrieden, als man in späterer Zeit nur 2 Procent verlangte, aber die Güter höher anschlug.

Bei jeder Gelegenheit war der Kurfürst mit sparsamem, haushälterischem Sinne bemüht, seine finanziellen Kenntnisse mit praktischen Erfahrungen zu bereichern. Was sich von der Finanzverwaltung seiner Vorgänger auffinden ließ, ward geprüft und verglichen; wenn ein diplomatischer Agent ins Ausland ging, so mußte er sich namentlich auch Erfahrungen über Regierung und Verwaltung aus eignem Anschauen zu erwerben suchen. Ein Hofbeamter des Kurfürsten, Benj. von Münchingen, der 1669 nach Holland und Frankreich geschickt ward [34]), hatte neben seinen diplomatischen Aufträgen theils auf wohlfeile Einkäufe zu achten, theils über die Verwaltung in einzelnen Branchen Erkundigung einzuziehen. In Holland sollte er sich über Kriegsgerichte, über die Bezahlung der Feldärzte und Apotheker in Friedenszeit erkundigen, in Frankreich theils über des Prinzen Condé Hofhaltung, Einkommen, Kriegsverfassung Nachrichten einziehen, theils mit den Beamten von Colbert und Louvois Bekanntschaft anknüpfen, um von ihrer Finanzverwaltung etwas zu lernen.

Bald nach der ruhigen Antretung des Landesbesitzes, ließ sich Karl Ludwig von seiner Rechenkammer Bericht abstatten (1651), wie viel früher die Ausgaben betragen haben möchten, und wie

33) Wundt Beilagen S. 38.

34) S. seine Instruktion in den Rhein. Beiträgen zur Gelehrsamkeit 1778. III. 81 ff.

die verkürzten Einkünfte und Gefälle in Aufnahme könnten gebracht werden [35]. Die Vorschläge, die man dem Kurfürsten machte, lauteten alle auf Einschränkung der frühern Bedürfnisse und keiner Forderung ist Karl Ludwig pünktlicher nachgekommen als dieser. Von Zeit zu Zeit wurden Revisionen vorgenommen, die Kosten von Neuem beschränkt, und neben die wirklichen Ausgaben immer der „ungefähre Ueberschlag" gesetzt, um mögliche Reductionen auszufinden [36]; überzählige Beamten wurden gestrichen, im Staats- und Hofleben durch eigenhändige Mahnzettel die Sparsamkeit eingeschärft.

In wenigen Jahren war Alles in trefflicher Ordnung; Einnahme und Ausgabe der Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg und der Regierung Karl Ludwigs waren übersichtlich neben einander gestellt nach Aemtern und Verwaltungsstellen. [37]. Aus einer solchen Uebersicht, welche die Jahre vor 1618 mit dem Finanzstand von 1653 vergleicht, ergibt sich am besten der ungeheure Unterschied zwischen der sorglosen Verwaltung Friedrichs V. und der musterhaften Fürsorge Karl Ludwigs. Die Einkünfte der frühern Zeit (1616 — 1618) betrugen an Geld, Wein, Korn und andern Früchten mehr als das Doppelte von Dem, was Karl Ludwig einnahm; damals hatte man an Geld 336,000 Gulden auf dem Einnahmebudget, jetzt (1653) etwa 134,000. Dagegen standen die Ausgaben vor dem Krieg zu denen Karl Ludwigs in einem drei- bis vierfachen Verhältniß, und bei der mehr als doppelten Einnahme, hatte Friedrich doch noch dreimal so viel Schulden und Deficit, als sein Nachfolger wenige Jahre nach dem Ende des Krieges [38]. Die Hülfs-

35) Pfälz. Kammerarchiv (Dienste Conv. 2).

36) Ein Blatt in dem angef. Archiv-Convolut.

37) Pfälz. Kammerarchiv („Gefälle") befindet sich ein sehr schön geschriebenes Manuscript: der Untern Churf. Pfalz Einkommen, Vermögen und Beschwerden im Jahr 1657.

38) Deficit vor dem Krieg: im Jahr 1653:
An Geld 43449 Gulden. 11068 Gulden.
Wein 1307 Fuder. 945 Fuder.

quellen wurden glücklicher ausgebeutet, und doch das Volk weniger gedrückt; Schöpfungen aller Art entstanden, und doch hinterließ, selbst nach dem furchtbaren Kriege von 1674, Karl Ludwig seinem Nachfolger ein schuldenfreies Land und baares Geld. Aber freilich mußte man dann auch, wie er that, das ganze Räderwerk der Verwaltung genau überwachen und mit den Ersparnissen an sich selbst anfangen; wenn z. B. unter Friedrich V. für Silbergeschirr und Einkäufe auf der frankfurter Messe eine Summe von 94,528 Gulden verwandt wurde, so finden wir bei Karl Ludwig für denselben Posten 6553 Gulden verrechnet; damals hatte man siebzehntausend, jetzt eilfhundert Gulden verbaut; unter Friedrich hatte das Brennholz nahe an sechstausend, jetzt nur neunzehnhundert Gulden betragen. So wußte Karl Ludwig bis ins Kleinste Ordnung und Sparsamkeit herzustellen.

In den Friedensjahren bis zu den Verheerungen des französischen Krieges steigerte Karl Ludwig seine Einnahmen, ohne jeden Druck der Steuerpflichtigen, zu einer beträchtlichen Höhe; so sind für das Jahr 1667 die ordentlichen Einnahmen auf 205,321 Gulden gestiegen, für 1671 sogar auf 234,834 Gulden, und in beiden Jahren wurde diese Einnahme nicht nur nicht überschritten, sondern es blieb sogar noch ein kleiner Ueberschuß. Alle Rechnungsbelege waren mit der größten Sorgfalt zusammengestellt, und Karl Ludwig hielt an seinem Hofe nicht sorgfältiger die Ordnung aufrecht, als in dem ganzen Lande. Wie dann die Kriegsjahre kamen, flossen die Hülfsquellen des Landes nur spärlich; im Jahr 1675 konnten an Steuern nur 161,519 Gul-

---

Deficit vor dem Krieg:			im Jahr 1653:	
An Korn	30416	Malter	10868	Malter.
Gerste	4887	„	1975	„
Kern	190	„	63	„
Spelz	16448	„	8281	„
Gemischt	515	„	118	„
Hafer	23124	„	5554	„

In dem angef. Convolut des Kammerarchivs.

den erhoben werden, da ein Theil des Landes vom Feinde besetzt oder ganz ausgeplündert war; der Rest mußte durch Kriegskontributionen von hundertfünfzigtausend Gulden gedeckt werden [39]).

In solchen Zeiten der Kriegsnoth suchte der Kurfürst die außerordentlichen Lasten wo möglich auf die Wohlhabenden, nicht auf die bedrängte Masse zu wälzen; da wurden die katholischen Geistlichen um einen Beitrag an Naturalien ersucht, der benachbarte Reichsadel und die Städte um freiwillige Zuschüsse angegangen; die Zollbefreiungen wurden dann aufgehoben, Canzleitaxe und Ohmgeld verdoppelt, und sowohl von den Bürgermeistern und Stadträthen in der Pfalz außerordentliche Zahlungen verlangt, als auch die Gemeinde in den benachbarten Bisthümern „mit Höflichkeit" um Unterstützung in Naturalien ersucht [40]).

Nach dem Kriege waren die Einkünfte sehr bedeutend herabgekommen, und im Jahr 1677 betrugen sie nach officiellen Angaben [41]) nur noch ein Drittel im Verhältniß zur früheren Zeit. Der Kurfürst sah kein anderes Auskommen, als eine Verringerung des ganzen Beamtenstatus; obwohl er alle paar Jahre denselben revidirt hatte [42]) und sich immer Vorschläge machen ließ über Reductionen, so glaubte er doch im Fall dringender Noth noch manchen Beamten entbehren zu können. Mehrere Verwaltungszweige wurden zusammengeschmolzen; die Beamten wurden oft auf einer Kanzlei von 36 auf 20 verringert, ja bisweilen mehr entlassen als zurückbehalten. Allen wurde jedoch im Namen des Kurfürsten eröffnet, daß sie aus keiner andern Ursache in Gnaden entlassen würden, als weil es des Landes jeztmaliger Zustand so erfordere, und wenn die Zeiten sich bessern und Kurpfalz Geschäfte und Laude wieder in Frieden und

39) Ueber alles dieses Pf. Kammerarchiv a. a. O.

40) Pf. Archiv (Accisweſen Conv. I.)

41) Pf. Kammerarchiv (Diener).

42) Protokolle im Kammerarchiv a. a. O.

gutem Zustande sich befinden, sollten ihre Meldungen um Wiederanstellung berücksichtigt werden.

Auch in den besten Zeiten waren die hohen Beamten Karl Ludwigs nicht allzureichlich besoldet, und in Vergleich mit der Zeit Karl Philipps und Karl Theodors mag ihre Bezahlung als karg erscheinen[43]). Der erste Geh. Rath, Graf von Sayn, hatte „der ersten Charge halber keine absonderliche Besoldung"; der Geh. Rath von Degenfeld 300 Gulden, sein Collega von Landas erhielt 216 Gulden, der Kanzler Mieg nahe an 700, der Geh. Rath Peil 450 Gulden. Von den auswärtigen Gesandten erhielt nur der zu Paris, Paul von Ramingen, 1371 Gulden, die übrigen oft nur den vierten Theil, so daß das ganze Regierungscollegium und die Diplomatie das Land im Jahr 1669 an baarem Geld nur etwa achtzehntausend Gulden kostete[44]).

Mit großer Vorsicht und Schonung ging Karl Ludwig zu Werke, wenn er eine neue Steuer einführte; am meisten zeigt sich dieß bei Einführung der Accise (1664). Man schwankte lange, ob man nicht lieber statt der Consumtionssteuer, die auf Lebensbedürfnisse gelegt ward, die Grundsteuer vergrößern solle, und der Kurfürst selbst äußerte das Bedenken, eine solche Auflage möchte beschwerlich seyn, „weil die Deutschen dergleichen nicht gewohnt seyen und deren humores sich gar nicht nach den holländischen reguliren lassen, auch vermuthlich lieber das Jahr viermal mehr nach dem Schatzungsfuß beitragen, als in solchen täglichen Ausgaben von Mehl- und Fleisch-Accis sich einlassen

---

43) Vgl. Pf. Archiv (Diener).

44) Dazu kamen denn an Naturalien:

74 Fuder Wein,
929 Malter Korn,
10 „ Spelz,
560 „ Hafer,
14 Wagen Heu,
247 Karren Holz.

Nach den gesegneten Jahren von 1660 und 1667 waren diese nicht in sehr hohem Geldwerth.

werden, indem sie auf jene Weise des Jahrs nur viermal gehudelt, auf diese aber täglich tribulirt werden."

Die Räthe waren anderer Meinung und der Kurfürst fügte sich ihrem Vorschlag. Es ward eine Accise auf fremde Weine, Früchte, Fleisch und Stempelpapier gelegt, die, wie der Kurfürst voraussah, anfangs vielfachen Widerspruch fand, dann aber doch beibehalten ward. Am stärksten war die Stempeltaxe, sie betrug nach der Größe des Papiers oder Pergaments von vier bis zu zwanzig Kreuzer, vom Fuder fremden Weines ward 3 Gulden entrichtet, die Abgabe für Früchte und Fleisch war ziemlich gering [45]). Die ganze Steuer ertrug im ersten halben Jahr (1665) nahe an sechstausend sechshundert Gulden, und man ging mit dem Gedanken um, auch Tabak, Branntwein und dergleichen ähnlich zu besteuern. Auch darin bewies sich Karl Ludwig als gerechten und verständigen Haushalter, daß er den Gesuchen um Befreiung, die gleich anfangs von geistlichen und weltlichen Beamten, von Professoren und Andern sehr zahlreich einliefen, fest widerstand und nicht die ganze Last der Consumtionssteuer auf den Bürger- und Bauernstand wälzte. Schon unter ihm ward der heilsame Grundsatz der Gleichheit aber verlassen, und unter den Nachfolgern steigerten sich die Ausnahmen zu einem so ungeheuren Grad, daß ein Jahrhundert nach Karl Ludwig beinahe jeder Beamte, Geistliche, Lehrer u. s. w. von der Auflage befreit war.

Die Verwaltung im Allgemeinen hatte seit den blühenden Zeiten Johann Casimirs und Friedrichs IV. keinen so geordneten Gang gehabt, wie jetzt; manch neues Gebiet, durch die Zeit nothwendig geworden, ward erst durch das lebendige Organi-

45) S. Pfälz. Archiv (Accis). Von Früchten, die gemahlen oder geschrotet wurden, zahlte man:

Für Korn, Gerste u. s. w. per Malter 1 kr.
Spelz, Hafer, Haidekorn 1 kr.

Von Fleisch zahlte man für den Ochs 1 fl. 40 kr., Stier 1 fl., Kuh 40 kr., Milchkalb 8 kr., Hammel, Mastschwein 6 kr., Bock oder Geis 12 kr., Lamm 2 kr.

sationstalent Karl Ludwigs geschaffen. So entstand unter ihm eine eigentliche Kriegsverwaltung; da er, nach dem Muster der Zeit eine stehende Armee unterhielt, die sich in Kriegszeiten auf 8000—9000 Mann vermehrte, errichtete er einen Kriegsrath, der das Detail der Militärverwaltung unter des Kurfürsten Augen verwaltete; die Sorge für das Wohl der gedrückten Unterthanen in Zeiten der Noth, und die eifrige Abhülfe von Beschwerden tritt auch hier als bezeichnender Zug der wahrhaft landesväterlichen Regierung hervor [46]).

Jagd- und Forstwesen war noch nicht zur Landplage für die Unterthanen geworden, wie wir dies im achtzehnten Jahrhundert erleben; vielmehr war auch hier der ökonomische Sinn des Kurfürsten aufmerksam bedacht, eine Quelle späterer Hofbelustigung zum Wohl des Landes auszubeuten. Man brauchte damals das Wild nicht künstlich zu hegen; denn die Kriegsjahre hatten dafür gesorgt, daß noch lange nach 1649 außer dem gewöhnlichen Wild sich Wölfe in Masse in dem Lande herumtrieben, und der Kurfürst noch mehrere Jahre lang Preise auf die Erlegung der Raubthiere setzen mußte. Von dem geschossenen Wildpret ward ein Theil immer an die Beamten ausgetheilt, ein Theil verkauft; die ganze Ausgabe für das kurfürstliche Jagdwesen an Besoldungen u. s. w. betrug in Karl Ludwigs letzten Jahren zwischen sechs und siebenhundert Gulden [47]), vierzig Jahre später kostete allein die niederrheinische Jagd Karl Philipps über zwölftausend Gulden.

Das ganze Beamtenwesen und dessen Wirkungskreis ward durch die Instruction von 1678 geregelt; auch die Polizei, die Straßenordnung erhielten ihre eigenen Gesetze (1661), bei der großen Epidemie von 1666 ward das Land nur durch die weisen Vorsichtsmaßregeln der Regierung vor völliger Verwüstung bewahrt, und bei der Theuerung von 1663 wußte der Kurfürst durch eine weise Verordnung die Noth von seinem Volke abzu-

46) S. im pfälz. Archiv die „Kriegsrathprotokolle."

47) Pf. Archiv (Forstwesen Conv. I., Jagdwesen Conv. I. II.)

wehren [48]). Das bürgerliche Gewerbe zu heben war Karl Ludwig durch persönliche Unterstützung fortwährend thätig; die durch den langen Krieg in Abnahme gekommenen Märkte und der Verkehr wurden wieder belebt. Neben dem Nützlichen und Nothwendigen machte bisweilen auch die Thorheit der Zeit des Kurfürsten Eingreifen nöthig; z. B. war der Beamtenhochmuth so rege geworden, daß im Jahr 1669 unter ihnen und ihren Weibern ein förmlicher Aufruhr entstand wegen des Vortritts; die Professoren der Theologie und die Kirchenräthe waren darüber tödtlich entzweit. Karl Ludwig mußte einschreiten; er befahl die alten Leichenordnungen und Hoffurierzettel nachzusehen und darnach die Rangordnung, wie sie früher gewesen war, zu entwerfen [49]).

Läßt man das Kleine und Unbedeutende fallen, so bleibt Großes genug, um an Karl Ludwigs Namen den ehrenden Titel eines Wiederherstellers der Pfalz zu knüpfen; die Geschichte thut dies um so lieber, als nach ihm kein Kurfürst von der Pfalz mehr auf den bleibenden Ruhm eines landesväterlichen Regenten hat Anspruch machen können. Karl Ludwigs Schwächen, seine Leidenschaft, sein Eigensinn, seine oft übertriebene Sparsamkeit, traten nicht zum Nachtheil des Landes hervor, weil sie durch einen ächt fürstlichen Sinn und durchdringend geistige Schärfe geleitet waren; in den Conflicten zwischen persönlicher Neigung und dem Landesinteresse hat das letzte gesiegt. Drum konnte auch, nach dreißigjährigem namenlosem Elend, die Pfalz wieder aufathmen und die dankbare Erinnerung im Volke, zumal bei Denen, die vor Karl Ludwig, die unter ihm und nach ihm gelebt haben, ist ihm ein schöneres Denkmal geworden, als es sich die armseligen Serailregenten der folgenden Zeit mit allem todten Prunke erschaffen konnten. Die wohlmeinende aber oft taktlose Schmeichelei der Zeit hat den Kurfürsten mit dem

---

48) Pfälz. Verordn. Fasc. I. im bayr. Reichsarchiv.

49) S. die handschr. Sammlung des Camerar. T. LIX. Münchner Bibliothek.

Namen des „deutschen Salomo" zu ehren gemeint; uns scheint, nur in seinen Weibergeschichten hat der sonst vortreffliche Karl Ludwig mit dem Sohne Davids einige Aehnlichkeit; als Regent hat er wohl eine bessere Parallele verdient, als die mit dem eiteln orientalischen Despoten.

§. 8.

Der Hof Karl Ludwigs. Persönliche Verhältnisse und Charakter.

In seinem Hofwesen war Karl Ludwig, wie er in seinem Regentenleben war; während die Kurfürsten vor ihm und nach ihm den Staat haben durch den Hof verschlingen lassen, bot er in seinem eignen Haushalt ein Muster, wornach er das ganze Land verwaltet wünschte. Pünktlich ward von ihm jeder Zweig der Hoföconomie überwacht; er selbst prüfte die Listen der Leute, die auf dem Schlosse beköstigt wurden, alle Rechnungen der Handwerksleute wurden ihm zur Prüfung vorgelegt, für seinen eigenen Sohn, den Raugrafen Karl Eduard, der kein großer Esser war, zahlte er deßhalb im Sapienzcollegium ein geringeres Kostgeld, und die Vorräthe an Naturalien wurden, wie in einer sparsamen Haushaltung, überwacht [50]). Es ward jährlich ein „Kellersturz„ gehalten, um zu sehen, ob die vorhandenen Weine mit den Listen, in denen die Vorräthe verzeichnet waren, in Einklang ständen; aus den Tabellen darüber sehen wir, daß der kurfürstliche Keller, so wohlgefüllt er war, von fremden Weinen und kostspieligen Genüssen des Auslands gar nichts enthielt [51]). Schlemmer und Säufer fanden in Heidelberg keine

50) Zahlreiche Belege im karlsr. Archiv Rubr. „Hoföconomie."

51) Unter 412 Fuder (im Jahr 1664) sind 340 leichter Rhein- und Neckarwein, 46 Fuder Bacharacher und Cauber, 2 Fuder Moselwein, 1 Ohm Strohwein; ausländische keine. Erst wie sein Page Benj. von Münchingen ohnehin nach Frankreich geschickt ward, erhielt er den Auftrag, sich nach gutem Frontignan umzusehen.

Zuflucht mehr, und während man früher mit der ungeheuern Menge Wein, welchen die Pfalz produzirte, kaum ausgereicht war, hatte man jezt Ueberfluß. Auch Alles, was sonst am Hofe aufbewahrt ward, versäumte man nicht, genau aufzuzeichnen, und die Verordnung gegen Verschleppung aus Küche und Keller (1661) ward nicht etwa nur gegeben, sondern auch gehandhabt.

In den eignen Ausgaben war der Kurfürst sehr mäßig; im Jahr 1653 brauchte er zu seinen Handausgaben 2887 Gulden, seine Gemahlin selbst brauchte etwas mehr, seine verwittwete Mutter erhielt zum Unterhalt 6000 bis 7500 Gulden. Die fürstlichen Kinder des Hauses wurden in ähnlicher Sparsamkeit gehalten; die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte erhielt selbst während ihrer Erziehung zu Hannover (1663) nur neunhundert Gulden Nadelgeld, und ihre dienende Umgebung kaum fünfhundert [52]). Wie sich der Kurprinz später verheirathete, wurden ganz ins Kleine gehende Ueberschläge gemacht, um die Kosten der neuen Hofhaltung bemessen zu können [53]); selbst die Küchenbedürfnisse wurden bis zu den unbedeutenden Ausgaben herab berechnet, um sich die Frage zu beantworten, ob eine getrennte oder vereinigte Hofhaltung vortheilhafter sey? Daß man dieß auf alle Verhältnisse ausdehnte [54]), zeigen die Ausgaben der Kammermeisterei; verglichen mit der Hofhaltung der folgenden Regierung läßt diese Rechnung den völligen Gegensatz Karl Ludwigs und aller seiner Nachfolger ins Auge springen. Für Kleidung waren jährlich 4719 Gulden ausgegeben, für Gold- und Silbergeschirr 5447 Gulden, für Kunstsachen und Raritä-

52) Karlsr. Archiv „Diener."

53) Ebendas. heißt es unter andern:

Holz für Zimmer, Küche, Backhaus	600
Schmidtkohlen	204
Lichter	192
Gewürz, Zucker, Butter u. a. .	500
	1496

54) Karlsr. Archiv.

ten 763, zu Geschenken 4723 Gulden; in allen diesen Punkten hat schon die folgende Regierung mehr als das Doppelte gebraucht; nur für Bücher hatte Karl Ludwig 227 Gulden mehr ausgegeben, als sein Nachfolger, und während Kurfürst Karl für Reisen im Land über 5000 Gulden jährlich brauchte, hatte der sparsame Vater mit 54 ausgereicht!

In welcher Weise Karl Ludwig seine kleinen Ausgaben vertheilte, darüber haben wir eine pünktliche Nachweisung in den Papieren seines Pagen Benjamin von Münchingen, durch den er mit gewohnter Genauigkeit diese Geldsachen aufzeichnen ließ [55]. Es ist das derselbe Münchingen, den der Kurfürst (1669) mit den mannigfaltigsten Aufträgen versehen nach den Niederlanden und nach Frankreich schickte. Da sollte er diplomatisch thätig seyn, dort sich nach Finanzwesen und Verwaltung erkundigen, in den holländischen Städten das Interessanteste an neuen Büchern und Landkarten erfragen, in Amsterdam sich um neue Sendungen aus Indien erkundigen, und in Frankreich darauf achten, auf welche Weise und in welcher Gesellschaft der Kurprinz lebe. Bei allen diesen Geschäften erhielt der Page als Ersatz für die Reise von vierzehn Wochen etwa vierhundert Reichsthaler.

Derselbe hat denn auch über seines Herrn kleine Ausgaben Buch geführt; und wir wüßten das Schlichte des kurfürstlichen Treibens nicht besser zu charakterisiren, als mit diesen authentischen Fragmenten aus seinem Privathaushalt. So sind im October 1667 kleine Geschenke von einem bis drei Gulden verzeichnet, die er Landleuten gab, wenn sie ihm den Weg gewiesen oder ihm bei der lothringischen Fehde Kundschaft gebracht hatten; einem verwundeten Soldaten hatte er drei Gulden geschenkt, und dreimal in wenig Wochen hatte er Prämien ausgetheilt für erlegte Wölfe in der Umgegend von Heidelberg — eine bezeichnende Folge der Kriegsnoth und Verwilderung. Spanheims Bedienter, der dem Kurfürsten „etliche Mal die

55) Abgedruckt in den Rhein. Beiträgen 1778 f. III 81 ff.

Perruque zurecht gemacht und ausgekämmt", erhielt drei Gulden, und „einem Kerl von Nürnberg, welcher Kurpfalz Carmina präsentirte", erhielt ebensoviel. Den patriarchalischen Landesherrn im Sinne der alten Zeit erkennt man an den kleinen Gaben, wodurch er Arme unterstützte, kleine Dienste belohnte oder die bürgerlichen Vergnügungen aufmunterte. Bei den bürgerlichen Schießen verfehlte er selten, eine kleine Einlage zu geben; die beiden Kinder eines armen Comödianten erhielten zwei Ducaten, Kinder, die in der Kirche gut gesungen hatten, auch wohl Juden „die in der Judenschule gesungen", wurden ebenfalls beschenkt, ein Mann, der die Feuersbrunst zuerst gesehen, bekam drei Gulden, ein andrer, der den ersten Eimer Wasser gebracht, die Hälfte; die Frau Oberamtmännin zu Boxberg, welche die Prinzessin Elisabeth Charlotte zu Gevatter gebeten, bekam zwölf, und dem Conrector zu Mannheim gab der Kurfürst selbst als Hochzeitgabe 22 Gulden. Einem Seidenfärber, dessen Frau Drillinge geboren hatte, schenkte er 9 Gulden und im März 1669 heißt es sogar: „eine Hure zu Billikheim so Zwillinge gehabt drei Gulden." Für eigentliches Almosen sind außerdem in jedem Monat sechs bis acht, oft auch zehn oder zwölf Ducaten aufgezeichnet — was bei Karl Ludwigs sparsamem Sinn nicht unbeträchtlich war. Denn in diesen Zeiten, wo der Fürst sich noch wenig vom Volke abschloß, war er auch manchen Zudringlichkeiten ausgesetzt, die freilich gering anzuschlagen waren im Vergleich mit dem unschätzbaren Vortheil, der ganzen Bevölkerung, ihren Wünschen und ihren Gesinnungen auch näher zu stehn. Bei Karl Ludwig erfüllte sich das im schönsten Maaße; trotz aller Strenge, Sparsamkeit und dem gebietenden Charakter seines Wesens war er wahrhaft populär und das pfälzische Volk näherte sich ihm, wie einem gütigen, freigebigen Herrn. Bald brachte ihm „ein Kerl" einen Biber, oder die Jäger fingen einen Luchs, schwarze Störche, wilde Katzen, bald kam ein seckenheimer Fischer und brachte ihm den ersten Maifisch; ein andermal präsentirten ihm einige Landmädchen frische Blumen, oder eine Bauersfrau in Handschuhs-

heim frische Erdbeeren, oder eine andere die ersten Kirschen, oder ein Paar Bäuerinnen zu Leimen schon im Juli frische Trauben, und keine ging ohne ein Geschenk von einem Thaler oder mehr hinweg. Eine alte Volkssitte, die sich noch jetzt unter der Jugend erhalten hat, bestand in dem Ansingen des Sommers; auch der Genuß blieb dem Kurfürsten nicht erspart, und der gütige Herr schenkte den zwei Buben, die ihn angesungen hatten, einen Thaler. Auf Jahrmärkten und Kirchweihen versäumte Karl Ludwig nicht, mit dem Volke vergnügt zu seyn; so sehr ihm Verschwendung oder Trunk verhaßt war, so gern ergab er sich der muntern und zwanglosen Jovialität im Kreise seiner Bürger und Bauern. Im April 1668 kamen Polen, welche Tanzbären mit sich führten; sie wurden ansehnlich belohnt, und im Monat drauf besuchte Karl Ludwig den mannheimer Markt, und nicht nur die Marktschreier, Spielleute und Gaukler wurden beschenkt, sondern der Kurfürst kaufte sich auch beim Ringreiten selber mit sechs Gulden ein [56]). Sein eigner Hofnarr erhielt bisweilen ein Douceur; bei Volksfesten wurden ein paar Gulden in kleiner Münze ausgeworfen, und wenn beim Festschießen der Kurfürst den Preis gewann, wurde das dienende Personal nicht vergessen. Im Juni 1668 ging er auf die Kirchweihe nach Neuenheim und ließ die Musik auf seine Kosten spielen; es gab alte Volkstänze, die noch z. B. jetzt in ähnlicher Weise in manchen Gegenden des Elsaßes fortleben, wo auf dem Erlöschen eines Lichts oder dem Losgehn eines Schusses ein Preis stand; so bot denn auch der Kurfürst dem jungen Paar eine Aussteuer von 20 Thalern, das beim gegebenen Signal gewann und „sich behalten wollte“.

So bürgerlich und knapp waren alle die Genüsse, die er sich im Kreis des Volkes erlaubte, nur selten überstieg eine

56) Bald darauf hieß es wieder (Juli 1668):

Einem Kerl von dem Marktschreyer, welcher Gift eingenommen 3 fl.

Dem Marktschreyer, welcher bei Anwesenheit des Markgrafen auf dem Seil gespielt 6 fl.

Dem Marktschreyer, weil er ein Ballet auf dem Markte getanzt 9 fl.

Ausgabe das Maaß seines gewöhnlichen Budgets. So hatte er eine große Liebhaberei für schöne Achaten, und manches Hundert gab er dafür hin; auch kostete ihn die Mode des Spiels mehr, als er sonst zu depensiren pflegte. Es waren zwar unschuldige Spiele, das Gansspiel und ähnliche, die ihn höchstens ein paar Gulden kosteten; aber es kam doch auch einmal vor, daß er würfelte und 96 Gulden verlor. Sonst sparte er an sich am meisten; seine pariser Modeartikel kosteten nur wenige Thaler, und in denselben Tagen, wo er seiner Tochter Elisabeth Charlotte ein Neujahrsgeschenk von mehr als 200 Gulden machte, ließ er sich — für acht Kreuzer seine Stiefel repariren. In den Zeiten des lothringischen Kriegs, wo militärische Ausgaben sich häuften, finden sich wenige Posten für Vergnügungen; Kundschafter wurden da beschenkt, Soldaten, die gute Schüsse gethan oder Gefangene machten, belohnt und — was auch bezeichnend für ihn war — der Schwanenwirth zu Mannheim, Bertaud, zu einer Mission nach Paris mit zweihundert Gulden bezahlt. Nach dem Ende des Kriegs wurden dann die Offiziere mit goldnen Ketten und Pretiosen beschenkt, und man konnte da über die Kargheit Karl Ludwigs nicht klagen.

Der Charakter des kurfürstlichen Hofes konnte sich dem Einfluß der Zeit zwar nicht entziehen und mancher Zug steifer Etikette oder Repräsentation, wie sie damals von Versailles aus über alle Höfe Europas sich verbreitete, fand auch in Heidelberg Eingang; doch hielt Karl Ludwigs Sparsamkeit und gesunder Sinn auch hier noch die richtige Mitte fest. Von kostspieligen Festen finden sich unter ihm wenig Spuren, dagegen manch eigenhändiges Billet, worin er der Hofhaltung Sparsamkeit einschärft; große Bauten hat er nicht vorgenommen, sondern, wie aus seinen Hofrechnungen zu ersehen, sich auf das Nothwendigste beschränkt. Merkwürdig ist nur ein Bauwerk von ihm — das große Faß; doppelt merkwürdig deßhalb, weil Karl Ludwig als ein Feind aller Weinzecher bekannt und in seiner Umgebung gefürchtet war. Schwerlich hat er durch dieß hölzerne Kunstwerk Heidelberg eine seltsame Unsterblichkeit des

Namens erwerben wollen, sondern es mochte auch hier eine ernstere Betrachtung zu Grunde liegen. Das ältere Faß Johann Casimirs war in Trümmer gegangen, gleichwie der Wohlstand der Pfalz; so ließ denn Karl Ludwig nach den ersten gesegneten Jahren des Friedens (1664) ein neues größeres erbauen, das 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel enthielt [57]; gefiel er sich sonst in dem Gedanken, ein Wiederhersteller der Pfalz zu seyn, so sollte auch hier das Symbol des überströmenden Segens der pfälzischen Fruchtbarkeit neu aufgerichtet werden. Die Reime der Inschrift

> Was Feindeshand, was Schwert verheert,
> Was Kriegesfeuer hat verzehrt,
> In diesem Lande, Schloß und Stadt,
> Der fromme Fürst erneuret hat;

und

> Gott segne diese Pfalz bey Rhein,
> Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
> Daß dieses Faß und andere mehr
> Nicht, wie das alte, werden leer;

sprechen diesen Gedanken auch offen aus.

Sonst waren die Genüsse am Hofe Karl Ludwigs feiner und geistiger, als sich dieß nach einem solchen Fasse erwarten ließe. Es ging da sehr nüchtern zu, und wenn man die muntern Späße abrechnet, die der Kurfürst im Kreise seines Volkes mitgenoß, so war für Schlemmer und hungernde Höflinge nirgends weniger Fortüne zu machen, als an den Hofhaltungen zu Heidelberg und Friedrichsburg. Dagegen liebte es Karl Ludwig, einen geistreichen und feinen Mann um sich zu haben, dessen Conversation über Gegenstände der Welt und Literatur ihn anregen und befriedigen konnte; und diese Stelle versah lange Zeit der Franzose Chevreau, unter den wandernden Schöngeistern jener Zeit einer der besseren. Wie dieser dann in sein Vaterland zurückkehrte, gab der Kurfürst seinem Sohn, Karl Ludwig von Degenfeld, und seiner Tochter, der Herzogin von

---

57) Vgl. Einzelnes in Kaysers histor. Schauplatz S. 27 f.

Orleans, Auftrag, einen Stellvertreter zu suchen; derselbe, hieß es in der Instruction [58]), solle von mittlerem Alter seyn, wohl in der römischen und griechischen Antiquität, wie auch alten und neuen Historien auch Sprachen versirt; dürfe nicht kränklich seyn, sondern müsse so viel Strapazen ertragen können, als der Kurfürst; auch dürfe er sich in keine Intriguen, betreffe es Politik, Religion oder Familie, einlassen, solle kein Goinfre, kein Chymist noch Cagot, noch Hypocrite noch Profan seyn, sondern nur Pfalz mit seiner guten Conversation und mit dem Vorlesen zu divertiren sich befleißigen. Sonsten, heißt es am Schluß, ist Pfalz indifferent, von was Religion er seye, von denen, die im Reich erlaubt; er soll aber auch kein Geistlicher seyn.

Daß Karl Ludwig zu einer Stelle des Vertrauens einen Franzosen wählte, darf uns nicht wundern, bei dem Grad der Weltbildung, den die deutsche Gelehrsamkeit in jener Zeit besaß; Vorliebe für das fremde Volk war es gewiß nicht; denn seine Abneigung gegen die Sitten der „großen Nation" hat er in seiner Instruction für das Kloster Neuburg ebenso klar ausgesprochen, wie seine ganze Regierung in Ordnung und Sparsamkeit zu dem Land und Leute verderbenden Regime Ludwigs **XIV.** einen Gegensatz bildet. Neben der französischen Conversation war der Kurfürst recht nachdrücklich bemüht, den ehrbaren und schlichten Ton des Lebens, wie er früher gewesen war, festzuhalten, und auch die deutsche Literatur fand an ihm einen Freund und Schützer, so weit sie den Forderungen seines Geschmackes entsprach. Eine seiner Hauptliebhabereien war das Theater; wir finden unter seinen Rechnungen viele Posten für „Komödianten", Decorationsmaler, sogar die Wormser Jesuiten beschenkte er mit einem Douceur von neun Gulden, als sie vor ihm „eine Comödie agirt", und die Studirenden, selbst Theologen, wurden bisweilen als Schauspieler gebraucht. Seine Lieblingsstücke waren die englischen mit ihrer ursprünglichen

58) Wundt Beil. S. 139.

Natur und Fülle; doch ließ er auch wohl Stücke des französischen und englischen Geschmackes aufführen, und Elisabeth Charlotte, seine Tochter, erinnerte sich noch im siebzigsten Jahre der vergnügten Stunden, die ihr diese Art Unterhaltung verschafft hatte [59]). Der Kurfürst ließ auch Stücke von Gryphius aufführen; namentlich scheint der Peter Squenz ihn sehr belustigt zu haben [60]).

Jene nüchterne und sparsame Haltung verließ Karl Ludwig nur dann, wenn eine besondere Veranlassung ihn zu Glanz und höfischer Pracht aufforderte; da war er denn doch zu sehr von dem Ehrgeize erfüllt, der erste Kurfürst des Reichs zu seyn, als daß er der Versuchung, glänzend zu repräsentiren, hätte widerstehen können. So hat ihn seine erste freilich lange Reise auf den regensburger Reichstag die für ihn enorme Summe von 66000 Gulden gekostet [61]), und bei der Vermählung seines Kurprinzen (Sept. 1671) schien er all die Pracht entfalten zu wollen, die er sonst sein Leben lang von seinem Hofe fern gehalten hat. [62]) Der Zug der künftigen Kurprinzessin, Wilhelmine Ernestine von Dänemark, bildete von Harburg bis nach Heidelberg einen Troß von vierhundert dreiundsechszig Personen mit 528 Pferden, und von Heidelberg aus bewegte sich eine vollständige Armee gegen Ladenburg, um die Braut zu empfangen (19. Sept.). Militär, die kurfürstlichen Leibgarden, uniformirte Bürger und Studenten, der ganze Hof, der ganze pfälzische Adel, der ganze Beamtenstaat mußte sich hier in prächtigem Putze zeigen; man

59) Briefe an die Raugräfin S. 19. 334.

60) Ueberhaupt war Karl Ludwig trotz seiner Launen ein großer Freund muntern Scherzes. S. die angef. Briefe S. 55 Wie bürgerlich einfach die musikalischen Genüsse des Hofes waren, davon findet sich ein aktenmäßiger Beleg in Schlözers Staatsanz. VI. 256.

61) Karlsr. Archiv (Gefälle).

62) Vgl. die 1672 zu Heidelberg erschienene: „Kurze und eygentliche Beschreibung deßjenigen, so bey der Verlöbnis, Heimführ- und Vermählung rc. vorgangen." fol.

zählte an Grafen mit ihrem Gefolge 182 Personen, an gewöhnlichen Vasallen 142 und von Beamten 166, welche herangekommen waren, die Kurprinzessin zu empfangen. Ein Zug von tausend Personen bewegte sich über die Brücke in die Stadt durch prächtige Triumphpforten, die von der Universität und der Bürgerschaft errichtet worden waren. Die Festlichkeiten im Schlosse selbst, die eigentliche Vermählung, die Gastmähler, Fackeltänze, die Ausflüge nach Mannheim und Frankenthal waren so prächtig, wie einst Friedrichs V. berühmte Hochzeitsfeier; an schwülstigen Glückwünschreden, die von Ladenburg an bis ins kurfürstliche Schloß und in die akademische Aula ohne Unterlaß fortdauerten, an pomphaften Reimen in lateinischer und deutscher Sprache war so wenig Mangel, als bei der verhängnißvollen Vermählung mit Elisabeth Stuart. Aber den sinkenden Glücksstern des Hauses hat die posaunende Hofdichtung ebensowenig aufhalten können, als damals.

Wir wenden uns zu Karl Ludwig zurück, dessen Wesen und Charakter sich in diesen Zügen des Hof- und Regentenlebens unmittelbarer zeichnen läßt, als in einer allgemeinen Schilderung seiner Individualität. Daß er aus einem lockeren jungen Herrn zu einem ernsten Manne, aus einem londoner Cavalier zu einem väterlichen Regenten geworden ist, scheint uns die größte Seite seines Wesens; zudem sind so viele schöne Züge eines hervorragenden ächt fürstlichen Charakters in ihm, daß man einzelne Schwächen darüber wohl milder beurtheilen kann. Zu den gewöhnlichen Naturen gehörte Karl Ludwig nicht; seine ganze Individualität hatte ein kräftiges, markirtes Gepräge. Seine treffenden Antworten waren bekannt. Auf dem regensburger Reichstage fragte man ihn, warum sein Kanzler hinke; der vorige, sagte er, hat mir die Oberpfalz verscherzt, dieser soll mir sie wieder herbeihinken. Bei einem Etikettenstreit zwischen zwei Diplomaten entschied er: der größte Narr geht obenan, und bei einer Injurienklage zweier Frauen, die sie ihm in weitschweifiger, plaudernder Weise vortrugen, setzte er unten hin:

Ich sage, du sagest, er saget, wir sagen, ihr saget, sie sagen; **Summa** lauter sagen.[63])

In Staatssachen ging er seinen eignen bestimmten Weg; die gelehrte Bildung, die ihm wie allen Kindern Friedrichs V. in hohem Maße zu Theil geworden war, leitete ein durchdringender, gesunder Verstand und jene Menschenkenntniß, wie sie eine Jugendzeit, in der Fremde zugebracht, reich an Unglück und Irrthümern, wohl verschaffen kann. Daher er in weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Andern Urtheil mehr hörte als befolgte[64]); auf der Rathgeber Weisheit baute er viel weniger, als auf seinen eignen Takt, obwohl er nie unterließ, ihre Meinungen allseitig zu prüfen. Aber er sah zu oft, wie sie des Stachels bedurften und der Anleitung von Oben, als daß er — selbst in Verwaltungssachen — auf den morschen Krücken fremder Staatsweisheit hätte gehen wollen. Während er nachlässige Beamte schnell entließ, konnte ihn der erbetene Abschied eines tüchtigen Beamten wahrhaft erbittern; in seiner leidenschaftlichen Hitze war er wohl im Stande, wie er 1675 mit Seiler that, einen gewaltsam zurückzuhalten und festzusetzen[65]). Ueberhaupt war er nirgends so despotisch, als gegen seine Beamten; die Guten lobte er wenig, die Nachlässigen hatten an ihm einen unerbittlichen Dränger. Es ging bis ins Kleinliche; oft sah man ihn früh Morgens auf die Kanzlei gehen und abwarten, ob alle pünktlich kämen, und wenn er sich gern den Beinamen »Patiens« gefallen ließ, so setzte er wohl hinzu:

---

63) S. Carolus Ludovicus. Monumentum posthumum. 1767. S. 4. Moser Herr und Diener S. 306.

64) Das ging bis ins Technische. Als man einen seiner jüngern Söhne mit medicinischen Aengstlichkeiten präserviren wollte, schrieb er unter ein kräftig abmahnendes Decret eigenhändig die Worte: „Um Gotteswillen wolle man zum wenigsten Pfalz Geschlecht mit den Charlatanerien in dieser wie in allen Fakultäten verschonen." Dann ließ er aber doch diese Worte abschneiden, „damit es den Aeskulapium nicht erzürne"

65) Daß er freilich Grund genug hatte, den zweideutigen Mann zurückzuhalten, geht aus den Briefen Elisabeth Charlottens hervor (ed. Menzel S. 163. 436.)

„aber impatiens wenn man nicht fleißig arbeitet." So war er als Herr gefürchtet, denn argwöhnisch wachte er über Verschwiegenheit und Unbestechlichkeit der Beamten; aber er hatte zu wenig offenes Vertrauen und war Zwischenträgereien zu sehr zugänglich. Doch wählte er seine Räthe mit bedächtiger Prüfung, die sich selbst auf das Aeußere ausdehnte; charakterfeste und freimüthige behandelte er mit mehr Achtung als die Jaherren. Seine Resolutionen und Befehle tragen das Gepräge seines kräftigen und eigenthümlichen Wesens; einzelne Sätze in sprudelnder Fülle und Unbekümmertheit hingeworfen, mit selbstgebildeten Worten durchflochten, das Ganze mit origineller Lebendigkeit und Frische aufgefaßt, vielfach durchgestrichen und verändert — so liegen uns eine Menge von einzelnen Blättern vor, in denen er Beamten oder Collegien Anleitungen gab. Oft waren es nur Versehen und Mißverständnisse, die er rügen mußte; dann geschah es mit jenem muntern Humor und in der bilderreichen, plastischen Sprache, die wir in vielen seiner hinterlassenen Aeußerungen finden. Eins der merkwürdigsten Actenstücke in dieser Art ist sein Rescript vom 24. Dec. 1673, worin er seinen Beamten eine Bußpredigt und Absolution ertheilt. [66]) „Er hätte empfunden", heißt es, „daß neben denen, die vielleicht aus Corruption, Untreu, Falschheit, Bosheit und Verachtung gesündigt hätten, noch andre gewesen seyen, die aus Unwissenheit, Kleinmuth, Einfalt, Lüderlichkeit, Uebereilung, Dummheit, Blumsigkeit und böser Auferzucht, committendo oder omittendo gegen Kurpfalz und derselbigen gethauen Pflicht gefehlet hätten; er wolle beiden christlich und gnädig verzeihen, der Zuversicht, daß sie bei diesem neuen Jahre sich bessern, hinführo ihre Pflicht und Schuldigkeit besser in Acht nähmen."

Es wurde schon erwähnt, daß Karl Ludwig die gründliche gelehrte Bildung besaß, wie man sie nur immer auf holländischen Lehranstalten sich erwerben konnte; drum leitete ihn auch in Fragen der Wissenschaft und Kirche stets seine eigene

---

66) Moser Patriot. Archiv IV. 501 f.

Ansicht. In Glaubenssachen dachte er frei und tolerant, und es sind Beispiele genug angeführt worden, wie er weder an der Universität noch am Hofe auf die kirchliche Form großen Nachdruck legte; nur blieb er dem Grundsatze getreu, es solle einer „weder Heuchler noch profan seyn.“ Jeder kirchlichen Eitelkeit und dem hochkirchlichen Prunk einer Episkopalkirche abgeneigt, legte er auf das Praktische des Gottesdienstes desto mehr Werth und schlechte Prediger waren nirgends vor ihm sicher. Die Lehre, die er dem Stiftsprediger auf Neuburg gab: „seine Predigten kurz und nervos zu halten, nicht mit unnützen Speculationen, auch keine schmutzige, natürliche und fleischliche Sachen auf die Kanzel zu bringen, vielweniger bubleriche, quäckerische, noch komödiantische Gestus zu machen“, enthielt alle Grundzüge einer praktischen Homiletik. So besuchte er (Juli 1677) die Kirche zu Oberingelheim; der Pfarrer, durch die Gegenwart des strengen Richters etwas consternirt, hielt eine confuse Predigt, und in der wohlmeinenden Absicht, den anwesenden Landesherrn recht salbungsvoll zu begrüßen, brachte er selbst die herkömmlichen Gebete durch einander. Karl Ludwig ließ ihn nach der Kirche kommen und gab ihm einen Verweis; und um Aehnliches zu verhüten, beauftragte er zugleich den Kirchenrath, zu verordnen: „in den Aemtern drauf zu halten, daß eine Conformität im Gottesdienst observiret werde und nicht ein jeder Pfarrer seinen obwohl wohlmeinenden Galimathias in die Gebete hineinflicke.“

Dieser patriarchalische Despotismus zeigte sich manchmal auch von der nachtheiligen Seite; denn ein so eigenwilliger, auf seine Macht so stolzer und auch aufbrausender Charakter, wie der Karl Ludwigs, war nicht immer in den Schranken der Gemessenheit zu halten, und ohne die Schule des Unglücks, ohne die unermüdliche Sorge für das wahrhafte Aufblühen des Landes, hätte der Kurfürst ein drückender Herr werden können. Ein Versäumen der Etikette konnte ihn oft sehr erbittern, und wenige seiner Vorfahren hatten über die gewissenhafte Anerkennung des kurpfälzischen Fürstenrangs so sorgsam gewacht, wie er.

Der Kanzler Mieg war wegen seiner Opposition gegen eine neue Steuer vom Hofe verbannt, aber doch ehrenvoll zurückgerufen worden; Pufendorf, der über die neue Einrichtung sich spottend äußerte, ward entlassen. Eine Wirthsfrau, zum Bock in Weinheim, hatte (1669) geäußert, sie wolle dem Kurfürsten wegen seiner unblutigen Fehde lieber eine Heerde Gänse halten, um der Federn willen; da erschien ein kurfürstliches eigenhändiges Decret, worin es hieß, man habe das Anerbieten in Gnaden angenommen, und es sey der gnädigste Befehl, daß gedachte Wirthsfrau alljährlich auf Martini die kurfürstliche Kanzlei mit dem Bedarf an Schreibfedern versehen solle.

Zu der Pedanterie seiner kirchlichen und schulmäßig gebildeten Vorfahren bildete er einen gesunden Gegensatz, wir können dies aus dem Erziehungsplane sehen, den er für seinen Sohn Karl Eduard entworfen hat. Er solle die wahre Gottesfurcht erlernen, während die Vorgänger stets auf das Symbol der oder jener Kirche den Hauptnachdruck gelegt hatten, er solle einfach und nüchtern leben, seine Sachen in Ordnung halten, auf seiner Diener Ordnungsliebe wachen, die wöchentliche Zeitung lesen — alles Dinge, in denen die praktische Richtung des lebensgewandten Vaters wiederzufinden ist. Die Methode des Erlernens soll nach Umständen und der individuellen Entwicklung des Knaben wechseln; bei Lectüre der Alten solle man bei Kleinigkeiten sich nicht aufhalten, die wohl ein Schulmann wissen müsse, die aber ein Staats- und Weltmann wieder vergessen würde, z. B. wie dieser oder jener atheniensische Unteroffizier geheißen, wie weit Eleusis vom Hafen zu Athen gelegen sey und dergleichen. Bei der Grammatik müsse man die Wurzeln und Stämme lernen, bei dem übrigen „Vernunft und Raisonnement" des Schülers combiniren lassen, die wechselnden Bedeutungen der Wörter sollten logisch aus der Grundbedeutung entwickelt, nicht zum »objectum brutae memoriae« gemacht werden. Das wird durch alle Wissenschaften durchgeführt, dabei aber dem Zögling eine Menge sehr gründlicher Quellenstudien auferlegt; in der Philosophie die alte Scholastik verworfen und

theils Plato theils Descartes empfohlen; überhaupt spricht aus Allem der gesunde praktische Geist des Kurfürsten.[67])

Die Schwächen Karl Ludwigs treten mehr im Privatleben als in seiner Regententhätigkeit hervor; was man ihm mit Grund vorwarf[68]), wechselnde Launen und Eigensinn, eine bis zum Geize getriebene Sparsamkeit, die ihn oft veranlaßte, unzuverlässig und zweideutig zu handeln, endlich seine übermäßige Neigung zu den Frauen, haben zwar auf die Regierung des Landes wenig Einfluß ausgeübt, sind aber für seine persönlichen Verhältnisse und seine Umgebung oft recht drückend geworden.

Seine Kargheit ist nach einer furchtbaren Epoche des Elends für das Land sehr wohlthätig geworden, und das Jahrhundert der pfälzischen Geschichte, das auf ihn folgte, kann dem Ruhme seiner geordneten Regierung sehr gut als Folie dienen. Unverzeihlich war aber die früher berichtete Härte, womit er seinen Bruder Ruprecht zwang, sein Leben im Ausland zuzubringen; denn diese schlecht angebrachte Sparsamkeit hat das Aussterben der simmerschen Linie beschleunigt und über die Pfalz die Zeit einer Regierung hereingebracht, durch deren Druck den Spätergebornen jene Kargheit Karl Ludwigs doppelt schmerzlich geworden ist. Eine unbewährte Ueberlieferung[69]) ließ auch den verschollenen Bruder des Kurfürsten, den Pfalzgrafen Moriz, in der Fremde und im Elend sterben, ohne daß der harte Bruder einen Schritt gethan haben soll, ihn aus der Gefangenschaft

---

67) Die beiden Aktenstücke hat Kayner III 135 ff. bekannt gemacht. Das letztere ist von Karl Ludwigs vertrautem Freunde Fabricius aufgesetzt.

68) In Mosers patriot. Archiv XI. 209—231 sind vier Urtheile über Karl Ludwig zusammengestellt; das von Rusdorf und Reiger, die ihn genau kannten, ist wahr und treffend; die Bemerkungen von Grammont zeugen von dem Aerger darüber, daß ein deutscher Fürst so schlau war, als die französische Diplomatie, und aus dem Tadel von Henziges spricht die protestantische Erbitterung über die Reactionen der spätern Zeit, die man Karl Ludwig zuschob.

69) S. Reiger S. 286 f.

von Corsaren zu lösen; möglich freilich ist, da nach einer andern Nachricht Moriz auf einer Fahrt nach Westindien umkam, daß jenes Benehmen gegen Ruprecht zu der andern noch schlimmern Nachrede von Karl Ludwigs unbrüderlichem Sinn Anlaß gegeben hat.

Der wahre Grund des Aussterbens seiner Dynastie lag freilich in seiner unglücklichen Ehe, und daran hat er gewiß die geringere Schuld gehabt. Dies Unheil zog sich durch sein Leben hin und vergällte ihm durch den Blick auf die Zukunft seiner Dynastie selbst das sonst glückliche Zusammenleben mit Luise von Degenfeld. Sie besaß alle Gaben eines sanften Gemüths und eines lebhaften Geistes, die ihn fesseln konnten [70], sie ertrug die Launen und den Eigensinn ihres Gemahls und den Hochmuth der Kurprinzessin, die mit dem eiteln Stolze ihrer königlichen Geburt über sie wegsah. Nachdem sie für ihre Nachkommen auf alle Erbansprüche an die Pfalz verzichtet hatte (31. Dez. 1667), ertheilte Karl Ludwig ihr und ihren Kindern einen eigenthümlichen Titel. Das altdeutsche Amt der Ru- oder Raugrafen, das seit mehreren Jahrhunderten erloschen und deren Besitz an Kurpfalz übergegangen war, erneuerte er jetzt und ertheilte den Sprößlingen dieser morganatischen Ehe Würde und ehemalige Lehen der Raugrafschaft [71]. Troz der trüben Betrachtungen, die sich oft aufdrängten, und mancher Mißstimmung, die mehr aus den Verhältnissen, als aus den Personen erwuchs, war die Ehe eine glückliche und mit Kindern reich gesegnete; denn in den 20 Jahren ihrer Verbindung hatte ihm Luise 14 Kinder geboren, deren jüngstes freilich ihr selbst (18. März 1677) das Leben kostete. Die Trauer des sechzigjährigen Kurfürsten bewies, wie sehr er sie geliebt hatte; denn mehr als durch die äußere Auszeichnung, die er ihrer Leiche bei dem

---

70) Die treffliche Elisabeth Charlotte mußte bisweilen ausgleichen zwischen dem Vater und der Stiefmutter. Karl Ludwig war „abscheulich jalous"; davon erzählt sie in ihrer originellen Manier ein treffendes Beispiel. Briefe an die Raugräfin S. 324.

71) Die Urk. bei Kazner I. 131 ff.

feierlichen Begräbniß zu Friedrichsburg erwies, hat er ihr Andenken durch den tiefen und heftigen Schmerz geehrt. Seine Aeußerungen über ihre Vorzüge, wie er sie gegen die Vertrautesten kundgab, legen ein schönes Zeugniß für ihn selbst ab [72]), und es war Wahrheit, wenn er an Sophia von Hannover schrieb: seine Thränen würden nie vertrocknen, als in dem Sande zu Mannheim, wo er selbst neben seiner Raugräfin in der Concordienkirche die leibliche Ruhe zu finden hoffte. Ueber sein Eheverhältniß hat er uns selbst Aufschluß gegeben auf einem Blatt, wo er die guten und schlimmen Seiten seiner Gemahlin zusammenstellte, er nannte das Ehestandsabrechnung [73]). Es gefiel ihm während ihrer Lebzeiten, „Ihre Schönheit, Sauberkeit, Anmuth, wann sie gewollt, ihre Devotion, ehrbare Sitten Sorg und Mühe für ihre Kinder." Ihre Ordnungsliebe, Demuth, Geduld und Muth in schwieriger Lage, pries er eben so sehr, als ihre Reue bei Fehlern und ihre Nachgiebigkeit. „Gegrämt habe ihn oft, setzt er hinzu, daß sie ihm nicht immer gefolgt, auch manche böse Gewohnheit gehabt habe, im Anfang der Ehe oft kalt, nachher bisweilen mißtrauisch und melancholisch gewesen sey; was mich aber nach ihrem Tode tröstet, beschließt er die merkwürdige Aufzeichnung, ist, daß ich kein Müh, Wartung, leibliche und geistliche Medicin und Mittel gespahrt; daß Sie Ihre Lieb und Vertrauen gegen mich während dieser Krankheit, sonderlich als sie mir, auf Befragen, ob sie etwas auf dem Herzen hätte, so sie grämte und darin ich ihr helfen konnte, gesagt: Es grämte Sie nichts, als daß Sie mir nicht genugsam hätte gefallen können, und daß sie festes Vertrauen hätte, ich würde als ein getreuer Vater bei Ihren Kindern thun. Und nachdem ich sie versichert, daß ich sowohl jenes als alles, womit sie mich etwa in Lebzeiten betrübt, jederzeit wieder vergessen und aus dem Sinn geschlagen, auch der Kinder als ein getreuer Vater mich annehmen würde, und daß sie oft verspüret,

72) Vgl. namentlich den Brief an seine Schwester bei Kazner I. 151 ff.
73) S. Ebendas. I. 138 ff.

daß ihre Commiseration bei mir alle andere Empfindlichkeit übertreffe, daß sie, sage ich, mit dieser meiner Gegenbezeugung und Versicherung zufrieden zu seyn, theils mit Worten, theils mit Zeichen bis auf Ihren letzten Athem bezeuget hat." Ein Trost war dem Kurfürsten auch, daß sie so andächtig und getrost mit den geistlichen Heilmitteln ihre letzten Schmerzensstunden zugebracht und daß sie ihm „so wohlgestalte und wohlgeartete Kinder hinterlassen." Bittere Sorge macht es dem Wittwer, daß er nicht früher das Gefährliche der Krankheit geahnt und vielleicht vorgebaut hatte; auch machte er sich Vorwürfe, sie nicht durch die Versorgung der „mutterverlassenen" Kinder beruhigt und sie noch für Alles, was er ihr etwa zuwider gethan, um Verzeihung gebeten habe. Wie viel der Todesfall den Kurfürsten beschäftigte, bewiesen theils diese Aufzeichnungen, theils der Auftrag, den er an Fabricius ertheilte, „sich um der Verstorbenen letzte Reden, Thun und Wesen zu erkundigen" und für ihn selbst nach Trostmitteln zu suchen, da ihm sonst „Luft, Essen, Trinken, Schlaf und alle Geschäfte und Pflege des Lebens nur zuwider seyen."

Die Liebe zu der verstorbenen Gemahlin übertrug der Kurfürst auf die hinterlassenen acht Kinder, fünf Söhne und drei Töchter, deren Wohl und Erziehung er mit aller Sorgfalt eines väterlichen Sinnes überwachte. Ihre äußere Existenz wollte er durch einen sichern Grundbesitz feststellen, und die letzten Stunden seines Lebens war er damit beschäftigt, aber was er aufgesetzt hatte, blieb Entwurf, dessen Ausführung durch seinen Tod gehemmt ward. Die nachfolgende Regierung handelte auch hier dem Geiste Karl Ludwigs entgegen, und der schwache, kränkelnde Kurfürst Karl, sammt seiner hochmüthigen Gemahlin, handelte gegen die kräftigeren Brüder weder mit fürstlichem, noch mit brüderlichem Sinne. Die Söhne Karl Ludwigs hätten darben müssen, ohne die liebevolle Theilnahme edler Frauen des pfälzischen Hauses; die treffliche Tochter Elisabeth Charlotte, die vom Vater alle guten Eigenschaften ohne die schlimmen geerbt hatte, die Schwester Karl Ludwigs, Sophie von Hanno-

ver, die Stammmutter der großbritannischen Könige ward, und deren Tochter, Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen, übernahmen die heilige Schuld des rasch Verstorbenen, und nahmen sich wie liebende Verwandte der Hinterlassenen an [74]. Alle Kinder, welche die Degenfeld dem Kurfürsten geboren hatte, waren talentvoll und kräftig, wie der Vater; ihre Erziehung war, so lange dieser lebte, sehr sorgfältig, und es fehlte ihnen nur die Berechtigung, die Rolle zu spielen, welche der ebenbürtige Sprößling Karl Ludwigs schwach und kränkelnd ausgefüllt hat. So aber mußten sie, auf ihr Schwert und ihren unbefleckten Namen gestützt, in fremden Kriegen Dienste suchen, oder sind vor der Zeit unglücklich umgekommen. Der älteste, Karl Ludwig (geb. 1658), dem Vater ähnlich und deßhalb von ihm vielfach vorgezogen, starb nach einem bewegten Leben und in ehrenvollen Kriegsdiensten als Generalmajor (1688), der zweite, Raugraf Karl Eduard, starb als zweiundzwanzigjähriger Jüngling (Jan. 1690) im Türkenkrieg den Soldatentod, und auch einer der jüngern, Karl August, fiel (Sept. 1691) als neunzehnjähriger Jüngling im französischen Kriege. Raugraf Karl Moriz, der dritte von den überlebenden Söhnen Karl Ludwigs (geb. Dez. 1670), war durch Geist, Kenntnisse und Lebenssitte ausgezeichnet, aber eine schlimme Leidenschaft des Trunks zerstörte schon im 32sten Jahre das Leben des kräftigen Mannes. Der jüngste endlich der fünf Söhne, Karl Casimir (geb. 1675), kam auf der Ritterakademie zu Wolfenbüttel in einem unglücklichen Zweikampf um, ehe er das sechzehnte Jahr vollendet hatte. Von den überlebenden Töchtern wird Karoline (geb. Dez. 1659), später die Gemahlin des Grafen Meinhard von Schönburg, als eine treffliche und liebenswürdige Frau gerühmt; auch sie starb schon sehr früh, in ihrem 37sten Lebensjahre. Ihre Schwester, Raugräfin Luise (1661—1733), in welcher sich die geistigen Fähigkeiten des Vaters mit der schönen Weiblichkeit der

74) Ueber das Schicksal der Kinder fassen wir uns kurz und verweisen auf Kazners (Th. II.) ausführliche Darstellung.

Mutter verschmolzen haben, hat durch Leitung und Anregung so segensreich gewirkt, als es in ihrem kleinen Kreise möglich war; die hochstehenden Verwandten des Vaters haben auf den Thronen von Hannover und Preußen dem geistreichen und bescheidenen Mädchen ehrende Huldigungen dargebracht, ihre Halbschwester, Elisabeth Charlotte von Orleans, stand mit ihr in einem regen und innigen Verkehr, dessen Früchte, der köstliche Briefwechsel, neuerlich in weiteren Kreisen Interesse und Beifall gefunden haben; ja selbst die grollende Charlotte von Hessen, die erste Gemahlin Karl Ludwigs, hat ihren Zorn über die Mutter vergessen und der trefflichen, liebenswerthen Tochter Zeugnisse einer mütterlichen Gesinnung gegeben, die beide in gleichem Maße ehren. — Die jüngste der Raugräfinnen, Amalie Elisabeth (geb. 1663), war Luisens unzertrennliche, muntere Gefährtin; sie starb im Juli 1709.

Es war in diesen Kindern Karl Ludwigs so viel Tüchtigkeit an Geist und Herz vereinigt, daß der Vater sich wohl trösten konnte, wenn er von der Leiche der Mutter auf die „wohlgestalteten und wohlgearteten" Sprößlinge der Ehe hinblickte; Schade nur, daß es ihm nicht mehr vergönnt war, sie aus einer beengenden und kleinen Existenz zu der Bedeutung zu heben, die sie nach Talent und Beruf wohl hätten erlangen müssen. Karl Ludwigs letzte Zeit ging still vorüber; der Tod der Degenfeld ließ eine leere Stelle in seinem Leben. Doch dachte er an eine neue Verheirathung; ihn beängstigte die kinderlose Ehe des Kurprinzen und die drohende Besorgniß, sein Haus möchte aussterben. Man knüpfte Unterhandlungen an mit der Kurfürstin Charlotte, aber weder des Kurprinzen Vorstellungen noch die Schwester Karl Ludwigs konnte die grollende Frau zu einer förmlichen Ehescheidung bewegen [75]). Die Hoffnung auf eine ebenbürtige Ehe blieb in die Ferne gerückt; das Aussterben der simmer'schen Linie mit allen schrecklichen Folgen, dem Kriege

---

75) Einzelnes bei Reiger S. 247 ff.

von 1688 und 1689, war damit über die unglückliche Pfalz verhängt.

Ein bezeichnender Zug von Karl Ludwigs sinnlichem Hang und seiner Gewohnheit an weiblichen Umgang liegt darin, daß er noch nach dem Tode der Degenfeld sich eine Fräulein von Beran als Maitresse nahm. Er fühlte freilich das Aergerliche, das für das Volk in dem Verhältniß liegen mußte, und die Geliebte ward zu Friedrichsburg, obwohl mit einem kleinen Hofstaat versehen, wie eine Gefangene gehalten; sie mußte sogar die Kirche in einem benachbarten Dorfe, Neckarau, besuchen, damit die neugierigen Mannheimer sie nicht sähen. Die Person behauptete nach dem Tode des Kurfürsten, durch ihn schwanger zu seyn, fand aber beim Nachfolger keine sehr freundliche Aufnahme [76]).

Karl Ludwigs Zeit war indessen auch gekommen. Bei einer Reise von Friedrichsburg nach Heidelberg (20. Aug.) hatte er sich nach einem frischen Trunke unwohl und matt gefühlt und war deßhalb am andern Tag nach seinem gewohnten Aufenthalt Friedrichsburg zurückgekehrt. Bald warf ihn ein hitziges Fieber so heftig nieder, daß er, zum ersten Male, alle Regierungsgeschäfte mußte liegen lassen. Der mannheimer Judendoctor Heyem und der Apotheker Zimmermann behandelten ihn, aber das Fieber dauerte fort. Am 28. Aug. entschloß man sich, vielleicht auf seinen Wunsch, ihn in einem Sessel nach Heidelberg zu bringen. Der Hof, die drei Raugräfinnen, nebst der sogenannten **Madame de Berau** begleiteten ihn; er selbst ahnte, daß es sein letzter Tag sey, denn unter dem Thor sagte er dem Regierungsrath Schreiber, der ihm begegnete: Es ist nun auch an mich gekommen. Schon in Edingen wurden die Anfälle und Ohnmachten des Kranken so stark, daß man die Hoffnung aufgab, ihn bei der Hitze noch bis Heidelberg bringen zu können [77]). Unter

76) Ein anderes Gerücht derselben Art wird in Elisabeth Charlottens Briefen S. 10 erwähnt.

77) Reiger S. 259 ff.

einem Nußbaum und einer Rebenlaube saß er in seinem Sessel und verschied um 4 Uhr Nachmittags, 63 Jahre alt; wie er im Leben nie Ruhe gehabt, so fand er auch die Sterbestunde nicht auf dem Krankenlager, sondern unter freiem Himmel im Angesicht seines Stammschlosses, über dem bald die mordbrennerischen Flammen zusammenschlagen sollten. Der Leichnam ward in der h. Geistkirche beigesetzt.

Wesen und Eigenthümlichkeit dieses unter allen pfälzischen Fürsten hervorragenden Mannes haben wir mit Thatsachen ausführlich zu zeichnen gesucht; sein Aeußeres wird als imponirend und anmuthig geschildert. Von schlanker Gestalt, mit regelmäßiger Gesichtsbildung und einem geistreichen, schönen Auge wußte er auch äußerlich als Fürst zu erscheinen, wie er es seine Regierung hindurch in Wahrheit gewesen war.

Von seiner Nachkommenschaft aus der morganatischen Ehe ist oben die Rede gewesen. Während seines Aufenthalts in England hatte ihm eine vornehme Dame einen Sohn geboren, der nachher unter dem Namen Ludwig von Rothschild nach Heidelberg kam; dort ward er vom Kurfürsten zum Freiherrn von Selz ernannt und mit den Gefällen des gleichnamigen Städtchens dotirt. Ein früher Tod riß auch diesen talentvollen Jüngling, wie alle Söhne Karl Ludwigs, in der Blüthe der Jahre (1680) weg.

Ebenbürtige Kinder des Kurfürsten von seiner ersten Gemahlin waren nur zwei vorhanden; der Kurprinz und die Prinzessin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, an Geist und Charakter das Ebenbild ihres Vaters, wenn gleich alle herben Seiten des väterlichen Wesens durch eine schöne Weiblichkeit gemildert waren. Von beiden wird im folgenden Abschnitt ausführlich die Rede seyn.

Siebenter Abschnitt.

Kurfürst Karl (1680 — 1685).

§. 1.

Karls Jugend bis zum Antritt seiner Regierung (Okt. 1680).

Ein eignes Verhängniß hatte auf der Jugend des neuen Kurfürsten gelastet; das Unglück in der Ehe Karl Ludwigs mit Charlotte von Hessen empfand Niemand bitterer, als der verwaiste einzige Sohn, den die geschiedene Kurfürstin ihrem Gemahle geboren hatte. Karl besaß nicht die eiserne und körnige Natur des Vaters, der aus den furchtbaren Kämpfen des Lebens nur geübter und fertiger hervortrat; er war körperlich kränkelnd, seine Seele weich und von so reizbarer Empfindlichkeit, daß nur die zarte Fürsorge einer weiblichen Erziehung hier wohlthätig einwirken konnte.

Nun ward er (geb. 31. März 1651) als siebenjähriger Knabe mutterlos; Charlotte ging nach Kassel und der weiche, schwächliche Knabe war mit dem Ernste des strengen Vaters allein gelassen. Der Mißton, der durch die erste Ehe Karl Ludwigs durchging, übte seinen schlimmen Nachklang auf das verschüchterte Gemüth des Sohnes; er sah, wie der Vater einer andern Gemahlin seine Liebe zuwandte und wie deren Kinder, voll Gesundheit und Talent, dem Vater näher standen, als der kränkliche Sohn Charlottens. Am Hofe Karl Ludwigs ging es streng und herrisch zu; der junge Kurprinz ertrug das Joch des unbedingten Gehorsams mit Widerstreben und klagte später: „Das Brandmal des Zwanges hängt mir an; meine jungen Jahre sind bei mir vermodert und ich habe wenig Freude in diesem Leben gehabt.“ Die Erziehung, die man dem jungen Fürsten gab, ging von vortrefflicher Absicht aus, brachte aber die Individualität des Zöglings nicht in Anschlag; gelehrte



Celebritäten, wie Pufendorf und Ez. Spanheim, waren seine Lehrer, aber der Erfolg war ein anderer, als ihn sich der Kurfürst versprach. Karl ward mit gelehrtem Wissen und pedantischem Wortkram erdrückt, und sein mäßiges Talent besaß nicht die Kraft, über den Formen Herr zu bleiben. Man pries an ihm, daß er elegant Latein schreiben konnte, daß er Freund und Kenner war von allen gelehrten Studien und zum Ueberflusse ist er auch selbst noch (1672) als theologischer Schriftsteller aufgetreten [78]), aber seine Bildung zum Berufe seiner Zukunft gewann dadurch nicht viel.

Es war unter solchen Verhältnissen eine Erleichterung für den armen Prinzen, daß nach Pufendorfs Entlassung (1664) ihm ein Erzieher gegeben ward, der wenigstens das Vertrauen seines Zöglings besser zu wecken verstand. Paul Hachenberg, unter den Gelehrten der Zeit mit Auszeichnung genannt und auch als Schriftsteller thätig, war zwar nicht berufen, einen Prinzen, wie Karl, zu einem tüchtigen Fürsten und Staatsmann zu erziehen, aber er wußte seine gelehrten Pedanterien seinem Zögling doch so weit angenehm zu machen, daß er sich an den neuen Lehrer eng anschloß und ihm das kindliche Vertrauen schenkte, das ihm der ernste, gebieterische Sinn des Vaters nicht einflößte.

Der Kurfürst fühlte, daß nicht Alles so war, wie es seyn sollte, und sein väterlicher Sinn empfand es schmerzlich genug, auch wenn ihm die weicheren Züge des Charakters fehlten, das Verschlimmerte zu bessern. Wie nun Karl in seinem neunzehnten Jahre zum ersten Mal auf Reisen ging, gab ihm der Vater den Verlobungs- und Trauring, den er von Charlotte einst erhalten hatte, und schrieb ihm einen Brief (Juli 1670), der freundliche Gesinnungen aussprach, aber die gedrückte Stimmung über das kalte Verhältniß nicht verbergen konnte [79]). „Ich

78) Philothei Symbola christiana. Francof. 1672.

79) S. Cod. bav. 1812 auf der münchner Hofbibl. (Abgedruckt in Wundts Magazin III. 209.)

habe viel Widerwärtigkeit", schrieb er, „mit diesen Ringen zehabt, dabei aber auch das große mir unschätzbare Glück, daß ich Euch, meinen liebsten Sohn, und nicht Schlangen und Ottern, wie Eure Frau Mutter sichs gewünscht, als Sie mit Euch schwanger ging, gezeuget habe; ein Glück, das Ihr, wie ich nicht zweifle, mit beständiger Söhnlicher Treu, Lieb und Gehorsam mir vermehren werdet." Er versicherte zugleich den Sohn, daß er die geschiedene erste Gemahlin mit Nachsicht und Geduld behandelt, bis das Band zerbrochen sey; es sey eine Schickung Gottes, er solle darüber nicht weiter sich bekümmern. „Lasset Euch nicht", so hieß es, „in Eurer Liebe und Schuldigkeit von mir abspenstig machen, und glaubet fest, daß ich Euer versichertster und treuester Freund bin und daß wir ein Interesse haben, was auch Andere Euch sagen mögen." Am Schlusse sprach er den Wunsch aus: „Antwortet mir doch hierauf mit einigen Zeilen", aber es scheint nicht, als ob der Kurprinz dem väterlichen Wunsche nachgekommen sey.

Er reiste durch die Schweiz und Frankreich, Karl Ludwig verlor ihn nicht aus dem Auge, aber das Verhältniß ward kein inniges und in dem Prinzen regte sich eine verbitterte Stimmung über seine Jugendzeit; da er sich körperlich nicht fest fühlte, und auf der Reise selbst erkrankte, entstand leicht aus den trüben Erinnerungen ein melancholischer Ernst, womit der zwanzigjährige Jüngling sich und sein Leben ansah.

Er sollte sich jetzt verheirathen; man sprach von einer schlesischen Fürstin von Brieg und Liegnitz, der Prinz selbst schien eine würtembergische vorzuziehen, aber nach dem Wunsche des Kurfürsten vermählte er sich (Sept. 1671) mit der dänischen Prinzessin Wilhelmine Ernestine, der Tochter König Friedrichs III. Sie konnte zwar für hübsch gelten, paßte aber weder körperlich noch geistig zu dem Kurprinzen; sie war etwas älter als er und von starker, beleibter Natur, dabei weder geistreich noch anmuthig, und durch den Stolz auf ihre königliche Abkunft widerwärtig. „Ihr Humor besteht darin, daß sie hoch gehet", schrieb ihr Gemahl später, „und das eben hasse ich im Tod. Sie liebt die Einsamkeit

und ich die Gesellschaft; sie thut nichts als sitzen und ich kann kaum außer der Tafel sitzen; sie findet Lust in vielen kleinen Sachen, die ich kaum über die Schulter ansehe; sie begehrt hie und da etwas, das ich des Landes schlechten Zustands wegen nicht prästiren kann." [80])

Die Lage des jungen Fürsten war in der That bedauernswerth zu nennen; das mißliche Verhältniß zwischen ihm und seiner Gemahlin, die Spannung derselben mit der Raugräfin, die Kälte zwischen Vater und Sohn konnte auch ein stärkeres Gemüth erschüttern, als das Karls war. Er suchte um jeden Preis selbstständig zu leben; er dachte an eine eigne Hofhaltung und eine Statthalterschaft, aber das vertrug sich nicht mit der Sparsamkeit des Vaters, welche durch die Noth der Zeiten noch war gesteigert worden. Karl Ludwig rechnete und rechnete, wie ein Finanzmann [81]); er brachte das Gemüth des Sohnes nicht in Anschlag, welcher sich in der Umgebung unwohl fühlte und nach Unabhängigkeit, nach freier Erholung wie ein Todtkranker sich sehnte. So ging es, bis zum Tod der Raugräfin; Karl Ludwig, durch die kinderlose Ehe des kränkelnden Sohnes um die Fortdauer der Dynastie besorgt, dachte an eine ebenbürtige Vermählung und der Kurprinz sollte bei seiner Mutter, Charlotte, vermitteln, daß sie zu einer förmlichen Trennung ihre Zustimmung gab. Karl gehorchte in seiner „Tummigkeit und Furchtsamkeit", die man, wie er klagte, ihm angewöhnt habe, aber er that es mit innerem Widerstreben. Er besorgte eine neue Widerwärtigkeit, denn das Verhältniß zu Vater und Gemahlin war drückend genug, um nicht eine Stiefmutter so zu fürchten, wie sie ein verschüchtertes Kind nur fürchten kann. Hachenberg, sein Lehrer, war jetzt der einzige Mann, zu dem er Vertrauen fühlte; ihm leerte er sein Herz aus in Briefen [82]), die uns

80) S. die Briefe in Mosers Patriot. Archiv XI. 419.

81) In den Rechnungen Karl Ludwigs (Karlsr. Arch.) finden sich mehrere Ueberschläge, um zu prüfen, ob die zwei Hofhaltungen nicht zu theuer würden.

82) S. die Briefe in Wundts Magaz. III 219 ff.

die ganze Zerrissenheit des jugendlichen Gemüthes vor Augen legen. Man glaubt einen lebenssatten Misanthropen zu hören, der alle Bitterkeiten des Lebens ausgeschöpft hat, aber nicht einen sechsundzwanzigjährigen Jüngling, der in den Ernst des Lebens erst eintrat. Jeder Vorwurf des Vaters, dessen Mißstimmung seit dem Tod der Raugräfin und seit den beängstigenden Aussichten des Aussterbens der Dynastie gewachsen war, konnte den Kurprinzen außer sich bringen; er war erregbar und eigenwillig, wie schwache Menschen zu seyn pflegen. „In meiner ganzen Jugend", schrieb er (Aug. 1677) an Hachenberg, „bin ich so contrâniret worden, daß mir mein Lebenlang wird anhängen, und es durch Gottes sonderbare Gnade mir noch so wohl geschehen, daß es mit mir nicht ärger geworden, sowohl an Sinnen, als an Gesundheit. Ich habe öfters geklagt, ist mir doch kein Gehör gegeben worden, bis es endlich aller Welt kund worden, da hat man mir zwar geholfen, aber viel zu spat; dann mir schon damals die Milzkrankheit durch die Melancholie so imbuirt gewesen, daß nicht mehr zu helfen war. Ich rufe Gott zum Zeugen an, der das Innerliche des Herzens kennet, wenn ich nicht so danieder wäre, als ich bin, wollte ich von dem Allem nicht sagen. — — Ich kann einmal meiner Melancholei Humor nicht ändern und sehe nicht, daß er Jemanden geschadet, als mir selbst, der ich durch das tägliche Nagen und Zärchen, und wenn das nicht ist, durch Furcht vor demselben nicht allein consumiret bin, sondern versichert, ohne Gottes Hülfe gar zu periren und zu verderben." [83])

So sprach ein Jüngling von 26 Jahren, auf den die Mühe des Lebens erst wartete! Freilich mochte er, wie es solch kranken Stimmungen wohl begegnet, seinen Zustand übertreiben,

83) Des Kurfürsten Plan einer förmlichen Trennung scheiterte an dem Widerspruch Charlottens; es scheint, als habe er in seinem Unmuth viel von dem Mißlingen dem Kurprinzen und Hachenberg zugeschrieben; jedenfalls machte er dem Sohne Vorwürfe, die den gemüthskranken jungen Mann wieder außer sich brachten. So viel geht aus den Briefen bei Wundt III. 219 ff. hervor.

denn wir sehen aus seinen Briefen, wie er in andern Momenten wieder milder dachte. Er glaubte, schrieb er ein andermal, daß sein Vater es am besten mit ihm meine, nur sey ihm Etikette und Repräsentation, womit der Vater ihn quäle, zuwider; man meint mich mit Ehrenanthunngen zu regaliren, da ich doch nichts weniger als das liebe, und mir überhaupt nichts verdrießlicher als Ceremonie ist. Der Kurfürst hatte ihm Hoffnung gemacht (1678), er wolle, wenn Frankreich die Satisfactionsgelder gebe, der Wittwe Ludwig Philipps von Simmern ihr Palais zu Kreuznach abkaufen, dort solle er dann als Statthalter wohnen. Wie ein Kind hing sich der Kurprinz an diese Hoffnung fest; er sah sich schon im Geist, von seinem kleinen Hofstaat und Hachenberg begleitet, dort als Gouverneur residiren, aber wie Hachenberg voraus gesagt hatte, kam es nicht dazu. Es war eine merkwürdige Liebhaberei des melancholischen Prinzen, durchaus Soldat seyn zu wollen, und seit jener Plan mit Kreuznach aufgegeben war, setzte er Alles in Bewegung seinen „Lieblingsbeschäftigungen", wie er das nannte, nachgehen zu dürfen. Man habe, schrieb er Febr. 1679 an Hachenberg, keine tüchtigen Generale, welche das Vaterland vertheidigen könnten, drum müsse man jetzt einen so nachtheiligen Frieden eingehen. „Was mich betrifft, weiß es Gott, daß ich nicht allein aus Liebe zum Krieg mich üben möchte, sondern mein Vaterland zu schützen und ihm zu dienen; ich sage es auch frei, daß wenn ich in dergleichen Sachen bin gebraucht worden, ich allezeit eine innerliche Freude nicht allein darüber empfunden habe, sondern auch wohl gesehen, daß ich einen Kopf dazu habe." Dieser Gedanke nahm seine ganze Seele gefangen; er hoffte dadurch gesund zu werden und heiter und kannte keinen höheren Wunsch, als ein Bataillon Soldaten, das als Garnison nach Lautern gelegt würde, als Oberst anführen zu dürfen.

Der Gedanke liegt ziemlich nahe, daß der praktische, verständige Vater alle diese Liebhabereien für Symptome eines krankhaften Zustandes hielt — wie sie es denn auch wohl waren. Es konnte der Verdacht wohl in ihm entstehen, die Miß-

stimmung des Kurprinzen werde durch Hachenberg genährt, mit dem Karl ausschließlich verkehrte, dem er allein seine geheimen Gedanken und Wünsche mittheilte. Auch ward Hachenberg mehrfach beschuldigt, bei dem Prinzen die Rolle eines aufhetzenden Günstlings zu spielen [84]), aber es war nur Beschuldigung, und er blieb in der vertrauten Stellung, worin er gewesen war. Es mochte auch in dem Benehmen des Erziehers gegen seinen ehemaligen Zögling nichts Unrechtes liegen, wenn es gleich im Ganzen besser gewesen wäre, wenn ein Mann von staatsmännischem Geiste und praktischer Energie den Kurprinzen geleitet hätte, statt eines pedantischen, nachgiebigen Gelehrten.

Wenn dem Kurprinzen auch seine militärischen Gelüste nicht befriedigt wurden, so erhielt er doch im folgenden Jahre (1680) eine andere Zerstreuung. Die Franzosen hatten, wie oben berichtet ist, die Gränzbezirke der schutzlosen Pfalz, namentlich das Oberamt Germersheim, unter monströsen Vorwänden besetzt und gebrandschatzt; da vom Reich wenig Hülfe zu erwarten war, wandte sich der Kurfürst an seinen Vetter, Karl II. von England. Der Kurprinz, mit seinem vertrauten Hachenberg, ging hinüber, um den französischen Weichling zu einem männlichen Auftreten gegen Frankreich zu bewegen, aber er erntete nichts, als Worte und Versprechungen. Sein königlicher Verwandter ertheilte ihm den Hosenbandorden und suchte ihn durch höfische Feste auszuzeichnen. Auch die Universität Oxford besuchte er und ließ sich dort (Sept.) die Doctorwürde ertheilen; die medicinische Facultät that es mit dem schönen Wunsche [85]): „es möchte ein Pfand und eine Andeutung seyn, daß Karl dem sinkenden Deutschland und seinem bedrängten Vaterlande mit heilsamem Rathe und glücklicher Hand die wirksamste Rettung bringen möge." Die Gelegenheit dazu bot sich schneller, als Karl erwartete; er war noch auf der Reise, als die Botschaft vom Tode seines Vaters an ihn gelangte.

84) Siehe den Brief im Magaz. III. 242 ff.

85) In Mosers Patriot. Archiv XII. 435 f.

§. 2.

Regierungsgeschichte bis zu Karls Tod (1680 — 1685)

Am 17. Okt. 1680 langte Karl in Heidelberg an, und sogleich nahm er die Huldigungen als Kurfürst von der Pfalz entgegen. Wie es in dem Innern des kaum dreißigjährigen Mannes aussah, geht aus der Skizze seiner Jugendgeschichte hervor, wie wir sie im Vorhergehenden gegeben haben; Vieles in der folgenden Geschichte findet seine Erklärung, wenn man an die Persönlichkeit des Fürsten denkt, an welchen die Geschicke der Pfalz auf eine so verhängnißvolle Weise geknüpft waren.

Der Mann, unter dessen Einfluß der junge Fürst stand, der Professor Paul Hachenberg, konnte, im Vergleich mit den folgenden Zeiten, für keinen der schlimmsten Günstlinge gelten; aber doch zeigte sich bald, daß es ein Anderes war, leitender Minister und Professor der Geschichte und Beredsamkeit seyn. Der Kurfürst fühlte sich krank und unmuthig; seine Gemahlin, die während seiner Reise in Dänemark gewesen war, war ihm mindestens gleichgültig, Viele, die unter seinem Vater Einfluß gehabt hatten, mochte er nicht, drum ging aller Einfluß an den Mann über, zu dem er von Jugend auf allein Vertrauen gefühlt hatte.

Der Gegensatz der neuen Regierung gegen die frühere kündigte sich bald an; Manche, die Karl Ludwig bevorzugt hatte, wurden entfernt, die Raugrafen mit sichtbarer Ungunst behandelt und nicht einmal, wie Karl als Kurprinz versprochen hatte, für ihre unabhängige Existenz gesorgt. Dagegen ward in den mühsam gesparten Schatz des verstorbenen Kurfürsten jetzt mancher tiefe Griff gethan, über vierzigtausend Gulden wurden sogleich nach Kassel geschickt, um die Schulden der verwittweten Kurfürstin Charlotte zu tilgen und sie selbst eingeladen, nach Heidelberg zurückzukehren. Man konnte daraus dem Sohne keinen Vorwurf machen, wenn er die verbannte Mutter zurückrief, auch mochte man, wie jede neue Regierung, glauben, gegenüber dem gewesenen Regiment manche Beschwerde gut ma-

chen und freigebiger handeln zu müssen, aber man verließ dennoch auch sonst den nüchternen, abgemessenen Gang, den **Karl** Ludwig mit so viel Erfolg durchgeführt hatte [86]. Man verfuhr zu freigebig, zu tolerant gegen Vieles, was die vorige Regierung unterdrückt hatte; Mancher, den Karl Ludwig hart behandelt, fand wohl jetzt eine Genugthuung, aber man warf der neuen Verwaltung auch Begünstigung von Personen, leichtsinnige Verschleuderung von Stellen und Einkünften vor, und Hachenberg selbst ward von Mißvergnügten beschuldigt, die eigne Tasche nicht vergessen zu haben. Mochten auch diese Anklagen ungerecht seyn, so ließ sich doch nicht läugnen, daß der neue Geheimerath, am Hofe isolirt und mit Neid betrachtet, sich eine Parthei von ergebenen Beamten zu schaffen suchte, und dazu ward Nepotismus und Begünstigung nicht selten gebraucht. Jedenfalls hatte der zum Staatsmann erhobene Professor bald eine sehr schlimme Stellung; nur der Kurfürst blieb ihm mit Vertrauen ergeben. Drum machte es großes Aufsehen, daß Hachenberg am 6. Dez. plötzlich schwer erkrankte und schon am 26. Dez. starb; er hatte nur sieben Wochen die Freude des Regierens genossen und war noch nicht vierzig Jahre alt. In Folge eines Gastmahls bei einem vornehmen Herrn hatte er sich unwohl gefühlt und bekam bald heftige Zufälle; es circulirten allerlei Gerüchte, und der Kurfürst selbst ließ den Leichnam öffnen. Man fand die Eingeweide ganz zernagt.

Ob Hachenbergs Tod ein Glück oder ein Unglück für das Land war, läßt sich nicht leicht bestimmen; die nächste Zukunft hat die Entscheidung sehr erschwert. Ein Mann, wie Karl, bedurfte eines leitenden Mentors, drum war vorauszusehen, daß der kurfürstliche Erzieher binnen Kurzem durch einen andern Günstling würde ersetzt werden. Dieß war der Hofprediger und Kirchenrath Langhanns.

---

86) Viele der Vorwürfe, die Reiger S. 208 f. der neuen Regierung macht, sind offenbar zu sehr von der Galle eines Zurückgesetzten eingegeben, als daß man sie für baare Wahrheit nehmen könnte.

Langhanns war ein Mann von Talent, er war in Geschäften des Lebens gewandter und fertiger, als Hachenberg, aber auch von aller Unruhe und aller Leidenschaft einer herrschsüchtigen Natur geplagt; während Hachenberg seinem fürstlichen Zögling treu ergeben war, brauchte der theologische Minister den Kurfürsten nur als Mittel zu seinen Zwecken. Es waren verschiedene Berührungspunkte, die den Kurfürsten dem Hofprediger näherten, zunächst ein kirchlicher. Der kränkliche Prinz hatte in seiner melancholischen Stimmung eine etwas frömmelnde Richtung angenommen, und Langhanns war, wenn auch kein frommer, doch ein eifriger und consequenter Calvinist; so näherten sich die kirchlichen Ansichten beider und schon vor Hachenbergs Tode hatte der Hofprediger das Vertrauen des jungen Kurfürsten.

Denn wie derselbe nach Karl Ludwigs Ableben aus England zurückkehrte, schrieb er (31. Sept.) von Xanten aus einen Brief an Langhanns, worin die kirchlichen Angelegenheiten die wichtigste Stelle einnahmen [87]). Es wird dem Herrn, schreibt er, ohne Zweifel.kund gethan seyn, daß ich übermorgens wills Gott gesinnet bin, bei dem Fest-, Buß- und Bettag auch zugleich zu communiciren. Ich habe mich schon wiewohl auf der Reise dazu vorbereitet und wann es demselben noch nicht kund irgend wäre, so kann Ers mit diesem vernehmen. Im Uebrigen will ich in Kirchensachen Alles in Friderici III. Weise gerichtet haben, auch daran seyn, daß die Gefälle zu Kirchen und Schulen Aufnehmen, wieder restituirt werden. Und werde hierin was weiter zur Ehre Gottes und seiner Kirchen Besten dient, mir höchlich anbefohlen seyn lassen und begehre deshalben in Kurzem etliche Vorschläge, wie und was weiter desselben anzuordnen seye und was dazu dient, alle abusus abzustellen und wahre Gottseligkeit, die Opfer, die Gott wahrhaftig angenehm sind, Gott vorbringen, damit also Gottes Segen wieder zu uns komme und alles Böse verbannt werde."

87) Cod. bav. 824 auf der münchner Bibl.

Das Vertrauen, welches Karl schon damals dem Hofprediger bewies, nahm zu, als Hachenberg gestorben war; er nahm zwar zwei Beamte seines Vaters, den Grafen Kastell und Steinkallenfels in sein Ministerium, aber bei Langhanns war der überwiegende Einfluß. Die ersten Maßregeln der Regierung waren nun, wie sie der Brief Karls angekündigt hatte; es geschah, was man von einem kirchlich gesinnten Fürsten und seinem theologischen Minister erwarten konnte.

Die kirchlichen Anstalten, wodurch Friedrich III. den Calvinismus in der Pfalz begründet hatte, waren mannigfach in Abnahme gekommen; zunächst hatte die Zeit Vieles in Vergessenheit gebracht, dann hatte auch Karl Ludwig absichtlich Manches eingehen lassen, theils aus Sparsamkeit, theils weil er, mit dem Plane der Vereinigung beschäftigt, manche einseitig calvinische Einrichtung gern in Vergessenheit gerathen ließ. Anders dachten Karl und sein Minister; es sollte die streng calvinische Form, wie sie einst unter Friedrich III. gewesen war, zurückkehren. So ward das Kirchenrathscollegium, mit sechs Mitgliedern und einem Präsidenten, im Sinne der frühern Zeit erneuert, die Presbyterialordnung wiederhergestellt, und die Wachsamkeit für Zucht und Ordnung den Presbyterien übergeben; auch die Kirchenvisitationen, die Karl Ludwig als kostspielig hatte eingehen lassen, kamen jetzt wieder regelmäßig auf[88]. Wie die Kirche auf den Fuß der strengen calvinischen Epoche war zurückgeführt worden, wurden auch die Schulen wieder reich dotirt; vor allem das Sapienzcollegium, das seit den Kriegszeiten von 1674 in seinen Einkünften sehr war verkürzt worden. Jetzt ward es wieder so ansehnlich dotirt, daß dreißig Zöglinge und zehn im Convict lebende konnten aufgenommen werden, und vier Stipendien wurden für lithauische Reformirte festgesetzt, die durch die religiösen Veränderungen in ihrem Vaterlande sehr beschränkt worden waren. Auch andere Schulen

88) Vgl. Ordnung gewisser Zusammenkünfte der Kirchendiener (Classici Conventus genannt) Heid. 1683.

und Pfarreien fanden an dem kirchlich gesinnten Kurfürsten eine warme Unterstützung.

So ward äußerlich das Kirchenverhältniß wiederhergestellt, wie wir es in der Geschichte Friedrichs III. geschildert haben; der freiere politische Geist, der unter Karl Ludwig die Kirche geleitet hatte, mußte der calvinischen Enge Platz machen; denn Langhanns und der Kurfürst waren von der Toleranz des vorigen Regenten und seines theologischen Rathgebers weit entfernt. Es war zwar sehr löblich, wenn man damals, wie früher, die vielfach bedrängten Reformirten in der Pfalz Schutz finden ließ, und wie einst Friedrich III. nach der Bartholomäusnacht, so handelte jetzt Karl bei der Aufhebung des Edikts von Nantes mit vieler Großmuth. Französische Calvinisten siedelten sich unter seinem Schutze in der Pfalz an; so sammelte sich in Reilingen eine französische Colonie, und an einem andern Orte ward sogar eine ganz neue Gemeinde gegründet. Auf der alten Wahlstatt bei Seckenheim, wo Friedrich der Siegreiche seine Nachbarn geschlagen hatte, siedelten sich (1682) französische Flüchtlinge an; bald in solcher Zahl, daß man an die Gründung einer Gemeinde denken konnte. Das Privilegium, das Karl den Vorstehern der neuen Colonie, Paul Broum, Daniel Le Luz, Peter Le Roi, am 10. Okt. 1682 ertheilte [89]), gab ihnen Freiheit von den Frohnden auf zehn, von Einzug- und Abzugssteuer auf zwanzig Jahre die angewiesenen Güter sollten sie als Eigenthum, und zwar zehn Jahre frei besitzen, Bausteine, Bauholz und Brennholz ward ihnen verabreicht; ihre Handwerksleute sollten nicht unter den Zünften stehn. Zuletzt, hieß es in der Akte, gleichwie sie bereits einen Schulmeister haben, also wollen wir, wenn ihrer zwanzig Familien vorhanden sind, einen Pfarrer, der deutsch und französisch predigt, in die Nähe setzen. Nicht die französischen Reformirten allein fanden an Karl einen Gönner, auch für die in den östreichischen Erblanden und in Ungarn verfolgten Protestanten und die von der Stadt Frankfurt be-

89) Copie davon im Cod. bav. 2815 auf der münchn. Hofbibl.

drückten Reformirten suchte er in Verein mit Brandenburg mildere Zustände zu erhalten [90]); es war das beinahe die einzige Seite der Regierung, woran er selbst persönlich regen Antheil nahm.

Neben diesen wohlthätigen Früchten einer eifrig reformirten Gesinnung geschah aber Anderes, was von theologischer Engherzigkeit zeugte. Die Lutheraner hatten an Karl und seinem reformirten Günstling keinen Gönner; es erfolgten manche Beschränkungen der von Karl Ludwig ihnen bewilligten Duldung. Von ihm war (1650) den Lutheranern ein eigner Gottesdienst unter Bedingungen gestattet worden, die für jene Zeit erträglich waren; er hatte auch erlaubt, daß die heidelberger Lutheraner aus ihren gesammelten Beiträgen sich die Providenzkirche erbauten. Die neue Regierung hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Declaration Karl Ludwigs am 16. Dez. 1680 so zu modificiren, daß der lutherische Cultus in den wesentlichsten Rechten beschränkt ward [91]). So sollte der Kirchengesang, den die Schüler bei Leichen hielten [92]), den Lutheranern nicht mehr, wie bisher in der Providenzkirche, erlaubt seyn, sondern nur in der reformirten Peterskirche; die Verordnung über gemischte Ehen, die bisher die Kinder der Confession des Vaters zuwies, ward dahin abgeändert, daß in Zukunft alle Sprößlinge gemischter Ehen reformirt getauft werden sollten; Schulen unter sich zu errichten, war den Lutheranern verboten, die Wahl der Geistlichen, wozu unter Karl Ludwig die Gemeinde drei vorzuschlagen pflegte, wurde jetzt ausschließlich in die Hand des Kurfürsten gelegt. Außerdem wurden die Lutheraner noch enger an den reformirten Kirchenrath geknüpft, die Beeidigungsformel der neuen Geistlichen sehr verschärft und die Almosenord-

90) Briefe im Cod. bav. 824. Ebendas.

91) Beide Aktenstücke s. in Schlossers und Debus Wahrheit, Unschuld und Ehrenrettung S. 86 ff.

92) Die Schüler aus den öffentlichen Schulen waren natürlich alle eformirt.

nung zu Ungunsten der Lutheraner verändert. Der Revers, den der neue lutherische Prediger Petri unterschreiben mußte [93]), war in demselben pfäffischen Geiste abgefaßt, und enthielt so viele Beschränkungen, daß es eigentlich schwer zu sagen ist, was dem lutherischen Geistlichen noch erlaubt war.

Nicht die Heidelberger traf das allein, auch die andern Lutheraner empfanden die reformirte Reaction. In Kreuznach, wo schon unter Karl Ludwig die Lutheraner waren beschränkt worden, ging man offen darauf aus, den öffentlichen Gottesdienst derselben zu unterdrücken, und wenn auch auf der andern Seite gefehlt worden ist [94]), so war doch nicht zu leugnen, daß man mit Gewalt gegen die Lutheraner verfuhr. Auch in Oppenheim, Nierstein und andern Orten konnte man über Unduldsamkeit der Reformirten und offenbare Bedrückungen Klage führen. Man glaubte die Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts zurückkehren zu sehen; denn auch die katholische Reaction bewies sich rührig. In den Aemtern Weyden und Parkstein, welche Kurpfalz und Sulzbach gemeinsam besaßen, ward den protestantischen Unterthanen bei gemischten Ehen ein Revers von sulzbachischer Seite aufgedrungen, wornach sie ihre Kinder sollten katholisch werden lassen. Dies waren die Folgen, wenn Jesuiten und reformirte Zeloten das Cabinet der Fürsten regierten.

Nicht in kirchlichen Dingen allein ward die Bahn des frühern Regenten, der in seiner nächsten Umgebung nie nach der Confession gefragt hatte, verlassen, sondern auch die weltliche Regierung gab in jedem Zuge kund, daß die egoistischen Günstlinge eines schwachen Fürsten am Ruder saßen. Man hat sich später viele Mühe gegeben, auf den Hofprediger Alles zu wer-

---

93) Bei Schlosser und Debus S. 104 f.

94) Gegen Struve S 677. S. Wundt Grundriß der pf. Kircheng. S. 106. Die Einzelnheiten aus Schlosser und Debus wagen wir nicht alle als Thatsachen anzuführen, weil ihn in Vielem offenbar der Fanatismus zur Uebertreibung und Unwahrheit führt.

sen, aber es ist nur zu klar, daß auch Castell, auch Steinkallenfels sammt allen Untergeordneten nach Kräften ihren Vortheil besorgten, die Corruption ward so allgemein, daß Niemand mehr davon unberührt blieb. Das ganze Meisterstück Karl Ludwigs, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe, die finanzielle Blüthe des Landes und die Ordnung in der Staats- und Hofverwaltung, war sehr schnell zerstört; ohne daß die Einkünfte vermehrt werden konnten, wurden die Ausgaben übermäßig gesteigert. Man mußte die Grundsteuer auf eine drückende Weise erhöhen, indem man den niedern Anschlag der Capitalien veränderte, und doch reichte man nicht aus. Vergleicht man aber auch die Ausgaben in den einzelnen Posten [95]), so sieht man, daß in den meisten die Bedürfnisse des Kurfürsten Karl noch einmal so theuer waren, als die seines Vaters, und der Beamtenstaat wuchs in einem erschreckenden Grade. Man versuchte es 1682 und 1685 mit Reductionen [96]), aber immer noch war die Last so groß, daß der Wohlstand des Landes darunter erlag. Das Ueberwachen aller Verwaltungszweige war in den Händen der Leute, die ein Interesse dabei hatten, ein Auge zuzudrücken, die Sparsamkeit am Hofe Karl Ludwigs hörte von selbst auf, da der junge Kurfürst, seine Gemahlin, und seine Mutter in Unterhaltung eines kostspieligen Hofstaates sich keinen Zwang anthaten. Am Hofe Karls wurden allein dreihundert Personen beköstigt [97]) und das Treiben dieses Ungeziefers war so, daß es in der Nähe und in der Ferne lautes Aergerniß erregte. Der Kurfürst selbst brauchte für seine Reise nach Ansbach und Nürnberg 35,000 Thaler, die regierenden Herrn erübrigten sich in wenigen Jahren Summen, womit Karl Ludwig in den ersten Zeiten einen Theil des Staatshaushalts hatte bestreiten müssen; dafür war aber auch der Schatz, den der Vater hinterlassen, bald geleert, die Vorräthe an Früch-

---

95) Pf. Kammerarchiv zu Karlsruhe.

96) Pfälz. Kammerarchiv („Diener").

97) Pf. Archiv „Hofökonomie."

ten und Wein consumirt, und noch dazu in das Budget ein Deficit gebracht. Unter der früheren Regierung ging es schlicht, mäßig und sittlich zu auf den Schlössern zu Heidelberg und Friedrichsburg; jetzt ward der pfälzische Hof das Eldorado für alle Hofschranzen, Müßiggänger und Schlemmer. Das Wohlleben, das Zechen war die Beschäftigung der Hofleute; wie ein Zeitgenosse sagt, brachten sie die Zeit außer den Eßstunden damit zu, die „jedesmal heimgebrachten Räusche auszuschlafen.“ Eine Gesellschaft angesehener Beamten, worunter ein Kriegsrath, ein Vicekammerdirector, ein Kammermeister, ein Kirchensecretarius und ähnliche Leute, nannten sich selbst die Patronanzbrüder, und gaben sich den Genüssen des Bauchs mit handwerksmäßigem Eifer hin. Die Kanzleien wurden so lüderlich überwacht, daß in wenigen Jahren das Nichtsthun und der Betrug nach Oben systematisch eingeführt war; die Bestechlichkeit bis zu dem Höchsten hinauf, die Käuflichkeit der Stellen ward schon so heimisch, daß die übertriebensten Gerüchte und Beschuldigungen bei den Unbetheiligten Glauben fanden.

Auch nach Außen herrschte dieselbe Politik; statt die pfälzischen Territorialrechte mit der Consequenz und Rührigkeit zu verfechten, die Karl Ludwig bewiesen hatte, wich man der Gewalt mit mehr Eile, als nöthig war. Das von den Franzosen wider Recht angesprochene Oberamt Germersheim ward von den pfälzischen Ministern gegen eine Geldentschädigung (1682) an Frankreich abgetreten, und die allgemeine Stimme nannte große Summen, welche die regierenden Herrn erhalten haben sollten; gewiß war es, daß sie mehr Vortheil dabei hatten, als das pfälzische Land.

Wer am meisten Schuld hatte an diesem Zustande, ist schwer zu bestimmen; daß Keiner rein war, ließ sich erwarten. Gewiß war aber der Hofprediger Langhanns unter allen den regierenden Herrn in der schlimmsten Lage; als ein Mann ohne Verbindungen von dem Beamten- und Geburtsadel gehaßt, wegen seiner Gunst beim Kurfürsten von Allen mit Ingrimm angesehen, von seinen eigenen theologischen Collegen wie ein Empor-

kömmling beneidet, und von den Lutheranern als kalvinischer Eiferer verabscheut, mußte er die ganze Last der Verantwortung tragen; wo etwas Schlechtes in der Pfalz geschah, sollte Langhanns der Urheber seyn. Man wußte dies so allgemein glaublich zu machen, daß es den vornehmen Herrn, die wahrscheinlich schuldiger waren als er, nachher leicht gelungen ist, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen und Langhanns als allgemeinen Sündenbock zu opfern.

Der junge Kurfürst selbst war unter Allen die beklagenswertheste Person. An den Staatsgeschäften hatte er keine Freude, und in seinen Familienverhältnissen war er ganz unglücklich. Mit seiner Mutter verstand er sich wenig, und seine Gemahlin war ihm ganz fremd; so drohte denn seiner Dynastie mit Sicherheit das Aussterben. Falsche Rathgeber, seine Aerzte, unter denen der Leibarzt Winkler genannt wird, scheinen ihn noch mit Besorgnissen über die Gesundheit seiner Gemahlin erfüllt zu haben, und er enthielt sich alles Umgangs mit ihr [98]). Er spricht sich in einem Brief an Langhanns, der ihn auf seine Pflichten hingewiesen hatte, offen darüber aus [99]); er könne mit ihr keinen Umgang pflegen, weil seine Natur „ihrer Ungesundigkeit wegen eine große Aversion" vor der ihrigen haben, und er wisse, daß es doch vergebens sey. „Doch werde ich, setzte er hinzu, meiner Gemahlin nicht untreu werden; denn ich Gott mich vor Sünden zu hüten täglich bitte." Es lag ein großer Widerspruch in den Charakteren beider; Karl gibt selbst an, wie in allen Dingen ihre Wünsche auseinandergehen, und wie es ihm scheinen will, als habe Gott ein andres mit ihm vor. Er bittet Langhanns, ihm doch wieder zu antworten, damit er wieder ermuntert, freudig vor Gott und vor der Welt

---

98) „Hierauf komme ich wieder auf meine alte Gedanken, nämlich, daß der ganze Leib von ihr ungesund ist, um derhalben der Greuel von mir nicht falsch gegründet ist, wie es auch die Medici von ihr judiciren. Mosers Patriot. Archiv XI. 421.

99) Brief vom 27 Juli 1682. Vgl. Moser XI. 418.

wandeln möge." In diesem bedauernswerthen Zustand lebte der Kurfürst fort; seiner Gemahlin ganz abgeneigt, schien er ihren Tod zu erwarten. Langhanns suchte ihn in seinen Briefen froher zu stimmen, ermahnte ihn zur Geduld, und aus den Antworten Karls ist wahrzunehmen, daß des Hofpredigers theologische Besprechung dem kranken und trübsinnigen Fürsten die beste Erleichterung war [100]. „Der Herr hat mich, schrieb er, nun gänzlich wieder restabiliret. Bitte Gott, mich dabey zu erhalten, in dem Zustand, worin ich nun durch Gottes Gnade bin, und wünsche von Gott, daß er den Herrn vor diese Erleichterung, so er mir hierinnen geben hat, wieder vielfältig wolle erfreuen und segnen."

So zog sich das unglückliche Verhältniß hin und die Intrigue hatte einen weiten Spielraum. Bald hieß es, der Kurfürst wolle sich scheiden lassen, bald sprach man von einer Hofdame, Rüdt von Collenberg, mit welcher er sich nach dem Anspachschen zurückziehen wolle, und was dergleichen abenteuerliche Gerüchte mehr waren [1]. Langhanns ward auch hier als verdächtig genannt, obwohl er gerade in diesem Punkte seine calvinische Strenge mehr bewahrt zu haben scheint als in jedem andern. Nur war er den beiden Kurfürstinnen, der Mutter und Gemahlin Karls, ein Dorn im Auge, die Aristokratie sättigte ohnedies gern ihren Haß an ihm, und so geschah es, daß nach Karls schnellem Tode, das düstere Drama seiner Regierung

100) Vgl. Mosers Patr. Archiv **XI. 421. 422.**

1) Auf die Lügenfabrik des Levinus von Ambeer zu verweisen, ist überflüssig, da Reiger S. 311 ff. uns reichlich mit Unwahrheiten versehen hat. Zur Widerlegung dienen die wichtigen Briefe in Mosers Patriot. Archiv a. a. O. — Dort (S. 423 f.) findet sich auch eine mysteriöse Andeutung von einer Liebesneigung des Kurfürsten, aber so unbestimmt, daß jede Vermuthung erschwert wird. Doch scheint uns, als beziehe sich der dort gebrauchte Ausdruck „anderwärts desto beständiger zu verbleiben" auf Karls Verhältniß zur Fräulein von Rüdt, von dem das gerichtliche Urtheil gegen Langhanns doch mit solcher Bestimmtheit spricht, daß etwas davon begründet seyn mußte.

auch noch mit einem Justizmord befleckt worden ist. Wir werden dieses Prozesses später gedenken.

In der unglücklichen Verstimmung, worin sich der Kurfürst befand, mochte er sich wohl nach anderm weiblichen Umgang sehnen, und ohne Zweifel war die höfische Umgebung thätig, dieß Verhältniß in ihrem Sinne auszubeuten. Es ist daher wohl möglich daß das Verhältniß zur Fräulein von Rüdt ein wohlberechnetes war und die Ehescheidung Karls befördern sollte; etwas Gewisses darüber aufzustellen, das hat die eilfertige Schreckensjustiz der späteren Intrigue unmöglich gemacht.

Die innere Zerfallenheit des ehelichen Lebens zu verdecken, nahm man zu äußerlichen Künsten des höfischen Prunkes seine Zuflucht; man gab dem Kurfürsten Feste und kostbare Komödien, wie man ein krankes, übellauniges Kind zu zerstreuen sucht. So ward im Mai 1682, um die Anwesenheit des Markgrafen von Anspach zu feiern, eine „Raguseische Kirchweih" gehalten; nicht nur die ersten Herrn und Damen vom Hofe spielten dabei mit, sondern der hohe Gast selbst, die Kurfürstin und die junge Raugräfin Luise. Ragusaner und Türken erschienen da, die Freude des Jahrmarkts und die Späße des Pikelhärings würzten das Stück; Gesänge und Festlieder auf den anwesenden Gast beschlossen es. Z. B. hieß es:

Fürstenruhm, der Pfälzer Wonne!
Brandenburger Heldensproß!
Der Du gleich der güldnen Sonne
Freude machst im Zetten-Schloß!
Dein geliebter Glanz befehlet
Was sonst dunkler Schatten queblet.

Silberstolze Wasser-Fluthen
Hebt des Neckars Heer empor.
Was seither von Nymphen ruhten,
Machen einen Jubelchor.
Deine Blicke können leben
Auch den Stummen Felsen geben. [2])

---

2) Vgl. „Raguseische Kirchweih ꝛc. 1682" fol. S. 9.

Im September 1682 ward von der Schuljugend ein lateinisches Drama auf dem Schloß aufgeführt, „Aeneas pius“ betitelt und der troischen Heldengeschichte entnommen [3]). Wie dann im folgenden Jahr der Markgraf wieder zum Besuch kam, suchte man (Okt. 1683) im Schlosse zu Friedrichsburg ein allegorisches Stück auf, die „über Mars triumphirende Anmuth,“ wobei wieder die fürstlichen Personen selbst mitspielten, und zwar trat neben dem Kurfürsten als dessen Gemahlin Sophie von Rüdt auf [4]). Mars tritt auf und prahlt mit seiner Kraft, verschiedene Mächte wagen ihm zu trotzen, aber erst die Anmuth vermag ihn und seine Helden zu fesseln; Chöre, Musik und Tanz begleiteten die ganze Comödie. Wenige Monate nachher, am 11. Januar 1684, spielte man auf dem heidelberger Schloß das „Reich der Türken und Persianer,“ mehr eine kostspielige Maskerade, als ein eigentliches Drama. Und kaum war dieses Fest vorüber, so begann ein noch glänzenderes, das allegorische Festspiel: „die über alle Tugenden triumphirende Tugend der Beständigkeit“, im Februar 1684. Mehrere fremde Fürsten, der Administrator von Würtemberg, ein sächsischer Prinz und wieder der ansbacher Markgraf waren anwesend und spielten mit; der Kurfürst selbst, dem die Regierungsgeschäfte zu anstrengend waren, war bei diesem Comödienspiel einer der thätigsten Acteurs. Die Zeiten Karl Ludwigs und seines Nachfolgers treten hier wieder in charakteristischen Gegensätzen hervor; damals hatte man mit mäßiger Zurüstung von einer Anzahl Studenten Stücke von bessern deutschen Dichtern, wie z. B. den Squenz von Gryphius, oder die englischen Comödien aufführen lassen, jetzt häufte man eine sinnlose Pracht der verschiedensten Genüsse ohne Einheit. Diese „triumphirende Tugend der Beständigkeit,“ mit ihrem Glanz in Zurüstungen, Decorationen und Costümen enthielt eine ganze Reihe von Dramen,

3) Es findet sich in dem Cod. bav. 824 auf der münchner Hofbibl.

4) Das Stück ist 1683 in Folio erschienen. Die übrigen im folgenden Jahre.

die weniger zur dramatischen Verknüpfung des Ganzen, als zur Entfaltung eitler Kleiderpracht geeignet waren. Das Ganze war weder zum Lachen noch zum Weinen, sondern ein seltsames Gemisch von Schauspiel, Oper, Ballet und Maskerade.

Solche Festlichkeiten waren nicht die einzigen, welche mit ungeheuern Geldopfern ausgeführt, den Kurfürsten zerstreuen sollten; bei seiner seltsamen militärischen Liebhaberei wurden auch Soldatencomödien aufgeführt. Es lag freilich die Schuld weniger an ihm, denn er war bereits seit Jahren in einem Zustande der Ueberreiztheit, die für heftige Krankheit gelten konnte. Er enthielt sich jedes Umgangs mit der Kurfürstin; von heftiger sinnlicher Aufregung und einer krampfhaften Unruhe getrieben, suchte er sich Zerstreuung zu schaffen, aber die fieberhafte Bewegung seiner Nerven und der Andrang des Blutes ließ ihm keine Ruhe [5]). Da meinte nun der schwächliche Mann mit bewegten, anstrengenden Zerstreuungen sich gesund zu machen; es wurden militärische Festlichkeiten angeordnet, die keinen Nutzen, viel Schaden brachten und enormes Geld kosteten. Während Karls Halbbrüder, die Raugrafen, den ernsten Kriegsdienst aufsuchten und als brave Soldaten einen frühen Tod starben, ließ er große Zubereitungen zu militärischen Scheinkämpfen machen, und nahm sich ihrer Leitung mit einem Eifer an, der ihm für ernste Dinge nie abzugewinnen war. So wurde das Schloß Fridelsheim, das Dorf Ilvesheim Wochen lang belagert, und derselbe Fürst, der sein Land Günstlingen und habgierigen Höflingen überließ, leitete hier persönlich alle Arbeiten mit unausgesetzter Thätigkeit, wie wenn es sich um die wichtigste Angelegenheit des Landes handelte. In dem heißen Sommer des Jahres 1684 wurde sogar das alte Schloß Eichelsheim am Rhein zu einer Schanze umgewandelt und Negroponte getauft, und der Kurfürst lag mit einem Hofe und dem Heer vier Wochen lang vor der eingebildeten Festung. Soldaten, Hofleute und Studenten waren da als Türken und Kaiserliche

5) S. seine eigne Beschreibung bei Reiger ed. Joannis S. 317 f.

vermummt und verdarben die edle Zeit mit abgeschmacktem Soldatenspiel. Die Hitze und die ungesunde Lage des Orts richtete in dem Heer wahre Verheerungen an; der Kurfürst selbst, von krampfhafter Unruhe getrieben, bald erhitzt bald durch einen schnellen Trunk abgekühlt, trieb den lebensgefährlichen Unsinn so lange, bis ihn selbst das Fieber niederwarf und er nach Heidelberg gebracht werden mußte. Sein Leibarzt behandelte ihn als Fieberkranken, aber Karl genas nicht mehr, und es stellten sich die Symptome der Auszehrung ein. Im Frühjahr 1685 rief man zwei berühmte Aerzte aus der Schweiz, aber die erklärten, es sey zu spät. So siechte der unglückliche Sprößling der simmerischen Kurfürstenlinie langsam dahin; manchmal ergriffen ihn heftige Fieberanfälle, und im phantasirenden Zustand sah er dann wilde Kriegshorden über das pfälzische Land hereinfluthen, oder sprach in ahnungsvoller Klage von der Unglücksepoche, die dem Lande drohte.

Es war höchste Zeit, daß die Succession geregelt ward. Die Nachkommen Pfalzgraf Stephans hatten sich in eine simmerische und eine zweibrückische Linie getheilt, die simmerische war jetzt dem Aussterben nahe, von der zweibrückischen war der ältere Zweig mit Philipp Ludwig nach Neuburg übergesiedelt, und dessen Sohn war jener früher erwähnte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm gewesen, dessen Uebertritt zum Katholicismus vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges so viel Aufsehen erregt hatte. Eben deßhalb — denn auch der Sohn Wolfgang Wilhelms, der regierende Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, war katholisch — mußte man die Succession an Bedingungen zu knüpfen suchen; sonst war die beinahe ganz protestantische Pfalz vor gewaltsamer katholischer Reaction nicht sicher. Schon früher hatte man einmal den Versuch gemacht, die Sache zu ordnen, aber das Verlangen des Kurfürsten Karl, die höchsten Regierungsbeamten und je die Hälfte der Räthe sollten Protestanten seyn, wurde von Philipp Wilhelm abgelehnt. Jetzt, da die Zeit drängte, ward nach mehrfachen schriftlichen Verhandlungen ein Congreß nach Schwäbisch-Hall verabredet; der

Großhofmeister Graf Castell und der Geheimerath Langhanns kamen von kurfürstlicher Seite, Graf Franz Ernst von Fugger und der Kanzler von Yrsch im Namen Neuburgs dort zusammen. Am $\frac{12}{22}$. Mai war der Vertrag geschlossen, durch den die rheinische Pfalz an die neuburgische Linie überging[6]; die kirchliche Freiheit, auf die der wesentlichste Theil des Recesses sich bezieht, schien dadurch gesichert. Denn im zweiten Artikel versprach der neuburger Pfalzgraf, die Duldung der protestantischen Confessionen nach dem westphälischen Frieden aufrecht zu erhalten, alle evangelisch-reformirten und evangelisch-lutherischen Pfarrer und Schuldiener in Städten und auf dem Lande die Zeit ihres Lebens ruhig bei ihren Bedienungen zu lassen und die abgehenden Stellen mit tüchtigen Subjecten von gedachter Religion jedesmal ersetzen zu wollen. Der Kirchenrath, sowie die übrige Administration der Kirchen, Schulen und Stiftungen solle unverändert bleiben; die ganze reformirte Kirchenverfassung in ihren geistlichen und weltlichen Rechten ungeschmälert seyn. Von weltlichen Beamten sollte Niemand entfernt werden dürfen, als wer auf gerichtlichem Wege der Untreue und des Uebelverhaltens überwiesen werden könne; und bei Erledigung der Stellen solle es dergestalt gehalten werden, „daß kein Theil der in dem Instrumento Pacis zugelassener Religionen davon excludirt seyn, sondern ebenfalls mit dazu gezogen werden solle." Bis zu den unteren Beamtenstellen solle den beiden Confessionen der Weg offen stehn, und der Pfalzgraf von Neuburg gelobte, seine katholischen Glaubensgenossen „dergestalt vermittelst ihrer Bestallungen einschränken und verbinden zu lassen, daß die Reformirten und Lutheraner der Religion halben von ihnen das geringste Widrige nicht zu besorgen haben." Auch die Universität solle mit allen bestehenden Einrichtungen und Privilegien aufrecht erhalten werden; in der theologischen Fakultät die Re-

6) S. den Abdruck deß zwischen denen Chur-Pfältzischen und Pfaltz-Neuburgischen Ministris zu Schwäbischen Halle den $\frac{12}{22}$ Mai 1685 aufgerichteten Erbeinigungs-Recessus. fol.

formirten bleiben, die Besetzung der übrigen Professuren zwischen den drei Confessionen wechseln. Der ganze Vertrag sollte durch Eideskraft bestätigt und sowohl dem Kaiser, als allen Bürgen des westphälischen Friedens, zur Anerkennung vorgelegt werden.

Als die pfälzischen Minister nach Heidelberg zurückgekommen waren, lag Kurfürst Karl auf dem Todesbette; doch besaß er noch Bewußtseyn genug, nach dem Vertrag zu fragen und ihn zur Unterschrift zu verlangen. Langhanns wird gewöhnlich als derjenige bezeichnet [7]), der es versäumt habe, die wenigen Momente, die sein Herr noch zu leben hatte, zu benützen; Karl starb am 16. Mai, also vier Tage nach Abschluß des Vertrags, ohne ihn unterzeichnet zu haben. Das war indessen an sich ohne Nachtheil; Philipp Wilhelm, der Nachfolger, erkannte den hallischen Receß als bindend an und gelobte in einer eigenen Erklärung, allen darin enthaltenen Verpflichtungen „unverbrüchlich nachzukommen"; die Sache ward erst wichtig, als die spätere Lügenpolitik eines von Jesuiten geleiteten Fürsten diesen Formfehler benützte, um den ganzen Vertrag in seiner rechtlichen Gültigkeit anzufechten.

Kurfürst Karl nahm die Thränen seiner Unterthanen mit sich; es ward laut geklagt, als die erste Nachricht ins Volk gelangte. Das galt weniger seinem Regentenverdienst, als der allgemeinen Theilnahme an dem unglücklichen Schicksal des an sich gutgesinnten Fürsten und der mächtigen Besorgniß vor einer katholischen Reaction. Es folgte Schlimmeres als das; die französischen Mordbrennereien und die Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts machten bald die Sehnsucht nach der alten Zeit noch viel mächtiger rege, als es selbst durch die Furcht vor den Jesuiten geschehen ist.

Karl soll ein Testament mit reichen Legaten für Langhanns, die Rüdt u. s. w. hinterlassen haben, und dem theologischen Günstling des Verstorbenen ward eine widerrechtliche Theilnahme

7) S. den angeführten Abdruck S. 8.

zugeschrieben; wir finden nirgends eine bewährte Spur davon, und es ist möglich, daß das eine von den vielen Lügen war, welche die Feinde des ehemaligen Hofpredigers gegen ihn ausstreuten. Denn eine andere an sich achtbarere Stimme [8]) berichtet von einem Testamente, das der Gemahlin und Mutter die Einkünfte bestätigte, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Markgrafen von Anspach und andern Fürsten, auch den reformirten Schweizerkantonen, den Pathen des Kurfürsten, Legate vermacht und auch seine Räthe und Diener nicht vergessen haben soll.

Ehe wir zu der Geschichte des neuen Kurfürstenhauses übergehen, fügen wir noch zwei Abschnitte hinzu; der eine betrifft das Leben von Karls Schwester, der trefflichen Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, der andere die pfälzischen Linien. Jenes mag zu dem trüben und krankhaften Leben des letzten simmerischen Kurfürsten einen gesunden und kraftvollen Gegensatz bieten, dieses in kurzem Ueberblick die früher erzählte Geschichte pfälzischer Agnaten ergänzen.

§. 3.

Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans [9]).

Unter allen Kindern Karl Ludwigs hatte Elisabeth Charlotte das Meiste von ihrem Vater; während der schwächliche und melancholische Bruder mit Mißmuth an die ernste, männliche Zucht seiner Jugend zurückdachte, erwähnte die Pfalzgräfin noch in den spätesten Jahren ihres Lebens den Vater mit eben so viel Liebe als Verehrung. Sie verstand ihn auch am besten;

---

8) S. Kulpis in seiner Commentatio zu Pufendorff, den Joannis (Reiger S. 322) anführt.

9) Vgl. außer den Briefsammlungen, die 1789 und 1791 erschienen sind, und Schütz Leben der Elisabeth Charlotte (Leipzig 1820), ganz besonders die Briefe der Elisabeth Charlotte an die Raugräfin Luise. Von W. Menzel. Stuttgart 1844. Außerdem die handschr. Briefe an Polier im Cod bav 3440 auf der münchner Hofbibliothek

denn seine eigenthümlichen und markirten Charakterzüge, seine frische und kräftige Individualität fand sich in ihr vollkommen wieder, und die Mischung mit einer reinen, unverkümmerten Weiblichkeit trug nur dazu bei, das anziehende und scharfe Gepräge dieses ächten Originalcharakters zu veredeln.

Elisabeth Charlotte (geb. $\frac{1}{2}\frac{7}{7}$ Mai 1652) [10]) empfand viel weniger, als ihr Bruder, das Unglück des elterlichen Ehezwistes; sie ward als kleines Kind nach Hannover geschickt, um bei Karl Ludwigs Schwester, der trefflichen Sophie, ihre Erziehung zu erhalten. Sophie selbst und eine Fräulein von Offeln, später Frau von Harling, erzogen das muntere, oft ausgelassene aber an Leib und Seele kräftige Kind, wie wenn es ihr eignes wäre, selbst die Strenge entsprang aus so mütterlicher Fürsorge, daß die Prinzessin noch in hohem Alter ihre Tante und ihre Erzieherin nur mit der wärmsten Pietät und dankbarer Rührung erwähnt hat. Im neunten Jahre kam sie nach Heidelberg zurück; den Verlust der Mutter ersetzte ihr die Raugräfin, an der sie mit kindlicher Liebe hing und deren Kindern sie mit seltener Geschwisterliebe ihr ganzes Leben hindurch ergeben war. Es ist ein starkes Zeugniß für die Integrität und sittliche Vortrefflichkeit des damaligen heidelberger Hofes, daß aus dem ganzen verkümmerten Verhältniß Karl Ludwigs und seiner Frauen keine irgend nachtheilige Folge für die Töchter des Kurfürsten entsprungen sind; die Raugräfin Luise, wie Elisabeth Charlotte, sind vielmehr wahre Musterbilder edler, von keinem unreinen Hauch berührter Frauencharaktere. Der männliche Ernst, der in Karl Ludwigs Wesen überwog, hat den weibischen Kurprinzen abgestoßen und verstimmt; Elisabeth Charlottens kraftvolle Natur fand sich in dieser Umgebung heimisch; sie liebte diesen bürgerlichen Ernst der pfälzischen Hofhaltung und diese Nüchternheit der Genüsse; sie hat später mitten im Glanze des üppigsten und raffinirtesten Hofes oft mit Wehmuth

10) So gibt sie selbst den Tag ihrer Geburt an; Schütz irrt also, wenn er den 7. Juli annimmt.

an die Zeit gedacht, wo sie als Kinder auf dem heidelberger Schloß eine Komödie aufgeführt hatten, oder wo sie selbst in den Gärten der Nachbarn gute Kirschen gegessen und tausenderlei Kurzweil getrieben, die ihr die kalte Etikette eines nur zur Repräsentation geschaffenen Lebens versagte. Alles war da durch zwanglose Heiterkeit und scherzende Jovialität gewürzt; Gelehrte, Beamte und Leute aus der Stadt fanden sich auf dem Schlosse zusammen, den Hofstaat Karl Ludwigs zu bilden, gegen dessen guten, kernigen Gehalt ihr alle äußere Pracht des versailler Hofwesens nur wie eine leere, trügende Maskerade erschien.

Der Vater selbst fand Gefallen an dem muntern, neckischen und geistreichen Kinde; wir sehen aus manchem Zuge, daß er die heranwachsende „Liselotte" ganz in sein Vertrauen zog und ihr viel näher stand, als dem verschlossenen, schüchternen Kurprinzen. Drum ließ er es auch wohl geschehen, daß sie um jeden Preis in Heidelberg zu bleiben suchte und Bewerbungen einzelner Freier mit der ihr eigenen Offenheit und Laune abwies. Einem Herzog von Curland, der nach dem Wunsche der Eltern um sie werben wollte, obwohl er eine würtembergische Prinzessin leidenschaftlich liebte, machte sie geradezu den Vorschlag, sich seine Geliebte aus Würtemberg heimzuführen, und dem Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach, dessen Vater sich anfangs als Brautwerber sehr thätig bewies, dann aber durch einen drolligen Zwischenfall gestört ward, gab sie auf die naivste Weise einen Korb [11]). Zuletzt mußte sie denn doch der politischen Klügelei ihr friedliches, harmloses Glück als Opfer bringen.

---

11) „Er ließ fragen, ob ich Ihm erlauben wolte Mittel zu suchen den holsteinischen heurath zu brechen undt sich wider auffs wenigst sein herr Vatter mit J. G. mein Herr Vatter zu Vergleichen, ich antwortete daß Es mir leydt sein solte ihm zu wehren seinem Herrn Vatter gehorsam zu sein, daß er mir nichts schuldig were hatte Ihn sehr seinen heuraht fort zu führen." Briefe der Elisabeth Charlotte, herausg von Menzel S. 360.

Es wurde oben erwähnt, wie sich Karl Ludwig durch die glänzende Aussicht auf französische Verwandtschaft und politische Verbindung bethören ließ, auf den Plan einer Heirath einzugehen, die nach Ludwigs XIV. Plan nur dazu dienen sollte, ein zweideutiges Erbrecht der französischen Krone an das pfälzische Land zu motiviren und bei dem erwarteten Aussterben der Dynastie die begonnenen Reunionen hier im Großen fortsetzen zu können. Selten hat sich daher eine politische Berechnung trügerischer erwiesen, als hier die Karl Ludwigs; was als Entschädigung dienen sollte für die Verluste des dreißigjährigen Krieges, was ihm eine Krone von Austrasien oder so etwas einbringen sollte, hat nur das furchtbarste Elend über das pfälzische Land verhängt, und Karl Ludwigs schönste Schöpfung, den wiederauflebenden Wohlstand der Pfalz, auf lange Zeit hinaus zerstört.

Auch die gute Liselotte sah mit Bangigkeit dem Vermählungsplane entgegen; unter allen war ihr keiner widerwärtiger, als der. Noch dreißig Jahre später [12]) schrieb sie an ihre Schwester Luise: „unter uns gerett, man hat mich wider meinen guten Willen hieher gesteckt", aber sie gehorchte, denn sie hatte von Jugend auf neben der guten Sitte der alten Zeit auch die Pietät und den kindlichen Gehorsam mit eingesogen. Mit schmerzlicher Resignation rief sie: so bin ich denn das politische Lamm, das für den Staat und das Land soll geopfert werden, Gott gebe, daß es wohl anschlage. Im Jahr 1671 ging sie dann nach Frankreich, von ihrem Vater bis Straßburg begleitet; sie sah ihn nie wieder und hat später oft erklärt, nicht ohne Erschütterung könne sie an den Moment denken, wo sie von dem Vater und dem ganzen reinen Glücke ihrer harmlosen Jugend Abschied nehmen mußte.

Sie trennte sich von Allem, was bisher ihr Leben und ihr Glück gemacht; schon in Metz mußte sie, ohne Zweifel nach vorhergegangener Uebereinkunft, die Religion abschwören (Nov.

12) Briefe, herausg. von Menzel S. 114.

1671), wofür ihre Vorfahren gekämpft und gelitten hatten; in Versailles fand sie dann einen Hof, eine Sitte und eine Umgebung, die ihrer Natur und ihren Gewohnheiten gleich zuwider war. Ihr schlichtes deutsches Wesen ward durch die französische Nationalität und deren höfische Umkleidung sehr wenig angesprochen; die ehrbare und kräftige Züchtigkeit ihres Sinnes fand sich ganz verödet in dieser wüsten Umgebung einer scham- und zuchtlosen Frivolität, und ihre derbe, gesunde Natürlichkeit ward unangenehm berührt durch die sociale Verzerrung und Affectation eines nur auf Lüge und Schein gegründeten Hofwesens.

Ein Mißverhältniß lag schon in der ganz widersprechenden Individualität beider Gatten. Der Herzog von Orleans, von Natur schon ziemlich unbedeutend, war erzogen worden, wie man an despotischen Höfen jüngere Prinzen erzieht; man hatte ihn zu einem weibischen, eiteln Gecken gemacht, damit er dem regierenden Herrn, seinem Bruder, in keiner Weise konnte gefährlich werden. Ein fades, süßes Männchen, Sklave seiner Favoriten und seiner durchaus verweichlichten Natur, geboren für die Intriguen des Serails und seiner frivolen Frauen, — so war der Lebensgefährte einer Prinzessin, die in kräftigem, beinahe männlichem Sinne, an geistvoller Eigenthümlichkeit und einer ganz ursprünglichen Natur an allen Höfen Europas damals ihres Gleichen suchte. Sie bestand gleich hier ein großes Probestück, indem sie, mitten in der vergiftenden Luft einer ganz nichtswürdigen Umgebung, ihre Pflicht als Gattin wie eine ehrliche deutsche Hausfrau erfüllt hat.

Obwohl sie im Scherz oft äußerte: der beste Mann taugt den Teufel nicht, war sie doch von der Heiligkeit der Ehe so durchdrungen, daß sie mit Abscheu sah, wie leichtfertig und ruchlos man dort ein Band zerriß, das sie doch in ihrer Religion für ein Sakrament ausgaben [13]). Sie wandte sich dem flachen und unbedeutenden Manne, an den sie die Politik ge-

---

13) Briefe, herausg. von Menzel S. 22.

fesselt, mit offener und herzlicher Liebe zu, aber dem zarten Herrn war ihre Zuneigung zu „importun", er wollte die Ehe nur als eine conventionelle Form betrachtet sehen, die ihn in seinen Liebhabereien nicht störte. So lebten sie in kaltem Frieden, und ihre Ehe konnte am französischen Hofe für eine gute gelten; aber die ehrliche Liselotte hatte Niemanden, dem sie sich von Herzen verwandt und verbunden fühlte, wie in ihrer schlichten heidelberger Hofhaltung. Ich habe mich an diesem großen Hofe schier zum Einsiedler gemacht und es sind wenig Leute im Land, mit welchen ich oft umgehe, schrieb sie an ihre Schwester Luise [14]).

Nur ihre Kinder waren ihr dafür ein Ersatz. Auch da freilich war sie den Verhältnissen ganz unterworfen; das erstgeborne, ein Knabe, ward, wie sie oft erzählte, durch die Ungeschicklichkeit der Aerzte getödtet, die beiden übrigen blieben zwar am Leben, aber es war der ehrlichen und kräftigen Mutter nicht gestattet, sie so zu erziehen, wie man sie selbst an Leib und Seele unverkümmert groß gezogen hatte. Ihr Sohn Philipp (geb. 1674), auf den sie alle Kraft und Eigenthümlichkeit ihres Geistes vererbt hatte, ward ihrer Fürsorge so früh entrissen, daß aus dem Sprößling der ehrbarsten Mutter einer der greulichsten Wüstlinge ward, und kaum aus den Trümmern eines zerrütteten Lebens kann man noch die reichbegabte, geniale Natur des Prinzen erkennen. Die Tochter, welche hieß wie die Mutter, ward zwar auch verweichlicht, wie alle am Hof, aber doch nicht verdorben; beiden Kindern, selbst dem lasterhaften Sohne, war die Mutter mit einer Wärme zugethan, die man gleich wie ihre Sitte, ihren Ernst, ihre Offenheit am versailler Hofe „ridikül" fand. Mit naiver Besorgniß, schreibt die Herzogin an ihre Schwester Luise, wie der und jener Fürst sich seine Gemahlin gesucht habe und „für die ihrige nichts mehr

14) Briefe S. 24. Charakteristisch war, daß sich ihre Liebhaberei den Thieren zuwandte; Hunde, Katzen, Papagayen waren ihr eine angenehmere Gesellschaft, als die versailler Hofleute. S. 308.

übrig sey;" „ich bin ganz persuadirt", setzt sie hinzu, „daß mein Tochter ein alt Jüngferchen bleiben wird" [15]). Doch fand sich (1698) ein Bewerber an dem Herzog von Lothringen; die junge Herzogin fand sich in der Ehe zufrieden und glücklich, obwohl auch sie die Liebe ihres Gemahls mit einer Maitresse hat theilen müssen. Der Sprößling der Ehe war Franz Stephan, Gemahl der Maria Theresia und Begründer der lothringischen Dynastie auf dem deutschen und östreichischen Throne.

Seit die Herzogin Wittwe geworden (1701), stand sie ganz allein; die veränderten Verhältnisse am französischen Hofe machten es ihr doppelt wünschenswerth, ohne alle Berührung mit der Außenwelt zu seyn. An die Stelle der lüderlichen und genußsüchtigen Zeit trat jetzt am französischen Hofe die bigotte und heuchelnde; die la Vallière und Montespan waren durch eine alternde Cokette ersetzt, die aus der pharisäischen Frömmigkeit ein einträgliches Geschäft zu machen verstand. Hatte man früher sich höchstens beklagt, daß mit der ehrlichen Pfalzgräfin weder eine Intrigue, noch eine Lüderlichkeit einzuleiten sey, so war die jetzige Favoritin, in ihrer steten Todesangst, ihre Gunst zu verlieren, gegen Jeden von Haß und Wuth erfüllt, der ihr Lügenspiel zu durchschauen verstand. Niemand that dies mehr, als Elisabeth Charlotte; ihre kernhafte, gesunde Natur empörte sich mit aller Stärke gegen ein Verhältniß und eine Person, die der bisherigen Umkehrung aller natürlichen und sittlichen Verhältnisse am versailler Hof die Krone aufsetzte. Kräftig aber ohne Ehrgeiz, fromm ohne Bigotterie, klug ohne Falsch, war die Pfalzgräfin der beste Prüfstein für eine herrschsüchtige, schleichende, fromm gewordene Weltdame, wie die Maintenon war. Daher der unbegränzte Haß, der freilich an dem geraden, festen Wesen der Prinzessin kraftlos abprallte, daher das Bestreben, den Sohn der Prinzessin, Philipp von Orleans, auf jede Weise bei seinem königlichen Oheim zu verdrängen und über seinem Fall den impotenten Bastarden, welche die Maintenon beschützte,

15) Briefe S. 19.

den Weg zu bahnen. Dies ganze Intriguenspiel hat unserer Pfalzgräfin manche Stunde verbittert, aber sie selbst stand zu fest, als daß die Wittwe Scarron sie erschüttern konnte. Sie hatte die beste Stütze am König selbst; Ludwig dem Vierzehnten hatte von Anfang an das gesunde, kraftvolle Wesen der pfälzischen Fürstin imponirt, er hatte eine scheue Achtung vor ihr, da sie unter allen den Unreinen die einzige Reine war. In den Zeiten des Glanzes hatte sie, was dem stolzen Herrn zu Zeiten wohlgefiel, offen und keck die Wahrheit gesagt, während noch Alles schmeichelte; in den Zeiten des Alters und Verfalles blieb sie dem König treu ergeben und suchte gern die Gesellschaft des von seinem Glück und sich selbst verlassenen Monarchen. Ludwig war für bessere Gefühle nicht unzugänglich; es rührte ihn die treuherzige Anhänglichkeit an die sinkende Majestät, und noch auf dem Todesbette erkannte er in herzlicher Weise an, wie sehr er die treue Ergebenheit seiner Schwägerin hatte zu schätzen wissen.

Sein Tod war für sie ein erschütterndes Ereigniß [16]); daß dann Alles drunter und drüber gehen würde, hatte sie voraus gesagt. Ihr Sohn war jetzt Regent geworden, und sie konnte eine politische Rolle spielen, aber sie blieb die Einsiedlerin, die sie gewesen war. Sie meinte, das arme Land sey lang genug durch Weiber, alte und junge, regiert worden, drum sey es besser, wenn einmal die Männer herrschten. Eins tröstete sie in den Jahren des zunehmenden Alters, die Pietät ihrer Kinder; es war das einzige, was ihnen die deutsche Mutter hatte anerziehen können. Die Herzogin von Lothringen blieb der Pfalzgräfin mit kindlicher Wärme zugethan, und auch der Regent, dem es zwar an Charakter und sittlicher Haltung fehlte, aber nicht an Geist und Gemüth, vergaß über seinen wüsten Genossenschaften und dem aufreibenden Leben seiner letzten Jahre nie die Pflichten, die er der Mutter schuldig war. In herzlicher und vertraulicher Weise blieb er ihr zugethan, besonders

16) Vgl. Briefe S. 218.

seit seine Tochter, die lüderliche Berry, gestorben war, von der Mutter nahm er manches ernste Wort hin, und man kann wohl sagen, es war für ihn das einzige Lebensverhältniß, das ihn über sich selbst und seine Umgebung mußte erröthen machen.

So lebte sie als Einsiedlerin, mitten in dem wilden Getreibe sittlicher Zuchtlosigkeit, mehr stumm angestaunt und wie eine große Abnormität betrachtet, als verstanden und gewürdigt. Was hätte eine solche Fürstin an einem deutschen Hofe wirken können, und wie wenig konnte sie für Versailles und Paris seyn! Ihr einziger Verkehr in dieser Oede war ein reger Briefwechsel mit verwandten Naturen; dahin hatte sich ihr eignes Selbst, das vor ihrer Umgebung zurückscheuchte, in seiner ganzen lebendigen Frische geflüchtet. So schrieb sie an ihre treffliche Stiefschwester, die Raugräfin Luise, an ihre Tante und Erzieherin, Sophie von Hannover, der sie mit schwärmerischer Liebe und Verehrung zugethan war, so stand sie mit ihrer alten hannöverschen Gouvernante, Frau von Harling, in reger Verbindung, der Correspondenz gar nicht zu gedenken, die sie mit der Prinzessin von Wales, der Herzogin von Lothringen und vielen andern hochgestellten Personen jener Zeit unterhielt. Die ganze Correspondenz, von der bis jetzt nur ein Theil bekannt ist, würde viele Bände umfassen, denn die Prinzessin führte eine sehr fertige Feder, und, wie sie selbst erzählt, brachte sie ganze Tage, in ihr Cabinet eingeschlossen, mit Lesen und Schreiben zu. Es gibt kaum einen Briefwechsel, worin sich eine schlichte, ganz naive Persönlichkeit so ungezwungen hingibt, wie hier; bald in munterer Laune, bald in komischem Scherz über ihre Verstimmung plaudert sie in zwangloser Nonchalance Alles, was ihr von Geschichten, Betrachtungen, Erinnerungen durch den Kopf geht, und der kräftige, derbe, markirte Styl trägt in jedem seiner Züge die ganze Eigenthümlichkeit ihres originellen Wesens zu Tage. Da ist durchaus nichts Berechnetes, Gemachtes; der ganze ungenirte Humor der rheinländischen Natur sprudelt überall in ursprünglicher Fülle und Derbheit hervor.

In diesen Briefen schildert sie uns mit starken, schonungslosen Pinselstrichen den ganzen Abgrund der Sittenverdorbenheit jener Zeiten; Laster, an deren Möglichkeit sie erst gezweifelt, bis man sie von deren Dasein überzeugt, skizzirt sie mit wenigen Zügen und dem derben, lebenstreuen Colorit eines niederländischen Meisters. Als wohlthuende Versöhnung gegenüber diesem abschreckenden Bild verzerrter und verwüsteter socialer Zustände erscheint dann ihre eigne Persönlichkeit; der Gegensatz der guten alten und der neuen Zeit, der Natur und der Grimasse, der Gesundheit und der socialen Fäulniß, der guten Sitte und der „guten Gesellschaft" tritt an wenig Orten schneidender zu Tage, als in diesen Briefen der Prinzessin. Diese edle und charakteristische Persönlichkeit nach ihren eignen Aeußerungen zu zeichnen, ist eine angenehme Pflicht des Geschichtschreibers; eine Pflicht, denn unserem deutschen Blute gehört sie mit der ganzen unverkümmerten Kraft ihres Wesens an.

Hätte Deutschland viele Männer gehabt, wie diese Frau, unser Patriotismus hätte nicht Jahrhunderte lang verhüllt gehen müssen, wir wären vor jeder ausländischen Reaction in Sitte, Bildung und Regierungsform bewahrt worden. Eine so kerndeutsche Natur, so kräftig und so gar nicht abgeschliffen, wie die Elisabeth Charlottens, mag in den höhern Lebensverhältnissen ohne Beispiel seyn; unser Volksthum mit allen seinen charakteristischen Zügen ist bei ihr zu Fleisch und Blut geworden. Sie hat Recht, wenn sie schreibt, sie hätte für Frankreich ein nur allzu deutsches Herz; denn nach einem mehr als dreißigjährigen Aufenthalt erklärt sie selbst noch ganz fremd zu seyn. Könnte ich mit Ehren nach Deutschland, schreibt sie an eine der Raugräfinnen, so würdet ihr mich bald sehen, Deutschland war mir lieber und ich fund es nach meinem Sinn viel angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nichts, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Deutsche, die nach Frankreich kamen, waren

ihr stets willkommen; doppelt dann, wenn sie „noch auf den alten teutschen Schlag waren wie die Leute zu meiner Zeit gewesen seyn", und sie vergißt nie, freudig zu erwähnen, wenn sie recht vielen deutschen Besuch gehabt hat. Je älter sie ward, desto lebhafter ward in ihr dies Heimweh; „ich höre als recht gern wie es in Deutschland zugeht, bin wie die alten Kutscher, die noch gern die Peitsch klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können", schreibt sie in ihrer drolligen Weise. Ihr deutsches Nationalgefühl ist so reizbar, daß eine Verletzung deutscher Ehre sie am tiefsten schmerzt; „ich hab, schreibt sie, als August von Sachsen den schmählichen altranstädter Frieden schloß, in meinem Leben nichts abscheulicheres gehört, als den Frieden; er muß voll und doll gewesen seyn, wie er die Artikeln eingegangen hat; ich schäme mich vor unser Nation, daß ein deutscher König so unehrlich ist." Sie schärft ihren Stiefschwestern genau ein, in ihrer Correspondenz mit Deutschen stets nur deutsch zu schreiben; die Königin Sophie von Preußen, ihre Verwandte, verliert sehr bei ihr, seit sie hört, daß dieselbe das Französische dem Deutschen vorziehe; was die deutsche Sprache nicht ausdrücken kann, taugt in ihren Augen auch nichts. Ich weiß nicht was Gala heißt, das ist kein deutsch Wort; Affectation kann man nicht deutsch ausdrücken; damit ist für sie Alles gesagt. Mit bitterem Ernst tadelt sie das Franzosenthum in Deutschland; „wenn unsre ehrliche Deutschen folgen wollten, was man Guts in Frankreich thut, wären sie zu loben, aber zu folgen was selber hier getadelt wird, das ist abgeschmackt." Von jeder Eitelkeit frei, fühlt sie sich doch sehr glücklich, daß ihr Leibnitz das Zeugniß gibt, sie schreibe nicht übel deutsch, und ihre Sorge ist immer, sie möchte es bei der langen Entfernung aus dem Vaterlande doch zuletzt verlernen. Sie will auch nicht die Franzosen ihre liebe deutsche Muttersprache radbrechen hören; „es ist ein Ick und Ack, das ich nicht leiden kann" [17]).

---

17) Die betreffenden Stellen s. in den Briefen, herausg. von Menzel S. 12. 34. 41. 82. 83. 114. 1.5. 103. 117. 123. 134. 168. 233.

Besaß Deutschland an ihr eine warme begeisterte Tochter, und war es ihre größte Freude, „ehrlichen Deutschen in was dienen zu können“, so war sie den andern Nationen, zumal Engländern und Franzosen, desto abgeneigter. Der Aufenthalt in dem glatten falschen Frankreich machte sie oft „grittlich wie eine Wandlaus“; Frankreich scheint ihr „voll falscher Teufel“, denn Alles, was sie selbst erfüllt, strenge Sittlichkeit, Liebe zu den Verwandten, Heiligkeit in der Ehe, schlichte einfache Lebensart, sieht sie dort ins Gegentheil umgeschlagen. Auch die Engländer stehen ihr nicht besonders an; die „englische Bosheit“ scheint ihr ein stehender Zug in der nationalen Physiognomie dieses Volkes, und einmal sagt sie geradezu: „in meinem Sinn ist keine widerlichere Nation, als die englische; sie sind zu boshaftig und zu neidisch, um daß man sie lieb haben könnte“ [18]).

Aus dieser scharf ausgeprägten deutschen Individualität springt aber ein provincieller Zug ganz besonders ins Auge; die Prinzessin ist Pfälzerin, und all das muntere, joviale, zwanglose Wesen der rheinischen Natur tritt hier zu einem Ganzen verschmolzen hervor. Wir haben früher bei Friedrich dem Siegreichen darauf hingewiesen, daß man in ihm die edleren Züge des pfälzischen Wesens vereinigt wiederfinde; dasselbe kann man von Elisabeth Charlotte sagen, sie kann als Typus einer gesunden, offenen pfälzischen Natur gelten. Sie fühlt das auch und ihr deutsches Nationalgefühl ist zunächst an die pfälzische Erdscholle geknüpft; mit schmerzlicher Sehnsucht zieht es sie nach dem Geburtslande zurück, und sie zaubert sich alle Spiele der Jugend, alle Erinnerungen vor die Seele, um unter Fremden, die sie nicht begreifen, wenigstens in der Phantasie sich das Bild ihrer heimathlichen Zustände unverkümmert zu erhalten. Die Pfälzer, die nach Paris kommen, sind in ihre besondere Obhut genommen, sie freut sich immer, wenn gute alte Pfälzer sie noch lieb haben, und ein pfälzisches Sprichwort, ein pfälzisches

18) Ebendas. S. 269. 297.

Volkslied versetzt sie ganz in den Kreis ihrer heimathlichen Freuden zurück. Die schreckliche Barbarei der Jahre 1689 und 1693, wozu ihre unglückselige Heirath hatte als Vorwand dienen müssen, war Keinem tiefer in die Seele gedrungen, als der Prinzessin; „ich kann an die gute Pfalz nicht denken, sagt sie noch lange nachher, es macht mich zu traurig.“ Ihre Lieblingsangelegenheit war dann der Wiederaufbau der pfälzischen Städte und Schlösser; „es hat mich in der Seel gefreut, daß das gute ehrliche Heidelberg wieder so wohl gebaut ist“, schrieb sie an die Raugräfin, und noch wenige Jahre vor ihrem Tode äußerte sie: „wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wieder sehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte, denn wie alle Unglück dort geschehen, bin ich länger als sechs Monat gewesen, daß sobald ich die Augen zugethan, habe ich die Oerter im Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als ein Stund geweint, daß ich geschlozt habe.“ Sie will eine Landkarte vom Amt Heidelberg, um sich den Ort ihrer Jugendfreuden ganz im Detail vergegenwärtigen zu können. Bei zunehmendem Alter wuchs diese Sehnsucht, die ganze kindliche Erinnerung wurde wieder lebendig und die Prinzessin sah wieder alle Erlebnisse und Erinnerungen der ersten Jugendzeit auftauchen. Da sah sie ihr altes Heidelberg mit allen Straßen und Gäßchen, wußte noch in jedem Winkel Bescheid, erinnerte sich aller Personen noch genau und fragte nach diesem und jenem, den die in der Nähe lebende Raugräfin aus den Augen verloren oder ganz vergessen hatte. Sie ist ungehalten, wenn ein alter Heidelberger nach Frankreich kommt und sie nicht aufsucht; sie fragt, was die „kleine Spina mache, von der sich ihr Herr Vater Selig als Märger verzehlen ließ“, und plaudert in fröhlicher Erinnerung, wie sie an den Lieblingsorten Heidelberg, Mannheim und Schwezingen ihre Kindheit verlebt habe. Sie erkundigt sich genau, wo die Raugräfin bei ihrem heidelberger Aufenthalt gewohnt habe; „logirt ihr vielleicht in alten Landas Haus auf den kleinen Markt, wenn es da wäre,

hettet ihr mit dem Mondschein das arme Schloß wohl sehen können." Sie macht in Gedanken den ganzen Weg von Heidelberg nach Schwezingen, wie sie ihn oft gemacht, sogar die bösen Schnacken in Schwezingen hat sie nicht vergessen und erinnert sich noch genau der mannheimer Mennoniten, deren Werkstätten sie oft als kleines Kind besucht hatte. Sie möchte mit spazieren gehen in der heidelberger oder schwezinger Umgebung; „jetzt wird man dort bald auch gute Erdbeeren finden und zu Heidelberg gute Heidelbeeren" [19]).

Drum ist es ihr auch ein großer Kummer, die alten Stammsitze ihres Hauses möchten in der Verwüstung bleiben, in die sie durch den Krieg gekommen waren. Die neuburger Linie, wegen ihrer Bigotterie und Verschwendung ohnedies nicht in großen Gunsten bei ihr, kommt ganz in Mißcredit, seit sie die rheinische Pfalz über dem glänzendeu Düsseldorf vernachlässigt. „Kurpfalz hätte die 20000 Thaler besser anwenden können, das arme Schloß wieder zu bauen, als vor ein opera"; sie findet es recht häßlich, daß man Heidelberg nicht mehr zurecht machen läßt, da es doch das Stammhaus ist, und preist die gute gesunde Luft, die in der alten pfälzischen Residenz herrsche. Sie ist den Neuburgern darüber recht gram und sieht in ihneu kein rechtes Pfälzerblut, sie äußert sich an manchen Stellen bitter über sie [20]); erst Karl Philipp kommt in große Gnade bei ihr und sie übersieht gern die argen Schwächen von ihm, nur weil er beim Regierungsantritt sich entschließt, in der Rheinpfalz zu bleiben. „Der Churfürst ist mir lieb, weil er Heidelberg lieb hat", schreibt sie damals, sie rühmt seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, und ist ihm ganz „dankbar, daß ihm die liebe Pfalz besser gefällt" [21]).

---

19) Vgl. darüber die Briefe, herausg. von Menzel S. 9. 30. 77. 130. 132 139. 140. 148. 155. 254. 312. 319. 323. 329. 345. 355. 356. 376. 391. 435.

20) Briefe S. 138. 156.

21) Ebendas. S. 331. 332. 337. 340. 351.

Diese Vorliebe für das Vaterländische erstreckte sich auf Alles, auf Lebensart, selbst auf Speise und Trank. Sie konnte sich nie mit den Delikatessen und Leckereien der französischen Lebensart befreunden, nicht einmal Kaffee, Thee oder Chocolade mochte sie leiden. „Guter brauner Kohl, Sauerkraut, Schinken und Knackwürst schmeckten mir viel besser und ein guter Krautsalat mit Speck diese delicaten Speisen sind mein Sach", schreibt sie an die Raugräfin; ein andermal klagt sie, daß man in Frankreich nicht einmal einen guten Pfannenkuchen bekommen könne. Auch darin blieb sie kerndeutsch, daß ihr niemals die süßen und südlichen Weine besonders schmecken konnten; bis in ihr spätes Alter trank sie ihren edlen Bacheracher [22].

Hat sie die Anhänglichkeit und Vorliebe für ihr Geburtsland während fünfzigjähriger Verbannung treu bewahrt, so blieb auch ihr lebhaftes Familiengefühl, ihre Theilnahme an allen Verwandten ungeschwächt. Sie mußte ihr Gefühl beinahe verbergen; denn „die seinigen recht lieb zu haben, sagte sie, versteht man in diesem Lande nicht." Sie konnte nicht begreifen, wie Jacob **II.** über seiner Tochter Tod so theilnahmlos seyn kann, denn „mich deucht, man kann seine Kinder nicht vergessen was sie einem auch zu Leid thun mögen." Sie selbst liebte ihre Kinder so zärtlich, daß sogar die wüste Lüderlichkeit des Sohnes, die ihr nicht unbekannt war, vor ihrer mütterlichen Nachsicht die besseren Eigenschaften nicht verdunkeln konnte; sie freut sich, daß er sie lieb hat, und setzt getröstet hinzu: er ist ein guter Bub und hat ein gut gemüthe. Alle verwandten Fürstenfamilien behielt sie mit großer Theilnahme im Auge, dem König Karl **XII.** von Schweden, dem Enkel der zweibrückischen Pfalzgrafen, wünscht sie die römische Königskrone, weil er von ihrem Hause ist, und sein Tod thut ihr wehe; denn, sagt sie,

---

22) Briefe S. 195. 323. 329. 494. Vom Kaffee sagt sie S 177: ich finde, daß er eben schmeckt wie ein stinkender ahtem der Verstorbene Ertzbischoff von paris hat eben so gerochen, daß Eckelt mich. Vom Tabakschnupfen spricht sie S. 169.

der thut dem Hause Ehr an. Den Tod ihrer Tante von Hannover, die sie wie eine Mutter liebte, konnte sie fast nicht verschmerzen; die „liebe Kurfürstin“ oder „ma tante“, wie sie sie nannte, war ihr so zur Lebensgefährtin geworden, daß sie glaubte „als wenn sie jezt ganz allein auf der Welt wäre“. „Mein Weinen kann aufhören, aber meine Traurigkeit nicht“ [23]).

Am schönsten sprach sich dies Familiengefühl in dem Verhältniß zu ihren Stiefgeschwistern aus. Sie vergaß ganz, daß ihre Mutter durch die Degenfeld war verdrängt worden; „ich habe, sagte sie, einen solchen Respect vor J. G. unser Herr Vatter S. in meinem Herzen behalten, daß ich Alles lieb habe, was J. G. Kinder sind.“ „Ich were unerhört zu blamiren, schrieb sie an ihre Stiefschwester Luise, wenn ich falsch wäre und die nicht liebte, die ich zu lieben schuldig bin.“ Drum unterhielt sie auch lebhaft und ohne Unterbrechung mit den Geschwistern die Correspondenz, sie schreibt sogar mit steifem Finger, weil „ihre Hofdame blutsübel orthographirt“. An ihren Vater dachte sie stets mit Verehrung; der Schmerz, daß sie ihn hatte verlassen müssen, war noch lange frisch. Wie sie zehn Jahre später in Straßburg war, schrieb sie ihrem Bruder dem Raugrafen Karl Ludwig: „ich hätte Euch wohl zu Straßburg embrassiren mögen, ich glaube wir würden mit einander geheult haben; denn wie ich bei dem Ochsen bin vorbei gefahren, ist es mir eingefallen, wie ich J. G. den Churfürsten das letzte Mal da gesehen, da ist mir das Flenen so greulich ankommen, daß ichs nicht hab verhalten können.“ Eben dieser Raugraf, der seinem Vater in vielem glich, stand bei ihr in besonderer Gunst; „herzlieb Carllutzgen, ich hab euch Schwarzköpfel recht lieb“, hieß es, und schalkhaft neckte sie ihn: alle unsre Jungfern fragen gar oft, wie es euch geht und sagen, sie möchten Euch gerne wieder sehen.

23) Briefe S. 127. 174 f. 296.

In dem Mißverhältniß zwischen ihrem Bruder dem Kurfürsten und den Stiefgeschwistern suchte Elisabeth Charlotte zu vermitteln; „in meinem letzten Brief hab ich ein lang Capitel von Euch gehalten", schrieb sie an den Raugrafen Karl Ludwig. Es half freilich nicht viel; Mutter und Bruder wurden der gutmüthigen Prinzessin bös, als sie sich der Stiefgeschwister annahm, und Elisabeth Charlotte mußte ihnen aus eignen Mitteln Unterstützung anbieten. Auch später, wie die neuburger Pfalzgrafen das Kurland erbten, war die Prinzessin unermüdlich, das gute Recht der degenfeldischen Kinder zu vertreten.

Wie einsam stand die Prinzessin mit ihrem warmen deutschen Herzen mitten in der kalten, übertünchten Welt des Versailler Hofes! Wie stark war der Gegensatz zwischen ihrer Originalität, ihrer naiven Einfachheit und all dem verkünstelten, verzerrten Wesen, das sie umgab! Denn in ihr war Alles ursprüngliche Kraft, Leben und Frische, alles Verzärtelte, Weichliche und Schwache fand vor ihren Augen keine Gnade. Mit dieser zwanglosen, freien Natur mußte es sie allerdings wundern, wenn sie in der socialen Welt, die sie umgab, zumal in dem „widerwärtigen" Paris Frauen wie Männer und Männer nach Frauen Art sich geberden sah; die Natur war umgekehrt worden, und wie sie selber richtig sagte [24]: „man sieht jetzt keine rechten Kinder mehr, denn Kinder von neun Jahren wissen nun zu reden und zu leben wie Menschen von dreißig Jahren." All die raffinirten Genüsse, womit Hof- und Weltleute die liebe lange Zeit tödten, waren ihr fremd; sie war nicht einmal eine Freundin des Spiels; „denn, sagte sie [25]), das Spielen ist hier greulich hoch und die Leute werden wie tolle Menschen, wenn sie spielen; eins heult, das ander schlägt mit der Faust auf die Tafel, daß die ganze Kammer darüber zittert, der Dritte lästert Gott daß Einem die Haar darüber zu Berg stehen." Lieber als alles das war ihr ein ehrliches Blin-

24) Briefe, herausg. von Menzel S. 59.
25) Ebendas. S. 8.

dekuh- und Versteckensspiel; „wo man frei seyn und schwätzen und lachen darf, da macht man sich viel lustiger als wenn man bei großen Festen ist, wo man nicht lacht und gar stammig seyn muß" [26]). So liebte sie der Gesundheit wegen eine tüchtige Bewegung, wie die Jagd; auch wohl eine gute Comödie (namentlich den Moliere'schen Tartüffe) und eine kräftige Musik; nur die italienische Musik konnte sie nicht leiden, „mir deucht, sagt sie einmal, daß es laut als wenn die Katzen auf dem Dach mit einander miauen" [27]). Kräftige gesunde Naturen gefielen ihr immer, die „Löwen" der Versailler und Pariser Hofwelt waren ihr widerwärtige Personen, und ein Wüstling wie der Herzog von Richelieu, den alle Damen der Zeit vergötterten, hieß ihr ein „nichtswürdiger Mensch". „Es ist, sagte sie von ihm [28]), ein klein Krötgen so ich gar nicht artig finde, hat keine Mienen noch weniger Courage, ist impertinent, untreu, indiskret; ich heiße ihn allezeit Hintzelmann, denn er gleicht diesem Poldergeist wie zwei Tropffen Wasser." Mit dem soliden Sinne, der ihr in Allem eigen war, verachtete sie auch Ceremonien, Moden und Kleider; „macht keine façons und Complimente, schrieb sie an ihre Schwestern, das ist gar langweilig." König Friedrich I. von Preußen, der ceremoniensüchtige und auf glänzende Repräsentation erpichte, war ihr eine lächerliche Figur; dagegen hatte sie eine charakteristische Sympathie, die sich in lauter Bewunderung aussprach, für Wilhelm III. von England, den ächten König unter den Königen jener Zeit [29]).

So war sie in allen Stücken eine Erscheinung der alten Zeit, eine Deutsche von ächtem Schrot und Korn; das Wort „à la mode" hörte sie nur aus fremdem Munde. Ohne hochmüthig zu seyn, besaß sie gleichwohl einen hohen Stolz auf den alten reinen Stammbaum deutschen Adels; sie sah mit Wider-

26) Ebendas. S. 33.
27) Ebendas. 254.
28) Ebendas. S. 385.
29) Vgl. Briefe S. 18. 38. 107. 119. 120. 184.

willen, wie diese Verhältnisse am französischen Hofe verwirrt wurden und sogar ihr eigner Sohn genöthigt ward, eine natürliche Tochter des Königs zu heirathen. Die Messaliancen, sagte sie, choquiren mich immer; es wird nie nichts Gutes draus [30]. Es war der alte deutsche Ritterstolz; denn sie sah es ungern, wenn uralte Grafengeschlechter sich mit dem Fürstentitel aufputzen ließen. Sie faßte das mit aller Lebhaftigkeit ihres Naturells auf, und ein Angriff auf die uralte Würde des Pfalzgrafen konnte sie hart und ungerecht machen; „es kann mich doll machen, schreibt sie, daß ich aus der Haut fahren möchte, wenn ein Pfalzgraf herkommt und ihm ein lumpener **Duc** den Rang disputiren will.“ In solchen Zügen erkennt man ganz die Natur ihres Vaters, der auf leere Ceremonien nicht viel hielt, aber in Wuth gerieth, wenn man die Würde seines Hauses antastete.

Die Einwirkung des Vaters und der durch ihn gegebenen Erziehung finden wir auch in ihren religiösen Ansichten. Sie hatte zum römischen Katholicismus übertreten müssen, blieb aber der Religiosität getreu, welche an ihres Vaters Hofe geherrscht hatte. In dem schlichten Protestantismus großgezogen, blieb sie ihr Leben lang in den protestantischen Erinnerungen ihrer Jugend festgehalten; jedem Pfaffenthume abhold, schöpfte sie aus der Bibel, die sie fleißig las, die Lehre der Liebe und Duldung, die Karl Ludwig besessen hatte. Die drei christlichen Religionen, meinte sie, sollten sich für eine halten und nicht darnach fragen, was man darin glaubt, sondern nur ob man nach dem Evangelium lebt; für mich gibt es, sagt sie ein andermal, nur eine gute und rechte Religion in der Welt und die kann sich in allerhandt Religionen und Sprachen finden, nämlich die von den ehrlichen Leuten [31]. Die wahre Reue konnte sie gerade so gut „im Kämmerlein finden, als zu Rom“, und das „Heiligenfressen“ war ihr in jeder Form zuwider. Die ächte

30) Vgl. ebendas. S. 34. 70.

31) Briefe, herausg. von Menzel S. 18. 19.

Religion, schreibt sie an ihre Schwestern, ist die, welche ein Christ in seinem Herzen hat und auf Gottes Wort gegründet ist; das Uebrige ist nur Pfaffengeschwätz und daran hat die Religion den wenigsten Antheil, geschieht Alles nur aus Politik und Interesse [32]). Sie ist „persuadirt, daß alle Religionen sich mit einander vergleichen könnten, wenn das Interesse der Pfaffen nicht im Spiel wäre; ihr Interesse und Ambition geht über Alles" [33]). Bei diesen Ansichten über Religion ist es nicht auffallend, wenn ihre gesunde kräftige Natur auch hier von allem Künstlichen und Gemachten zurückgestoßen wird, wenn der Tartüffe ihr Lieblingsstück war, und die protestantischen Frömmler ihr gerade so verhaßt waren, als die Agenten des Papismus [34]). Rings umgeben von heuchlerischer Frömmelei und Verfolgungssucht, bewahrte sie ihren toleranten Sinn; sie sah mit tiefem Schmerz, wie die neuburger Kurfürsten in der Pfalz mit den Protestanten umgingen, aber sie mißbilligte auch die abgeschlossene Unduldsamkeit des pfälzischen Calvinismus, wie sie sich in der achtzigsten Frage des heidelberger Katechismus aussprach. Unter der Regentschaft ihres Sohnes hat sie manchem wegen religiöser Ansicht Verfolgten Sicherheit zu schaffen gewußt, und Reformirte, die des Glaubens wegen auf den Galeeren saßen, erhielten durch sie ihre Freiheit [35]).

Ihr Verhältniß zu der französischen Umgebung, worin sie lebte, konnte bei dieser Eigenthümlichkeit ihres Wesens kein sehr inniges seyn; die Sittenlosigkeit, die durch die frommthuende Heuchelei der Maintenon nur greller ins Auge sprang, erfüllte sie mit Abscheu und Eckel; in kraftvollen, groben Zügen zeichnete sie in ihren Briefen den fürchterlichen Zustand der höheren Gesellschaft, und unter allen kam die „alte Zott", die „alte

32) Vgl. ebendas. S. 49. 62. 260. 310.

33) Ebendas. S. 217. 316 In dieser Hinsicht sind auch besonders die handschr. Briefe auf der münchner Bibliothek interessant.

34) Briefe S. 94. 95.

35) Ebendas. S. 265. 393. 398. 402. 448.

Her", oder wie sie sonst noch die Maintenon zu nennen pflegte, nicht am besten weg. Nur Wenige verstanden sie; in den Augen der großen Masse vom Hofe galt sie im Allgemeinen als die „fière **Palatine**"; denn als Stolz deutete man ihre Zurückhaltung und ihren Widerwillen gegen Alles, was sie mit Augen sehen mußte. Am besten hat sie der jansenistische Herzog von St. Simon begriffen und geschildert: „eine Fürstin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Ehre, Tugend, Rang, Größe; in Sachen des Anstandes unerbittlich; eine treffliche und treue Freundin, zuverlässig, wahr, gerade, derb, in allen ihren Sitten sehr deutsch und bieder" — so zeichnet er sie und so gibt sie sich selbst in ihren Selbstbekenntnissen, wie sie die Briefe enthalten.

Ihr Aeußeres hat sie selbst mit drolliger Naivetät gezeichnet: „meine Taille ist monströs in Dicke, ich bin so viereckt wie ein Würfel, meine Haut ist retlich mit Gelb vermischt, ich fange an grau zu werden, meine Stirn und Augen sind sehr runzlicht; ich habe die Backen platt, das Maul größer und runzelicher worden, so ist meine schöne Figur bestellt." Oder ein andermal: „ich habe kleine Augen, kurze dicke Nase, platte lange Lippen, große hangende Backen, ein groß Gesicht und bin gar klein von Person, dick und breit; Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen." Ihr Humor liebte solche Schilderungen; von einer ihrer Kammerfrauen heißt es einmal: sie sprach wie eine Ent und hatte ein Gesicht wie eine vertretene Krott; hier und auch in Zeichnung des eignen Ich mag sie drollig übertrieben haben [36]). Von ihren geistigen Fähigkeiten sagt sie zu bescheiden, aber im Ganzen treffend: Mein Verstand kommt meinem Herrn Vater und der Tante nicht bei, habe nur was man hier **sens commun** heißt, sich fortzuschleppen. Von Natur, sagt sie ein andermal, bin ich mehr lustig als traurig, aber wenn mich was betrübt geht es mir erschrecklich zu Herzen [37]).

36) Vgl. Briefe S. 27. 504. Auszüge bei Schütz S. 160.
37) Briefe S. 346 395.

Ihre Lebensweise war so einfach und regelmäßig, wie ihr ganzes Wesen; einen Theil des Morgens brachte sie mit Beten und Bibellesen zu; dann empfing sie Besuche, später ging sie in die Kirche, dann aß sie; den Nachmittag las oder schrieb sie, und den Abend brachte sie in einfacher, eingezogener Unterhaltung zu. Ihre schönsten Stunden waren die, in welchen sie schrieb; ihre ganze Munterkeit, ihr Witz tauchte da wieder auf und sprach sich in der originellen, lebendigen Weise aus, die ihre durchaus plastischen Briefe charakterisirt. Sie behielt das bis ins Alter; denn selbst wenn sie, nahe an siebzig, ihrer Schwester schildert, wie sie abnehme, thut sie es in drolligem Tone: ich werde zuletzt ganz austrocknen, wie die Schildkröten von der Ludwig, die ich zu Heidelberg in der Kammer hatte [38]. Vielen Trost brachte ihr die Theilnahme des Sohnes, der keine kindliche Pflicht versäumte; er war bang, sagt sie, daß ich sterben würde, und froh wie er mich hat genesen sehen, seine Visiten sind mir gesundter als das Quinquina, sie thun mir nicht wehe im Magen und erfreuen mir das Herz, er verzehlt mir als etwas possirliches, so mich lachen macht, denn er hat Verstand und verzehlt gar artig.

Kleine Unpäßlichkeiten wurden von den ungeschickten pariser Aerzten verkehrt behandelt; sonst hätte ihre Natur sie aufrecht erhalten. Krank besuchte sie noch die Königskrönung Ludwigs XV. zu Rheims; sie „wollte das liebe Kind noch in seiner irdischen Herrlichkeit sehen und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehn."

Am 8. Okt. 1722 beschloß sie, wie sie es vorausgesehen, ruhig ihr Leben; sie sah jetzt, wie sie einst an ihre Schwester geschrieben, ihre Lieben „im Thal Josaphat wieder." Sie hatte manchmal früher geäußert, wir Kinder des sel. Kurfürsten haben uns wenig vom zeitlichen Glück zu berühmen, Gott gebe, daß wir das ewige finden mögen.

---

38) Briefe S. 481.

So war Elisabeth Charlotte, die letzte vom simmerischen Kurfürstenhause, die Stammutter der Königsdynastie Orleans. Kräftiger und schöner konnte der simmerische Stamm nicht erlöschen, ein frischeres und kraftvolleres Reis konnte in das alternde Haus der Bourbons nicht eingeimpft werden, als dieses gesunde, reine Blut der pfälzischen Fürstin.

§. 4.

Ueber die pfälzischen Linien.

Die Geschichte der Nebenlinien erhebt sich nie zu der Bedeutung oder dem allgemeineren Interesse, das die Geschichte der pfälzischen Kurlande in Anspruch nimmt; drum haben wir in diesem Werke, den Gesammteindruck kurpfälzischer Geschichten nicht zu stören, die Zustände der Seitenlinien nur in untergeordnetem Verhältniß hervortreten lassen. Nur, wo ein allgemeineres Einwirken bemerkbar wird, sind wir auf das Einzelne eingegangen; so in diesem dritten Buche mehrmals auf Pfalz-Neuburg, dessen kirchliche Stellung zum Kurlande von Bedeutung geworden war. Auch jetzt, am Schlusse des Buches, verweilen wir, wie nach Beendigung des ersten und zweiten, einen Augenblick, um den Zusammenhang der Geschichte der einzelnen Linien in der Hauptsache festzuhalten.

Von den Linien, die nach König Ruprechts Tode in das väterliche Erbe sich theilten, waren die Nachkommen des ältesten Sohnes Ludwigs **III.**, die sogenannte ältere Kurlinie mit Otto Heinrich (1559) ausgestorben; es folgten demnach die Sprößlinge des zweiten Bruders, Stephan, dessen beide Söhne die Stifter der simmerschen und zweibrückischen Linien geworden waren. Die simmersche Linie hatte von Friedrich **III.** bis auf Kurfürst Karl die pfälzische Kurwürde mit dem seltsamsten Wechsel von Glanz und Verfall behauptet; in ihr war jetzt (1685) der pfälzische Kurfürstenstamm ausgestorben, nachdem

schon 1654 der Bruder Friedrich, Pfalzgraf Ludwig Philipp und im Jahr 1673 dessen Sohn Ludwig Heinrich Moriz, die letzten appanagirten Pfalzgrafen des simmerschen Hauses, gestorben und ihr kleines Erbtheil an Kurpfalz übergegangen war.

Wir wenden uns zur zweibrückischen Linie, deren Schicksale bereits am Schlusse des ersten Bandes in Kürze erwähnt sind [39]). Der dort erwähnte Pfalzgraf Wolfgang (geb. 1525) ist als eifriger Freund der Reformation, als Begründer des Kirchen- und Schulwesens im Zweibrückischen vielfach genannt worden; seine Thätigkeit ist in alle die protestantischen Bewegungen der Zeit verflochten, und bei der Reaction der Jahre 1546 und 1547 bewies er eine Festigkeit und Glaubenstreue, wie sie des Schwiegersohnes Philipps des Großmüthigen von Hessen würdig war. Er war auch unter den lutherischen Fürsten der einzige, der im Einklang mit den reformirten Kurfürsten der Pfalz eine allgemeine Unterstützung der protestantischen Interessen im In- und Ausland durchzuführen suchte; wie die Nachkommen Friedrichs III., war er mit den Glaubensgenossen des Auslandes in engere Verbindung getreten. Schon 1563 hatte er ein Hülfsheer für die französischen Reformirten gerüstet; fünf Jahre später, als der Religionsfriede von Neuem gebrochen ward, schloß er einen Bundesvertrag mit den Führern der protestantischen Parthei in Frankreich [40]). Die Abmahnungen des Kaisers, der lutherischen Fürsten und seiner eigenen lutherischen Theologen, unter denen der berufene Thilemann Heßhus, waren nicht im Stande, den eifrig protestantischen Fürsten in seiner Theilnahme für die bedrängten Hugenotten zu erschüttern; so fest er selbst an der augsburgischen Confession hing, entschloß er sich doch zum Krieg für die Calvinisten und zog im Febr. 1569 mit einem Heer von etwa 17000 Mann durch das Elsaß und Burgund nach Frankreich hinüber. In feindlichen

39) I. S. 651 f.

40) Vgl. J. H. Bachmann, Herzog Wolfgangs Kriegsverrichtungen. 1769.

unbekannten Gegenden, oft ohne Vorräthe und durch die Schwierigkeit der Wege gehemmt, von den Feinden umschwärmt, bewies der Herzog eine Feldherrngewandtheit, die selbst die Gegner anerkannten. Ehe es zu entscheidenden Ereignissen kam, ward er von einem bösartigen Fieber ergriffen, dem er am 11. Juni zu Nessun im Limousin unterlag. Seinem Heere blieb es vorbehalten, den französischen Hugenotten den Frieden von St. Germain erkämpfen zu helfen. Herzog Wolfgang hinterließ seinen Kindern (es waren ihm fünf Söhne und acht Töchter geboren worden, von denen die Söhne ihn alle überlebten) ein nicht unansehnliches Erbe; denn durch sein gutes Vernehmen mit den Kurfürsten, besonders mit Otto Heinrich, war ihm für geleistete Dienste das Herzogthum Neuburg überlassen worden, wie bereits am Schlusse des zweiten Buches erwähnt worden ist.

Sein Testament [41]) (16. Aug. 1568) ist für die pfälzische Geschichte von Bedeutung, denn es hat nachher im Zweibrückischen als Haus- und Successionsgesetz gegolten. Er führte die Erstgeburt in der Weise ein, daß von seinen fünf Söhnen der älteste das größte Besitzthum (Neuburg) erhielt, die vier jüngeren mit kleineren Theilen entschädigt wurden. Einer erhielt Zweibrücken, damals sehr verschuldet [42]), die andern kleinere Stücke, von denen jedes jährlich sechstausend Gulden abwerfen mußte. Jeder von den fünf Söhnen erhielt zugleich den Anspruch, seinem ältern Bruder, nach Aussterben von dessen Nachkommen als Erbe zu folgen, jedoch so, daß immer nur der

---

41) Vgl. Häberlin VIII. S. 48—67.

42) S. Bachmann Pfalz-Zweibrückisches Staatsrecht S. 61. Nach einer sicheren Nachricht betrugen die Einkünfte Neuburgs gegen 60000 Gulden, davon als Zinsen für die Schuldenlast 4000, und als Abfindung für die beiden Brüder 12000 Gulden abgingen; dagegen hatte Zweibrücken 26000 Gulden Einkünfte, und die Zinsen von den Schulden betrugen allein 35000 Gulden, also fand Johann ein Deficit von 9000 Gulden. Deßhalb übernahm nach einem Vergleich vom Nov. 1569 Philipp Ludwig einen Theil der zweibrücker Schuldenlast.

ältere Prinz allein regieren solle. Wenn einer von den drei jüngsten Brüdern, deren Besitz eine Rente von sechstausend Gulden werth war, starb oder durch Beerbung seines ältern Bruders vorrückte, so sollen die ihm eingeräumten Aemter an das Herzogthum, wozu sie gehören (an Neuburg oder Zweibrücken) zurückfallen, dieses Herzogthum aber schuldig seyn, den beiden überlebenden jüngern Söhnen oder deren männlichen Erben jährlich sechstausend Gulden zu bezahlen. Starb einer der jüngern, so fielen die Besitzungen auch an das betreffende Herzogthum zurück, aber die Hälfte der Nutzung mußte das Herzogthum in baarem Gelde an die hinterlassenen Brüder entrichten. In der Folge ist nach diesen Bestimmungen verfahren worden.

Das Testament Wolfgangs setzte auch fest, daß die aufgehobenen Klöster so verwendet werden sollten, wie es bisher geschehen war; er hatte z. B. die Klöster Hornbach, Wersweiler, Offenbach und Disibodenberg aufgehoben und daraus die Schule zu Hornbach und die Pfarreien dotirt, und in ähnlichem Sinne, nämlich zu „Aufbauung, Aufpflanzung und Erhaltung" der christlichen Kirchen und Schulen wünschte er sie auch ferner benutzt.

Die Theilung dieses Besitzthums [43]) unter Wolfgangs fünf Söhnen ist für die pfälzische Geschichte von Bedeutung; denn es knüpft sich daran die Entstehung aller Linien, deren im Folgenden noch Erwähnung geschehen wird. Wolfgangs ältester Sohn,

---

43) Außer den großen Herzogthümern Zweibrücken und Neuburg hatte der heidelberger Vertrag von 1553 noch bestimmt, daß nach dem Aussterben der ältern Kurlinie die Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim, die Herrschaft Lützelstein, der Antheil an Guttenberg, an Alsenz und an dem Weinzehnten zu Weißenburg und Cleeburg den Agnaten zu Zweibrücken und Veldenz überlassen werden sollte. Als dieses Aussterben (1559) wirklich erfolgte, theilte man es im Jahr 1566 so, daß an Zweibrücken das Stück von Sponheim kam, und an Georg Johann von Veldenz die übrigen angeführten Güter.

Philipp Ludwig, erhielt Neuburg und ward der Stifter der neuburgischen Linie, von deren Wirken im kurpfälzischen Lande das vierte Buch unserer Geschichte handeln wird. Der zweite Sohn, Johann, erhielt das neuburgische Stammland und begründete so die jüngere zweibrückische Linie, die in ihren kleineren Zweigen mehrere Fürsten hervorgebracht hat, deren Wirksamkeit über den Kreis pfälzischer Geschichte weit hinausgreift. Pfalzgraf Wolfgangs dritter Sohn, Otto Heinrich, erhielt das Landgericht Sulzbach und Hippoltstein, der vierte, Friedrich, erbte Vohenstraus, Floß und den Antheil an Parkstein und Weiden; beide Brüder stifteten keine eignen Linien, ihre Kinder starben früh wieder aus, und es fiel ihr Erbtheil an den ältesten Bruder, Philipp Ludwig von Neuburg, zurück. Dagegen ward der fünfte und letzte Sohn Herzog Wolfgangs, Karl (geb. 1560), der Stammvater der einzigen Linie, die alle andern vom wittelsbachischen Stamme noch überlebt hat. Ihm war als Erbtheil nur der zweibrückische Antheil an Sponheim [44]) zugefallen, aber seine Nachkommen (sie hießen sie die birkenfelder Linie) erbten erst Zweibrücken, dann das vereinigte pfälzisch-bayrische Kurfürstenthum und bestiegen endlich den bayrischen Königsthron.

Ueber die Geschichte dieser einzelnen Linien fügen wir noch einiges Uebersichtliche hinzu.

Dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg sind wir in unserer Geschichte schon vielfach begegnet; wir haben ihn als eifrigen Lutheraner, als Prätendenten der kurpfälzischen Vormundschaft nach Friedrichs IV. Tode, als einen von allen Partheien anerkannten ehrenwerthen und patriotischen Fürsten bei vielen Veranlassungen wirksam gesehen. Seine Landesregierung war musterhaft durch strenge Ordnung, Pünktlichkeit, festes Zu-

44) Ein Vertrag vom 15. Juni 1584 ordnete dies, gestützt auf das väterliche Testament. S. die einzelnen Bestimmungen bei Häberlin XIV. 92 ff.

sammenhalten des Erworbenen und glückliches Erwerben von Neuem. Sein Staatshaushalt war vortrefflich; mitten unter den gefährlichen Beispielen einer verschwenderischen und kostspieligen Pracht behielt er die alte Einfachheit; sein Land war geordnet, wohlhabend, und es gelang ihm, schon Verpfändetes wieder zurückzulösen. Obschon eifriger Lutheraner nahm er doch an der Opposition des Calvinismus, wo sie begründet war, Antheil; eine ehrenwerthe Friedensliebe, eine große Bedächtigkeit leitete ihn jedoch auf allen seinen politischen Wegen [45]).

Die Fürsten aller Partheien mußten den ehrenfesten, biederen Mann achten; Maximilian von Bayern und Friedrich IV. von der Pfalz, die Häupter der Liga und Union, legten auf seine Stimme Gewicht. Seine Persönlichkeit war eine markirte und eigenthümliche; es war einer der letzten kernhaften und kraftvollen Fürstengestalten aus der guten, alten und einfachen Zeit. Der theologischen Bildung des sechzehnten Jahrhunderts ganz angehörig, glaubte er noch in seiner frommen Einfalt mit Religionsgesprächen eine Verständigung erreichen zu können, während vom Partheigeist Politisches und Kirchliches schon völlig vermischt war. Als Regent war er ein schlichter, strenger Haushalter; sein Hof war eine geordnete Familie; Frivolität und Zuchtlosigkeit war von seiner Umgebung verbannt, dagegen war der fromme, bibelfeste Fürst fortwährend bemüht, seinen Hofstaat in Christlichkeit zu erhalten. Mit der Sparsamkeit und dem ernsten Sinne der frühern Zeit maß er knapp alles Das zu, was nur den Genuß anging, und die vornehme Weltsitte der Höfe, wie sie am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aufkam, bildete zu dem altfränkischen, einfachen Hof Philipp Ludwigs einen scharfen Gegensatz.

---

45) Die Leichenreden von Cleminius (lateinisch) und von Heilbrunner (deutsch), beide zu Lauingen 1614 gedruckt, enthalten sehr schätzbare Beiträge zu seiner Lebensgeschichte; namentlich kann die von Heilbrunner für eine treffliche Zeichnung des Pfalzgrafen gelten.

In Erwerbungen ward er vom Schicksal recht begünstigt. Seine Gemahlin, Anna von Cleve, brachte ihm nicht nur ein reiches Heirathsgut, sondern auch, als ihr Bruder starb, den Anspruch auf Jülich, Cleve und Berg, den er seinen Nachkommen vererbte, und das frühe Aussterben seiner Brüder in Hippoltstein und Bohenstraus arrondirte sein neuburgisches Herzogthum sehr günstig. Ein schmerzlicher Vorfall, dessen wir oben gedacht, verbitterte dem alten Manne seine letzten Zeiten. Er, der sein Lebenlang für das reine Lutherthum thätig gewesen war, der auf dem Colloquium zu Neuburg (1593) seinen reformirten Bruder, Johann von Zweibrücken, und durch das Gespräch zu Regensburg seinen katholischen Nachbar, Maximilian von Bayern, hatte bekehren wollen, mußte zuletzt erleben, wie sein Erstgeborner und Erbe, Wolfgang Wilhelm, ihm durch die Jesuiten für die römische Kirche gewonnen ward. Wir haben der Bekehrungsgeschichte, die ihrer Zeit so viel Aufsehen erregte, oben gedacht.

Drei Söhne überlebten den Pfalzgrafen Philipp Ludwig († Aug. 1614); der angeführte Wolfgang Wilhelm, dem Neuburg zufiel, dann Pfalzgraf August, dem die sulzbachschen Besitzungen zugetheilt wurden, endlich Johann Friedrich, der Hippoltstein, Heideck, Allersberg und Gizzin in Besitz nahm. Da dieser letztere 1644 im siebenundfünfzigsten Lebensjahre ohne Erben starb (seine sieben Kinder waren früh gestorben), so fielen seine Besitzungen an den ältesten Bruder zurück, und die beiden Söhne Philipp Ludwigs, Wolfgang Wilhelm und August, bildeten die neuburgische und sulzbachische Linie, die nachher nacheinander zur pfälzischen Kurwürde gelangt sind. Auf beide werden wir deßhalb unten noch zurückkommen.

Wir wenden uns zu dem zweiten Sohne des Pfalzgrafen Wolfgang, dem Begründer der jüngern zweibrückischen Linie, Johann I. (geb. 1550). Ihm, dem Freunde des Calvinismus, der den heidelberger Katechismus (1588) in seinem Lande ungefähr unter ähnlichen Verhältnissen, wie Johann Ca-

simir in der Kurpfalz, einführte [46]), dem gelehrten, für Schule und Kirche vielfach rührigen, Fürsten sind wir schon mehrmals begegnet; seine kirchliche Stellung näherte ihn auch politisch dem kurpfälzischen Hause, und er war unter allen Agnaten der am nächsten Befreundete mit Friedrich IV.; in seinen Armen ist er auch 1604 auf einem Besuche zu Germersheim gestorben [47]). Sein ältester Sohn, Johann (geb. 1584), folgte in seinem kirchlichen und politischen Verfahren dem Wege des Vaters; ein einfacher schlichter Haushalter, der mit seinen Unterthanen auf cordialem Fuße stand, nach Außen eifriger Calvinist und Anhänger der Union war er dem pfälzischen Kurfürsten so befreundet, wie der Vater. Ihm überließ daher auch Friedrich IV. die vormundschaftliche Regierung; von seinem Wirken in dieser Stellung ist oben ausführlich die Rede gewesen. Er hat deßhalb auch die Katastrophe des dreißigjährigen Krieges mit durchleiden müssen und ist auf der Flucht in fremdem Lande (1635) gestorben. Doch gelang es seinem Sohne Friedrich, nach dem Frieden das väterliche Land wieder zu erhalten.

Da der Grundsatz der Theilung im pfälzischen Hause seit König Ruprecht einmal einheimisch geworden, so mußten, trotz der Bevorzugung des Erstgebornen, immer wieder neue, kleinere Seitenlinien sich ausbilden; so war auch Johann II. von Zweibrücken nur in den Besitz des eigentlich zweibrückischen Landes gekommen; den Rest hatte er seinen Brüdern Friedrich Casimir und Johann Casimir überlassen müssen.

Friedrich Casimir (geb. 1585) hatte das Schloß Moschellandsberg und ein kleines Stückchen Land bekommen, das er

---

46) Die zweibrückischen Lehen Beutenbach, Dielkirchen, die Herrschaft Guttenberg und Sponheim (gemeinsamer Besitz mit andern Landesherrn) Birlenbach, Eisenbach, blieben lutherisch, da sich theils die Lehensträger, theils die Mitbesitzer, z. B. Veldenz, Baden der Einführung des Calvinismus widersetzten.

47) Vgl. über ihn auch das Carmen heroicum von Pantaleon Candidus. Bip. 1605, worin sich mancher Beitrag zu seiner B gr aphie befindet.

in den Kriegsjahren nicht einmal genießen konnte, sondern mit einer Besitzung, die seine Frau als Mitgift gebracht, vertauschen mußte. Er starb 1645 und sein Sohn Friedrich Ludwig erbte nicht nur diese kleine landsbergische Besitzung, sondern (1661) auch den Besitz von Zweibrücken, wo Johanns II. Sohn, Friedrich, ohne Erben gestorben war. Unter den stürmischen Zeiten der französischen Kriege und der Reunionen suchte Friedrich Ludwig sein hart angefochtenes Besitzthum nach Kräften zusammenzuhalten; vor der Entscheidung starb er ohne ebenbürtige Kinder (1681), und so fiel sein landsbergisches und zweibrückisches Besitzthum an den jüngsten Sohn Johanns I. von Zweibrücken, an Pfalzgraf Johann Casimir und sein Haus zurück.

Dessen Besitzthum war zwar das kleinste gewesen, aber der Glanz und die Macht seiner Nachkommen nichtsdestoweniger am größten. Johann Casimir (geb. 1589), dem nur ein ganz kleines Gut mit dem Dorf und Schloß Kleeburg [48]) zugefallen war, mußte in der Fremde sein Glück suchen. Auf seinen Fahrten kam er auch nach Schweden, erwarb sich dort die Freundschaft Gustav Adolfs, und wurde, wie schon erwähnt (1615), Gemahl der Prinzessin Catharina und Gustav Adolfs Schwager. Als eifriger Calvinist und guter Pfälzer, der auch in seiner glänzenderen Stellung nicht versäumte, von Zeit zu Zeit sein kleeburger Schloß heimzusuchen, hat er der Sache des pfälzischen Kurhauses große Dienste geleistet; er unterhielt den

---

48) Erst hatte er Neukastel, dann seit 1617 Kleeburg erhalten. Zu Birlenbach, das er an sich gekauft, baute er die Katharinenburg, sein Sohn, König Karl X., erwarb auch Kefenach und die Hälfte von Schönenburg; das ganze Amt hieß unter schwedischer Verwaltung Katharinenburg, nach jenem birlenbacher Schloß, das im französischen Kriege zerstört worden ist. Das spätere Amt Kleeburg umfaßte Kleeburg, Rott, Steinselz und Oberhofen, und ist erst seit der französischen Revolution mit Frankreich vereinigt worden.

Zusammenhang zwischen der Sache Friedrichs V. und Gustav Adolf, sein Antheil an den großen politischen Händeln war ein sehr bedeutender [49]).

Er starb 1652; unter seinen acht Kindern ist Karl Gustav [50]), der Vetter der Königin Christine und ihr Nachfolger, als schwedischer König zu welthistorischer Wichtigkeit gelangt; die sechs Jahre seiner Regierung (1654—1660) hat dieser kleeburger Pfalzgraf den ganzen Norden zittern gemacht, und sein Sohn Karl XI., sein Enkel Karl XII. haben in ihrem Kampfe gegen die schwedische Aristokratie und das feindselige Ausland der pfälzischen Abstammung keine Unehre gemacht. An sie fiel 1681 auch das zweibrückisch-landsbergische Erbe zurück, dessen vollständigen Besitz nach langen Kämpfen erst der ryswicker Friede gesichert hat.

Noch einer pfalzgräflichen Seitenlinie haben wir zu gedenken, der veldenzischen. Jener Pfalzgraf Wolfgang († 1569), den wir als Stifter aller dieser Linien haben kennen lernen, hatte seinem Oheim und Vormund, Ruprecht, Veldenz und Lauterecken überlassen, und auch da bildete sich eine neue Seitenlinie. Sein Sohn, Georg Johannes I. († 1592) [51]), besaß die alte Grafschaft Veldenz sammt Lauterecken und Lützelstein [52]),

---

49) Vgl. die Briefe an L. Camerarius in Mosers Neuem Patriot. Archiv I.

50) S. Lundblad Geschichte des König Karl X. Gustav. Aus dem Schwedischen. Berlin 1826.

51) Georg Johannes erhob schon den Anspruch an die pfälzische Kur, den nachher Leopold Ludwig erneuerte. S. die Geschichte des an sich unfruchtbaren Prozesses bei Häberlin XVI. 371 ff.

52) Lützelstein, die Eroberung Friedrichs des Siegreichen, war durch den Vertrag von 1553 an Pfalz-Zweibrücken abgetreten und 1566 dem Pfalzgrafen Georg Johannes überlassen worden. Das alte Einartshausen ward in die Stadt Pfalzburg umgewandelt; in Geldnoth verkaufte aber Georg Johannes Pfalzburg an Lothringen (1584) und die alte Grafschaft Lützelstein bestand nur noch aus dem Amte dieses Namens.

seine Enkel, Georg Gustav und Georg Johann II., besaßen es wieder getheilt, und unter dem Sohne Georg Gustavs, unter Leopold Ludwig, vereinigte sich wieder der Besitz von Veldenz, Lauterecken und Lützelstein; wir müssen ihn erwähnen, weil er jetzt nach dem Aussterben der simmerschen Linie einen Erbanspruch erhob, der einen verwickelten Rechtsstreit veranlaßte.

Viertes Buch.

Vom Tode des Kurfürsten Karl bis zur Auflösung des pfälzischen Kurfürstenthums. Die Pfalzgrafen der neuburgischen und sulzbachischen Linie (1685—1802).

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Kurfürst Philipp Wilhelm (1685 — 1690).

§. 1.

Philipp Wilhelms frühere Lebensverhältnisse.

So gelangte denn der Sohn jenes Wolfgang Wilhelm von Neuburg zur pfälzischen Kurwürde, dessen Anschließen an Bayern und Uebertritt zur katholischen Kirche am Anfang des Jahrhunderts oben erzählt worden ist; dadurch ward jetzt in der Kurpfalz nicht etwa nur die Person der Regierenden, sondern das ganze System verändert.

Die Pfalz am Rhein hörte vor Allem auf, das Centrum und der Schwerpunkt des Ganzen zu seyn; denn die neue Regentenlinie brachte andere Besitzungen mit hinzu, welche den alten pfälzischen Landen wohl das Gleichgewicht halten konnten. Das Wichtigste davon war Jülich und Berg. Jener Streit mit Brandenburg um das schöne Erbe des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg hatte ja zuerst den jungen Neuburger mit seinen berliner Verwandten entzweit; der Hader darum, wie er gleich anfangs Wolfgang Wilhelm auf Bayerns Seite und dadurch zuletzt zur römischen Kirche hinüberdrängte, blieb auch nachher seine vorzüglichste, ja einzige Beschäftigung im Leben.

Nicht Brandenburg und Neuburg allein, auch Sachsen und der Kaiser waren dabei interessirt; die holländischen Republikaner sahen mit Spannung, ob dort eine befreundete oder feindselige Macht Fuß fassen würde, und die Spanier lauerten lüstern auf den Sitz in einem Lande, das sich schon als Waffenplatz gegen Holland trefflich benützen ließ. So war das Land zum Spielplatz aller Partheien und Interessen geworden; Neuburger, Brandenburger, Kaiserliche, Spanier, Holländer waren dort in gegenseitigem Kampfe, und seit 1610 waren gleichzeitig mit dem großen Kriege in Deutschland dort alle politischen und kirchlichen Leidenschaften im Streite mit einander. Drei Kurfürsten von Brandenburg, Johann Siegmund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm, nahmen an dem Kampfe Theil; alle die Vergleiche, die man von 1610—1630 auf Bitten der bedrängten Unterthanen einging, waren ohne bleibende Wirkung, weil der Egoismus der Betheiligten zu groß war und dem Ausland an einer längeren Dauer des Kampfes zu viel liegen mußte.

Erst 1630 schien durch den haager Vergleich (26. August) ein Ruhepunkt einzutreten; man hatte auch diesmal, wie früher, die Theilung auf der Grundlage angenommen, daß für die nächsten 25 Jahre Cleve und Mark an Brandenburg, Jülich, Berg, Ravenstein an Neuburg fallen, Ravensberg einstweilen gemeinschaftlich verwaltet werden solle. Auch dieser Vergleich, offenbar zu Gunsten Neuburgs, stellte den Frieden nicht vollständig her; theils war durch die kirchlichen Verwicklungen, besonders durch Wolfgang Wilhelms katholische Reactionen, dauernde Nahrung zum Streite gegeben, theils wollte Friedrich Wilhelm von Brandenburg den von seinem Vorgänger geschlossenen nachtheiligen Vergleich nicht anerkennen. Der Vertrag von Düsseldorf (8. April 1647) gab die gemeinschaftliche Grafschaft Ravensberg an Brandenburg zum alleinigen Besitz und bestimmte für die kirchlichen Händel den Zustand des Jahres 1612 als die rechtliche Norm. Der westphälische Friede, der die politische Streitfrage nur obenhin berührte, nahm aber für alle kirchlichen

Besitzzustände das Jahr 1624 als Normaljahr an, und dies gab Wolfgang Wilhelm den erwünschten Anlaß, gegen die Protestanten in Jülich und Berg mit reactionärer Härte den angeblichen Normalzustand jener Zeit durchzuführen. Friedrich Wilhelm nahm erst an seinen katholischen Unterthanen in Cleve, Mark und Ravensberg Repressalien; wie das nicht half, rüstete er ein Heer und eröffnete die Feindseligkeiten. Da er gewiß die Gelegenheit benützen wollte, den ganzen Besitz der getheilten Länder an sich zu reißen, machte die Sache bei beiden kirchlichen Partheien gewaltiges Aufsehen, und es hätte wenig gefehlt, so wäre es, ehe noch der westphälische Friedensvertrag ausgeführt war, zu einem neuen Kriege über kirchliche Händel gekommen. Mit Mühe wurde noch der weitere Ausbruch verhütet, die eigentliche Ausgleichung erlebte Wolfgang Wilhelm nicht mehr. Es gab noch manchen heftigen Streit, manche gewaltsame kirchliche Reaction, bis der cleve'sche Vergleich (9. Sept. 1666) zu Stande kam, wodurch der bestehende Besitzzustand bestätigt, die gegenseitigen Ansprüche aufgegeben wurden; man wollte in gemeinsamem Interesse regieren, und in den kirchlichen Verhältnissen sollte eine Milderung eintreten. So blieb denn Cleve, Mark, Ravensberg im Besitze Brandenburgs, Jülich und Berg bei Pfalz-Neuburg, ebenso Ravenstein, wofür Brandenburg noch eine Entschädigung von 50000 Thaler erhielt. Die Ansprüche von Pfalz-Zweibrücken hatte der Pfalzgraf schon durch frühere Verträge (1660 und 1667) mit Geld abgefunden.

Hatte sich Wolfgang Wilhelm in diesen Händeln mit allem Eifer eines Proselyten von seiner kirchlichen Umgebung zu Reactionen drängen lassen, so hatte er, wie oben erzählt worden ist, trotz gegebener Zusagen in seinem neuburgischen Erbland dasselbe gethan; ja, er sprach selbst die kirchliche Oberherrlichkeit über die Besitzungen seiner Brüder in Sulzbach und Hippoltstein an, und machte auch dort glückliche Versuche gewaltsamer Bekehrung. Dem Schwager und Freunde Maximilians von Bayern und des Kaisers war Vieles durchzusetzen möglich, was gegen rechtliche Bestimmungen und Verträge verstieß. Seine

politische Toleranz war nicht größer, als seine kirchliche; ganz im Gegensatz zu seinem loyalen und gewissenhaften Vater, verfuhr er mit offener Gewalt gegen die ständischen Rechte der Provinzen Jülich und Berg, und der Streit zwischen ihm und seinen Landständen schleppte sich vor dem Kaiser und seinen Gerichten beinahe die ganze Regierung hindurch fort.

Wie dann Wolfgang Wilhelm (20. März 1653) in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre starb, folgte ihm der einzige überlebende Sprößling aus drei Ehen, Pfalzgraf Philipp Wilhelm (geb. 25. Nov. 1615). Der neue Regent war von denselben Leuten erzogen, die seinen Vater vierzig Jahre lang geleitet hatten; schon im sechsten Jahre war der Prinz jesuitischen Lehrern übergeben worden, und die erzogen ihn so gut und so schlecht, wie der damalige Jesuitismus überall Fürsten zu erziehen pflegte.

Die nächste Sorge war, wie die Instruction des Vaters es vorschrieb [53]), körperliche Gesundheit und die Uebung in einem ordentlichen, anständigen Betragen; er solle sich „gegen andre ehrliche, ehrbare und ansehnliche Leute fein ehrerbietig, freundlich, gnädig und tapfer erzeigen, doch solle der Lehrer nicht gestatten, daß er sich gemein mache und verkleinere. Er solle ihm oft und wohl einbilden, daß es löblich und Gott wohlgefällig sey, wenn hohe Personen sich gegen Arme und Elende, besonders aber gegen ihre Unterthanen gnädig, gütig und mild bezeigten." In der Erziehung solle hauptsächlich darauf gesehen werden, daß er in der „wahren katholischen und alleinseligmachenden Religion wohl und gründlich unterrichtet werde"; alle gottesdienstlichen Verrichtungen, Messe u. s. w. waren deßhalb ganz besonders hervorgehoben. Der Unterricht geschah nach dem Gutachten „etlicher hiefür deputirten Geistlichen und verständiger Räthe"; die Gegenstände und Methode waren so gewählt, wie in allen Jesuitenschulen [54]). Wenn wir

53) Sie befindet sich auf dem pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Dienste").
54) Philipp Wilhelm war zudem namentlich in den Sprachen der da-

oben bei der Erziehung Friedrichs IV. darauf hinwiesen [55]), wie das orthodoxe Lutherthum einem künftigen Regenten eine nur kirchliche und beschränkte Erziehung gab, so haben wir hier das katholische Gegenstück; Philipp Wilhelm wurde ein treuer Anhänger seiner Kirche, aber ein unbedeutender Regent. Er selbst ließ seine Kinder kirchlich noch strenger erziehen; er schrieb den Lehrern vor [56]), „seine Söhne von allen Erörterungen und Streitfragen abzuhalten, welche den orthodoxen Glauben erschüttern konnten; alle Schriftsteller, Bücher, Bilder, die nicht mit dem katholischen Glauben im Einklang sind, sollen aus ihrer Atmosphäre fern gehalten und jedes einzelne Dogma ihnen genau nach der römischen Fassung eingeprägt werden.“

Was die Erziehung begonnen, ward durch seine Verhältnisse im Leben weiter ausgebildet. Mit Bayern stand er in engem freundschaftlichem Verhältniß [57]), das habsburgische Kaiserhaus, schon durch Wolfgang Wilhelms erste Ehe verschwägert (denn seine Gemahlin und die Ferdinands II. waren ja Schwestern), blieb nicht nur in freundschaftlichem Vernehmen, sondern trat bald in ein neues verwandtschaftliches Verhältniß zu Neuburg. So war Philipp Wilhelm ganz in die Erbschaft der politischen und kirchlichen Grundsätze des Vaters eingetreten; mit seinen protestantischen Unterthanen in Jülich und Berg, mit den dortigen Landständen befand er sich in ähnlicher Spannung, wie Wolfgang Wilhelm.

Zum Glück für die neue Erwerbung, deren Bewohner protestantisch waren, waren diese Züge durch eine gutmüthige, freundliche Persönlichkeit gemildert, und die Pfälzer brauchten nicht zu fürchten, daß er so hart verfahren werde, wie es zum

---

maligen Höfe, im Italienischen, Französischen und Spanischen, bewandert. S. Bodler Lebens- und Sterbens-lauff. Dill. 1690. S. 4.

55) Band II. S. 178.

56) S. Pfälz. Archiv a. a. O. — Von seiner kirchlichen Andacht gibt Bodler S. 18 ff. erschöpfende Beweise.

57) S. den Briefwechsel im bayr. Reichsarchiv (pfalzgräfl. Famil. Fasc. III.)

Theil Wolfgang Wilhelm gethan hatte. Jener gemüthliche Sinn spricht sich am besten in seinen Familienverhältnissen aus; es gab kaum einen glücklicheren Gatten, als Philipp Wilhelm war. Seine erste Ehe (1642) mit der polnischen Prinzessin Anna Katharina Constantia († 1651) war zwar kinderlos geblieben; sie hinterließ ihm nichts, als einen Anspruch auf den polnischen Thron, den er eine Zeit lang eifrig verfolgte. Dagegen war seine zweite Ehe (1653) mit Elisabeth Amalie von Hessen-Darmstadt desto gesegneter; die neue Gemahlin, die ihm zu Liebe auch katholisch ward, gebar ihm siebzehn Kinder, von denen zwölf ihn überlebten. Sein Vernehmen mit Elisabeth Amalie war so innig als möglich; vergleicht man die Briefe, die er an seine erste und an seine zweite Gemahlin schrieb, so waren die ersten freundliche Aeußerungen eines ehrbaren und gesetzten Mannes, die letzteren stürmische Ergüsse eines feurigen, jugendlichen Liebhabers [58]. War er abwesend, so schrieb er von jeder Reisestation, ganze Briefe sind mit zutraulichen Scherzen, Tändeleien und Liebesversicherungen angefüllt; „mein allerliebstes Engelsherz, das Einzige und Liebste, das in der Welt ist", redet er sie an, und sich selbst unterzeichnet er als „ganz ergebenen, treuesten und zum Leibeigenen gemacht bis in den Tod und weiter." Die Briefe sind ganz in dem zwanglosen, sprudelnden Tone des Liebhabers geschrieben, voll von Wiederholungen, harmlos plaudernd und keine Ecke des Papiers ist unbenützt. „Mich freut, schreibt er bei seiner Reise (1662) auf den düsseldorfer Landtag, „aus meines Innerwähltes Liebes Schreiben zu vernehmen, daß nit allein Engelchen und die Kinder gesund seyn, sondern auch daß mein Herz aus der Sorg meinetwegen, durch Empfangung meiner Schreiben kommen. Den Abend nachdem ich mein voriges geschrieben, haben die Stände zum lezten Mal referiren wollen, weil es aber nachmittag gewesen, sein die Meiste foll gewesen, also daß es den Abend hinterblieben. Gestern gottlob ist der endliche und gott-

---

58) Beide im bayr. Reichsarchiv a. a. O.

lob glückliche Schluß erfolget, heute haben wir St. Johanns wegen und Adieu getrunken, dabei ich ein wenig treuherzig worden, aber nit fihl." Liebkosungen und Tändeleien füllen den Rest des Briefes; „Herz, Engelchen, Schatzelchen" und andere oft kindische Namen spendet er ihr reichlich und zählt ungeduldig die Stunden, in denen er wieder bei ihr seyn kann [59]).

Seine Regierung in den Erblanden war, einzelne Händel mit den niederrheinischen Ständen ausgenommen, friedlich, bis der Tod des Kurfürsten Karl den siebzigjährigen Pfalzgrafen, unter den Bedingungen des hallischen Vertrags, zur pfälzischen Kurwürde berief. Philipp Wilhelm ließ durch seinen dritten Sohn, Ludwig Anton, der Deutschmeister war und zugleich mit den Bisthümern Worms und Lüttich dotirt wurde, von dem Lande Besitz nehmen, ohne eine Anfechtung seines Anspruches zu erwarten.

Da erhob das Haupt der veldenzischen Linie, Pfalzgraf Leopold Ludwig, die Prätension, ihm gebühre die Kur, denn er sey mit dem verstorbenen Kurfürsten Karl näher verwandt. Nun stand allerdings der veldenzische Agnat dem Verstorbenen um einen Grad näher [60]), allein Philipp Wilhelm stammte aus der älteren Linie und der hallische Receß hatte ihm die Kurwürde förmlich abgetreten. Einzelne unbestimmte Aeußerungen älterer Hausverträge und selbst der goldenen Bulle, die dem ältesten

---

59) Uebereinstimmendes erzählt Elisabeth Charlotte in ihren Briefen an die Raugräfin S. 145.

60) Der Uebersicht wegen fügen wir den Stammbaum bei:

Alexander, Pfalzgraf von Zweibrücken, † 1514.

Ludwig II. von Zweibrücken † 1532.	Ruprecht von Veldenz † 1544.
Wolfgang von Zweibrücken † 1569.	Georg Johann I. † 1592.
Philipp Ludwig von Neuburg † 1614.	Georg Gustav † 1634.
Wolfgang Wilhelm von Neuburg † 1653.	Leopold Ludwig.
Philipp Wilhelm, Pfalzgraf und Kurfürst.	

Prinzen das Erbe zusprachen, schienen zwar für die Prätension des Veldenzers zu sprechen, indessen war es in der zweifelhaften und verwickelten Rechtsfrage jedenfalls von Bedeutung, daß der Kaiser, die Kurfürsten und der verstorbene letzte simmersche Pfalzgraf selbst die Sache zu Gunsten des Hauses Neuburg ansahen. So blieb Philipp Wilhelm einstweilen im faktischen Besitze, und ihn darin zu erhalten, waren im deutschen Reiche Interessen genug thätig. Die Sache wurde nämlich aus dem confessionellen Gesichtspunkt betrachtet, da Philipp Wilhelm katholisch, Leopold Ludwig Protestant war; aber eben aus diesem Grunde hatte der erstere den Kaiser und fast alle Kurfürsten entschieden für sich. So ward denn das Ganze zu einem weitläufigen Federstreit[61], der um so weniger zum Ende kam, als beide Theile altes Herkommen und Verträge für sich anführen konnten; in der Pfalz selbst waren ja Rudolf **II.**, Ruprecht **I.** und Friedrich **II.** offenbar nach der Nähe des Grades succedirt, und auf der andern Seite war wieder in vielen Fällen die alte deutsche Erbfolge nach der Nähe der Linien herrschend gewesen.

So blieb denn der Pfalzgraf von Veldenz mit seinem Anspruche isolirt; ihm fehlte es weniger am Recht, als an der Gewalt, sein Recht durchzuführen. Denn gleichzeitig erhob Frankreich einen Anspruch an die Pfalz, dessen rechtliche Begründung durchaus haltlos war, der aber eine ganz andere Bedeutung für die Pfalz angenommen hat, weil der Prätension die äußere Gewalt zur Seite stand. Davon werden wir unten berichten.

---

61) Die wichtigsten Streitschriften sind von Textor in Heidelberg für Philipp Wilhelm und Schilter in Straßburg für Veldenz. Man findet alle Streitschriften, sowohl die officiellen Deductionen, als die juristischen Gutachten, in Londorp Acta publ. XV. in Cocceji deduct. et cons. VIII. p. 647. Moser Staatsrecht XV. 259 ff.

§. 2.

Regierung des Landes bis zum französischen Kriege (1688).

Man sah der Erhebung des katholischen Kurfürsten mit einiger Spannung entgegen; in der Pfalz selbst um so mehr, da im schlimmen Falle die religiöse Freiheit der ganzen Bevölkerung gefährdet werden konnte. Auch nach Außen war die Sache von Bedeutung; das Kurkollegium verlor eine protestantische Stimme und der deutsche Protestantismus einen einflußreichen Vertreter; man fühlte das auch, und ein französischer Diplomat sollte gegen einen brandenburgischen geäußert haben: Jetzt gute Nacht, protestantische Parthei.

Für die Pfälzer war ein Theil der Besorgniß durch den hallischen Receß beschwichtigt; beruhigend wirkte auch die Versicherung des neuen Landesherrn, die er noch von Düsseldorf aus ertheilte, „daß er den hallischen Receß unverbrüchlich halten wolle", und die Erklärung Philipp Wilhelms, die er dem mächtigsten protestantischen Reichsfürsten, Kurbrandenburg, gab, bezeugte, daß es ihm mit Aufrechterhaltung der kirchlichen Duldung Ernst war. Im Herbst 1685 kam er dann selbst nach der Pfalz; ehe die Huldigung des Landes erfolgte, erließ der Kurfürst (13. Okt.) noch ein Patent, worin allen drei Confessionen „alle Religionsdisputen, Gezänk und Streitigkeiten" bei fürstlicher Ungnade verboten und den Geistlichen eingeschärft wurde, auf den Kanzeln „mit wohlanständiger Bescheidenheit ohne schimpfliche und spöttische, oder gar ehrenrührische und anzügliche Hitzigkeiten und Verläumdungen" zu predigen. Es sollte, hieß es, allen drei christlichen Confessionen, wie es der westphälische Friede vorschrieb, gleiche kirchliche Duldung verbürgt seyn; auch den Katholiken, doch „ohne Abbruch und Nachtheil der Reformirten und Lutheraner" [62]).

Der letzte Theil des Patents erregte bei der reformirten Bevölkerung einiges Bedenken; denn an demselben Tage hatte

62) Die Aktenstücke bei Struve. Kirchenh. S. 701—705.

der Kurfürst zu Heidelberg um die Einräumung des Chores der Garnisonskirche, so lange bis die Jakobskirche für den katholischen Gottesdienst hergerichtet sey, nachgesucht, und zu Mannheim ward die Concordienkirche zum Simultangottesdienst bestimmt, da ja, wie es hieß, nach der Absicht des Gründers alle christlichen Confessionen darin einen Sitz finden sollten. Der reformirte Kirchenrath räumte die erstere ein, aber mit der Verwahrung, daß es nur bis zur Vollendung der Jakobskirche geschehe; die Verwendung der Concordienkirche zum gemeinsamen Gottesdienst erschien ihm als eine Verletzung des hallischen Recesses. Doch konnte man dem Wunsche des Kurfürsten um so weniger widerstreben, als derselbe in freundlicher Weise vorgetragen ward, und die Katholiken, jetzt durch viele Beamte und den neuen Hofstaat vermehrt, für die ihnen zugesagte freie Religionsübung auch eine Kirche haben mußten.

Die Besorgnisse der protestantischen Bevölkerung zu beschwichtigen, erließ der Kurfürst (30. Okt.) eine Erklärung, die von den Kanzeln verlesen ward: daß es keineswegs beabsichtigt würde, „jetzt oder künftig den Reformirten und Lutheranern in ihrer bisherigen freien Religionsübung, auch in den ihnen zuständigen Kirchen, Pfarr- oder Schulhäusern, und was sonst dazu bis jetzt gehöret hat oder noch dazu gehörig ist, einigen Abbruch oder Nachtheil zuzufügen; vielmehr sollten sie bei Allem beständig und ruhig gelassen und geschützt werden." Eine spätere Erklärung fügte noch hinzu, daß die Festtage, die einer Confession ausschließlich angehörten, von keiner andern brauchten mitgefeiert zu werden.

Es konnte nicht fehlen, daß bei der Einführung dieser allgemeinen Duldung, besonders für eine Confession, die bis jetzt keine gehabt, Mancherlei vorkam, was den Reformirten ungewohnt oder mißfällig war; vermeiden ließ sich das aber nicht, wenn die gegenseitige Toleranz nicht ein leeres Wort bleiben sollte. Die Hauptfrage war nur, ob man von Seiten der Regierung offen und ehrlich zu Werke ging, und da ließ sich nicht läugnen, daß Philipp Wilhelm den besten Willen bewies, seinen

Verpflichtungen nach Kräften nachzukommen. Die einseitig kirchliche Richtung, die in des Kurfürsten Erziehung lag, erhielt durch seinen milden und edlen Sinn ein starkes Gegengewicht; selbst als im folgenden Jahre (1686) die Jesuiten in Heidelberg einzogen und ihrem Prinzip nach auf Beschränkung der protestantischen Duldung hinarbeiteten, war der greise Kurfürst nicht dazu zu bewegen, unduldsam oder ungerecht gegen seine Unterthanen zu handeln.

Im Januar 1686 versammelte sich unter dem Vorsitz der Minister von Yrsch und Steinkallenfels eine Commission, die aus einem katholischen, zwei reformirten und einem lutherischen Geistlichen bestand; man besprach sich über die Einführung des gregorianischen Kalenders, die gemeinsame Benützung der Kirchhöfe und des Glockengeläutes und die Differenzen, die sich bei Einführung des katholischen Gottesdienstes zu Weinheim, Oppenheim, Ladenburg, Mosbach, Bacharach und an anderen Orten gezeigt hatten. Man war der gemeinsamen Benützung der Kirchhöfe und Glocken nicht entgegen, und eine Verordnung vom Juni 1687 räumte den Lutheranern und Katholiken an den reformirten Kirchhöfen, gegen eine kleine Geldabgabe, ihren Antheil ein; auch der gregorianische Kalender ward, wenn gleich nicht ohne Widerstand und Aufregung der protestantischen Bevölkerung, allmählig eingeführt[63]. In den meisten Orten, wo einige Katholiken waren, richtete man den katholischen Gottesdienst ein; auch dies geschah, wie der Kurfürst versprochen hatte, ohne Nachtheil der übrigen Confessionen. Alte Gebäude, Burgen oder Schlösser, die leer standen, auf den Dörfern die Rathhäuser, wurden dazu benützt und absichtlich Alles vermie-

63) Noch immer sah man darin eine kirchliche Angelegenheit, und als im Jahr 1686 die christlichen Festtage zum ersten Mal nach dem neuen Kalender gefeiert wurden, gab es große Bewegungen. Man mußte den Reformirten förmlich beweisen, „daß hiedurch in der bißhero geführten Lehr nicht das geringste geändert seye, oder künfftig geändert werden sollte.“ Vgl. die verständige und beruhigende Schrift: Schrift- und Geschichtmäßiger Bericht von denen christlichen Fest-Zeiten. Heidelberg 1687.

den, was eine Mißstimmung oder Beschwerde hätte veranlassen können.

Wenn nun auch bisweilen der lange gewöhnte Besitz die strengen Reformirten wie die bisher unterdrückten Katholiken mißstimmt haben mag, und die gemeinsame Benützung der Glocken oder die öffentlichen Processionen auf dem Lande Reibungen veranlaßten, so war doch eine ernste Ruhestörung nicht zu fürchten, so lange die Regierung auf dem betretenen Wege der Mäßigung verblieb. Bedenklich war es daher jedenfalls, wenn sie sich selbst die Leitung aus den Händen winden und die Hierarchie ihre Tendenzen entfalten ließ. Dies geschah, seit der katholische Gottesdienst von Ordensgeistlichen besorgt ward, die nicht unter der weltlichen Regierung, sondern unter ihren geistlichen Oberen standen; Aebte und Bischöfe des Auslandes ließen natürlich in anderem Geiste handeln, als der gemäßigte Kurfürst. Eben so wenig ward der confessionelle Friede gefördert, seit man neben den Jesuiten zu Heidelberg die Kapuziner restituirte und die katholischen Pfarreien zu Mannheim, Frankenthal, Alzei, Neustadt, Oppenheim, Lautern, Bacharach, Bretten und Mosbach durch Kapuziner und Franziskaner besetzen ließ. Das Proselytenmachen fing an [64]), kirchliche Uebergriffe kamen bald in solcher Weise vor, daß die Regierung mit ihrer eignen Hierarchie, die ihrer Aufsicht entwachsen war, in Konflikt gerieth.

In den vielen Händeln, welche jetzt durch die Ordensgeistlichen und ihre bischöflichen Oberen hervorgerufen wurden, bewies der Kurfürst, daß er seinen Versprechungen treulich nachzukommen entschlossen war. Schon 1685 waren die Herrn von Dalberg dazu angehalten worden, den Lutheranern in einem Orte des Amts Alzei den gemeinschaftlichen Gebrauch der ka-

64) Ein auffallendes Beispiel, wie man bekehrte, s. Kazner Raugräfin Luise II. 74. — Die übermäßigen Forderungen wies der Kurfürst selbst in Schranken, s. den Beschluß an die Franziskaner zu Lautern, in Mone's Anzeiger III. 239.

tholischen Kirche einzuräumen, zwei Jahre später, als der Bischof von Worms die Kirche zu Mörsch den Reformirten schließen ließ, schaffte der Kurfürst mit Gewalt seinen Unterthanen Recht und ließ dem Bischof bedeuten, er solle sich nicht mehr unterstehen, „unleidentliche Eingriffe und Turbationen der Art vorzunehmen." Es erschien im Juni 1687 eine Verordnung, welche die Beschwerden wegen kirchlicher Beeinträchtigung den weltlichen Beamten überwies, und wie gleich nachher die katholischen Geistlichen zu Vorberg, vom Bischof von Würzburg angeleitet, die Reformirten zu Welchingen in ihren Kirchen beeinträchtigten, wurden die weltlichen Beamten angewiesen, die Bedrängten zu schützen und an den intoleranten Bischof ein ernstes Schreiben gerichtet. Als sich dessenungeachtet gleich nachher der Fall zu Gerichtsstätten wiederholte, drang der Kurfürst bei dem Bischof auf die Abberufung des Mönchs und verlangte einen, „der seinen Verordnungen in Religionspunkten besser nachlebe." Aehnliche Fälle kamen nachher zu Dirmstein, zu Welchesheim bei Stromberg und im Oberamt Alzei vor; jedes Mal waren die Ordensgeistlichen die Veranlasser und die Bischöfe die Urheber, jedes Mal nahm sich aber der Kurfürst seiner bedrängten Reformirten mit Eifer und Erfolg an.

Daß man ernstlich den Gedanken festhielt, im politischen Regiment das Confessionelle verschwinden zu lassen, beweist die Zusammenkunft von 1688, wo, wie früher, unter dem Vorsitz des Ministers von Yrsch, je zwei Geistliche der drei Confessionen sich vereinigt hatten. Es wurde da eine neue Ehegerichtsordnung für alle drei Confessionen entworfen, und auch die Beschwerden der Lutheraner gegen die Allgewalt der Reformirten kamen zur Sprache. Noch war die Kirchenregierung, das Almosen ausschließlich bei den Reformirten, und auch im Cultus lastete noch auf den Lutheranern der harte Druck jener früher erwähnten Verordnungen des Kurfürsten Karl; drum schlug der treffliche, wahrhaft tolerante Fabricius, der kirchliche Liebling Karl Ludwigs, vor, diese Härte abzustellen, den Lutheranern ihren Antheil am Kirchenrath und am Almosen einzuräumen

und die Beschränkungen ihres Cultus aufzuheben. Die vermittelnden Vorschläge hatten aber keinen Erfolg; der Zwiespalt zwischen den beiden protestantischen Confessionen ward zu ihrem eignen Unheil mit in die neue Regierung hineingetragen.

Aus allem Dem ergibt sich, daß der erträgliche Zustand der verschiedenen Confessionen mehr von des Kurfürsten persönlichem Wohlwollen geschützt, als auf die Dauer verbürgt war; kam eine neue, minder duldsame, Regierung, so waren der Reaction der Jesuiten und Mönche, dem Unfrieden zwischen Lutheranern und Reformirten alle Schranken geöffnet. Die letzten Zeiten Philipp Wilhelms schienen das anzukündigen; denn schon da geschah Manches, was als Vorbote ungehemmter Reaction gelten konnte. Bedenklich war es schon, daß die weltliche Regierung den Kirchenrath zu einem Vergleich nöthigte (August 1688), der einen Theil des reformirten Kirchenguts an den Staat abtrat [65]), bedenklicher waren noch die Nachtheile des französischen Krieges, die unten genauer werden geschildert werden. Die französischen Truppen trieben aus den besetzten Orten theils die Protestanten heraus, theils nahmen sie ihre Güter in Beschlag, so daß die Pfarreien und Schulen, besonders die Neckarschule und das Sapienzcollegium, mittellos waren; das reactionäre Gelüste der Mönche hatte jetzt eine äußere Stütze, und auf dem linken Rheinufer waren schon 1688 Pfarrer und Gemeinden der rechtlosen Willkür völlig preisgegeben. Die Protestanten wurden erst zur Theilung des Besitzes mit den Katholiken gezwungen, dann ganz herausgedrängt und, um das Maß des Druckes zu füllen, entließ der Kurfürst (Sept. 1689) einen großen Theil der weltlichen und geistlichen Beamten, Pfarrer und Lehrer, weil die Kriegsnoth ihm unmöglich machte, sie zu bezahlen. Er versprach Wiederherstellung nach dem Frieden, auch die gewaltthätige Verdrängung des Protestantismus auf dem linken Rheinufer sollte durch ihn eine Abhülfe erhalten,

65) Die Einkünfte desselben in jener Zeit sind tabellarisch aufgestellt im Cod. bav. 2665.

aber ehe es dazu kam, starb er, und bei seinem Nachfolger war das jesuitische Kirchenthum mächtiger, als die christliche Duldung.

Die Universität blieb in ihrem bisherigen Zustande; besondere Wohlthaten empfing sie von Philipp Wilhelm während seiner fünfjährigen Regierung nicht. Sein Wohlwollen bewies er nur durch die Theilnahme an dem dritten Jubiläum der Hochschule, das man vom 3. bis 5. Dez. 1686 mit akademischen Feierlichkeiten beging. Der Kurfürst selbst, unter seinen Zeitgenossen als ein gelehrter Fürst gerühmt, und zwei seiner Söhne, namentlich der muntere Friedrich Wilhelm, der nachher früh einen ehrenvollen Soldatentod starb und damals das Rectorat der Universität bekleidete [66]), nahmen daran Theil, und man sprach für die Zukunft die freudigsten Hoffnungen aus. Schon zwei Jahre nachher begann aber eine Reihe von harten Unglücksfällen, unter deren Last die Universität erlag und sich lange nicht wieder erholt hat.

Die politische Regierung erlitt wenig Veränderungen unter Philipp Wilhelm. Er brachte eine Anzahl neuburger Beamten herüber, aber die pfälzischen blieben, wie es der hallische Vertrag gelobte, im Besitz ihrer Aemter; wie dann die Kriegsnoth ausbrach, zog sich der Kurfürst (1689) in seine Erblande zurück und hinterließ eine pfälzische Landesregierung, die in ihrer obersten Leitung von dem geheimen Cabinet zu Neuburg abhing. Nur ein pfälzischer Beamter von Bedeutung ward durch die neue Regierung aus seiner glänzenden Stellung herausgedrängt; der vielbesprochene Günstling des vorigen Kurfürsten, Geheimerath Langhanns. Wir haben im vorigen Abschnitt das unglückselige Wirken dieses theologischen Günstlings und Ministers gezeichnet; er war an Vielem schuldig, aber gewiß nicht der Schuldigste. Um so beklagenswerther ist es, daß dieser Mann nicht dem gerechten Lohne, sondern einer schmählichen Cabale

66) Der letzte Pfalzgraf, der das Rectorat bekleidete. Ueber die Feier vgl. Andreä zu Riesmann S. 246 f.

als Opfer gefallen ist und Strafbarere als er den Kopf aus der Schlinge zogen.

Kurfürst Philipp Wilhelm konnte keinen Grund zur Klage haben; denn er hatte ihm am 19. Mai 1685, also gleich nach des Kurfürsten Karls Tod, in sehr gnädigen Ausdrücken sein Wohlwollen versichert, ihn „als einen rechtschaffenen, treuen Diener von dem Kurhaus Pfalz und als aufrichtigen deutschen Patrioten" anerkannt; ja noch am 9. Juni hatte er ihm geschrieben: daß er ihm mit kurfürstlicher Gnade und allem Guten jederzeit wohlgewogen verbleiben werde [67]). Wie er aber im August nach Heidelberg kam, stürmten die beiden Kurfürstinnen, die Wittwen Karls und Karl Ludwigs, vom dänischen Gesandten unterstützt, auf den neuen Regenten ein, er möge den Günstling vor Gericht stellen; eine Anzahl adeliger Herren, die, so lang er am Ruder war, ihm zur Seite standen, eine Schaar ehrgeiziger, von ihm gekränkter, Beamten halfen nach, und Langhanns ward am 10. Dez. 1685 verhaftet. Der Prozeß ward so geführt, wie es der Kläger würdig war [68]); ein Gericht, dessen Präsident den Angeklagten vor den Schranken mit Schimpfwörtern tractirte, verurtheilte ihn, Zeugnisse und Gutachten gaben seine persönlichen Feinde, zum Theil die Kläger selbst. So erfolgte am 1. März 1686 das Urtheil: Langhanns sollte die verwittwete Kurfürstin „aufs grobste injurirt, durch seinen boshaftigen Rath den verstorbenen Kurfürsten von der ehelichen Liebe seiner Gemahlin zu trennen gesucht, ihn corrumpirt, gegen seine Mutter gehetzt und in einem Liebesverhältniß zu der Rüdt den Kuppler gespielt haben." Dafür wurde er aller seiner Würden entsetzt, sein Vermögen eingezogen, an den Pranger gestellt und zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Das Urtheil ward am 2. März vollzogen; der allgewaltige Minister stand mit einer Ruthe in der Hand, unter

67) Die Briefe in Mosers Patriot. Archiv XI. 425 ff.

68) Vgl. der Ungewissenhaffte Gewissens-Rath, vorgestellt in einer Theologischen Facultät zu Heidelberg ꝛc. Heidelberg 1689.

dem Gespött des Pöbels am Pranger, ward auf dem Schinderkarren in den Diebsthurm gebracht und dann auf den Dilsberg gesetzt.

Daß der Prozeß an den stärksten Gebrechen litt und in seiner Führung ganz nichtig war, haben selbst persönliche Feinde des Verurtheilten anerkannt [69]; daß man das Andenken des verstorbenen Kurfürsten durch das Urtheil so schonungslos beschimpfte, erweckt gegen die weiblichen Anklägerinnen und ihr partheiisches Gericht ein schlechtes Vorurtheil. Bedenklicher wird die Sache noch, wenn man weiß, daß der reformirte, beinahe puritanische, Langhanns früher einmal dem Herrn von Steinkallenfels eine bittere und schneidende Aeußerung gethan hatte, und daß derselbe Steinkallenfels jetzt der Präsident des Gerichtshofs war, der Langhanns verurtheilte. Und doch blieb dieser Steinkallenfels in Gunst und Amt bei dem neuen Regenten, und der Graf von Castell, dessen Antheil an des verstorbenen Kurfürsten Liebeshandel mit der Rüdt jedenfalls zweideutiger und verdächtiger war, als der des Hofpredigers [70], ging nicht nur leer bei der Sache aus, sondern blieb auch bei Philipp Wilhelm ein mächtiger, einflußreicher Mann. Was soll man aber gar dazu sagen, daß der Leibarzt des verstorbenen Kurfürsten, Dr. Winkler, dem man den nachtheiligsten Einfluß zuschrieb, nur aus dem Lande verwiesen ward, ohne weitere Strafe, aber gegen das merkwürdige Versprechen, „daß er sich in Schriften nicht vertheidigen wolle!?“

Vergleicht man alles Einzelne dieses pfälzischen Struensee mit seinem dänischen Schicksalsgenossen, so werden sich die überraschendsten Aehnlichkeiten bieten; beide keineswegs unschuldig, aber durch die blinde Wuth der Feinde und den gesetzlosen Gang des Prozesses zum Gegenstand der Theilnahme geworden. Bei Beiden entgehen die Schuldigeren einer verdienten Strafe, weil sich böse Frauen, ein gewissenloser Adel und ehrsüchtige Beamte

69) Reiger S. 338.

70) S. Mosers Patr. Archiv XI. 424.



gegen den Mann ohne Schutz, ohne Verbindungen vereinigt haben. So war es möglich, ein Gericht zu bestellen, das aus Todfeinden des Hofpredigers bestand, möglich, ihm Dinge zuzuschreiben, an denen er jedenfalls den geringeren Antheil hatte [71]), und aus zweideutigen Worten seiner Briefe, aus einem lateinischen Gedicht (das wahrscheinlich nicht einmal sein Werk war) die absurdesten Deutungen zu entnehmen [72]), Alles nur um Verbrechen in ihn hinein zu verhören, die nicht aus ihm heraus zu verhören waren.

Das Schicksal des Verurtheilten war günstiger, als seine Richter gewollt hatten. Er war vom Dilsberg nach dem Schlosse Zwingenberg gebracht worden, wo ihn (1688) der französische Krieg befreite. Der Dauphin nahm sich seiner an [73]) und ließ ihn nach Basel gehen, wo er 1691 starb. Ueber seine Schuld hat er, sowohl vor Gericht als nach seiner Befreiung, geschwiegen.

Da außer Langhanns alle Minister im Amte blieben, konnte die Verwaltung nicht geordneter und sparsamer werden, auch wenn der Wille dazu vorhanden war. Man fing zwar an, weil der Geldmangel drängte, einzelne Verminderungen des Aufwands vorzunehmen, aber nur eine durchgreifende Reform konnte den geordneten Haushalt der Zeit Karl Ludwigs wiederherstellen. Man hatte freilich die Ausgaben des Kurfürsten Karl noch mit fortzuschleppen; dessen Soldatenliebhaberei allein kostete nahe an 300,000 Gulden [74]), und doch hatte man, als der

---

71) Vgl. oben Abschn. VII. § 2, wo aus Briefen nachgewiesen ist, daß er es nicht war, der dem Kurfürsten Karl die Abneigung gegen seine Gemahlin beibrachte.

72) Beispiele in Mosers Archiv XI. 432 ff.

73) Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans mag nicht Unrecht haben, wenn sie (Anecd. Straßburg 1789. S. 397) diese Nachsicht seinem frühern freundschaftlichen Vernehmen mit Louvois zuschreibt. Dagegen bedarf es kaum der Widerlegung, wenn sie sagt (Briefe an die Raugräfin S. 470), er habe den Kurfürsten Karl aus dem Weg geräumt, während ihm Alles daran liegen mußte, daß derselbe so lang als möglich lebte.

74) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Diener").

Krieg ausbrach, keine Mittel des Widerstandes. Wie der orleansche Krieg drohte, fing man an, am Hofe und in der Regierung Verminderungen vorzunehmen (Mai 1688), und es wurden da allein 44 Verwaltungsstellen reducirt, combinirt oder ganz aufgehoben [75]). Als dann die furchtbare Verheerung der Jahre 1688 jede Hülfsquelle versiegen machte, mußte man die Mehrzahl der Beamten ganz entlassen.

Auch der Hof ward reducirt (Juni 1688) [76]), die Kost und Kleidung der Edelknaben und Lakaien ward geringer, Trompeter, Trabanten, Kutscher und Stallbedienten sollten knapper gehalten werden; mehrere Hofbesoldungen gingen ein, der Tanzmeister ward entlassen und sollte seine „Nahrung bei der Universität suchen", der Hofuhrmacher erhielt einen geringeren Gehalt, ebenso der Perrüquier, der Schneider, der Tafeldecker; auch Gärtner und Feldhühnerfütterer wurden eingeschränkt.

Was für ein müßiger Troß wurde aber auch da beköstigt und wie wenig half es, hier mit kleinen Ersparnissen einzugreifen. Während man, wie die angeführte Verordnung befahl, „um den Aermel der Livreen nur noch eine silberne Borte setzte," ward das Geld des Landes im Großen durchgebracht. Denn kurze Zeit zuvor (Juli 1687) war die Vermählung der Tochter des Kurfürsten, Maria Sophie, welche den König von Portugal heirathete, gefeiert worden, und die hatte nach officiellen Berechnungen [77]) eine Summe von 159,000 Gulden gekostet; darunter befanden sich für Küche und Keller dreißigtausend, für Juwelen und Spitzen fünfundfünfzigtausend, und für Livreen achtzehntausend Gulden. Die beiden Vermählungen, die von Maria Sophie nach Portugal, und zwei Jahre später von Maria Anna nach Spanien, wurden mit gleich verschwenderischem Glanze gefeiert [78]), letztere in demselben Augenblick, wo das

75) Pfälz. Archiv a. a. O.

76) Ebendas.

77) Pf. Archiv zu Karlsruhe („Ceremoniel").

78) Theatr. eur. XIII 85. 799.

furchtbarste Elend die Bewohner der verwüsteten Pfalz bedrängte.

Als der Kurfürst 1690 in München war, glich sein Reisezug, bei dem sich seine Gemahlin und zwei Prinzen befanden, einer kleinen Armee [79]). Ueberall hin mußte die bayrische Regierung Befehle und Boten schicken, damit es auf dem Wege nicht an Nahrung, Betten, Pferden u. s. w. fehlen möge. Der Pfleger zu Aichach erhielt noch am 11. Febr. den Befehl (schon am 14. sollten die Herrschaften ankommen), „er möge im Zellerischen Haus die Wohnung zurecht machen, die beiden anstoßenden Häuser ohne einigen Zeitverlust durchbrechen und einen Durchgang machen lassen, doch dergestalt alles säubern und zurichten lassen, daß die hochfürstlichen Personen Alles fertig fänden." Alle Pferde der Bevölkerung wurden requirirt; denn obwohl 56 Jagdpferde und 48 Reitpferde mitzogen, brauchte man doch noch für die Wagen dreihundert und einundsiebzig! Die Kosten dafür an Futter und Pflege gingen ins Ungeheure und es war lächerlich, an den Livreenborten zu sparen, wenn man in demselben Augenblick so kolossal verschwendete, wo ein furchtbares, beispielloses Elend über das Land hereinbrach.

§. 3.

Der orleans'sche Krieg bis zu Philipp Wilhelms Tod (1688—1690).

Unter den politischen Berechnungen Karl Ludwigs war die Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Orleans gewiß die unglücklichste gewesen, und nicht die Vermählte allein, auch das pfälzische Land konnte von sich behaupten, das „politische Opferlamm" zu seyn. Statt des erwarteten Schutzes von Frankreich hatte Karl Ludwig schon bei seinem Leben die furchtbarsten Bedrückungen erfahren müssen; der Wohlstand seines Landes war ihm mit raffinirter Grausamkeit zerstört worden, weil

79) Bayr. Reichsarchiv (fürstliche Reisen).

er im Moment der Entscheidung lieber wie ein deutscher Reichsfürst handeln, als für die Politik des versailler Hofes Verrätherdienste thun wollte.

Das Härteste war aber seinen Hinterlassenen aufgespart; es ließ ja sich erwarten, daß Ludwig XIV. bei den begonnenen Reunionen nicht stehen bleiben, sondern seine himmelschreienden Gewaltthaten unter beschönigenden Rechtstiteln fortsetzen werde. So geschah es denn auch jetzt, als mit Kurfürst Karl der simmersche Mannsstamm ausstarb und die Pfalzgrafen von Neuburg nach Reichsgesetz, Herkommen und Testament die pfälzischen Kurlande in Besitz nahmen. Es konnte an einem Rechtsvorwand nicht fehlen, um Ansprüche hervorzusuchen, wie die jüngst vorgenommenen Reunionen waren; man sprach diesmal im Namen der Herzogin von Orleans, als Erbin des Kurfürsten Karl, einen guten Theil des pfälzischen Landes an. Nun war es ein altes Herkommen im pfälzischen Hause gewesen, daß, so lange der Mannsstamm lebte, alle Prinzessinnen auf Besitz an Land und Leuten Verzicht leisteten, und auch Elisabeth Charlotte von Orleans hatte bei ihrer Verheirathung (1671) die Erklärung gethan: „Sie entsage allen Rechten auf souveraine und Lehensgüter von Vater und Mutter her, die in Deutschland lägen, behalte sich nur ihre Rechte auf die außerhalb Deutschland gelegenen Güter dieser Art [80]) vor und auf den Allodialbesitz nach dem Herkommen des pfälzischen Kurhauses."

Mochte nun auch diese Erklärung nicht so bestimmt seyn, daß sie jede Deutung überflüssig machte, so war doch ausdrücklich das Herkommen des pfälzischen Hauses anerkannt, und darnach hatte die Herzogin von Orleans nur den Privatbesitz ihres Bruders, des Kurfürsten Karl, als Erbin anzusprechen. Lud-

---

80) Damit ward auf die Ansprüche hingedeutet, welche die Nachkommen der Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V., an England machen konnten, und die nachher Sophia von Hannover ihren Kindern wirklich vererbte.

wig XIV., der im Namen seiner ganz unbetheiligten Schwägerin den Prozeß führte, war aber damit keineswegs zufrieden; er verlangte den Länderbesitz des simmerschen Hauses, dessen männliche Linie mit Karl ausgestorben war. Damit wäre nicht weniger als die Besitzungen in Simmern, Lautern, Sponheim und das Amt Germersheim an Frankreich übergegangen, ja man schien sogar die Kurwürde anfangs den neuburgischen Pfalzgrafen bestreiten zu wollen; alles Forderungen, die von der rechtlichen Seite zwar monströs genannt werden konnten, aber bedeutend wurden durch den politischen Hintergrund und die überlegene Gewalt des Fordernden. Der Bruder des Königs von Frankreich sollte als Pfalzgraf von Simmern und Lautern Reichsfürst werden, die französische Gränze ward allmählig an den Rhein vorgerückt und das erste weltliche Kurfürstenthum war in seinem zusammenhängenden Besitze gesprengt.

In diesem Sinne hatte der französische Gesandte bereits im Juli 1685 beim Reichstag eine Vorstellung eingereicht, und im August erschien ein Parlamentsrath, der Abbé Morel, im Namen der Herzogin von Orleans zu Heidelberg, um ihr angebliches Erbe in Güte zu erhalten. Die Verhandlungen, die zwischen ihm und den pfälzischen Ministern seit Anfang September stattfanden [81]), konnten zwar zu keinem Ziele führen, sind aber wegen des rechtlichen Standpunktes beider Partheien von Interesse. Der französische Unterhändler sprach für die Herzogin alle Weiberlehen an und schien darunter Besitzungen, wie Sponheim und ähnliche, zu begreifen, die zwar in längst vergangener Zeit von weiblicher Seite waren vererbt worden, aber seitdem durch Reichs- und Hausgesetze, theils in Reichs- und Mannslehen umgewandelt, theils für untrennbare Stücke der pfälzischen Kurlande waren erklärt worden. Die pfälzischen Minister beriefen sich auf das alte Herkommen, auf die Verzichtleistung der Prinzessin und die letzten Bestimmungen des

81) Sie finden sich in J. J. Mosers Teutschem Staatsrecht. XVI. S. 166 ff.

kurfürstlichen Testamentes und des hallischen Vertrags; der französische Abbé ließ sich darauf gar nicht ein, sondern kam mit der seltsamen Zumuthung hervor, man solle ihm beweisen, daß Alles, was der neue Kurfürst anspreche, wirkliche Mannsleben seyen. Berief man sich pfälzischerseits auf den staatsrechtlichen Gebrauch im pfälzischen Hause, so nahm der Franzose im Namen des natürlichen Rechts den größten Theil der Pfalz für die Schwester des letzten simmerschen Kurfürsten in Anspruch, und erbot man sich, durch Auszüge aus Urkunden und Verträgen das Richtige des französischen Anspruchs darzuthun, so verlangte Morel die Auslieferung aller Lehens- und Familienverträge des pfälzischen Archivs, um sie im Original nach Frankreich zu schicken! Machten die pfälzischen Minister geltend, daß ja von einem weiblichen Successionsrecht noch gar keine Rede seyn könne, so lange noch eine Reihe männlicher Sprößlinge des pfälzischen Hauses vorhanden seyen, so berief sich der Andere wieder auf das natürliche Erbrecht der Tochter Karl Ludwigs, das, in ähnlicher Weise durchgeführt, die Succession der meisten Staaten Europas umgeändert hätte.

Der Gang dieser Unterhandlungen, die vor dem Reichstage in ähnlicher Weise schriftlich, wie hier mündlich, stattfanden, zeigte klar, daß man von französischer Seite für die Gewalt nur ein scheinbares Recht anführen wollte, und sich bei Durchführung der Sache mehr auf seine physische Ueberlegenheit, als auf die rechtliche Begründuug seiner Ansprüche verließ. Auch die Entscheidung durch den Pabst, die Frankreich vorschlug, konnte nur zum Nachtheil des schwächeren Pfalzgrafen ausfallen, der nicht die Mittel wie Ludwig **XIV.** besaß, dem römischen Stuhle zu imponiren. Am Reichstage zu Regensburg ging die Sache den gewohnten langsamen Gang; als (März 1686) eine französische Note überreicht ward, die darauf hindeutete, den orleansschen Anspruch mit Gewalt durchzusetzen, gab der Reichstag die Erklärung: daß der Besitzstand des Kurfürsten einst-

weilen bleiben, aber den Rechten keiner Parthei nachtheilig seyn solle [82]).

Die einzelnen Staatsschriften, die man vor dem Reichstag wechselte, brachten nichts Neues vor; von französischer Seite sollten sie den Prozeß nur hinausziehen, bis der günstige Augenblick eines gewaltsamen Eingreifens gekommen war. So blieb denn in den Jahren 1686 und 1687 der Streit über den Besitz an Land und Leuten unentschieden; die Erbschaft, soweit sie die fahrende Habe betraf, ging indessen in die Hände der Herzogin von Orleans über. Auch da hatte Ludwig XIV. ungeheure Forderungen gemacht; alle rückständigen Renten und Strafgelder, alle Lehenserträge, alle von den beiden letzten simmerschen Kurfürsten erkauften Waffen und Kriegsvorräthe, Alles was zur Weinlese, zur Jagd gehörte, alle Vorräthe an Wein und Korn, was man in allen kurfürstlichen Schlössern aufbewahrte, alle Bauvorräthe u. s. w. sollten der Schwester des Kurfürsten Karl verabfolgt werden. Im März 1686 erschien nun der französische Commissär de Morvas zu Heidelberg, um die Hinterlassenschaft des simmerschen Hauses anzutreten; er kam gerade in dem Augenblick, wo auch die Wittwe Karl Ludwigs, Charlotte von Hessen, starb, und dadurch noch ein neuer Antheil zu der orleansschen Erbschaft hinzukam. Ein Theil fiel nach dem Testament an Hessen-Kassel zurück, ein anderes hatte der Kurfürst von Brandenburg, der Sohn einer Schwester Friedrichs V., noch anzusprechen, das Uebrige an Mobilien, Pretiosen, Gemälden u. s. w. überließ Philipp Wilhelm dem französischen Bevollmächtigten, der eine öffentliche Auction damit anstellte und den Ertrag nach Frankreich schickte. Es sollen auf diese Weise über 300,000 Gulden gelöst worden seyn; das Uebrige ward durch einen Vertrag vom 11. Sept. 1687 geordnet, wornach für alle Ansprüche an Geld, Vorräthe, Früchte,

82) Vgl. Chlingensperg processus historico-juridicus in causa success. palatinae S. 26 ff.

Vieh u. s. w. der Herzogin noch 47298 Gulden und 34 Kreuzer entrichtet werden sollten [83]).

So weit war die Sache gediehen, als politische Verhältnisse eintraten, welche die längst drohende gewaltsame Entscheidung über Erwarten beschleunigten. Das Waffenglück des Kaisers gegen den Erbfeind der Christenheit machte den „allerchristlichsten König" für seinen Freund, den Großtürken, besorgt, und er ergriff gern jeden Anlaß, das Reich im Westen anzugreifen, während er im Osten beschäftigt war. Es erschien (24. Sept.) ein Manifest [84]), dessen schamlose Haltung nur durch ähnliche Erzeugnisse des späteren Bonapartismus übertroffen worden ist, und das in Ton und Inhalt so beschaffen war, daß selbst das deutsche Reich aus seiner schwerfälligen Lethargie durch einen Moment tiefer Indignation aufgeweckt ward. Neben der frechen Einmischung in die kölnische Coadjutorwahl, der Verhetzung Bayerns gegen Oestreich, und der monströsen Verdrehung aller offenkundigen Thatsachen, war das Aktenstück besonders durch den darin aufgestellten Grundsatz bedeutend: Deutschlands Friede mit der Türkei werde für Frankreich beunruhigend und sey für den König eine Aufforderung, zum Schutz des eignen Landes die deutsche Westgränze zu besetzen. Unter den Vorwänden war auch die pfälzische „Usurpation", wie er den rechtmäßigen Besitz Philipp Wilhelms nannte, angeführt; unter den entehrenden Bedingungen stand der Vorschlag eines Schiedsgerichts über die pfälzische Erbschaft, worin Jakob II. von England und Venedig als Richter fungiren würden! Dem ganzen Manifest ward von dem größten deutschen Denker jener Zeit, von Leibnitz, eine treffende und meisterhafte Antwort entgegengesetzt [85]); aber indessen wurden die französischen Drohungen für die arme Pfalz sehr schnell zur That.

---

83) Die ganz ins Einzelne gehende Berechnung s. in Mosers Staatsr. XXVI. 72–76.

84) Theatr. europ. XIII. 307.

85) In deutscher Uebersetzung steht es im Theatr. eur. XIII. 381.

Gleichzeitig mit der Bekanntmachung des Manifestes waren auch schon Franzosen in die Pfalz eingerückt, hatten (29. Sept.) Kaiserslautern, Alzei, Neustadt, Oppenheim besetzt, und die schutzlosen Reichsstädte, wie Worms, Speyer, selbst Heilbronn und Mainz, zur Aufnahme französischer Garnisonen gezwungen. Schon am 21. Oktober war Philippsburg geräumt, am 24. hatte Heidelberg den Franzosen die Thore durch eine Capitulation mit Marschall Duras geöffnet. Die pfälzischen Truppen durften nach dem Vertrage abziehen, der Stadt und Universität ward versprochen, es sollte keinerlei Bedrückung in Besitz, bürgerlichen und religiösen Rechten ausgeübt, und das kurfürstliche Schloß, die Kanzleien sammt den Archiven unverletzt erhalten werden. Ungeachtet dieser Zusagen, die der Dauphin bei seinem Besuch in Heidelberg (14. Nov.) mündlich verbürgt hatte, waren die Heidelberger den schändlichsten Bedrückungen ausgesetzt; um 80000 Livres Contribution zu erpressen, drangsalirte man mit Einquartirung, Raub, Chicane und Mißhandlung die Einwohner auf das Härteste [86]).

In Mannheim, wo sich die Feinde am 1. Nov. zeigten, war der Commandant, Bernhard von Seligencron, entschlossen, sich mit den vorhandenen, nicht unbedeutenden Kräften zu vertheidigen, allein es gelang den Franzosen, durch ausgestreute Placate die Bürger mit furchtbaren Drohungen einzuschüchtern, die Soldaten durch Versprechungen zum Abfall zu verführen. Nach kurzem Bombardement ward den Feinden die Stadt durch eine erträgliche Capitulation geöffnet (10. Nov.), und auch die Citadelle konnte der Commandant an der Spitze seiner rebellischen und feigen Soldaten nicht vertheidigen. So entschloß er sich zur Uebergabe; ein ehrenvoller Abzug der Garnison und der Schutz der städtischen Rechte ward auch ihm vom Dauphin verbürgt; noch beim Auszug aus der Festung hatte er mit dem verrätherischen Gesindel zu thun, das im Vertrauen auf den Schutz der Fremden, sich an dem Gouverneur und seinen Ge-

86) Theatr. eur. XIII. 323.



treuen vergreifen wollte. Am 18. Nov. ergab sich auch Frankenthal, und damit waren alle bedeutenden Plätze der Rheinpfalz in feindliche Hände gerathen. Es war einer von den großen Nachtheilen, die aus der Erhebung der neuburgischen Linie sich für die Pfalz ergaben, daß diese Dynastie durch ihre Besitzungen in Jülich und in Neuburg nur ein getheiltes Interesse an dem rheinischen Kurlande nahm; denn während noch Karl Ludwig in dem Krieg von 1675 wenigstens die Hauptplätze seines Landes persönlich vertheidigt hatte, zogen sich jetzt und nachher die neuburgischen Kurfürsten in einen gesicherten Winkel zurück und überließen die Beschützung des rheinischen Landes ihren gleichgültigen Söldlingen.

Wie es in der Pfalz gelang, so wurden auch am ganzen Rhein die Franzosen Meister. Die pfälzischen Diplomaten hatten schon im Oktober an den Reichstag eine dringende Beschwerde eingegeben, andere waren gefolgt, und die Schreiber in Regensburg geriethen auch in der That einmal in Bewegung, aber bis zu gemeinsamem Handeln war es immer noch weit. Ludwig **XIV.** hätte auch diesmal seine himmelschreienden Gewaltthaten glücklich zum Ziele geführt, wenn nicht jetzt das vereinigte Europa sich gegen das System seiner rechts- und freiheitsmörderischen Politik erhoben hätte. Sein Verfahren gegen Deutschland und Holland, die Verjagung der Protestanten aus Frankreich, die unsinnige Politik, die er seinen Clienten Jakob **II.** in England befolgen ließ, hatten das Maß gefüllt, und der Geist der politischen und kirchlichen Freiheit waffnete sich jetzt zu einem großen Prinzipienkampfe, an dessen Spitze ein Mann wie Wilhelm von Oranien stand. Das System Ludwigs **XIV.** hatte die eigenthümliche Wirkung, die heterogensten Elemente unter sich zum gemeinsamen Kampfe zu verbinden; denn wie später gegen Bonaparte zugleich das absolute Rußland, das constitutionelle Großbritannien und das demokratisirte Spanien sich vereinigt erhoben, so fochten jetzt Oestreich und Preußen, die monarchisch-militärischen Staaten, an der Seite der revolutionären Engländer und Holländer gegen den Mann, dessen

Prinzip gewesen war: der Staat bin ich. Auf die Aufhebung des Edikts von Nantes folgte jetzt als schlagende Antwort die englische Revolution, und derselbe König Ludwig, der im September (1688) jenes höhnende Manifest gegen Deutschland geschleudert, mußte im Dezember seinen ergebenen Freund, Jakob Stuart, als Flüchtling sein Königreich verlassen sehen. Der Kampf war jetzt ein europäischer geworden; England, Holland und das deutsche Reich standen als eine compacte Masse gegen die alternde Militärmacht der französischen Monarchie.

Es war schon sehr erschwert, einen ehrenhaften und kräftigen Krieg zu führen; man kam daher in Versailles auf einen Gedanken, der eines Hunnen oder Tartaren würdig war; man wollte wenigstens die schutzlosen Rheinlande mit mordbrennerischer Geschicklichkeit zur Einöde machen. Konnte ein französischer Memoirenschreiber, der dieser Zeit noch nahe stand, uns erzählen, der ganze Krieg sey durch einen Wortwechsel des Königs mit Louvois über das Fenster zu Trianon beschleunigt worden, so ist es auch denkbar, wie man im niederschlagenden Gefühl der Ohnmacht gegen das verbündete Europa zur Banditenrache an unschuldigen deutschen Städten und Dörfern seine Zuflucht nehmen konnte. Ludwig mochte später, z. B. bei dem angedrohten Brande von Trier, wohl eine Anwandlung von Scham empfinden über das Geschehene, jetzt im Augenblick des Zornes gab er seine Zustimmung zum Befehle seines Kriegsministers „de brûler le Palatinat.“

Die barbarische Verwüstung, die der „allerchristlichste„ König jetzt befehlen ließ, traf zwar das ganze deutsche Gränzland am Rhein, aber keines so hart, wie die Pfalz, das schon als sicher betrachtete, aber jetzt erst schwer zu erkämpfende orleans'sche Erbtheil. Es war ein drückender Winter für die unglücklichen Bewohner, die in gutmüthigem Vertrauen auf französische Redlichkeit die Capitulationen vom Herbst abgeschlossen hatten; denn trotz des verbürgten Schutzes nahmen die Quälereien der soldatischen Willkür kein Ende. Das brutale Zerstören begann dann mit dem Anfang des neuen Jahres; am 18. Januar

fing man zu Heidelberg an einen Theil der prachtvollen Schloßthürme und Mauern in die Luft zu sprengen, in der Umgegend die Gärten und Baumpflanzungen auszurotten und die Weinberge zu zerstören; man schrieb Brandschatzungen aus und drohte die Wohnungen der Weigernden dem Erdboden gleich zu machen. Die Einwohner hatten dagegen keine Waffe mehr; denn wem dergleichen Schändlichkeiten sein menschliches Gefühl nicht verbot, bei dem durfte man auch nicht die beschwornen und verbürgten Verträge zu Hülfe rufen.

Am 27. Januar zeigte sich in der Nähe der Stadt eine Abtheilung deutscher Truppen; sie machten den Bauern auf dem Felde Muth und Hoffnung auf baldige Hülfe; dem französischen Commandanten ließen sie bedeuten, wenn er sich Bedrückungen gegen die Pfälzer erlaube, werde man später bittere Repressalien nehmen. Gerade diese ohnmächtige Drohung ermunterte den französischen Commandanten Melac, seinem angebornen Berufe zur Mordbrennerei nicht länger Schranken zu setzen. Am Mittag des 28. Januar zogen die französischen Truppen aus Heidelberg heraus und wurden förmlich zum Geschäfte des Mordbrennens in die umliegende Dörfer vertheilt; schon am Abend dieses Tages und am folgenden standen die blühenden Orte auf dem linken Neckarufer, Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppelheim, Wieblingen, Neckarhausen in Flammen, und man rechnete gegen siebenhundert Gebäude, die in ganz kurzer Zeit verbrannt worden waren. Am Abend des 29. Januar konnte man auf dem linken Ufer das Geschäft für abgemacht halten.

Jetzt wandte sich Melac am 31. über den Neckar gegen die Bergstraße hin, wo einzelne Schnapphähne einen kleinen Kampf hatten zu unterhalten suchen; als jetzt die Feinde kamen, hielten sie aber nicht Stand, und ihr verunglückter Versuch trug nur dazu bei, daß auch jenseits die Weinberge wie diesseits verwüstet wurden. Wie wilde Thiere stürzten die Horden Melacs jetzt auf Handschuhsheim los, eines der größten und blühendsten Dörfer im weiten Umkreis, und schon am folgenden

Tage stand davon nichts mehr als die Kirche, das Waisenhaus, ein Paar Mühlen und wenige Häuser. Hatte man schon auf dem Wege alle Wehrlosen ohne Schonung gemordet, so that man jetzt dem Kannibalismus um so weniger Einhalt. Heidelberger Bürger, die nach Handschuhsheim geflüchtet waren, wurden erschossen; Weibern und Kindern ging es nicht besser; man schämte sich nicht, Schwangere und Kindbetterinnen zu mißhandeln oder auf wehrlose Frauen zu schießen [87]). Wenn auch hie und da ein menschlich fühlender Offizier Erbarmen zeigte, so verfuhr die Masse der Mordbrenner nur um so schonungsloser. Frauen und Mädchen welche kaum dem Kindesalter entwachsen waren, schändete man auf offener Straße, ein Schüler der Neckarschule ward erschossen; alte Männer von sechzig bis achtzig Jahren tödtete man; einen siebzigjährigen Greis, den man nackt ausgezogen, faßte man am Kopfe an und stampfte ihn auf den Boden. Die Kinder vom Waisenhaus mußten durch den Wald, mitten im Schnee und Kälte, nach Schönau entfliehen, ebenso der Schaffner und reformirte Pfarrer. Der Schultheiß zu Handschuhsheim ward nackt drei Tage lang in die kalte Kirche gesperrt, die Kirche selbst wie ein profaner Ort mißbraucht; Viele verstümmelte man scheußlich, Einige kamen in den Flammen um. In Ladenburg, Schriesheim, Dossenheim, Neuenheim ward ebenso gehaust; wo die Bewohner sich geflüchtet hatten, äußerten die Soldaten ihre Zerstörungswuth an Wohnungen, Hausrath und Lebensmitteln; wo sich Menschen zeigten, wurden sie mit teuflischer Lust mißhandelt. Auf der Straße von Neuenheim nach Dossenheim lagen die Leichname nackt und unbeerdigt; als man am 3. Februar anfing zu begraben, wurden an dem einen Tage 52 Leichen bestattet.

Indessen hatten die in Heidelberg zurückgebliebenen nicht aufgehört, die Einwohner zu quälen; als jetzt die Nachricht von dem Herannahen der deutschen Truppen kam, beschlossen sie zwar den Rückzug, aber nicht ohne ein bleibendes Denkmal ih-

87) Theatr. eur. XIII. 676.

res mordbrennerischen Wirkens zurückzulassen. Erst wurde aus dem kurfürstlichen Schlosse Alles was noch zu finden war weggeführt, dann ein ansehnlicher Theil davon, namentlich der dicke Thurm mit Pulver gesprengt (16. Febr.), dann die Brückenpfeiler zerstört, und nun noch mit raffinirter Härte den Bewohnern eine Brandschatzung abgefordert, die sie nicht bezahlen konnten. Ihre Vorstellungen, ihre Berufungen auf die beschworne Capitulation fruchteten nichts; es wurde ihnen eröffnet, daß die Stadt verbrannt werden müßte. Der Tag der Zerstörung war der zweite März; einzelne Haufen Soldaten zogen durch die Straßen, warfen Brennmaterial in die Häuser, und bald wirbelte die Flamme aus dem schönen Rathhaus, dem Marstall, der Canzlei und eine Reihe von Privathäusern. Melac stand behaglich auf dem Markte und sah dem Bilde des Jammers mit Befriedigung zu. Nicht alle freilich dachten so kannibalisch, auch wenn sie dem Befehle ihres Sultans mit der blinden Ergebenheit von Eunuchen Folge leisteten. General de Tessé, als der Bürgermeister flehend ihm zu Füßen fiel und der Jammer der nackten obdachlosen Bewohner zu seinem Ohre drang, that das bittere Geständniß: es thue ihm zwar wehe, aber es sey der strenge Befehl des Königs. Doch deutete er den Unglücklichen an, sie möchten in ihren Wohnungen die Flamme löschen und unschädliches Feuer anzünden, damit man nur den Rauch sehe, und durch diese Auskunft wurden nur etwa 30 Häuser ganz verbrannt. Der General freilich und manche seiner Offiziere mußten ihre Menschlichkeit verbergen; dem königlichen Intendanten Lagrange gegenüber halfen sich Tessé mit der Nothlüge, wenigstens die Hälfte der Stadt liege in Asche. So schieden sie am 2. März und schleppten noch ein Dutzend angesehene Bewohner als Geiseln mit fort, für die Bezahlung der Contribution. Dem Erbarmen einzelner Offiziere, der Vermittlung der Ordensgeistlichen und der thätigen Hülfe der Bürger aller Confessionen, auch der Juden, hatte man zu verdanken, daß die Stadt nicht ganz zerstört war [88]).

88) S. den Bericht des Augenzeugen in Büttinghausens Beitr. II 191

Jetzt war auch die Stunde für Mannheim gekommen, wo mitten in den militärischen Drangsalen und den Gewaltthaten der letzten Wochen die Bewohner wenigsten wiederholt vom Intendanten und vom General Montclas das Versprechen erhalten hatten, ihre Stadt solle unversehrt bleiben, wie es die Capitulation verhieß. In dieser Hoffnung hatten sie sich willig auch den härtesten Dienstleistungen unterzogen und die soldatische Tyrannei schweigend geduldet; dennoch ward ihnen am 3. März eröffnet: ihre Stadt müsse zerstört werden. Wollten sie selbst Hand anlegen, so wolle man ihnen zwanzig Tage Zeit lassen; würde sie aber sich dazu verstehen, ins Elsaß oder auf französisches Gebiet sich überzusiedeln, so würde ihnen aller Vorschub geleistet werden. Die Zerstörung der eigenen Wohnungen lehnten die Unglücklichen ab; mit Mühe erflehten sie, daß man sie wenigstens über den Neckar, statt ins feindliche Gebiet hinein, mit ihrer Habe ziehen ließ. Am 5. begannen die Soldaten Häuser abzubrechen, schon am folgenden Morgen, weil es ihnen zu lange dauerte, sie abzubrennen; während die Bewohner in wildem, lebensgefährlichen Gedränge sich der Neckarbrücke zustürzten, ward die Stadt und die Festung in einen Steinhaufen umgewandelt, die Kirchen zerstört, die Leiche der Raugräfin aus den Gräbern der Concordienkirche aufgewühlt. Ein blühender Sitz des aufkeimenden Wohlstandes war auf lange zerstört; 200 Familien zogen nach Norddeutschland und ließen sich in Magdeburg nieder; der Rest irrte bettelnd und heimathlos umher. Ein Bewohner, der nach dem Abzug der Feinde sich nach der Stadt begab, sah von Weitem nichts als einen grauen Steinhaufen; es war ihm schwer, die frühere Lage der Straße oder Häuser zu unterscheiden, so furchtbar hatten die Zerstörer hier gehaust.

So ging es am ganzen Rheine zu, von Trier bis in die Ortenau war die Mordbrennerei förmlich organisirt, auch die jülichschen Besitzungen des Kurfürsten litten unter derselben Mishandlung. Pforzheim, Offenburg, Creuznach, Zell, Trier wurden erst gepeinigt und ausgesaugt, dann dem Brande und der

Zerstörung ausgesetzt; die alten, ehrwürdigen Reichsstädte in der Pfalz deßgleichen, Speyer beraubte und drückte man erst[88 a]), dann führte man Waffen und Lebensmittel weg, endlich (30. Mai) bedeutete ihnen der französische Intendant und General, „binnen sechs Tagen müßten sie die Stadt verlassen und sich andere Wohnungen suchen, weil es die Umstände so erforderten." Alles Jammern war vergebens; vom 30. März an begann der Auszug mit weniger Habe, und am folgenden Nachmittag stand die uralte Stadt, mit ihren zwanzig Thürmen und Kirchen, schon in vollen Flammen. Mit welch ausstudirter Bosheit man verfuhr, zeigt ein einziger Zug. General Montclas hatte (30. Mai) den Einwohnern mit erheucheltem Mitleid gerathen, ihren Hausrath in den Dom zu bringen, weil der verschont würde; Alles schleppte jetzt, was man schleppen konnte in die Kirche, und wie sie mit dem brennbaren Stoffe gefüllt war, gab der Franzose das Zeichen zum Brande, durch den die stolze und ehrwürdige Kirche alsbald verzehrt war. Das Heilige war so wenig sicher als das Profane; Kirchengeräthe, Reliquien wurden verbrannt oder gestohlen von den Kämpfern des „allerchristlichsten" Königs, und sogar die Knochen der alten deutschen Kaiser, vor deren Größe im Leben das kleine Frankreich gebebt, rissen sie aus den Gewölben heraus, wie ein Zeitgenosse sagt, „gleichsam als ein verrecktes Vieh."

Auch Worms war durch seine Capitulation nicht geschützt worden. Es hatte alle Arten des militärischen Druckes ausgestanden, immer durch das Versprechen hingehalten, daß damit das Maß seiner Leiden erschöpft sey. Sie hatten sich quälen, plündern, brandschatzen, persönlich mishandeln lassen, bis auch ihnen (23. Mai) eröffnet ward, ihre Stadt müsse dem Erdboden gleich gemacht werden. Auf ihr Flehen und Jammern erklärte der junge Herzog von Crequi: er habe eine Liste, worauf noch zwölfhundert Ortschaften stünden; die müßten alle ver-

88 a) Vgl. den Bericht des Augenzeugen in Schlözers Staatsanz. XIII 352 ff.

braunt werden, weil die deutschen Fürsten sich mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholischen König von England verschworen hätten! Es war keine Rettung; das Plündern und die militärische Anarchie war das Vorspiel der Zerstörung, womit die Franzosen das Pfingstfest zu Worms feierten. Am Dienstag nach Pfingsten ward das Signal zum Brande gegeben; das Jammern der fliehenden Bewohner begleiteten die mordbrennerischen Horden mit lustiger Tanzmusik, indessen die ganze große Stadt und sechzehn ihrer Kirchen, auch der Dom mit ihnen, von den Flammen zerstört ward. Raub und thierische Genußsucht, neben scheußlicher Profanation alles Dessen, was vor Gott und den Menschen heilig ist, trieben noch auf den Ruinen ihr Wesen.

Wer wollte die Dörfer und kleineren Orte alle aufzählen, wenn Städte, die am ganzen Rheine hervorgeleuchtet hatten, in wenigen Stunden dem Erdboden gleich waren? So wurden die Orte am Hardtgebirge schwer heimgesucht, Neustadt ganz ausgepreßt, Wachenheim verbrannt, Frankenthal, Alzei und Bretten unter schmählicher Mishandlung der Zerstörung und dem Brande preisgegeben, zu Sinsheim, Wiesloch, Bacharach, Ingelheim ging es nicht besser. Vom Januar bis August dauerten in den Rheingegenden, namentlich in dem pfälzischen und badischen Gebiete, diese Scheußlichkeiten fort; selbst die heimathlosen Söldner im dreißigjährigen Krieg hatten nicht so systematisch und mit so kaltem Bewußtseyn gegen Menschliches und Göttliches gewüthet, als es die Heere eines Königs thaten, der sich und sein Volk als die Blüthe der europäischen Civilisation hinzustellen gewohnt war.

Die Spuren sind noch jetzt sichtbar; auch die Erinnerung ist noch nicht erloschen. Lange Zeit hieß man in der Pfalz die Hunde mit dem Namen eines französischen Führers, wie Melac und Montclas waren, und viele einzelne Züge des Kanibalismus sind noch jetzt als mündliche Ueberlieferung nach anderthalb Jahrhunderten unverwischt geblieben. Der Kaiser hatte wohl Recht, wenn er in seinen Manifesten das Benehmen des

„allerchristlichsten" Königs als eine Barbarei bezeichnete, die sich selbst die Türken nie erlaubt hätten; die Thatsachen schrien zum Himmel, denn seit den Hunnen und Mongolen war in der europäischen Welt nicht ähnlich gehaust worden. Die Gränzen der Zerstörung sind noch jetzt wohl zu erkennen; alle Dörfer und Städte zwischen der Ortenau, Heilbronn und dem Niederrhein sind neu, übertüncht, ohne Spuren einer großen Vergangenheit, und in die alten Reichsstädte Worms und Speyer ist der überströmende Wohlstand der früheren Zeit nie wieder zurückgekehrt.

Würde schon diesseits die historische Nemesis erfüllt, so möchte man glauben, sie habe den Zerstörer und sein Geschlecht bereits erreicht. Noch sind als imponirende Ruinen unzertrümmert die damals gesprengten Mauern des alten Pfalzgrafenschlosses zu sehen, während den Thron Ludwigs **XIV.** und seiner Nachkommen der Herr der Zeiten zertreten hat. Ein Jahrhundert, nachdem der Verwüster der Pfalz sein Volk für eine despotische Laune rasen und zerstören ließ, hat sich dasselbe Volk ihm entwunden und auf eigne Faust gegen ihn und sein Blut noch furchtbarer und gewaltiger gewüthet. Selbst das Heilige und Ehrwürdige in den Kirchen ward von den Horden Ludwigs **XIV.** nicht geschont, und ein Jahrhundert nachher warf man die Reliquien und Heiligthümer sammt seinem eignen Thron in den Koth; man riß 1689 und 1693 die alten Kaisergräber auf und die der Kurfürsten; — und gerade ein Jahrhundert nachher, am 12. Oktober 1793, ward sein eigner Leib sammt denen seines Geschlechts von seinem eignen rasenden Volke aus den Grüften zu St. Denis hervorgerissen.

Welche Empfindungen solche Greuel in ganz Deutschland erregten, bezeugen die vereinzelten Ausbrüche eines tiefen Franzosenhasses, der nur leider in jenen Tagen nicht so zur Erhebung der Nation benutzt worden ist, wie dies gleichzeitig in England und Holland geschah. Der Kurfürst Philipp Wilhelm selbst sprach diesen Unwillen über die französische „Barbarei" in öffentlichen Erklärungen aus, aber er besaß die Macht nicht

sein Volk zu rächen. Kurfürst Karl Ludwig hat in ähnlichem Fall wenigstens den Vollzieher der Greuel zu belangen gesucht, der siebzigjährige Philipp Wilhelm konnte nur zusehen und dulden. Unter allen pfälzischen Städten hatte Mannheim am meisten gelitten; drum suchte er durch feierliche Erneuerung aller Privilegien (Juni 1689), durch Aufhebung der meisten persönlichen und dinglichen Lasten die verscheuchten Bewohner in den verödeten Steinhaufen zurückzuführen [90]). Auch in andern Dingen versprach er Abhülfe; die Noth des Augenblicks war aber so, daß er meistens nur versprechen konnte, wo schnelle Abhülfe wünschenswerth gewesen wäre.

Die wichtigste Angelegenheit war die hart bedrängte Lage der protestantischen Kirche; denn auch hier hatte die französische Verwüstung aufs Nachtheiligste gewirkt. Ungeachtet die Capitulationen überall die Freiheit des Cultus festgesetzt hatten, wurde doch dieser Punkt nicht besser beachtet — als die übrigen; entweder ließ man Gewaltthaten geschehen, oder man griff selbst mit offener Feindseligkeit in die Rechte und den Besitz der Protestanten ein. Hatte man zu Worms und Speyer die Kirchen und Güter der Katholiken schmachvoll verwüstet, wie sollten die Reformirten Schutz finden? Die Güter auf dem linken Rheinufer, wodurch die reformirten Kirchen- und Schulanstalten bestanden, wurden eingezogen, oder ihr Ertrag verwüstet, unter den Verjagten und Mißhandelten waren gewöhnlich die Pfarrer und Schullehrer in erster Reihe, und alle Bitten und Beschwerden über Verletzung beschworner Verträge hatten so wenig Erfolg, als die Klage über Verbrennung der Städte, die man geschworen hatte zu erhalten. In einzelnen Gegenden, z. B. im Oberamt Germersheim, führte man den katholischen Gottesdienst in reformirten Kirchen ein, in andern wurden durch Vertreibung oder Gefangennehmung der protestantischen Pfarrer die Kirchen verödet.

90) Theatr eur. XIII. 799.

Jetzt erst zeigte sich, wie unglücklich für das Land die Zurückführung intoleranter Mönche werden mußte; denn die bedachten sich natürlich nicht, in dieser allgemeinen Noth den Augenblick für ihr confessionelles Interesse auszubeuten. Was ihnen der katholische Landesherr aus gerechtem Sinne verweigert hatte, wurde jetzt unter dem Schutze der fremden Waffen von ihnen mit Gewalt erlangt. In Kaiserslautern erhielten die Franciscaner durch den französischen Dauphin die Klosterkirche, die ihnen Philipp Wilhelm abgeschlagen hatte, und die fanatischen Mönche schämten sich nicht, bei dessen Abreise dem Erbfeinde in niedriger Demuth den Hof zu machen [91]) und von ihm ein Paar Gulden als Almosen zu erbetteln. Dorthin schickten auch die Minister Louvois und Goupillière, der französische Intendant, die Glocken, die man in Hoheneck und Kreuznach den protestantischen Kirchen entzogen hatte. Der französische Kriegsminister bat sich für das gestohlene Kirchengut, womit er die Mönche beschenkte, nichts aus, als daß sie für ihn beten sollten (April 1689) [92]); und die Mönche, die ihren protestantischen Mitchristen ihr Gut entzogen, beteten für den Mann, der befohlen hatte, die Pfalz zu verbrennen!

Um so bedenklicher war es, daß den Kurfürsten die Noth des Landes zwang, einen großen Theil der reformirten Beamten, Pfarrer und Lehrer einstweilen zu entlassen und eine Menge von Kirchen- und Schulstellen zu combiniren oder ganz zu streichen. Durch diese Verordnung erhielt der pfälzische Protestantismus auch auf dem rechten Rheinufer einen tödtlichen Stoß, wie er durch die französische Invasion bereits auf dem linken schwer getroffen war. Für beides freilich versprach der Kurfürst

91) Moné Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters III. 240, wo die Tagebücher der Franziskaner bekannt gemacht sind. Der Mönch erzählt selbst, dem Dauphin gesagt zu haben: „nous ne scavons autre personne que sa magisté pour notre protecteur, c'est pourquoi Monseigneur, nous nous prosternons avec tout le respect, deu à vos mérites, devant le throne de vostre miséricorde.“

92) Moné a. a. O.

Abhülfe; es sollten diesseits und jenseits Besitz und Rechte der nichtkatholischen Confessionen wieder ganz restituirt werden, aber ehe es ihm möglich war seine Zusage zu halten, starb er.

Mit dem Kaiserhause eng befreundet und durch mehrfache Bande verschwägert, war der fünfundsiebenzigjährige Mann im Frühjahre 1690 nach Wien gereist, um der Krönung des künftigen Kaisers, Josephs I., beiwohnen zu können; dort überraschte ihn (2. Sept. 1690) der Tod, und es blieb dem Nachfolger vorbehalten, alle die Wunden zu heilen, die er gefühlt hatte ohne Mittel zur Abhülfe. Die erste Nachricht von den Leiden seines Landes warf ihn aufs Krankenlager; aber er besaß keine Militärmacht, und den Vorschlag des Kaisers, österreichische Garnisonen aufzunehmen, hatte er unglücklicherweise zurückgewiesen. [93])

Die wenigen Jahre seiner kurpfälzischen Regierung wurden durch die schrecklichen Kriegszeiten noch vollends zerrissen, und es war ihm das bittere Loos beschieden, das Schlimme nicht hemmen zu können, zu dem Guten, das er sich vornahm, keine Zeit mehr zu finden. Sonst konnte man an dem Kurfürsten viele Vorzüge rühmen; neben einer gesunden, offenen Persönlichkeit, deren jugendliche Kraft sich bis ins hohe Alter erhielt, wohnte in ihm ein Wohlwollen und ein freundlicher Sinn, den auch seine rheinpfälzischen Unterthanen in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit schätzen lernten. Die kirchliche Andacht, die er mit aller Innigkeit in demüthigem Hingeben an die Geistlichen und in pünktlicher ernster Bewahrung aller Ceremonien kund gab, artete nie in Unduldsamkeit aus; ein Ruhm, der dann um so tiefer empfunden wird, wenn man die Geschichte seiner drei Nachfolger ins Auge faßt.

Wir haben schon früher erwähnt, in welch glücklicher Ehe der Kurfürst mit seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Amalie von Hessen, stand; die Frucht derselben waren siebzehn Kinder, von denen nur drei im Kindesalter starben, alle übrigen in der pfäl-

93) S. Cod. bav. 2463.

zischen Geschichte oder anderwärts erwähnenswerth geworden sind. Die älteste Tochter, Eleonore Magdalene Therefie (geb. 6. Jan. 1655), ist die Gemahlin Kaiser Leopolds I. geworden und knüpfte die Einigkeit von Habsburg und Pfalz-Neuburg noch enger als zuvor; der älteste Sohn, Johann Wilhelm (geb. 19. Apr. 1658), wird als Nachfolger seines Vaters im nächsten Abschnitte geschildert werden. Zwei folgende Prinzen, Wolfgang Georg Friedrich (geb. 1659) und Ludwig Anton (geb. 1660), waren dem geistlichen Stande bestimmt; der eine war auch zu Köln, Straßburg, Lüttich, Münster, Passau, Brixen, Trient und Breslau Kanonikus gewesen und starb als Chorbischof zu Köln († 1683); der andere, Ludwig Anton, rascher und thatenlustiger als die meisten von Philipp Wilhelms Söhnen, war zwar auch erst Kanonikus gewesen, hatte aber dann den Beruf eines Deutschritters vorgezogen und war in kriegerischen und diplomatischen Geschäften vielfach gebraucht worden, bis er als Deutschmeister und Besitzer mehrerer ansehnlicher Pfründen (1694) starb. Auf ihn folgte Karl Philipp (geb. 1661), der spätere Kurfürst, dessen unsere Geschichte noch ausführlicher gedenken wird. Seine beiden jüngern Brüder waren ebenfalls Geistliche geworden; Alexander Siegmund (geb. 1663) starb als Bischof von Augsburg, Franz Ludwig (geb. 1664) hatte eine Reihe von geistlichen Würden bekleidet, bis er zur ersten Kirchenstelle des Reichs gelangte. Er war erst durch den Einfluß des Kaisers, in seinem neunzehnten Jahre, Bischof von Breslau geworden, dann nach seines Bruders, Ludwig Anton, Tode in Besitz der Pfründen getreten, die derselbe inne gehabt hatte. So wurde er Deutschmeister, Bischof von Worms und Probst von Ellwangen; später (1716) wählte man ihn zum Kurfürsten von Trier und 1729 ward er Erzbischof von Mainz, nachdem er schon lange zuvor dessen Coadjutor gewesen war. — Ihm folgte dem Alter nach Pfalzgraf Friedrich Wilhelm (geb. 1665), der mehr von wissenschaftlichen und militärischen Neigungen geleitet war, als von dem Wunsche, sich mit geistlichen Pfründen

eine Art Appanage zu schaffen. Er studirte zu Heidelberg, trat nachher in kaiserliche Kriegsdienste und fand (13. Juli 1689) bei der Belagerung von Mainz, der auch sein Bruder Ludwig Anton beiwohnte, durch eine Falkonetkugel seinen Tod.

Ihm stand dem Alter nach zunächst die Pfalzgräfin Maria Sophia Elisabeth (geb. 1666), welche im J. 1687 die Gemahlin des Königs Peter von Portugal ward; ihre jüngere Schwester, Maria Anna (geb. 1667), heirathete zwei Jahre später den letzten habsburgischen König Karl II. von Spanien, als dessen kinderlose Wittwe sie in alle die Intriguen um die spanische Erbfolge verflochten war, die zuletzt eine europäische Bedeutung erhielten. Auf sie folgte ein Bruder, Philipp Wilhelm August (geb. 1668), der kaum fünfundzwanzig Jahre alt und mit einer lauenburgischen Prinzessin vermählt, als Vater zweier Töchter gestorben ist. Seine Schwester Dorothea Sophie (geb. 1670) war nach einander mit den beiden Brüdern Odoardo und Franz von Parma vermählt; die jüngere Pfalzgräfin Hedwig Elisabeth (geb. 1673) heirathete einen polnischen Prinzen aus dem Hause Sobiesky, und das letzte von allen Kindern Philipp Wilhelms, Leopoldine Eleonore (geb. 1679), starb vierzehn Jahre alt als Braut des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern.

Die Mutter aller dieser Kinder, Kurfürstin Elisabeth Amalie, starb 74 Jahre alt erst am 4. August 1709.

Zweiter Abschnitt.
Kurfürst Johann Wilhelm (1690 — 1716).

§. 1.
Johann Wilhelms Regierung bis zum Frieden von Ryswick (1690 — 1697).

Es gehörte mit zu den unglücklichen Verhältnissen der Zeit, daß die Pfalz binnen eines Jahrzehnts nicht weniger als vier

Regenten hatte; die zwei letzten von ihnen kamen in dem ungünstigsten Augenblicke zur Regierung und ererbten von ihren Vorgängern nichts als ein mißhandeltes, ausgesaugtes Land, mit der großen Verpflichtung, die Nachtheile der Vergangenheit so vergessen zu machen, wie es einst Karl Ludwig nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges gelungen war. Als der neue Kurfürst am 7. Sept. 1690 durch seine Beamten sich von den Pfälzern huldigen ließ, war Mannheim ein Steinhaufen, die Umgegend von Heidelberg durch die Mordbrennereien des vorigen Jahres und einen ungünstigen Sommer ganz verwüstet [94]), Heidelberg seiner besten Zierden beraubt und der größere Theil der überrheinischen Besitzungen noch in den Händen der Feinde. Ja, Heidelberg selbst war seit dem vorigen Herbste fortwährend in Angst vor einem neuen Einfall und seine nächste Umgebung mehrmals durch kecke Streifzüge heimgesucht.

Johann Wilhelm [95]) war zweiunddreißig Jahre alt, als er die pfälzische Regierung antrat; es war eine von jenen Persönlichkeiten, die an sich nicht zu den schlimmen gehören, aber ganz von dem Moment und dem Wechsel äußerer Einflüsse abhängen. Bei seinem Vater, der so devot gegen den Clerus, so pünktlich in allen kirchlichen Ceremonien war, wurde die jesuitische Erziehung durch die Gesundheit an Leib und Seele, die er nie verlor, gemildert; bei dem Sohne traf das mit einer so passiven und lenksamen Individualität zusammen, daß man der Entwicklung eines künftigen Regenten mit einiger Besorgniß zusehen konnte. Wenn ihn daher sein Vater so erziehen ließ, wie er selber war erzogen worden, mit ganz ausschließlicher Betonung der streng orthodoxen Kirchlichkeit und ihrer äußern Uebungen [96]), so war das bei seinem Charakter viel bedenklicher als bei Philipp Wilhelm; die Jesuiten blieben auch politisch seine Rathgeber, selbst als er die Regierung eines beinahe ganz pro-

94) Theatr. eur. XIII. 1359.

95) Geb. zu Düsseldorf am 19. April 1658.

96) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe.

testantischen Landes antrat. Sein Jugendunterricht hatte ihn mit vielen Fächern bekannt gemacht, auch eine gewisse Liebhaberei für Wissenschaft und Kunst in ihm genährt, aber einen Regenten hatten die Jesuiten so wenig aus ihm gebildet, als aus andern ihrer Zöglinge. Als er das sechzehnte Jahr vollendet, reiste er in Begleitung eines Herrn v. Wachtendonk über Holland, Frankreich, England und Italien nach den meisten europäischen Höfen, von denen er neben der feinen Weltsitte und mancher Erfahrung auch die Neigung zu höfischen Genüssen mitbrachte, wie er sie bei Ludwig XIV. und dessen Nachahmer Karl II. von England hatte kennen lernen. [97]

Im J. 1678, als Johann Wilhelm sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt, erhielt er die Verwaltung der jülichschen und bergschen Besitzungen; die Instruction, womit der Vater diese Abtretung begleitete [98], gibt uns Einsicht in den Geist, in welchem der Prinz seine ersten Regierungsversuche machen sollte. Neben vielen trefflichen Ermahnungen, auf Handhabung der Gerechtigkeit, der Ordnung und Sparsamkeit, neben manchen eigentlich praktischen Rathschlägen, die sich auf die Bedürfnisse der niederrheinischen Besitzungen bezogen, waltete auch hier das kirchliche Element vor. Der Prinz sollte sich ganz besonders „die Fortpflanzung der katholischen alleinseligmachenden Religion" angelegen seyn lassen, er sollte bei Besetzung geistlicher und weltlicher Stellen ganz vorzüglich darauf achten, daß die „irrenden Schäflein nicht länger verloren und die Katholischen durch allerhand Listigkeiten verführt oder durch Begünstigung der Protestanten muthlos gemacht würden." Eine Lehre, die in den Händen fanatischer Beichtväter und Minister den jungen Fürsten sehr mißleiten konnte!

---

97) Die Reise ist in pathetischem Latein beschrieben von einem neuburgischen Hofjesuiten; s. Hercules Prodicius aut. J. Pakenio. Col. 1695. Wer ein Muster des servilen und salbungsvollen Tones sehen will, womit diese Zeit sich ihren Fürsten näherte, muß dieses 600 Seiten starke Buch lesen.

98) S. Pfälz. Archiv zu Karlsruhe.

Mit dem Antritt der jülichschen Regierung hatte sich Johann Wilhelm zugleich vermählt. Seine Wahl war auf eine habsburgische Prinzessin gefallen; schon Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm war Schwager von Ferdinand II. gewesen, Johann Wilhelm war durch seine Schwester, die Kaiserin, Schwager Leopolds I. geworden; jetzt, indem er sich mit Leopolds Stiefschwester Maria Anna Josepha verheirathete, ward seit einem halben Jahrhundert der dritte Familienbund der Neuburger mit Habsburg geknüpft. Auch die Politik des Hauses erhielt dadurch ihren bestimmten Gang; in jener Regierungsinstruction war dem jungen Fürsten vor allem Andern eine treue Ergebenheit gegen das Kaiserhaus zur Pflicht gemacht. Die Ehe indessen war nicht von langer Dauer; schon am 4. April 1689 war die Kurfürstin gestorben, nachdem ihr zwei Prinzen gleich nach ihrer Geburt vorangegangen waren. Johann Wilhelm trat jetzt die pfälzische Regierung als ein kinderloser Wittwer an; im Juni 1691 vermählte er sich zum zweitenmal mit einer Prinzessin von Toskana.

Der neue Regent fand in dem Lande keine Wohnungen, keine Beamten, kein Geld; er verließ es nach einem kurzen Aufenthalt, um nach Düsseldorf zu gehen, und verpfändete ein ganzes Amt, Borberg, um nur die Bedürfnisse des Augenblicks bestreiten zu können. [99]) An eine Wiederherstellung des Landes durfte man jetzt um so weniger denken, als die ängstliche Spannung wegen neuer feindlicher Einfälle jedes ungestörte Behagen bei Regierung und Regierten verdrängte. Der Frühling 1691 brachte wieder schlimme Tage; das linke Ufer der Rheinpfalz war noch beinahe ganz in feindlichen Händen, auf dem rechten standen sich jetzt die beiden Armeen kampffertig gegenüber. Von Bretten bis nach Mannheim waren die Quartiere der Kaiserlichen, und es schien sich Alles dazu vorzubereiten, daß die Pfalz der Kriegsschauplatz werden sollte. Man sah Mannheim wieder

---

99) Für 300,000 Gulden an Würzburg, welches sein Pfandrecht dem Deutschorden überließ. Von diesem löste es Karl Philipp (1741) wieder ein.

befestigen (dreitausend Bauern arbeiteten täglich daran), in der Umgegend wurde der Rhein überschritten, Bretten sah jetzt, statt der französischen, kaiserliche Truppen, und bis zum Rückzug in die Winterquartiere wurde die Pfalz die drückenden Gäste nicht los. Der Kurfürst suchte in das entvölkerte Land wenigstens wieder Bewohner hereinzuziehen; ein Edict vom Nov. 1691 räumte den Kaufleuten und Handwerkern Freiheit auf zwanzig Jahre ein, versprach den sich Anbauenden Boden und Baumaterial, den Fabrikanten und Handelsleuten jede Art von Vorschub und Unterstützung. [100]) Ein friedlicher Wohlstand konnte aber nicht erblühen, so lange man jeden Augenblick gewärtig seyn mußte, die Zerstörungszeit von 1688 und 1689 zurückkehren zu sehen. Schon im Febr. 1692 war Heidelberg wieder ernstlich von einem französischen Ueberfalle bedroht, der nur durch das zufällige Auffinden eines Briefes entdeckt und verhütet ward; das Corps, das Heidelberg hatte überfallen wollen, wandte sich nach Mannheim (3. Febr.), zerstörte dort die indessen wieder aufgebauten Wohnungen und hinterließ durch schmähliche Mißhandlung wehrloser Frauen und Kinder abermals seine mordbrennerischen Spuren. Dies bange Gefühl der Unsicherheit dauerte fort; Plünderungen und Streifzüge wagten sich keck bis vor die Thore von Heidelberg. [1]) Die Stadt selbst war seit ihren Unglückstagen von 1689 wieder in Vertheidigungszustand gesetzt und vier Regimenter, zur argen Bedrückung der Bürger, hineingelegt worden; der kaiserliche Feldmarschallieutenant Georg Eberhard von Heidersdorf war Commandant und der Platz galt für den Schlüssel der Bergstraße und des Weges nach Franken.

Um so eifriger waren die Franzosen bemüht, durch einen starken Angriff zu erreichen, was ihren Streifzügen in den Jahren 1691 und 1692 mißlungen war; die Verhältnisse waren ihnen günstig. Noch lagen zwar 1200 Mann in der Stadt, die im Augenblick der Noth schnell auf das Doppelte gebracht wer-

100) Theatr. eur. XIV. 119.
1) Theatr. eur. XIV. 258 f.

den konnten [2]), das Wohl der Stadt war aber in den Händen eines elenden Commandanten, den selbst die sichere Aussicht auf Entsatz von seinem feigen Verfahren nicht abhalten konnte. Als die erste Nachricht kam vom Heranziehen der Franzosen (Mai 1693), ließ er all sein Gepäck über den Neckar schaffen und gab dadurch das Zeichen zur Entmuthigung; alle Wohlhabenden suchten jetzt zu entfliehen, und von angesehenen, vornehmen Leuten blieb Niemand in der Stadt, als jener treffliche Bruder der Raugräfin, der blinde Ferdinand von Degenfeld, den wir in verschiedenen Proben als einen ächten Ehrenmann haben kennen lernen. Die armen Bürger waren rathlos in der Stadt, denn sie konnten ihre Güter nicht fortbringen, da der habsüchtige Commandant, ein eifriger Patron jüdischer Schacherer, mit den Pässen einen schmählichen Wucher trieb.

Am 18. Mai erschien ein starkes französisches Corps in der Nähe der Stadt und fing an die Ebene auf dem linken Ufer des Neckars und die Anhöhen im Rücken der Stadt zu besetzen; auch in die Stadt waren indessen noch 500 Mann geworfen worden. Die Truppen wie die zurückgebliebenen Bürger hatten den besten Willen; bis zum fünften Tage blieben die Letztern unabgelöst auf ihren Posten und die Offiziere der fremden Regimenter zollten ihnen alles Lob für ihren Eifer. An der speyerer Vorstadt und am Klingenthor schlug man die feindlichen Angriffe zurück, und wenn auch die Feinde vom Gipfel des Königstuhls aus das Schloß bedrohten und sich einzelner Vorwerke bemächtigten, so ward doch das Feuer von den Belagerten so gut geleitet, daß man bei der sichern Aussicht auf Entsatz den Muth nicht verlieren durfte. Der blinde Degenfeld hatte bereits veranlaßt, daß man nach Heilbronn ins Lager um Verstärkung schickte; bald kamen auch 400, ließen sich aber durch die ungegründete Furcht, das Neckarthal sey schon von den Feinden besetzt, zurückscheuchen. Markgraf Ludwig schickte sie dann aber-

2) So hatte Markgraf Ludwig von Baden in einem eigenhändigen Schreiben (16. Mai 1693) noch besonders versprochen.

mals, beinahe ums Doppelte verstärkt, in die belagerte **Stadt**; schon zu Eberbach erfuhren sie aber, daß sie zur Rettung **Heidelbergs** zu spät kämen. [3])

Der Commandant Heidersdorf hatte nämlich auf **unverantwortliche** Weise verfahren. Mit einer Feigheit, die **Verrath** vermuthen ließ, hatte er geflissentlich Alles vernachlässigt, **was** die Stadt schützen konnte; hier waren die Brustwehren **vernachlässigt**, dort zum Rückzug commandirt, oder ein wichtiger **Punkt** ganz schwach besetzt worden, und das Alles, ehe die Feinde **einen** entschiedenen Vortheil errungen hatten, ehe die sicher zu **erwartende** Hülfe von Heilbronn noch angelangt war. Es schien, **als** wollte Heidersdorf den Feinden den Weg zeigen, wie die Stadt zu nehmen sey; denn anstatt den Muth der Bürger und Soldaten zu erheben, trug er die Feigheit gewissermaßen dem Feinde zur Schau, ließ, nur durch blinden Lärm der Franzosen erschreckt, die Sternschanze und das Klingenthor räumen und 23 Kanonen seiner eignen Leute vernageln! Die Offiziere selber machten dem schurkischen Commandanten bittere Vorwürfe über so schändliches Verfahren; und man hätte auch die preisgegebenen Schanzen wieder besetzt, wenn nicht der Feind am frühen Morgen des 22. Mai die leeren Plätze schnell eingenommen hätte. Schon drangen sie in die Vorstadt ein und ein muthiger Ausfall des Oberstwachtmeisters Alvendel ward von der Uebermacht zurückgeschlagen; bald stürzten sie durch das Mittelthor in die Stadt, denn nicht einmal dafür hatte der Commandant Sorge getragen, daß man das Thor und Fallgitter niederlassen konnte. Dies war das Zeichen zur allgemeinen Auflösung; die bürgerlichen Posten, die man nie abgelöst, nie visitirt hatte, verließen jetzt auch ihre Standpunkte, die Truppen am obern Thor zogen sich zurück und in wildem Gedränge, das manches Menschenleben kostete, stürzten die Flüchtigen den Schloßberg hinauf, dort eine Zuflucht zu finden. So war in vier Tagen die Stadt mit 1700 Mann Besatzung ohne Sturm, selbst ohne

3) Theatr. eur. XIV. 447 ff.

ernstlichen Angriff, ohne irgend einen errungenen Vortheil der Feinde, im Angesicht eines ansehnlichen Entsatzheeres, durch die niederträchtige Feigheit des Commandanten ihren Henkern überliefert [4]).

Jetzt holten die Truppen Ludwigs XIV. das nach, was sie 1689 noch unterlassen hatten. Nur einige Hundert der in der Stadt Zurückgebliebenen nahm man sich die Mühe, zu Gefangenen zu machen; die Uebrigen erlitten schmachvolle Mißhandlung, am grausamsten verfuhr man gegen Wehrlose und Schwache. Fünf Regimenter zogen plündernd durch die Stadt; das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgedachten Qualen der Greise und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des „allerchristlichsten" Königs die unglückliche Stadt zum zweiten Mal heimgesucht hatten. Was noch übrig blieb, trieb man in die h. Geistkirche; als die gefüllt war, wie ein Pferch, und man am Altar mit den Hülflosen schreckliche Mißhandlung getrieben, ward auch die Kirche angezündet. An dem Heulen der Eingesperrten, über deren Köpfen die Glocken schmolzen, der Thurm einzustürzen drohte, weideten sich die Mordbrenner behaglich; erst als der äußerste Moment der Lebensgefahr gekommen war, ließ man die Armen heraus, um sie in einer andern Kirche weitern Qualen preiszugeben. Die Stadt stand indessen in vollen Flammen, die meisten Kirchen wurden verbrannt oder stark beschädigt, die Gebäude der Universität gingen ganz zu Grunde und von den Privathäusern sind nur wenige vom Feuer verschont geblieben. Die Stadt wurde nachher eine ganz andere; die Mauern und Stadtgräben verschwanden, Thore, Plätze u. s. w. wurden ganz

4) Der Markgraf war der Ansicht, die Stadt nur im Nothfall preiszugeben. Er schrieb noch am 20. ein Billet, das der Commandant nicht mehr erhielt; darin hieß es: „ich hab nur dieß erinnern wollen, daß weil ich versichert, daß die sämmtliche Garnison ihr Aeußerstes thun wird, man auf alle Weise das Proviant in der Stadt verderben und verwüsten soll, wenn man die Stadt verliehren und das Schloß zu defendiren gezwungen werden sollte — — Ich werde thun, was möglich ist." (Kazner III. 113.)

verändert und nur in der Richtung der Straßen hat man beim Wiederaufbau im achtzehnten Jahrhundert das alte Heidelberg wiederherzustellen gesucht.

Auch die letzte Hoffnung auf Schutz war verloren, als das Schloß am folgenden Tage (23. Mai) ebenfalls überging. Die Bemühungen, eine günstige Capitulation zu erlangen, waren natürlich erfolglos gewesen, und die feindlichen Führer hatten recht, wenn sie dem Gouverneur höhnisch erklärten, sie sähen nicht ein, wie er das mit Flüchtlingen gefüllte Schloß erhalten wolle, nachdem er die Stadt so muthlos preisgegeben [5]). Die Unfähigkeit des Gouverneurs bewährte sich auch hier; denn die Stipulation für seine abziehenden Truppen entbehrte aller der Bürgschaften und Vorsichtsmaßregeln, wodurch ein solcher Vertrag einen Werth bekommen kann. Wie mußten sich die Feinde freuen, so wohlfeilen Kaufes eine Stadt und ein Schloß zu erhalten, wo große Vorräthe an Lebensmitteln, 500 Centner Pulver, 10000 Pfund Blei und alle übrigen Kriegsbedürfnisse in reichem Uebermaße aufgehäuft lagen! Sie selbst sagten dem Commandanten geradezu, wenn einer in ihres Königs Dienst so verfahren hätte, wäre er gehängt worden.

Indessen ward die Zerstörung der Stadt vollendet. Alle Bewohner ohne Unterschied der Religion wurden mißhandelt oder verjagt, die Mauern selbst dem Erdboden gleich gemacht. Sogar die Gräber der Kurfürsten schonte man nicht; selbst der alte König Ruprecht ward in seinen sterblichen Ueberresten aus der beinahe dreihundertjährigen Ruhe hervorgerissen; auch Karl Ludwigs Ahnung, daß sein Leichnam im Grabe nicht sicher seyn würde, fand jetzt ihre Erfüllung. Bis in den September lagen die Franzosen noch auf dem Schloß, um die Zerstörung zu vollenden. Die Stadtmauern und die Schanzen um die Stadt verschwanden spurlos, die Thore des Schlosses und die meisten Be-

5) Theatr. eur. XIV. 452. Das Schloß war vernachläßigt, drum rieth selbst Degenfeld zur Uebergabe. S. dessen Gutachten bei Kazner Luise von Degenfeld III. 109 f.

festigungen wurden gesprengt, der Ottoheinrichsbau verbrannt und ein Theil der Gewölbe entweder verschüttet, oder durch Minen zerstört. Man zählte nach dem Abzug der Feinde noch einige Dutzend Wohnungen, die der Verwüstung nicht unterlegen waren.

Während der alternde Ludwig XIV. diese Barbarei durch ein Tedeum feiern und eine Münze mit der verbrannten Stadt schlagen ließ, deren Inschrift in lästerlicher Weise Gottes Allmacht parodirte [6]), hatte auch der schmähliche Commandant den verdienten Lohn gefunden. Im Lager zu Heilbronn gleich nach seiner Ankunft festgehalten und vor Gericht gestellt, ward er zum Tode verurtheilt und litt eine härtere Strafe, als den Tod. Aller seiner Würden beraubt, des Landes verwiesen, mußte er sehen, wie man ihm seinen eigenen Degen zerbrach und als einen Ehrlosen aus seinem Stande ausstieß. Das Leben, das man ihm ließ, in dieser Lage eine dürftige Gabe, schleppte er namenlos und elend fort.

Heidelberg war auf viele Jahre hinaus vernichtet; denn auch die wenigen Bewohner, die sich nach dem Abzug der Zerstörer wieder sammelten und in Kellern oder Gewölben sich aufhielten, ließ der Intendant la Grange unbarmherzig vertreiben. Im Febr. 1694 erschien eine Schaar Franzosen, zerstörte noch den kleinen Rest des früher Erhaltenen und vergriff sich schmählicher Weise an den hülflosen Bettlern, die aus natürlicher Liebe zu dem vaterländischen Boden wenigstens auf dem Schutthaufen ihrer zertrümmerten Stadt ihr Leben beschließen wollten.

Der bürgerliche Wohlstand war auf Menschenalter hinaus zerstört und die Universität mit ihren Hülfsquellen und ihren wissenschaftlichen Vertretern nach allen Seiten hin zerstreut; nur Wenige von ihnen fanden sich nach dem Kriege in der wieder aufgebauten Stadt zusammen. Am härtesten ward jedoch von den unmittelbaren Wirkungen der Katastrophe die pfälzische Kirche betroffen; ihre an sich schon erschütterte Stellung ging in die-

6) Rex dixit et factum est stand darauf. Theatr. eur. XIV. 453.

sem Abgrunde der Rechtlosigkeit und Zerstörung vollends unter.

Johann Wilhelm besaß zwar nicht die feste Mäßigung, die sein Vater in kirchlichen Dingen gezeigt hatte, aber seine ersten Regentenhandlungen waren doch auch von jeder Ungerechtigkeit und kirchlichen Reaction frei. An dem Tage, wo seines Vaters Tod ihn zur Kurwürde berief, erließ er von Wien aus (2. Sept.) eine Erklärung, welche die freie Religionsübung in seinem Lande verbürgte; und als er, seinem verödeten Lande wieder aufzuhelfen, neue Ansiedler unter günstigen Versprechungen heranzog (Nov. 1691), ward ausdrücklich auch die Freiheit des Cultus unter den Bedingungen der Einwanderung zugesagt. Als unter den Stürmen des Krieges der Bischof von Würzburg sich in dem verpfändeten Amte Borberg eine vertragswidrige Beschränkung der Protestanten erlaubte, nahm sich Johann Wilhelm seiner Unterthanen an; Aehnliches that er, als einige mainzische Ordensgeistliche die pfälzischen Reformirten, die sie schutzlos glaubten, zu bedrängen suchten.

Wie aber jetzt die Franzosen Herren wurden in der Pfalz, wiederholten sich die Bedrückungen, wie im Jahre 1689. Schon damals hatten die eingedrungenen Ordensgeistlichen die Noth des Augenblicks gegen die reformirten Pfälzer schmählich benützt; unter dem Schutz der französischen Waffen setzten sie zum Theil ihre Usurpationen durch und Philipp Wilhelm war gestorben, ehe er sein Versprechen, den rechtlichen Zustand wiederherzustellen, erfüllen konnte. So war die reformirte Kirche in Bedrängniß und Verwirrung, als der neue Kurfürst die Regierung antrat; durch die Beamtenreduction war das Kirchenrathscollegium seines Präsidenten beraubt, durch die Mordbrennereien der Jahre 1689 und 1693 die einzelnen Mitglieder nach allen Seiten hin zerstreut worden. Johann Friedrich Mieg hatte sich nach Holland geflüchtet, Lorenz Salmuth lebte zu Nürnberg († 1693), und der treffliche Ludwig Fabricius, seit Karl Ludwigs Zeit von wohlthätigem Einfluß, hatte zu Frankfurt eine

Zuflucht gefunden [7]). So war der ganze Kirchenrath, einst die mächtige Vertretung der pfälzischen Reformirten, auf zwei Männer beschränkt, von denen der eine zu Nürnberg, der andere zu Frankfurt lebte, und es war den unduldsamen Mönchen nicht schwer, mit den Waffen der mordbrennerischen Fremden ihre Gelüste zu befriedigen. Hier wurden die protestantischen Bewohner verjagt, dort zur Theilung ihres kirchlichen Besitzes mit den Katholiken gezwungen, an andern Orten ganz von den Mönchen verdrängt; noch ehe das Jahr 1693 zu Ende ging, waren hundert reformirte und drei lutherische Kirchen in die Hände der katholischen Ordensleute übergeben worden, von der Menge von Pfarr- und Schulhäusern gar nicht zu reden.

Eine Klage, die Fabricius in Düsseldorf anbrachte (Juni), wurde mit einer Vertröstung abgefertigt; hatte ja der Kurfürst sein Land verwüsten und verbrennen lassen, warum sollte er jetzt thätig auftreten, wo es sich nur um das Recht eines Glaubens handelte, den er selbst für einen ketzerischen und verdammten ansah? Einzelne Fälle, namentlich zu Weinheim und Ladenburg, wo in den Kirchen selbst das Faustrecht war geübt worden, erregten bereits im ganzen Reiche Aufsehen, und Kurfürst Friedrich von Brandenburg richtete ein gemäßigtes aber kräftiges und eindringliches Schreiben (4. März 1694) an Johann Wilhelm, worin er sich über die Mißhandlung der Reformirten beschwerte. Die Antwort, die der pfälzische Kurfürst in gereiztem Tone gab, konnte trübe Gedanken erwecken; obschon er Einzelnes nicht leugnen konnte, so war doch der Brief wesentlich mit Ableugnungen des Geschehenen und harten Anklagen seiner reformirten Unterthanen angefüllt [8]), und die jesuitische Umgebung scheint den lenksamen Fürsten bereits in ihrem Sinne

7) Fabricius unterstützte mit dem Rest seines eigenen Vermögens die hülflosen Glaubensgenossen; Pfarrer Schmidtmann in Mannheim gab ein ähnliches Beispiel edler Aufopferung. Ueber die Verhandlungen des Kirchenrathes s. pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Religion").

8) S. Struve S. 729—733.

bearbeitet und falsch unterrichtet zu haben. Doch blieb Johann Wilhelm den Vorstellungen der Wahrheit und des Rechts nicht unzugänglich, Fabricius erlangte zu Düsseldorf wenigstens Versprechungen; Wiesenbach wurde als weltliches, Acheubach als geistliches Mitglied in den reformirten Kirchenrath ernannt und so der vertretenden Behörde der Bedrängten wenigstens eine kräftigere Thätigkeit möglich gemacht. Einer der französischen Intendanten, La Groupillière, schützte auch mit rühmlicher Festigkeit das bedrängte Recht der überrheinischen Reformirten, und man fing wenigstens an, wieder Hoffnung zu schöpfen.

Noch war aber nichts zur dauernden Erleichterung geschehen; drum war es in diesem Augenblick sehr bedenklich, wenn ein neuer Zwischenfall die Verwirrung vermehrte. Dies geschah jetzt, als der lange glimmende Streit zwischen Lutheranern und Reformirten zum Ausbruch kam, und die katholischen Bekehrer an den Lutheranern unerwartet sehr rührige Verbündete erhielten. Die Reformirten waren daran zum Theil selbst Schuld; sie hatten in den Zeiten der Ruhe ihr Uebergewicht die Lutheraner sehr fühlen lassen, jetzt vergalten diese es ihnen dadurch, daß sie im Augenblick der Noth die alten Beschwerden hervorholten und die schon wankende reformirte Kirche durch den vereinten Angriff lutherischer und katholischer Ansprüche völlig erschütterten. Es wurde früher erzählt, wie Karl Ludwig gemäß dem westphälischen Frieden den Lutheranern eine beschränkte Toleranz bewilligte, die Regierung seines Nachfolgers diese Beschränkungen noch vergrößerte; seit der Erhebung der neuburgischen Linie hatte sich ihre Lage günstiger gestaltet. Die allgemeine Duldung, die Philipp Wilhelm verkündigte, war auch ihnen zu Gute gekommen, und in wenigen Jahren hatten sich neben den zu Heidelberg, Oppenheim, Kreuznach, Mannheim schon bestehenden Gemeinden zu Bretten, Mosbach, Weinheim, Frankenthal, Neustadt, Alzei, Ingelheim, Lautern neue lutherische Kirchen gebildet. Ihre Beschwerden über manche Beschränkung blieben unerledigt, obwohl der reformirte Kirchenrath Fabricius einen sehr billigen und verständigen Vorschlag zur

Vermittlung gemacht hatte; sie konnten sich immer noch beklagen, daß ihrer Religionsübung manche Hemmungen im Wege ständen, namentlich sie selbst in Verwaltung und Einkünften wie bisher von dem reformirten Kirchenrath regiert wurden. Die Kriegsnoth wirkte auch auf die Lutheraner zurück, obwohl sie die Reformirten am härtesten betroffen; es war daher für diese sehr beunruhigend, als die Lutheraner jetzt auf einmal Miene machten, sich der bestehenden Leitung der Reformirten zu entziehen und unter dem Schutze der katholischen Regierung sich eine eigne Stellung zu erkämpfen. Im Juli 1695 hielten mehrere lutherische Pfarrer eine Zusammenkunft zu Darmstadt, sich über ihre Emancipation zu berathen; man wollte von dem Kurfürsten die Herstellung der alten lutherischen Kirchenordnung, eine vollständige Freiheit des Cultus, eigne Prüfung und Wahl der Geistlichen und die Absonderung eines lutherischen Kirchenvermögens erlangen [9]). Der reformirte Kirchenrath sah dem nicht gleichgültig zu und die lutherischen Prediger mußten sich vor ihm, als der oberen Behörde, über das Geschehene verantworten. Man stritt nun über die Befugniß, ohne zu einem Ziele zu gelangen; denn die Reformirten fußten auf ihr bestehendes Recht, die Lutheraner wollten eben dieses bestehende Recht nur als ein Unrecht anerkennen. Es hatte etwas aller Vernunft Widerstrebendes, zu sehen, wie beide religiöse Partheien, aus dem verödeten Lande vertrieben, in einer fremden Stadt (zu Frankfurt) um Rechte und Besitz haderten, die in diesem Augenblick von einer dritten mächtigeren Seite her, von der katholischen, ernstlich bedroht waren. Allein es war schwer, in einem solchen Augenblick, Mäßigung und Einsicht zu predigen, denn der lutherische Pfarrer Schlosser, von verhaltenem Grimm gegen die Reformirten erfüllt, benahm sich wie ein Zelot des sechzehnten Jahrhunderts, und die katholische Regierung zu Düssel-

9) Das sind die wesentlichen Punkte, die aus der ausführlichen Berathung hervortauchen. S. Schlosser und Debus Wahrheit, Unschuld und Ehrenrettung ꝛc. S. 162 ff.

dorf sah mit Behagen zu, wie sich die beiden protestantischen Partheien untereinander zerfleischten.

Der reformirte Kirchenrath erließ (Aug. 1695) bei den einzelnen Gemeinden Rundschreiben, die zur Erwähnung aller Beschwerdepunkte aufforderten, auch versuchte man es in diesem und dem folgenden Jahre von neuem mit erfolglosen Conferenzen [10]. Indessen starb aber (Februar 1696) der Hauptvertreter einer billigen Vermittlung, Ludwig Fabricius, einer der wenigen Männer, die mit Kraft das Recht ihrer Kirche verfochten und doch die fremden Rechte nicht gekränkt hatten; die Aufforderung zur Ausgleichung der Beschwerden ward nur langsam beantwortet, denn die Lutheraner hatten bereits angefangen, auf einem andern Wege, als dem der Verständigung, ihr Recht zu verfolgen. Schon im Oktober 1695 war eine Bittschrift an den Kurfürsten abgegangen, welche bat, aus den Geistlichen zu Heidelberg, Kreuznach und Oppenheim eine lutherische Kirchenregierung zu bestellen, und weil die düsseldorfer Regierung damals die Petition an den reformirten Kirchenrath zum Bericht übergeben hatte, den diese ausführlich leistete, machten (13. Sept. 1696) die Pfarrer zu Heidelberg und Kreuznach, Schlosser und Debus, einen wiederholten Versuch. Ihre Bitte um die Kirchengüter und einen eignen Kirchenrath wurde vom Kurfürsten sehr gnädig beantwortet und die Erfüllung ihres Gesuches in sichere Aussicht gestellt [11].

Indessen hatte der Gang des Krieges eine kleine Erleichterung verschafft; das deutsche Heer war über den Rhein vorgedrungen und, mit Ausnahme des Amtes Germersheim, war die Pfalz von den Franzosen gesäubert worden. Aber in welch einem Zustande befand sie sich jetzt! Außer dem ungeheuren

---

10) S. Struve S. 753 ff

11) „Ich vermeyne auch euch bereits einige Proben gegeben zu haben, daraus ihr meine Gnade erkennen könnet, und ihr sollt auch in der That erfahren, das, wessen sich alle Evangelische Lutherische Kirchen werden von Herzen können consoliren."

materiellen Druck, der seit acht Jahren geübt worden, war der kirchliche Besitz der reformirten Bevölkerung mit völligem Ruine bedroht und eine Reaction, die zugleich zu den gewaltsamsten und zu den hinterlistigsten gehörte, hatte einstweilen der völligen Verdrängung des Protestantismus thätig in die Hände gearbeitet.

Es war nicht ohne Absicht, sondern nach einem berechneten Plane, schon vor dem Kriege darauf hingewirkt worden; die beiden neuburgischen Kurfürsten waren da selbst nur Werkzeuge in den Händen einer unsichtbar aber consequent wirkenden Macht. Man hatte die Mönchsorden zurückgeführt, die entweder durch ihre niedrige oft schmutzige Wirksamkeit am besten zu Aposteln der Masse geschaffen sind; oder solche, die unter harmlosem Gewande, erst in mildthätigen Stiftungen, dann in Missionen, hierauf in Lehranstalten, endlich als gewaltige Lenker der ganzen Staats- und Kirchenpolitik sich einzudrängen pflegen und die alte Fabel vom gastfreundlichen Hamster und dem Igel wiederholen. Waren die Jesuiten einstweilen nur am Hofe als Beichtväter und einflußreiche Rathgeber thätig, so hatten die Franciskaner und Kapuziner ihr Bekehrungsgeschäft von den ihnen angewiesenen Sitzen bereits offen begonnen; im Westrich lebten sie unter französischem Schutze schon seit der Reunionszeit, in den pfälzischen Neckargegenden hatte ihnen Philipp Wilhelm zu Ladenburg einen Ort angewiesen, von wo sie bald nach Mannheim, bald in die umliegenden Orte ihre Thätigkeit verzweigten. Diese Kapuziner waren es gewesen, die, wie die Karmeliter zu Weinheim (seit 1685), ihre Proselytenmacherei so offen und gewaltsam trieben, daß im ganzen protestantischen Deutschland ein Ruf der Theilnahme für die Bedrängten laut ward und Preußen sich mit der bekannten Beschwerde an Johann Wilhelm gewandt hatte. In der Wahl der Mittel waren diese Ordensgeistlichen nicht gerade bedenklich; in der Kriegszeit schloßen sie sich an die Franzosen an und ließen von den mordbrennerischen Zerstörern des Landes ihre mönchischen Zwecke durchführen. Da

trieb man die Protestanten geradezu weg, dort besetzte man eine Kirche mit Gewalt, an einem andern Orte erzwang man mit unerschwinglichen Geldstrafen eine äußerliche Bekehrung, hie und da jagte man auch mit Soldaten die Leute in die Kirchen und stopfte ihnen dort gewaltsam die Hostien in den Mund. Erwägt man, daß dies Verfahren schon in der Reunionszeit begonnen und während des orleansschen Krieges acht Jahre lang fortgesetzt worden war, so läßt sich der bedeutende Erfolg dieser Bekehrungsmaßregeln wohl berechnen; wie weit es ging und wohin man zielte, das sollte den Protestanten bald zu ihrem Erstaunen gezeigt werden.

Ludwig XIV. war durch seine eigene Erschöpfung zum Nachgeben gezwungen worden und im Okt. 1697 ward zu Ryswick auch mit dem Reiche ein Friede geschlossen, nachdem im September die Verbündeten vorangegangen waren. Für die Pfalz wurden darin die durch die Reunionen und seit 1688 eingezogenen Landestheile sammt dem Oberamt Germersheim zurückgegeben und der orleanssche Erbstreit einem Schiedsgericht überwiesen. Auch die kirchliche Frage schien einer billigen Entscheidung um so sicherer zu seyn, als das ganze Reich schon bei der Kriegserklärung (1689) die Wiederherstellung des gewaltsam geänderten Kirchenzustandes verlangt[12]) und der Kaiser bei seiner Wahlcapitulation sie als Bedingung beschworen hatte. Uebereinstimmend damit war in der Friedensakte im dritten Artikel der westphälische und nymwegische Friede auch in kirchlichen Dingen als Grundlage angenommen, im vierten Artikel die völlige Wiederherstellung des früheren Zustandes ausgemacht und im achten die pfälzischen Reunionen sammt dem Oberamt Germersheim nach dem Zustande der Verträge von 1648 wie-

12) Nach Pachner Samml. der Reichsschlüsse II. 655 hieß es: „das occupirte oder in ecclesiasticis et politicis geänderte zu der bedrückten Stände und deren Unterthanen Consolation in den alten den Reichsfundamentalgesetzen und Friedensschlüssen gemäßen Stand zu setzen."

der abgetreten worden [13]). Alles schien in Ordnung; wie waren aber die Protestanten erstaunt, als kurz vor dem Augenblick des Abschlusses in der Nacht vom 29. Oktober die französischen Diplomaten plötzlich mit einer Clausel hervorrückten, welche alle die bezeichneten Artikel, soweit sie die Pfalz betrafen, dadurch aufhob, daß sie das Fortbestehen der kirchlichen Usurpationen guthieß [14]). Es war leicht, die grelle Widerrechtlichkeit dieser Clausel darzuthun, aber um so schwerer, der perfiden Forderung zu widerstehen, da die Franzosen durch die Drohung, alles wieder abzubrechen, einschüchterten. Die katholischen Diplomaten waren, wie natürlich, nicht sehr eifrig, die Wiederherstellung verdrängter protestantischer Rechte durchzusetzen; unter den kaiserlichen Diplomaten saß zudem Seiler, der früher pfälzischer Rath gewesen, dann aus pfälzischem Dienste nach Wien entronnen und dort Katholik geworden war, und ein Theil der Protestanten selbst ließ sich durch die Furcht vor dem Bruch der Unterhandlungen bestimmen. So ward, trotz des Widerspruchs, den anfangs alle erhoben, und der fortdauernden Protestation der meisten evangelischen Stände am 30. Okt. 1697 der Friede mit der Clausel unterzeichnet.

Mochte nun zwar ihre rechtliche Geltung vielfach angegriffen werden, einen Zweck hatten die Franzosen zunächst erreicht, einen Zankapfel ins Reich zu werfen, der bis ins vierte Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts der stete Anlaß aller

---

13) S. **Instr. pac. Rysw. art. 3. Pacis hujus basis et fundamentum sit pax Westphalica et Neomagensis, aeque statim — *in sacris* et profanis etc. — art. 4. Restituentur — quaevis jam durante bello et via facti quam unionum seu reunionum nomine occupata loca, — *omniaque in eum statum reponentur, quo ante illas occupationes — fuerunt*, nullo *deinceps tempore* amplius turbanda *seu inquietanda*. — art. 8** wird Alles restituirt, ***prout per pacem Westphalicam restitutae fuerunt*. Schmauss Corpus jur. publ.** S. 1104 f.

14) Nach dem Wort **inquietanda** im Artikel 4 (s. vor. Note) sollte eingerückt werden: **Religione tamen catholica Romana in locis sic restitutis in statu quo nunc est remanente.**

Spaltungen in den deutschen Staaten geworden ist [15]). Aber auch der andere — die Verdrängung der pfälzischen Protestanten aus einem großen Theile ihrer Rechte — konnte kaum verfehlt werden, wenn man den Umfang der in den Kriegszeiten vorgenommenen Reactionen erwog. Anfangs zwar hatten die französischen Unterhändler schlau geäußert, die Clausel solle nur für die 29 Kirchen gelten, die der König auf seine Kosten dotirt oder erbaut habe; bald erwies sich aber auch das als eine schmähliche Täuschung. Denn da man aus einzelnen Kirchen die Protestanten ganz verdrängt, in einer großen Zahl von andern sie genöthigt hatte, das Haus mit den Katholiken zu theilen (ohne jedoch jemals den Protestanten ein Recht der Gegenseitigkeit in rein katholischen Kirchen einzuräumen), so war das Gebiet, worauf die Clausel ihre Anwendung finden konnte, unbestimmt und weit genug, die kolossalsten Ansprüche durchzusetzen. Und so geschah es; im Jahr 1699 trat der französische Diplomat Chamois mit einer Liste hervor, die sich — statt auf neunundzwanzig — auf 1922 Ortschaften ausdehnte; die große Mehrzahl davon gehörte zur Pfalz, und wenn es gelang, diese Forderung durchzusetzen, so war dem pfälzischen Protestantismus ein Todesstoß versetzt.

Es erfolgte eine umgekehrte Reformation, wie anderthalb Jahrhunderte zuvor. Damals (1546) hatte das Volk den widerstrebenden Fürsten gezwungen, die Anfänge des protestantischen Cultus einzuführen [16]), jetzt zwangen Fürsten und Diplomaten das widerstrebende Volk, einen Theil seiner kirchlichen Rechte und seines Besitzes aufzugeben.

---

15) Noch im Jahre 1727 kamen deßhalb Beschwerden vor (s. Schauroth Verhandl. des Corp. Evang. II. 13), obwohl ein Reichsgutachten vom 26. Febr. 1734 sie in ihrer rechtlichen Geltung indirekt aufhob. S. Pachner Reichsschlüsse IV. 429 f.

16) I. Band S. 600. 601.

§. 2.

Der kirchliche Terrorismus unter Johann Wilhelm bis zur Religionsdeclaration (1697–1705).

Daß die ryswicker Clausel keine vereinzelte und unvorbereitete Sache war, hatten die Unbefangenen wie die Betheiligten schon frühe eingesehen. Schon frühe hatte man die römische Curie und die Jesuiten beschuldigt, im Einklang mit Ludwig XIV. die Erschleichung der Clausel vorbereitet zu haben; die kaiserlichen Gesandten mußten sich schon damals von dem Vorwurf des Einverständnisses reinigen und einer wenigstens, Seiler, bleibt immer noch sehr verdächtig, mit dem französischen Abbé Morel über die Angelegenheit früher conspirirt zu haben. Ein englischer Historiker deutete sogar den Ort ihrer Zusammenkunft an, und deutsche Augenzeugen der ryswicker Unterhandlung sprachen es offen aus, die Sache sey eine von vielen Seiten verabredete Intrigue gewesen [17].

Unter den Betheiligten wurde auch von mehr als einer Seite der Kurfürst Johann Wilhelm selbst genannt; ein arger Vorwurf, wenn man bedenkt, daß er damit zugleich beschworne Verträge umstieß und an seinem Volk statt zum Landesvater — zum Landesverräther ward. Indessen war klar, daß er den gemäßigten Gang der ersten Jahre verlassen, und den Weg der jesuitischen Reaction offen betreten hatte; die letzten Entscheidungen gegenüber den reformirten Pfälzern waren die Vorzeichen einer neuen Politik. Betrachtet man vollends seine politische Haltung unmittelbar nach der Annahme der Clausel, so kann kaum ein Zweifel seyn, daß er auch vorher mit Rom, den Jesuiten und Frankreich gegen seine protestantischen Unterthanen conspirirt hatte [18].

Mehr als die Noth seines Landes beschäftigte ihn der Gedanke, das Karcollegium wieder im ausschließlich katholischen

17) Die Beweisstellen s. bei Pütter Pfälzische Religionsbeschwerden S. 107 ff.

18) Das Folgende ist aus Originalakten entnommen, die sich im bayrischen Reichsarchive finden („Rescripte an die Reichstagsgesandten").

Geiste zu lenken; er begrüßte es (Juli 1697) als eine „unbegreifliche göttliche Gnade, die man conserviren müsse, daß die Kurwürde von Pfalz und Sachsen wieder in katholischen Händen seyen." Die rühmliche Thätigkeit protestantischer Fürsten, namentlich Brandenburgs, für kräftige Führung des Reichskrieges erregte in dem Jesuitenzögling nichts als Furcht vor „einer Präpotenz der Akatholischen", und während er nichts that, sein bedrängtes Land persönlich zu vertheidigen, wie es einem Fürsten ziemte, war er sehr eifrig thätig, die Errichtung einer Kurwürde für das protestantische Hannover zu hemmen.

Wie nun die Clausel angenommen war, konnte er seine Befriedigung darüber kaum bergen. „Dadurch werden", schrieb er an seinen Gesandten [19], „die Consilia derer zu Boden liegen, die uns in unsern kurpfälzischen Landen in Religionssachen die Hände noch mehr zu binden sich angemaßt haben." Der Gesandte mußte Alles genau melden, was etwa die protestantischen Reichsstände gegen die Clausel unternehmen würden; Johann Wilhelm selbst war, im Einklang mit den geistlichen Kurfürsten, fest entschlossen, sie aufrecht zu erhalten [20]. Dem neubekehrten Kurfürsten von Sachsen ließ er bedeuten, „er möge sich eifriger für den neuen Glauben zeigen, seinen Kurprinzen katholisch erziehen lassen, sich mit lauter katholischen Subjecten umgeben und sich von den Protestanten völlig abthun"; daß auch in der Pfalz die katholische Religion „mit erwünschtem Effekt" befördert werden solle, gibt er klar zu verstehen. „Dies Alles", setzt die Instruktion hinzu, „muß gar behutsam und glimpflich vorgebracht und mit gar beweglichen und unwidertreiblichen **argumentis**, jedoch mit solcher Manier vorgebracht werden, daß es nicht das Ansehen hat, als wenn es von uns herrühren thue."

Die Beschwerden wegen der Clausel dauerten fort; Johann Wilhelm schrieb am 4. Juni 1698 seinem Gesandten gleichsam höhnisch, „wenn die Protestanten eine Interpretation davon ver-

19) Am 15 Nov. 1697. Bayr. Reichsarch.

20) Mehrere Briefe in dem angef. Archiv.

langten, möchten sie nur bei dem König von Frankreich deßhalb anfragen." Bei allem Dem baute er auf die „Uneinigkeit und Verwirrung der protestirenden Reichsstände" und meint: „Das nächste wäre wol, daß man katholischer Seits die Evangelischen aneinander hetzete, so ihr dann mit behörlich circumspection und ganz unvermerkt zu thun nicht zu unterlassen habt" [20 a]).

Wer sich so als Meister bewies in den Künsten einer ächt jesuitischen Politik, dem konnte man auch zutrauen, daß er an seinem Lande zum Verräther ward und im Bunde mit den Fremden ein tückisches Gesetz machen ließ, das die Pfalz und einen großen Theil von Deutschland in alle die kirchlichen Händel zurückwarf, die man mit dem westphälischen Frieden für beendigt hielt. Auffallend ist es da auch nicht, daß Johann Wilhelm, von den immer lauter werdenden Beschwerden erschreckt (6. Aug.), seinem Gesandten ganz besorgt schreibt: „wenn nur die Cron Frankreich bei der Clausula Art. IV. beharret und sich durch der Reformirten importunes Andringen zu schädlicher Interpretation nicht verleiten läßt" [21]).

Die gewaltsame Durchführung der Clausel hatte indessen begonnen. In 39 Orten des kurpfälzischen und zweibrückischen Gebietes wurden die Kirchen den Katholiken ausschließlich eingeräumt [22]); es waren darunter mehrere, wo bis auf den heutigen Tag die Zahl der protestantischen Bewohner die der katholischen um das Doppelte übersteigt. Ueber hundert andere

20 a) Brief vom 4. Juni a. a. O.

21) Brief im bayr. Reichsarchiv.

22) Germersheim, Bellheim, Knittelsheim, Ottersheim, Sondernheim, Lingenfeld, Dettenheim, Birkenhert, Bellenborn, Appenhofen, Steinweiler, Hert, Laumersheim, Neupolz, Blankenborn, Knöringen, Pleisweiler, Oberhofen, Gleiszellen, Göcklingen, Bornheim, Oberhochstatt, Gossenweiler, Schwanheim, Mundenheim, Altstadt, Schweighofen, Schleithal, Seebach, Berg, Hagenbach, Neuburg, Wörth, Otterbach, Mecksheim, Ingenheim, Ensheim, Börstadt, Schweisweiler. S. Hormuth die Pastoration der Katholiken. 1843. S. 236 ff

Orte mußten ihre Kirchen fortan mit den Katholiken theilen, und nur etwa 40 Dörfer in den bedrohten Gegenden blieben von der Reaction verschont [23]). Es waren darunter mehrere nichtpfälzische; oft schützte sie eine wirksame Fürsprache, die natürlich bei den pfälzischen fehlte, oft war auch die Zahl der Katholiken so gering, daß der Anspruch nicht erhoben oder nicht durchgesetzt ward.

Die Durchführung dieser Maßregeln war von frechen Gewaltthaten in politischen Dingen begleitet; denn Frankreich hatte zu gut gesehen, was man wagen dürfe, um nicht von Neuem beschworne Verträge zu verletzen [24]). Gleich nach dem Frieden (März 1698) hatte man die alten pfälzischen Zölle zu Lauterburg mit Gewalt gehemmt und dagegen angefangen, zu Beinheim, Lauterburg, Rheinzabern, Nußdorf, Queichheim eine Reihe von französischen Zollstätten zu errichten. Mit gleich großer Frechheit behielt man das veldenzische Lützelstein, Selz und Hagenbach wie zur Reunionszeit im Besitz, obschon die Beschlüsse von 1680, die dies aussprachen, durch den letzten Frieden förmlich aufgehoben waren. Vergebens ließ Johann Wilhelm demüthige Briefe an Ludwig XIV. schreiben, worin er die blutbefleckte Geissel seines Landes „einen unvergleichlichen Monarchen" nennt und seine „Großmuth und Billigkeit" rühmt, vergebens ward Graf Wiser deßhalb nach Versailles geschickt; die Franzosen hatten schon Hagenbach besetzt, den Altstädtern verboten, an Pfalz Steuern zu bezahlen, und die französischen Beamten Scherf, Hatzel, Mühlmann — also lauter Renegaten ihres Mutterlandes — beeilten sich, die pfälzischen Wappen abzureißen und zu Selz die für Pfalz eingenommenen Gelder in Beschlag zu nehmen. Zu Gutenberg trieb man mit Soldaten die Steuern ein; für die Unterämter Selz, Altstadt und Hagenbach, die zum Oberamt Germersheim gehörten, schrieb eine

23) Hormuth S. 241 ff.

24) Das Folgende aus dem bayr. Reichsarchiv a. a. O.

Ordre vom 24. Mai die Kopfsteuer bei Androhung von Execution aus.

Der Kurfürst richtete mit seinen matten Vorstellungen bei Frankreich und beim Reichstag nichts aus; wie konnte er auch den Franzosen kräftig unter die Augen treten, da er mit ihnen gegen die kirchliche Freiheit seiner Unterthanen verschworen war! Hatte er doch die unbeschreibliche Naivetät, seinem regensburger Gesandten zu bemerken [25]), „es sey zwar bedauerlich, daß die Franzosen solche Executionen vornähmen, aber man müsse sich damit trösten, daß die Reformirten desto mehr abgeschreckt würden, sich in Zukunft wieder ärgerlicher Gewaltthaten mit Insolenz zu unterfangen!"

Hält man alles dies zusammen, so kann man sich nicht länger verbergen, daß für die Pfalz die Zeit des kirchlichen Terrorismus gekommen war. Die Versicherung, welche die Regierung (Januar 1698) gab, „in der Religionsfreiheit Alle schützen zu wollen", war nur auf die augenblickliche Beruhigung der steigenden Angst aller Reformirten berechnet; unwahr und treulos war sie, da in demselben Augenblick der Landschreiber Quad zu Kreuznach, ein Convertit, mit Soldaten Kirchen und Pfarrhäuser wegnahm [26]) und wenige Monate nachher zu Kübelberg und Driesen Pfarrhaus und Pfarrgüter der Reformirten durch Regierungsbefehl den Katholiken angewiesen wurden, anderer Gewaltthaten in Lehre und kirchlichem Besitz nicht zu erwähnen [27]). Doch war das nur ein Vorspiel zu Größerem.

Im Juni 1698 kam Johann Wilhelm nach der Pfalz zurück, die ihn im Augenblick der Noth nicht gesehen hatte; auch jetzt kam er nicht, um die furchtbaren Wunden des Krieges, so wie einst Karl Ludwig gethan, zu schließen, sondern um mit

25) Brief vom 15. Juli 1698 im bayr. Reichsarchiv.

26) S. Neueste Gesch. der ref. Kirche in der Unterpfalz. Dessau 1791. Urk. II.

27) Struve S. 767. 807. 808, wo sich die aktenmäßigen Belege finden.

roher Hand neue, schmerzlichere zu schlagen. Zu Weinheim, wo sich jetzt die geflüchteten Behörden und die Reste der Universität wieder sammelten, hatte er seinen Sitz aufgeschlagen; während Karl Ludwig fünfzig Jahre vorher als ein sparsamer Haushälter zurückgekommen und unter seinen Unterthanen jedes Glaubens wie ein wahrer Landesvater versöhnend aufgetreten war, so blendete jetzt Johann Wilhelm über den Trümmern eines ausgesogenen Landes mit prachtvollem Hofstaat und bewillkommte sein verlassenes Volk mit drückenden Religionsedikten.

Es war für die reformirte Bevölkerung, neben der sich diesseits des Rheins nur sehr wenige Katholiken befanden, schon ein herber Schlag, als (29. Okt. 1698) ein Edikt erschien[28]), das alle reformirten Kirchen zum Simultangottesdienst der drei christlichen Confessionen bestimmte, und doch war dies scheinbar tolerante Edikt nur eine Einleitung zu gewaltsameren Schritten. Die Toleranz war deßwegen nur scheinbar, weil nur die Protestanten den Besitz ihrer Kirchen theilen mußten, die Katholiken dagegen die ihrigen ungetheilt behielten. So kam es denn, daß in den Gegenden rechts vom Rheine die wenigen Katholiken an allen reformirten Kirchen Theil bekamen, während links vom Rheine, namentlich im Oberamt Germersheim, wo trotz den gewaltsamen Bekehrungen die Protestanten ebenfalls noch in der Mehrzahl waren, die Katholiken von einer Menge von Kirchen ausschließlichen Besitz nahmen.

Welche Bedeutung in dem Edikte lag, zeigen die Freudenrufe der Jesuiten und die vertrauten Geständnisse einzelner Eingeweihten [29]), die triumphirend verkündigten, daß dem katholischen Cultus dadurch zweihundert und vierzig Kirchen geöffnet würden, ohne daß bei einer einzigen katholischen die Reciprocität stattfand [30]). An manchen Orten mußte man zwar

---

28) Struve S. 768

29) S. den Brief bei Struve S 772. Die Aechtheit des Briefes kann wohl um so weniger angefochten werden, als er lauter wahre Thatsachen und richtige Reflexionen enthält.

30) Nach einer aktenmäßigen Beilage der brandenburg Beschwerde-

mit Waffengewalt den Eintritt in das protestantische Besitzthum erzwingen, aber ein ernstlicher Widerstand war bei der eingeschüchterten, durch den Krieg dünn gewordenen Bevölkerung nicht zu fürchten. So mußten die Protestanten beim Einzug der Katholiken in ihr Eigenthum militärisch salutiren, bei Vorbeitragung des Venerabiles das Knie beugen und am Frohnleichnamsfest des Jahres 1699 wurden sie z. B. zu Weinheim gezwungen, für das katholische Kirchenfest die Maienbäume aufzustecken. Die Jesuiten mehrten sich und ein kurfürstliches Rescript (11. März 1699) empfahl sie der heidelberger Regierung als besonders geeignet zur Zunahme der katholischen Religion; da und dort, besonders in Neustadt a. d. H., bildeten sich auch neue Kapuzinerkolonien, um für denselben Zweck zu arbeiten. Seit länger als einem Jahrhundert hatte die Pfalz die flüchtigen Reformirten des Auslandes aufgenommen; noch jüngst bei den französischen Dragonnaden hatte Kurfürst Karl aus ihnen Gemeinden gebildet, und selbst noch in dem harten Jahre 1688 wurden durch freiwillige Beiträge die stillen und fleißigen Waldenser unterstützt, die in den Aemtern Bretten und Mosbach eine Zuflucht fanden. Sie gehörten mit zu jenen tüchtigen Fabrikarbeitern, deren Verjagung, wie Colbert voraussagte, die Industrie Südfrankreichs zerstörte, deren Einwanderung in Brandenburg den Wohlstand des jungen Königreichs Preußen nachher begründen half. Dennoch erschienen zwei kurfürstliche Verordnungen [32]), die unter dem erwünschten Vorwand, man könne sich mit Frankreich nicht verfeinden, die fleißigen und harmlosen Gemeinden sammt ihren Pfarrern aus dem Lande vertrieben.

---

schrift (Struve S. 804) hatten sie fünfundsiebzig Kirchen im Kriege an sich zu ziehen gewußt.

31) Moné bad. Archiv I. 157 ff.

32) Vom 23. Mai 1698 und 5. März 1699. S. Struve S. 808. 983. Auch ward ihnen vorgeworfen, daß sie, wenn das Land ausgemergelt sey, wieder wegzögen und viel unnützes französisches Gesindel durch sie herbeigelockt werde.

Viele wanderten, von protestantischen Pfälzern begleitet, nach Amerika, andere nach Preußen aus.

Auch die Kirchengüter erlagen jetzt der reactionären Gewalt. Schon mit der Theilnahme an den Kirchen waren die Katholiken Mitbesitzer vieler Gefälle geworden, man wollte aber zugleich den ganzen, früher so glänzenden, durch die Kriegszeit schon stark verminderten Kirchenbesitz der Reformirten treffen. Durch eine Verordnung vom 10. Okt. 1698 war die bisherige Verwaltung stillschweigend entfernt und eine aus Regierungsbeamten bestehende „Admodiationskommission" ernannt worden [33]; ein späteres Gesetz (30. Juni 1699) hob die alte Güterverwaltung ganz auf und schuf eine „Administrationskommission", die theils aus katholischen, theils aus reformirten Mitgliedern bestand. Diese Behörde, bei der jener bekannte Quad die Hauptrolle spielte, der im Jahr 1698 mit Militärgewalt im Amt Kreuznach Kirchen und Pfarrhäuser hatte wegnehmen lassen, eröffnete ihre Wirksamkeit damit, daß sie dreißig reformirte Pfarreien und eine noch größere Anzahl von Schulstellen reducirte. Es hatte dann nichts Auffallendes mehr, daß der Kurfürst schon im April desselben Jahres den Besitz der Reformirten an Almosen für gemeinschaftlich erklärte [34]) und auch in bürgerlichen Aemtern und der Gemeindeverwaltung die Reformirten aus ihren bestehenden Rechten zu verdrängen anfing.

Wie vertrug sich damit der beschworne hallische Vertrag, dessen zweiter Artikel gelobte, „alle reformirten und lutherischen Pfarrer und Schuldiener bei ihren Bedienungen ruhig zu lassen und die abgehenden Stellen mit tüchtigen Subjecten gedachter Religion ersetzen zu wollen", in dem es ausdrücklich hieß, „den reformirten Kirchenrath und die zur Unterhaltung der Pfarrer und Schuldiener, wie auch zur Reparation und übrigen Administration der Kirchengüter und Stifter angeordnete Verwaltung

33) Der Hauptvorwand war die Unordnung der Verwaltung — nach einem achtjährigen furchtbaren Krieg, wie der orleans'sche gewesen war!

34) Verordnung vom 5. Juni 1699.

ungeändert und ruhig zu lassen"; wie vertrug sich damit Johann Wilhelms wiederholtes Versprechen, Niemanden in seinem kirchlichen Rechte und Besitz zu stören, und die noch im Januar 1699 ausgesprochene Versicherung: er habe zu viel Liebe für Land und Unterthanen, um deren Religionsfreiheit kränken zu wollen!

In einer eigenthümlichen Stellung befand sich die lutherische Bevölkerung, die nicht sehr zahlreich, ohne Güter und unter beschränkter Aufsicht des reformirten Kirchenraths etwa vierzig Kirchen in der Pfalz inne haben mochte. Es hat nichts Auffallendes, daß sie über die Bedrängniß der Reformirten, die sie bisher knapp gehalten hatten, einige menschliche Schadenfreude empfand; auch war es für sie ein unerwarteter Gewinn, durch die neue Kirchenadministration einen kleinen Antheil an den geistlichen Einkünften zu erhalten. Allein auch sie blieb von der jüngsten Veränderung nicht verschont; selbst wenn sie die gegründete Besorgniß noch nicht erfüllte, daß nach den Reformirten auch sie von der jesuitischen Reaction bedrängt werden würde, so empfand sie es doch hart, daß ihre vierzig Kirchen Miteigenthum der Katholiken wurden, daß sie das Knie vor dem Sanktissimum beugen und die Prozessionen der Katholiken mit Maienbäumen verzieren sollte, wie den Lutheranern zu Weinheim begegnet war [35]). Diese Mißstimmung hatte sich auch an einzelnen Orten ausgesprochen und man mußte die lutherischen Kirchen zum Theil mit Gewalt öffnen.

Anders dachten einige ihrer Geistlichen; denen schien die Gelegenheit zu günstig, sich auf allerlei krummen Wegen eine hierarchische Stellung auf Kosten der Reformirten zu erringen. Man konnte es dem Pfarrer Schlosser zu Heidelberg und Debus zu Kreuznach, die wir als rührige Gegner der Reformirten schon früher haben kennen lernen, nicht verargen, wenn sie sich von dem reformirten Kirchenrath emancipiren wollten, aber die

35) Eine Verordnung vom 21. Juni 1699 gebot dies bei zwanzig Reichsthaler Strafe.

Mittel, die sie dazu wählten, müssen jedenfalls den Verdacht erwecken, daß es ihnen mehr um das Reich dieser Welt, als um die unsichtbare Kirche Gottes und ihr Wohl zu thun gewesen. Sie waren die einzigen von allen Protestanten, die dem Kurfürsten für sein Edikt vom 29. Okt. 1698 wohldienerisch dankten, die jeden Schritt der Regierung, sogar die Anstellung eines Jesuiten an der Universität mit servilem Jubel begrüßten [36]). Für solche Unterthänigkeit mußte man erkenntlich seyn und die Regierung widerstand dem rührigen Bemühen der beiden Pfarrer zuletzt nicht mehr, sondern schuf wirklich, was sie wollten, eine lutherische Kirchenbehörde, das Consistorium (4. Nov. 1699), deren Mitglieder sie selber waren. Die neuen Consistorialräthe schrieben zum Danke ein Pamphlet [37]), das im Tone der altlutherischen Sektenpolemik die hart bedrängten Reformirten mit eben so viel Anklagen und Schmähungen überschüttete, als sie den Kurfürsten für seine „Gnade, Huld, Schutz und Schirm mit unterthänigst danknehmigst devotestem Herzen" vor aller Welt priesen [38]). Der Regierung war damit ein doppelter Gefallen erwiesen; im Innern hatte sie den Protestantismus durch feindselige Spaltung geschwächt, nach Außen konnte sie mit der Versicherung prunken, daß die Lutheraner in den neuen Kirchenveränderungen keine Beschränkung sähen. Das letztere freilich erwies sich als eine verfehlte Berechnung; denn die Lutheraner in der Pfalz waren zum großen Theil anderer Ansicht, als die beiden Pfarrer, und die evangelischen Reichsstände, namentlich Brandenburg, verboten ihren Kirchenbehörden nicht nur jede Berührung und Correspondenz mit den beiden Consistorialräthen, sondern ließen auch gegen die Schrift, als ein „scandaloses und

36) S. Struve S. 769. 770.

37) Wahrheit, Unschuld und Ehrenrettung 2c. Heid. 1698, ein Buch, das nur durch die Aktenstücke, die den früheren Zustand der Lutheraner beleuchten, brauchbar ist. Weder in Thatsachen, noch in Urtheilen pflegen die Verfasser es sehr genau zu nehmen. Eine Entgegnung gab der Kirchenrath Wissenbach heraus; s. dessen Sendschreiben. Marb. 1700.

38) S. die angeführte Schrift S. 250.

mit vielen gefährlichen assertis gefülltes Buch" eine öffentliche Warnung erscheinen.

Indessen waren die Beschwerden bis nach Regensburg zu den evangelischen Reichsständen gedrungen und das Corpus Evangelicorum gab (8. Dez. 1698) bei dem pfälzischen Gesandten eine Note ein, welche die letzten Maßregeln seit dem Edikt vom 29. Okt. einer Beurtheilung unterwarf. Außer den Eingriffen in die protestantischen Kirchen und das reformirte Kirchengut war da besonders hervorgehoben, wie man im Amt Germersheim die während des Kriegs gewaltsam Bekehrten jetzt ebenfalls mit Gewalt hemme, ihren früheren Glauben wieder anzunehmen [39]), wie man den dort protestantisch Gebliebenen ihre Kinder nicht zu taufen gestatte [40]), und Leute, die längst zum Protestantismus übergetreten seyen, nöthige, wieder katholisch zu werden, wie mehrere Gemeinden gehemmt würden, einen Pfarrer zu bestellen, wie man die Protestanten zwinge, die katholischen Festtage zu feiern [41]), und endlich wie man Kinder aus gemischten Ehen und Unmündige gewaltsam zur katholischen Kirche bekehre [42]). Auf diese Vorstellung, die man zugleich dem Kaiser und den katholischen Reichsständen mittheilte, ließ der Kurfürst (26. Jan. 1699) seine Antwort geben; die Eingriffe in die Kirchen erklärte er mit der gemeinsamen Duldung der drei Confessionen und mit dem ryswicker Frieden ge-

---

39) Befehl des kurpfälz. Oberamts vom Okt. 1698; und eine bestätigende Verordnung des Kurfürsten vom 5. Nov. 1698. Zu Bellheim hatten die Franzosen mit Waffengewalt die Leute gezwungen in die Messe zu gehen; als dieselben jetzt rückfällig wurden, verfügte der Amtsverweser Geldstrafe, die mit Gewalt exequirt, und Gefängniß bei Wasser und Brod. Auf die standhafte Weigerung der Bauern äußerte der aufgedrungene Pfarrer unter anderm: „Wenn ihr habt Brod fressen wollen, so hättet ihr können zum Bäcker gehen und nicht in die Kirche; ihr habt einen Teufelsglauben und freßt das Hochwürdige wie die Schweine." Aehnliches kam auch sonst vor, s. die Akten bei Struve S. 820 ff.

40) Verordnung des Oberamts Neustadt vom 10. März 1698.

41) Regierungsverordnung vom 30. Dez. 1698. Das Gegentheil hatte bekanntlich Philipp Wilhelm im Febr. 1686 befohlen.

rechtfertigt; die Verletzungen des reformirten Kirchengutes entschuldigte er mit der angeblichen Unordnung der früheren Verwaltung; alles Uebrige erklärte er für „recht grobe Calumnien“ und zog, wie schwache Menschen, wenn sie Unrecht haben, zu thun pflegen, in grobem Tone über die „aufrührerischen, untreuen und übelgesinnten, Gott-, Gewissen- und Pflichtvergessenen passionirten Unterthanen“ los [43]), die sich über seine landesväterliche Regierung beschwerten.

Die evangelischen Reichsstände schwiegen nicht; sie wiederholten am 5. und 19. Februar ihre Beschwerde, die jetzt auch von Schweden unterstützt ward, und zeigten durch genaue Erklärung der einzelnen Verträge, namentlich des westphälischen Friedens, wie haltlos die Behauptung Johann Wilhelms sey, eine allgemeine Duldung aller Confessionen rechtfertige offenbare Eingriffe in Besitz und Recht einer einzigen. Zum Beweis, daß ihre Beschwerden nicht Calumnien seyen, beriefen sie sich auf die offenkundigen Thatsachen und des Kurfürsten eigne gedruckte Verordnungen; zugleich erboten sie sich, durch Absendung eines eignen Bevollmächtigten den Streit auszugleichen [44]).

Der Kurfürst erklärte sich damit einverstanden und im Juli 1699 erschienen der brandenburgische Regierungsrath, Freiherr von Wylich zu Boetzelaer, und ein schwedischer Bevollmächtigter zu Weinheim, welche erklärten, auf die Grundlage der bekannten Friedensschlüsse solle die Angelegenheit geordnet werden; englische und holländische Diplomaten unterstützten das Begehren. Der Kurfürst stützte sein Recht darauf, daß ihm der westphälische Friede die Pfalz so einräume, „wie sie vor den böhmischen Unruhen gewesen sey“ also auch mit dem Reformationsrecht, das ihm gestatte seine Unterthanen zu bekehren; der bran-

42) Für Letzteres zahlreiche Belege bei Struve 802. 803. 826.

43) S. Struve S. 776. 777. Daß es keine Calumnien waren, wurde später vom brandenburgischen Gesandten mit aktenmäßiger Genauigkeit bewiesen. S. die Belege bei Struve S. 797—830.

44) S. bei Struve S. 779—783.

denburgische Diplomat antwortete darauf mit einer ausführlichen Denkschrift (22 Juli)[45]), worin bewiesen war, wie dies sowohl dem westphälischen Frieden als den spätern Verträgen widerspreche. Der westphälische Friede werde durch des Kurfürsten Maßregeln dem Geiste und dem Wort nach verletzt; denn ausdrücklich sey dort der kirchliche Zustand des Jahres 1618 als der rechtliche anerkannt, allen Geistlichen Amnestie und Duldung eingeräumt und die Reformirten in ihre Kirchen wieder zurückgeführt, die sie vor dem böhmischen Kriege und seinen Reactionen besessen hatten. Die späteren Fürsten, darunter Johann Wilhelms eigner Vater hätten es nicht anders verstanden; der hallische Vertrag es genauer bestätigt und der Kurfürst selbst früher feierlich zugesagt, den Vertrag wie sein Vorgänger halten zu wollen. Zugleich enthielt die Schrift eine ganz aktenmäßige Bestätigung aller der Beschwerden, die der Kurfürst zum Theil für „Calumnien" erklärt hatte.

Die Antwort des Kurfürsten, die er ausführlich dem brandenburgischen Gesandten, etwas kürzer dem schwedischen ertheilte (30. Juli), suchte wie die früheren zu beweisen, daß diese Gleichheit der Confessionen, wie die pfälzische Regierung sie angewandt, im Sinne des westphälischen Friedens liege und der Kurfürst, als souveräner Herr des Landes, auch das Recht in kirchlichen Dingen wie die früheren inne habe. Eine Vorstellung des holländischen Gesandten, welche am verständigsten und klarsten die rechtliche und politische Seite der Angelegenheit hervorhob, erhielt (Sept.) dieselbe Antwort. Unverrichteter Sache verließen die Diplomaten das weinheimer Hoflager.

Die evangelischen Reichsstände und an deren Spitze besonders Brandenburg, ließen sich durch dies Fehlschlagen nicht abschrecken; vielmehr kam der Freiherr von Wylich im Herbste abermals nach Weinheim und eröffnete (31. Okt.) die Unterhandlungen von Neuem. Rechtsgründe konnte man von beiden

45) Struve S. 789—830.

Seiten keine neuen vorbringen, aber Thatsachen waren indeß sehr beunruhigende hinzugekommen. Die Eingriffe in das reformirte Kirchengut, die gewaltsame Vertreibung der französischen Colonisten und vieler reformirten Geistlichen hatten die Mißstimmung der protestantischen Reichsstände gesteigert; man wußte überall, daß der Pfarrer zu Sponheim mit acht Kindern und seinen hochbejahrten Eltern gewaltsam vertrieben worden, daß zu Hilsbach mit dem Pfarrhaus, zu Neustadt mit dem Rectoratshaus ähnliche Excesse vorgegangen waren. Im Oberamt Heidelberg hatte man das Almosen so theilen lassen, daß selbst wenn nur fünf oder sechs Katholiken neben mehreren hundert Protestanten in einem Orte wohnten, die paar Katholiken die volle Hälfte des reformirten Besitzes erhielten; in Lautern beklagten sich die Protestanten, daß auf Anstiften der Franciskaner man mit Geldstrafen und militärischer Execution die Kinder aus gemischten Ehen in katholische Kirchen und Schulen treibe, in Odernheim ward befohlen, einen katholischen Vater, der nach den Ehepakten seine Kinder reformirt werden ließ, mit „schärffter militärischer Execution" zum Gegentheil anzuhalten [46].

Dieses Alles stellte der brandenburgische Gesandte noch einmal zusammen und verlangte, diesmal in sehr entschiedenem Tone (29. Jan. 1700), eine Endresolution, aber auch jetzt gab Johann Wilhelm (9. Febr.) nur eine ausweichende Antwort, die sich auf sein kirchliches Bekehrungsrecht nach dem Grundsatz: **cujus regio ejus religio**, zurückbezog. Der Gesandte erklärte (25. Febr.) die Angelegenheit jetzt seinem Kurfürsten in die Hände geben zu müssen, und als ihm Johann Wilhelm (18. März) ein ausführliches Ultimatum ertheilte, daß die früher aufgestellten Rechtsgründe noch einmal ganz im Einzelnen zu beweisen suchte [47]) und in keinem einzigen Punkte nachgab, verließ der preußische Diplomat Düsseldorf, nachdem ihn eine Note der evangelischen Reichsstände abberufen hatte. An den bran-

46) Belege bei Struve S. 849—853.

47) Struve S. 858—916.

denburgischen Kurfürsten und seinen diplomatischen Vertreter richtete das corpus Evangelicorum eine Danksagung; dem Ultimatum Johann Wilhelms setzten sie eine ausführliche Widerlegung entgegen, und es schien, als wolle sich der ganze Erfolg der diplomatischen Verhandlung auf eine papierne Polemik beschränken.

Die pfälzischen Protestanten waren indessen nicht weniger bedrückt. In demselben Amt Borberg, das an Würzburg verpfändet die ersten Reactionen erlebte, wo aber damals Johann Wilhelm mit Entschiedenheit die im Pfandvertrag verbürgten Rechte der Protestanten aufrecht erhalten hatte, da wurde jetzt gegen Pfarrer, Lehrer und Gemeindsglieder dasselbe Schreckenssystem durchgeführt, was in den übrigen Landestheilen die Einmischung das corpus Evangelicorum hervorrief. Durch den polizeilichen Befehl, vor dem Sanctissimum das Knie zu beugen, war es in einzelnen Gegenden zu Schlägereien gekommen; man prügelte die Protestanten, wenn sie sich weigerten die Ceremonien der andern Kirche mitzumachen. Der Kurfürst erließ daher (Okt. 1699) eine Verordnung, welche den Protestanten erlaubte, nur den Hut abzuziehen und dann weiter zu gehen, aber schon im folgenden Jahr durften sich einzelne Beamte, z. B. der Schultheiß zu Mannheim, erlauben, die Kniebeugung durch polizeiliche Befehle einzuführen [48]). In einer späteren Verordnung des Kurfürsten (Mai 1701) ward den Protestanten nur gestattet, bei Bürgerwahlen katholische Ersatzmänner zu stellen, was freilich den Armen nicht möglich war. Daß man die Protestanten in ihrem Cultus hemmte und ihnen die Pfarrer wegtrieb oder mit Gewalt sie zum Katholicismus zwingen wollte, kam an vielen Orten vor [49]); in Bellheim war ein wirklicher Terrorismus eingerichtet, von Seebach und Schleithal warf man zwei Deputirte, die sich beschweren wollten, als Rebellen ins Gefängniß, Mönche drängten sich von der Regie-

48) S. Faber Staatskanzlei V. 70. 75.

49) S. die einzelnen Fälle bei Struve S. 991. 992.

rung unterstützt an vielen Orten in anerkanntes Besitzthum der Protestanten ein, die protestantischen Bettage wurden auf katholische Feiertage verlegt und durch das neue Reglement 75 Schullehrer brodlos gemacht [50]). Man könnte viele hundert kleine Quälereien, Mißhandlungen an Person und Besitz anführen, welche sich die Lenker dieser pfälzischen Dragonnaden erlaubten; man könnte die Listen der Executionskosten anführen, womit die armen Leute zu Seebach, Schleithal und Böllheim gedrückt wurden [51]), aber wir beschränken uns gern darauf, nur die wesentlichsten Züge hervorzuheben, welche den Geist dieser von Jesuiten geleiteten Regierung charakterisiren können.

In Böbingen ward einem Metzger, dessen Kinder im Verdacht waren, die benachbarte reformirte Kirche besucht zu haben, vom Oberamtmann angedroht, man „werde seine Kinder durch Reuter abholen und in den Thurm werfen lassen;" in Zeiskäm ward das Kind eines lutherischen Vaters und einer reformirten Mutter wirklich mit Gewalt den jammernden Eltern weggenommen, getauft, und der Vater, als er sich beschwerte, in den Thurm geworfen. Im Oberamt Simmern wurden die Kinder gemischter Ehen (wie man sieht, rechnete man dazu auch eine halb reformirte halb lutherische Ehe) mit Geldstrafen zum katholischen Kirchenbesuch angehalten; den Pfarrern zu Ober- und Niederingelheim, welche eine katholische Frau und einen reformirten jungen Menschen, dessen verstorbener Vater katholisch gewesen, zum Abendmahl zugelassen hatten, was nach dem Gesetze erlaubt war, wurden Dragoner ins Haus gelegt und Geldstrafen abgepreßt [52]). In einem zweibrückischen Amte, das noch dazu dem König von Schweden gehörte, war eine Kirche zwi-

50) Faber Staatskanzlei V. 79. 82. 86. 91.

51) S. Struve S. 1012—1015.

52) Bei der Execution nahm man ihnen für 197 Gulden Sachen weg. Und doch hatte die Verordnung vom 29. April 1701 erlaubt, „daß einem jeden frei stehen solle, zu was vor einer Religion aus denen im Reich tolerirten 3 Religionen nach Belieben sich zu bequemen."

schen Lutheranern und Katholiken gemeinsam; als der lutherische sich wegen der Menge der Communicanten etwas über die bestimmte Zeit aufhielt, drang ein katholischer Geistlicher hinein und feuerte auf den Pfarrer ein Pistol ab, das aber einen communicirenden Bauer traf und todt niederwarf; der schwedische Gesandte brachte die Geschichte nachher vor den Reichstag [53]). Nach den kurfürstlichen Verordnungen war der reformirte Kirchenbesitz wenigstens zur Hälfte ihnen gelassen worden; in der praktischen Ausführung theilte man aber Almosen und Gefälle so, daß den Reformirten wenig oder gar nichts blieb. Im Amt Neustadt stifteten die Ordensgeistliche schmähliche Reactionen an, in Guntheim bei Alzei wurde ein achtzehnjähriges Mädchen aus einer gemischten Ehe, das nach dem Ehevertrag reformirt geworden war, so mit Ruthen gepeitscht, daß sie aufs Krankenbett geworfen ward. Schulmeister und Glöckner hielten sie fest, während der katholische Pater eigenhändig die Execution vornahm. In Otterberg ließ man ein junges Mädchen aus einer gemischten Ehe durch Soldaten auffangen und in einen Kerker werfen, wo Verbrecher saßen, und die Gemeinde Wanrath konnte noch zufrieden seyn, daß man sie nur mit Geld bestraft, weil einige reformirte Frauen an katholischen Feiertagen an einem Strumpf gestrickt!

In demselben Augenblicke, wo man gegen menschliches und göttliches Recht so schmachvoll verfuhr, erließ der Kurfürst mildernde und tolerante Verordnungen [54]), deren Absicht nur war, den Lärm und das Aufsehen, den das Verfahren in der Nähe und Ferne machte, etwas zu beschwichtigen. Denn trotz der Verordnungen dauerten die Bedrückungen in demselben Maße fort; erfrechten sich doch die Beamten, die Veröffentlichung jener mildernden Edikte geradezu zu verbieten [55]). Alle Beam-

53) Anderes, was Zweibrücken betrifft, namentlich die Besetzung der Kirche zu Bergzabern durch Jesuiten s. im freyr. Kreisarch. Zweibr. 720.

54) Am 29. April und 29. Juli 1701.

55) S. den Oberamtsbefehl bei Struve S. 1050.



ten waren so gewählt, daß man ihrer als der besten Werkzeuge jesuitischer Reaction versichert war, und der berüchtigte Quad, der im Amte Kreuznach zuerst das Beispiel gewaltsamen Verfahrens gegeben hatte, war die Seele der pfälzischen Regierung. An ihn wurden die Beschwerden der bedrängten Protestante eingereicht — die er selbst veranlaßt hatte. Von den Regierungsräthen, welche die Dragonnaden organisirten, ließ sich Johann Wilhelm über die Wahrheit der Beschwerden Bericht abstatten! Der indolente Kurfürst saß ruhig zu Düsseldorf, während seine Büreaukratie Recht, Duldung und Wohlstand mit Füßen trat und seine mildernde Befehle entweder nicht ausführte oder höchst wahrscheinlich sogar durch Einschaltungen und Veränderungen verfälschte. Es zeigte sich hier dieselbe Erfahrung, wie bei allen Regierungen ähnlicher Art; der sonst unbeschränkte und auf seine Unbeschränktheit pochende Fürst ist keineswegs selbst Herr, sondern es waltet mächtiger über ihm der Geist des pfäffischen Jesuitismus.

Wollte man indessen durch dies System den pfälzischen Calvinismus ganz vernichten, so täuschte man sich; die gedrückte Kirche war auch hier die muthigste und aufopferndste. Zwar hatte der Kirchenrath seine Bedeutung ganz verloren, der rüstige Wissenbach hatte sich (1699) genöthigt gesehen, abzudanken, Achenbach folgte (1700) einem Rufe ins Ausland, so blieben (seit 1701) nur noch Heiles und Häuser nebst einem alten Secretär Kreutz übrig, die nun den völligen Sturz der alten hierarchischen Macht des Kirchenraths mit ansehen mußten. Ihre Befehle wurden nicht mehr ausgeführt, die Güter waren ihnen entzogen, ihre Beschwerden blieben ohne Antwort. Die Gemeinden hielten aber fest zusammen und alle Gewaltschritte änderten in ihren Gesinnungen nichts. Viele wanderten lieber nach Amerika aus; die Mehrzahl setzten dem unmittelbaren und heftigen Druck einen muthigen Widerstand entgegen. Man sah, wie Kinder und Frauen lieber zu benachbarten Kirchen entflohen und sich von Soldaten eingefangen mißhandeln ließen, ehe sie gegen ihre Ueberzeugung den Glauben äußerlich abschworen.

Die Pfarrer auf dem Lande blieben von allen Gewaltthaten ungebeugt und es wird kein Beispiel erzählt, daß einer feig dem ihm angewiesenen Berufe untreu geworden oder mit andern als gesetzlichen Mitteln der brutalen Gewalt widerstrebt habe. Ernst und Mäßigkeit waren bei den bedrängten Gemeinden herrschend; die furchtbaren Leiden des Krieges und die darauf folgende Peinigungen im Frieden waren ein treffliches Mittel zur sittlichen Läuterung und seit Friedrich III. hatte der pfälzische Protestantismus keine so gute sittliche Haltung bewahrt, als in diesen Leidensjahren der jesuitischen Reaction. Das wiedererwachende religiöse Bedürfniß gab sich in mancherlei Gestalten kund, auch in überspannter Frömmelei. Ein heidelberger Pfarrer, Heinrich Horch, stiftete eine Secte, die als Erlösung aus allen Leiden das tausendjährige Reich erwartete, der Kirchenrath ließ die unschädlichen Schwärmer gewähren, da die Masse der Bevölkerung einer gesunderen Gottesverehrung treu blieb [56]).

Was von den Reformirten gesagt wurde, hat auch auf die Lutheraner seine Anwendung. Auch sie drückte dieselbe Reaction wie die Reformirten, auch sie setzten ihr dieselbe Standhaftigkeit entgegen und nur sehr Wenige fühlten sich, wie die Consistorialräthe Schlosser und Debus, durch die dürftige Würde für alle Leiden entschädigt. Diese beiden Herrn hatten jetzt schon die Folgen ihrer wohldienerischen Devotion gegen die Regierung vor Augen; sie selbst nahmen als lutherisches Consistorium eine ebenso traurige und machtlose Stellung ein, wie die Trümmer des reformirten Kirchenraths.

Alle diese Verhältnisse waren dem Ausland nicht mehr unbekannt geblieben. Wenn man auch das heuchlerische Anerbieten

56) Die Regierung dagegen erließ 14. Sept. 1706 ein Edikt gegen die Frömmler, worin befohlen war, die Hartnäckigen bei denen jede ernstliche Ermahnung vergebens sey, „sogleich und ohne weitere Anfrag bei den Köpfen zu nehmen, in gefänglichen Haft zu bringen und so viel der sind, an die Schubkarren zu schließen und zu schanzen oder anderer gemeiner Arbeit bei Wasser und Brod anzuhalten.“ Speyrer Kreisarchiv (Kirchen- und Schulf. 38).



Frankreichs, sich der Protestanten anzunehmen zu wollen (es drohte der spanische Successionskrieg!) mit Verachtung zurückwies, so blieben doch Holland, England, Schweden und in Deutschland besonders Preußen nicht unthätig. Die evangelischen Reichsstände hatten im Dezember 1700 und im Mai 1701 an den Kaiser Beschwerden eingegeben [57]; im folgenden Jahre ließen sie über die Berechtigung der Reformirten eine ausführliche Rechtsschrift in lateinischer Sprache erscheinen und wandten sich zugleich an die Krone England, die Verbündete des Kaisers, um von dorther eine wirksamere Vermittlung zu erlangen. Sie brachten es auch dahin, daß man nach langem Gerede eine Commission aufzustellen beschloß (1703), der die Untersuchung der pfälzischen Religionsbeschwerden anheim gegeben werden solle. Aber die Commission war aus Kurmainz, Kursachsen, Pfalzneuburg, Magdeburg, Cöln und Regensburg zusammengesetzt (1704) und mit einer Vollmacht versehen, wogegen die Evangelischen sich beschwerten; daran zerschlug sich dann das ohnehin lahm betriebene Vermittlungsgeschäft und es war in den damaligen Kriegsläuften keine Hoffnung einer gesetzlichen Hülfe.

Preußen entschloß sich daher, die gesetzlose Willkühr der pfälzischen Regierung mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Im Februar 1705 wurde den katholischen Geistlichen in den Fürstenthümern Magdeburg, Halberstadt und Minden mit Einziehung ihrer zahlreichen Güter gedroht (es waren darunter mehrere Domstifter und etwa achtzehn Klöster), wenn sie nicht augenblicklich bei der pfälzischen Regierung und den katholischen Ständen für die bedrängten Protestanten in der Pfalz vermittelten [58]. Am 10. April ward diese Erklärung wiederholt und ihnen ein Termin von sechs Wochen gesetzt; die bedrängten Geistlichen schickten einen Gesandten an den Reichstag, aber dort waren sie nicht glücklicher, als früher die evangelischen

57) S. Faber Staatskanzlei VI. 78.

58) Faber Staatskanzlei X. 31 f.

Stände; im Juli 1705 zog dann eine „Administrationscommission" in den genannten Fürstenthümern ein, bei der sich — recht absichtlich — auch Karl Achenbach, der ehemalige pfälzische Kirchenrath, jetziger Hofprediger des Königs, befand.

Das wirkte bei der pfälzischen Regierung; auf einmal war sie zu Unterhandlungen bereit und erklärte: die Gewissensfreiheit nach dem westphälischen Frieden handhaben, in Betreff der Simultankirchen Alles auf die Zeit vor dem Regierungsantritt Philipp Wilhelms und beim Oberamt Germersheim auf das Jahr 1675 zurückführen und demgemäß den Reformirten ihre Kirchen, Güter und Gefälle restituiren zu wollen [59]). Preußen war zwar damit nicht zufrieden, doch setzte es die Unterhandlungen fort und 21. November 1705 kam endlich ein Vergleich zu Stande, die sogenannte Religionsdeclaration, die fortan als gesetzliche Grundlage der pfälzischen Kirchenverhältnisse dienen sollte [60]).

Vor Allem war die völlige Religionsfreiheit, mit besonderer Erwähnung des Oberamtes Germersheim, zugesagt und alle entgegenstehenden Bestimmungen aufgehoben; Jeder durfte seinen Glauben ändern, Kinder gemischter Ehen wurden nach Ehepakten, oder wenn dergleichen keine vorhanden waren, nach dem Familienhaupt getauft, Einsegnungen gemischter Ehen sollten in protestantischen und katholischen „Kirchen" unbedingt und ohne Weigerung stattfinden. Kein Protestant brauchte die Ceremonien der katholischen Kirche mitzumachen; die Theilnahme an den Prozessionen, die Kniebeugung, das Präsentiren des Gewehrs war aufgehoben, dagegen sollten sie kein vorsätzliches Aergerniß geben, und wenn eine Procession käme entweder auf die Seite gehen oder den Hut abziehen. Das Arbeiten an katholischen Feiertagen bei verschlossenen Buden, das Schulhalten, das Essen von Fastenspeisen war den Protestanten gestattet. Nie-

59) Faber Staatskanzlei X. 71.

60) Ebendas. X. 803. Der Nebenreceß in der Neuesten Gesch. der reform. Kirche Urkund. S. 10 ff.

mand solle der Confession wegen von Magistratsämtern, Bürgerrecht, Zünften und Gewerben abgehalten seyn; Ehestreitigkeiten der Protestanten vor ihrem protestantischen Ehegerichte geschlichtet werden. Der gemeinsame Gebrauch der Kirchen solle überall abgeschafft werden, ausgenommen da, wo er schon vor dem Aussterben der simmerschen Kurlinie bestand. In jedem Ort wo zwei Kirchen sich befinden, sollte den Katholiken eine eingeräumt werden; außerdem behielten sie zu Heidelberg die Klosterkirche, die Spitalkirche und das Chor der h. Geistkirche, während den Reformirten das Schiff derselben, die ganze Peterskirche und der schönauer Hof eingeräumt ward. Zu Mannheim und Frankenthal sollten die Reformirten ebenfalls ihre Kirchen wieder erhalten und die Katholischen sich bis zum Bau einer neuen mit der Kapucinerkirche begnügen. In den übrigen galt, wenn zwei Kirchen vorhanden waren, die angeführte Regel; bei einer Kirche ward Chor und Schiff getheilt und zwar durch eine Mauer und getrennte Eingänge. Auf dem platten Lande fand die Theilung so statt, daß von sieben Kirchen zwei von den Katholiken behalten, die andern fünf den Reformirten zurückgegeben wurden. Die Besitzungen an Schulen und Stiftungen, welche die Reformirten 1685 inne gehabt, namentlich das Collegium Sapientiae, das Casimirianum, die Neckarschule und Gymnasien sollten ihnen erhalten werden. Die Verwaltung der geistlichen Güter, die zwischen Katholiken und Reformirten ebenfalls in dem Verhältniß von zwei zu fünf Siebenteln getheilt wurden, ward unter eine Behörde von zwei katholischen und zwei reformirten Räthen gesetzt; auch der reformirte Kirchenrath erhielt seinen Wirkungskreis nach den Bestimmungen von 1664 und 1685 wieder; die Almosen jeder einzelnen Kirche blieben auch ihr getrenntes Eigenthum. Die milden Stiftungen wurden in dem früheren Zustand zurückgegeben, in Spitälern und Waisenhäusern das oben angegebene Besitzverhältniß der beiden Kirchen festgehalten. Die Universität Heidelberg sollte ihre theologische Fakultät mit zwei reformirten

Professuren wieder erhalten und dieselben nach dem Vorschlag des Kirchenraths besetzt werden.

Das richtige Verständniß erfordert, daß wir den Charakter dieser in ihren Folgen so hochwichtigen Religionsdeclaration genauer beleuchten; denn papierne Gesetze und die wirklichen Zustände des Lebens stehen oft in so grellem Gegensatz, daß man sehr irre geht, wenn man von Worten und Zusagen auf praktische Folgen schließt. So war auch die Religionsdeclaration von 1705 nur dann als ein Gewinn zu betrachten, wenn man auf den Terrorismus und die Dragonnaden der jüngsten Zeit zurücksah; mit dem frühern rechtlich anerkannten Besitz der Reformirten verglichen, war sie eine gewaltsame Usurpation der nachtheiligsten Art. Denn nach dem westphälischen Frieden waren die Reformirten im beinahe ausschließlichen Besitz aller Kirchen und Gefälle, der hallische Vertrag von 1685 hatte dies als rechtlich bestätigt und doch war jetzt von beiden Verträgen keine Rede mehr. Vielmehr ward, ohne einen andern Rechtsgrund, als den der monarchischen Gewalt, eine Theilung zwischen Reformirten und Katholiken eingeführt, wodurch in achtzehn pfälzischen Inspectionen von eilf Kirchen der Chor und neunundachtzig Kirchen ausschließlich den Katholiken zufielen [61]. Die Klosterkirchen, die Hofkapellen, die vormals reformirten Mutterkirchen, wo zur Zeit der Theilung kein reformirter, sondern ein katholischer Geistlicher wohnte, blieben ohnedies im Besitz der Katholiken; ebenso die schon durch den bergsträßer Receß (1650) eingeräumten vier Simultankirchen. Auch die Kirchen im Oberamt Borberg, fünf an der Zahl [62]), blieben

---

61) In den Inspectionen Heidelberg, Mannheim, Ladenburg, Wiesloch, Weinheim, Sinsheim, Mosbach, Bretten, Oppenheim, Simmern, Stromberg, Bacharach, Alzei, Odernheim, Neuhausen, Dirmstein, Neustadt, Lautern. Ueber die obigen Zahlen vgl. die Kirchentheilung anno 1706, die auch Hormuth (Die projectirte Pastoration S. 265 ff.) mit Recht wieder hat abdrucken lassen. Vgl. auch Cod. bav. 2667 auf der münchner Staatsbibl.

62) S. die Tabellen bei Hormuth S. 304—319.

ausgenommen; auf die an Darmstadt verpfändeten Aemter Otz-berg und Umstatt, die ritterschaftlichen Orte und auf das Ober-amt Germersheim, das die ryswicker Clausel den Reformirten wegstahl, hatte die Theilung ebenfalls keine Anwendung.

Es war also im besten Falle und bei der ehrlichsten Deutung des Vertrages eine Besitzveränderung auf Kosten der Reformirten, die das ganze bisher bestehende Verhältniß der Confessionen in der Pfalz völlig umänderte; nun kam aber noch die Art der Ausführung hinzu. Man vergesse nicht, daß die Regierung, durch Preußens Drohungen gezwungen, diesen dem Wort nach milden und toleranten Vertrag eingegangen hatte; sie hatte in ihren Reactionen nur einen augenblicklichen Stillstand machen müssen, aber deßwegen das gewaltsame Bekehrungsprinzip noch nicht aufgegeben. Da sie die Gewalt in Händen behielt, konnte sie in günstigeren Momenten den Weg des kirchlichen Terrorismus von Neuem betreten; und so geschah es auch. Die Religionsdeclaration von 1705 ist nicht das Ende der kirchlichen Händel in der Pfalz, sondern eine neue, fruchtbare Quelle geworden.

Der erste Versuch dieser Politik war die Theilung selbst, wie man sie 1706 vornahm; neben den reformirten Commissären, Heiles nnd Kreuz, waren als katholische Rittmayer und der bekannte Quad angestellt, der nicht verfehlte, seinen Einfluß bei der weltlichen Regierung zum Nachtheil der Reformirten geltend zu machen. Durch sie wurden Kirchen, Gefälle, Almosen und Stiftungen so getheilt, wie der Stärkere mit dem Schwächeren zu theilen pflegt [63]). Durch die ryswicker Clausel war schon das Oberamt Germersheim, d. h. etwa ein Drittel aller Kirchengefälle, den Reformirten entzogen worden [64]); den

63) Proben führt Hormuth S. 299 an. Andere Belege in der Neuesten Geschichte der ref. Kirche S. 74.

64) Nach dem Nebenreceß Art. XI. verblieben die Stifter zu Eussersthal, Hördt, Selz, Klingenmünster und Germersheim in den Händen der Katholiken. Von Klingenmünster ward nachher eine Quote dem kurfürstlichen Kammermusicus zugewiesen Speyr. Kreisarch. Statist. 834.

Rest theilte man jetzt so, daß nicht, wie der Vertrag sagte, zwei Siebentheile des alten reformirten Kirchengutes, sondern über die Hälfte in den Besitz der Katholiken kam.

Der Erfolg war vorauszusehen; die einst so reichen Reformirten, denen während der Dragonnaden viele Pfarreien waren eingezogen worden, mußten jetzt deren noch mehr reduciren, die Besoldungen sehr verringern und für Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse bei dem reformirten Ausland Collecten anstellen! Die Katholiken bildeten Gemeinden, die sich durch lebhafte Unterstützung der Regierung sehr bald bedeutend vermehrten und in einzelnen Orten den Zwinglianismus ganz verdrängten, in andern mit den reformirten Bewohnern wenigstens die numerische Gleichheit erlangten.

Während so die Katholiken gewannen, die Reformirten verloren, war auch für die Lutheraner die Religionsdeclaration ein harter Schlag. Sie hatten durch die Gewaltstreiche seit 1698 einen unerwarteten Antheil an Kirchen und Gefällen erhalten, der ihnen jetzt auf einmal wieder entzogen ward; denn sie behielten nichts, als was sie 1624 gehabt und seitdem auf eigne Kosten erbaut hatten. Es war eine von den großen Inconsequenzen des Vertrags, daß man den westphälischen Frieden nirgends sonst (wo er zu Gunsten der Reformirten gewesen wäre) zu Hülfe rief, hier aber auf einmal zu Ungunsten der Lutheraner ihn benützte und sie auf das Normaljahr 1624 zurückführte. Alle die Erwerbungen, welche die Declaration den Katholiken zuwarf, beriefen sich auf den schönen Grundsatz der Religionsgleichheit; bei den Lutheranern war aber dieser Grundsatz offenbar ganz übersehen worden.

Vielen Antheil daran hatte ohne Zweifel das Benehmen des lutherischen Consistoriums während der Schreckenszeit; denn selbst wenn Preußen nicht den Reformirten näher gestanden wäre, als den Lutheranern, so hätte es sich doch gewiß bedacht, sich einer Kirchengemeinschaft warm anzunehmen, deren oberste Behörde in den Zeiten der ärgsten Bedrückung eine mindestens zweideutige Rolle gespielt hatte.

Dies Consistorium bestand indessen fort und war äußerst rührig, das so schnell verlorene Gut wieder zu erringen. Es führte das zu neuen Händeln, die uns später noch einmal auf dies unerquickliche Feld der kirchlichen Polemik zurückführen werden.

§. 3.

Regierung und Hof unter Johann Wilhelm (1697—1716).

Mitten in diesen kirchlichen Zerwürfnissen war die pfälzische Regierung auch durch politische Händel in Anspruch genommen, zum Theil durch solche, deren Entscheidung die damalige Generation nicht mehr erlebte.

Von dieser Art war zunächst der veldenzer Erbstreit [65]. Jener Pfalzgraf Leopold Ludwig von Veldenz, der nach dem Aussterben der simmerschen Kurlinie einen Erbanspruch an die Pfalz erhoben hatte, war jetzt durch seinen kinderlosen Tod (Sept. 1694) Anlaß zu einem neuen Erbstreit geworden, der sich über sein kleines Besitzthum, die Aemter Veldenz, Lauterect, Lützelstein und die Hälfte der guttenberger Gemeinschaft entspann. Er hatte ein Testament hinterlassen, worin er die politisch und kirchlich wenig befreundeten Neuburger, die ihn um die Kurwürde gebracht hatten, ganz überging, und die Herzoge von Zweibrücken, d. h. den regierenden König Karl XII. von Schweden, zu Erben einsetzte. Damit stand auch ein früherer Familienvertrag (zu Marburg 3. Okt. 1543) im Einklang, worin Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, der Ahnherr Karls XII., zwar seinem Verwandten Ruprecht Lauterecken und Veldenz abgetreten, aber zugleich sich und seinem Stamme die Succession nach dessen unbeerbtem Tode vorbehalten hatte. Dagegen sprachen nun die Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach und Christian II. von Birkenfeld; auch sie stammten von jenem

65) Vgl. Faber Staatskanzlei V. 292 ff. Die wichtigsten Schriften s. bei Lünig Deductionsbibl. S. 308 ff.

Wolfgang von Zweibrücken ab, und standen dem Ahnen um zwei Grade näher; sie waren Wolfgangs Urenkel, Karl **XII.** von Schweden nur dessen Ururenkel[66]). Nun trat aber auch Kurfürst Johann Wilhelm mit einem Anspruche hervor und behauptete, das Ganze fiele nach den Hausgesetzen der Primogenitur an die älteste Linie, d. h. an Kurpfalz zurück; die Occupirung einiger Besitzungen des Verstorbenen gab dieser Forderung sogleich Nachdruck. Schweden ließ durch die Pfalzgräfin Charlotte Friederike seinen Anspruch behaupten und zugleich vor dem Reichstag durchfechten; der Pfalzgraf von Birkenfeld hatte an Frankreich einen Beschützer und Ludwig **XIV.** maßte sich gern das Recht an, vor seinen französischen Gerichtshöfen einen deutschen Erbfolgestreit entscheiden zu lassen; freilich waren seine Versuche darin und die Urtheilssprüche einzelner französischer Gerichte erfolglos. Kurpfalz suchte theils mit den Waffen, theils vor dem Reichstag sein Recht zu erreichen; allein die Verhältnisse der Zeiten hätten viel geordneter, der Geschäftsgang jener Versammlung viel schneller seyn müssen, als er es war, um solche Streitigkeiten zu entscheiden. Der ryswicker Friede ward geschlossen und bestimmte nichts darüber; der rastadter Friede ward geschlossen und immer noch schwebte der veldenzer Erbstreit; erst Karl Philipp war in den letzten Jahren seines Lebens so glücklich, die Sache durch einen Vergleich zum Ziele zu bringen.

66) Die Verwandschaft war diese:

Pfalzgraf Wolfgang † 1569

Philipp Ludwig	Johann	Karl
August von Sulzbach	Johann Casimir	Christian I.
Christian August	Karl X	Christian II.
	Karl XI.	
	Karl XII.	

Ein anderer Erbschaftsstreit fand noch unter Johann Wilhelm seine Erledigung; der unglückselige Anspruch der Herzogin von Orleans. Es war in dem Frieden zu Ryswick bestimmt worden, daß ein Schiedsgericht, aus kaiserlichen und französischen Bevollmächtigten bestehend, über die Rechte und Ansprüche der Prinzessin nach den Reichsgesetzen [67]) aburtheilen sollte; wenn dies Compromiß zu keinem Ziele führte, wurde der Pabst als Obmann beigezogen und bis zur definitiven Entscheidung zahlte der Kurfürst jährlich hunderttausend Gulden. Nach manchen Quälereien, die sich die Franzosen trotz des Friedens, wie wir oben gesehen haben, erlaubten, kam endlich das Schiedsgericht (Okt. 1699) in Frankfurt zusammen, der Kaiser hatte den Reichshofrath Binder hingeschickt, Ludwig XIV. einen im deutschen Staatsrecht wohl bewanderten straßburgischen Juristen, den Prätor Obrecht; auch waren von kurpfälzischer und orleansscher Seite Bevollmächtigte erschienen. Lange ward nun hin und her unterhandelt und ein halb Dutzend grundgelehrter Deductionen geschrieben, deren einziges Verdienst darin besteht, daß sie eine Menge ungedruckter pfälzischer Urkunden enthalten [68]); wie es aber (April 1701) zur endlichen Entscheidung kam, konnte man doch über die Hauptsache nicht einig werden. Man berief sich nun, wie der Vertrag vorschrieb, auf den Pabst, und der gab dann (17. Febr. 1702) die Entscheidung, daß Kurpfalz alle Ansprüche und Rechte jeder Art, welche die Herzogin habe, mit dreimalhunderttausend Scudi ablösen solle [69]). Der erschöpfte Ludwig XIV. kam dabei, trotz seiner Protestation dagegen, am besten weg; denn die Herzogin von Orleans erhielt von ihm nie einen Heller und er ward, trotz seiner Barbarei in der Pfalz, noch mit einer sehr ansehnlichen Summe in seinen damaligen Bedrängnissen unterstützt.

---

67) juxta leges et constitutiones Imperii, hieß es Pac. Rysw. Art. VIII

68) Dies gilt namentlich von Chlingensperg processus histor. juridicus. Ingolst. 1711. fol.

69) Lünig Reichsarchiv V. 749 f.

Es war nämlich schon der spanische Erbfolgestreit ausgebrochen, der das Reich, also auch den Kurfürsten von der Pfalz, plötzlich von confessionellen Händeln und Religionsedicten zu einem europäischen Kriege fortriß. Die Stellung Johann Wilhelms konnte dabei nicht zweifelhaft seyn; die neuburgischen Fürsten, seit drei Generationen mit Habsburg verwandt und nah befreundet, gehörten zu den treuesten Anhängern der kaiserlichen Politik. So schien sich denn die Katastrophe Friedrichs V. im umgekehrten Verhältniß zu erneuern, die pfälzischen Kurfürsten verfochten jetzt die kaiserliche Sache und die Fürsten der jüngern wittelsbachischen Linie, Maximilian Emanuel von Bayern und der Kurfürst von Cöln, bekämpften den Kaiser als getreue Knechte der französischen Interessen. Man sah die Auftritte der Jahre 1621 und 1623 zurückkehren; Maximilian Emanuel ward aus seinem Erblande verjagt, in derselben Weise, wie einst Friedrich V. geächtet (1706), und die völlige Theilung der bayrischen Besitzungen, wie einst der pfälzischen, vorbereitet. Die pfälzischen Truppen waren für die habsburgische Sache thätig, der römische König besuchte die pfälzische Residenz als Freund und Verbündeter, und, wenn man die Zerstörung der Rheinschanze bei Mannheim ausnimmt, blieb die Pfalz diesmal von der kriegerischen Wuth ziemlich verschont.

Indessen hatte Johann Wilhelm nicht unterlassen, die Ansprüche seiner simmerschen Vorfahren eifrig geltend zu machen, und da die kaiserliche Politik Bayern noch weniger schonte, als einst den geächteten Pfalzgrafen, so gelang ihm dies auch. Im Juni 1708 ward Johann Wilhelm wieder mit der Kurwürde seiner Vorfahren, der ersten weltlichen, und dem Erztruchsessenamte belehnt[70]) und ihm, was mehr werth war, als diese jetzt erstorbenen Formen, zugleich die Oberpfalz und die Grafschaft Cham zurückgegeben. Johann Wilhelm gab seine Freude über

70) Vgl. Theatr. eur. XVIII. 69.

dieses glückliche Ereigniß auf seine Weise kund; er erneuerte[71]) (29. Sept. 1708) den alten Hubertusorden, den einst einer seiner jülichschen Vorgänger, Gerhard V., zum Gedächtniß eines am Hubertustag 1444 erfochtenen Sieges gestiftet hatte. Er stelle ihn wieder her, sagte der Kurfürst in der Stiftungsurkunde, zum Lob und Preis des allmächtigen Gottes, zur Verehrung der Jungfrau Maria und als Zeichen der Gewogenheit für erprobte Treue; es geschehe, um die Wiedervereinigung der obern und untern Pfalz und die Wiederherstellung der angestammten Kurwürde berühmter und feierlicher zu machen. Der Orden, der die Inschrift In Trau vast (in Treue fest) trug, ward an Fürsten, Grafen und Freiherrn vertheilt; alle erhielten in baarem Geld oder einträglichen Stellen eine annehmbare Dotation; auch fehlte es nicht an all den lächerlichen Titulaturen des Großelemosynarius, Ceremoniarius, Ordensvicekanzlers, Schatzmeisters, Herolds und noch anderer ähnlicher. Die neu Aufgenommenen schwuren des Ordensmeisters d. h. des Kurfürsten Ehre und Nutzen und des Ordens Aufnahme und Ansehen zu vermehren, den Armen sich mild und wohlthätig beweisen zu wollen, und in diesem Sinn war auch die verständige Bestimmung getroffen, daß jeder, der aufgenommen wurde, hundert Dukaten für die Armen entrichten mußte.

Der Besitz des Wiedererrungenen dauerte indessen nur kurze Zeit und die Hubertusritter konnten dem Kurfürsten die Oberpfalz nicht retten. Zwar hatte er die Freude, bei Erledigung des Kaiserthrones (1711) das Reichsvicariat zu führen[72]) und bei der Wahl und Krönung alle die herkömmlichen Ceremonien zu üben, die längst ihre Bedeutung verloren hatten; aber sein Jubel über die glückliche Erwerbung des Jahres 1708 war von sehr kurzer Dauer. Als es zum Frieden kam, spielte das besiegte Frankreich dieselbe Rolle (1714), die es hundert Jahre später mit so glänzendem Erfolg gespielt hat; es wußte diplo-

71) S. die Akte in Teschenmach. Annal. cliv. od. dipl. p. 228.
72) S. das Patent im Theatr. eur. XIX. 876.

matisch wieder zu erschleichen, was es im Felde schon verloren hatte. Konnte das vereinzelte Reich nicht hindern, daß im rastadter Frieden die ryswicker Clausel bestätigt ward, so mußte sich der pfälzische Kurfürst auch gefallen lassen, daß man das ihm eingeräumte Land jetzt dem Vasallen Frankreichs, dem Kurfürsten von Bayern, zurückgab. Er protestirte zwar und es schlossen sich ihm die Agnaten der älteren wittelsbachischen Linie an, die neuburgischen, sulzbachischen und zweibrückischen Pfalzgrafen mit Schweden; aber er bekam nicht einmal als versprochenen Ersatz das Herzogthum Limburg oder Luxemburg, das ihm der Kaiser geben zu wollen schien. Im Herbst 1708 war erst die pfälzische Verwaltung eingezogen, im Jahr 1714 mußte sie der bayrischen schon wieder weichen. Der Streit um die Erztruchsessenwürde zog sich noch bis in die folgende Regierung hin und Kurpfalz mußte sogar auf eigne Hand den Streit mit Frankreich fortführen, welches noch einige Stücke vom Oberamt Germersheim zurückbehielt [73]).

War dem Kurfürsten diese Erwerbung mißlungen, so war er doch glücklicher in Verträgen mit seinen Nachbarn, wo die Verhältnisse vermittelnd einwirkten. So war sein Bruder, Pfalzgraf Franz Ludwig, Bischof von Worms geworden, es ließ sich daher hoffen, den langen Streit über den bald gemeinsamen, bald wechselnden Besitz des Städtchens Ladenburg auszugleichen. Zwei Verträge, vom 26. Aug. 1705 und vom 7. Aug. 1708, ordneten endlich den langwierigen Streit an Besitz, Gefällen und Zehntrechten [74]); Ladenburg, Neckarhausen, die Dörfer Altenbach, Ringes und Heubach im Odenwald, Hemsbach, Laudenbach, Sulzbach kamen als erbliches Besitzthum an Kurpfalz; die bisher von Pfalz getragenen Lehen Dirmstein und Laumersheim gingen ganz an Worms über, wie auch die Ort-

---

73) Theatr. eur. XX. ad ann. 1714. S. 53. 60. 70. ad 1715. S. 37. 75.

74) Lünig Reichsarch. Pars spec. S. 751. Vgl. Cod. bav. 2666 auf der münchner Bibl.

schaften Neuhausen, Beintersheim und Rheindürkheim. Aus den neuen Erwerbungen ward das pfälzische Amt Ladenburg gebildet [75]).

Ein ähnlicher Vertrag ward mit den Markgrafen von Baden geschlossen. Wir erinnern uns, wie seit dem fünfzehnten Jahrhundert der gemeinsame Antheil an der Grafschaft Sponheim, den Baden, Kurpfalz und Pfalz-Simmern hatten, zu häufigem Wechsel und nicht selten zum Streit Veranlassung gegeben hat; noch zuletzt war unter Karl Ludwig ein Prozeß zwischen ihm und seinem Oheim Ludwig Philipp von Simmern entstanden, der nur durch des letztern Tod ganz erledigt ward (1673). Jetzt fielen von der vorderen Grafschaft die zwei simmerischen Fünftheile an Kurpfalz zurück, das sich bereits im Besitz eines Fünftheils befand. Den alten Verwirrungen vorzubeugen, die der gemeinschaftliche Besitz veranlaßte, war Johann Wilhelm bemüht, durch Tausch einen getrennten Besitz festzustellen, und es gelang ihm (24. Aug. 1707) einen Vertrag zu schließen, wodurch an Kurpfalz die Stadt Kreuznach mit einem wohlarrondirten Besitzthum von 23 Ortschaften gelangte, die seitdem das pfälzische Oberamt Kreuznach bildeten [76]).

Ergänzend dazu war die Beendigung eines andern Streits, der das nahegelegene Böckelnheim betraf. Es wurde früher erzählt, wie Karl Ludwig den Anspruch des Erzstifts Mainz mit Gewalt zu bekämpfen suchte und wie nur mit Mühe ein Krieg dadurch verhütet ward, daß der Kaiser (1676) den streitigen

---

75) Dabei ist nicht zu übersehen, daß er durch die Abtretung von Neuhausen in den kirchlichen Besitz der Reformirten eingriff, was nachher viel Streit veranlaßte.

76) Es sind Bosenheim, Schwabenheim, Obersilbersheim, Jozenheim, Langenlonsheim, Genzingen, Hakenheim, Laubersheim, Siefersheim, Wöllstein, Gümsheim, Pleitersheim, Volxheim, Rüdesheim, Hargesheim, Norheim, Weinsheim, Treisen, Gutenberg, Spanheim, Bockenau, Auen, Braunweiler — An Baden fielen die Aemter Kirchberg, Koppenstein, Naumburg, Sprendlingen, nebst St. Johann, Denzen bei Kirchberg, ein Theil von Neckershausen und Neuburgweier im Amt Germersheim.

Besitz einstweilen sequestrirte. Jetzt war der Streit (1714) dahin verglichen, daß der Besitz des Amtes Böckelnheim [77]) ungetheilt an Kurpfalz überging, Kurmainz dagegen für die Hälfte des Ertrags mit den Dörfern Welstein, Siefersheim, Gumsheim, Pleitersheim und Volxheim entschädigt ward. Die neue Erwerbung ward ein Theil des Oberamtes Kreuznach.

Wie aus diesen Verträgen der Geist der monarchischen Abrundung des Gebietes heraussprach, der jener Zeit eigen ist, so gab sich auch in Anderem das Bestreben Johann Wilhelms kund, alle die Hemmungen der alten Feudalzeit wegzuräumen, die seiner souveränen Hoheit in den Weg treten konnten. Noch waren von der Zeit des Wildfangstreites her mit dem benachbarten Bisthum Speyer eine Menge von Streitpunkten unerledigt, und in einzelnen Ortschaften begegneten sich fortwährend die Hoheitsansprüche beider Dynasten; auch dies wurde in einem Vertrag (Juli 1709) geschlichtet und die bisher streitigen Ortschaften Mundenheim und Maudach an Kurpfalz abgetreten. Auch die alten Ansprüche an Gelnhausen, die Restitution der einst von Nürnberg erschlichenen Stücke der Oberpfalz wurden eifrig betrieben [78]).

Die Regierung des Innern haben wir von ihrer kirchlichen Seite bereits kennen lernen; im politischen läßt sich dieselbe Veränderung wie dort wahrnehmen. Die Pfalz hatte aufgehört, der Mittelpunkt und Wohnsitz des regierenden Hauses zu seyn; sie ward wie eine heimgefallene Provinz verwaltet. In den Zeiten der Zerstörung hatte Johann Wilhelm sich in die besser geschützten und behaglichen Gegenden von Jülich und Berg zurückgezogen, und da blieb er auch, als der Krieg beendigt war. In einem Lande, dessen Einkünfte jetzt die pfälzischen weit über-

---

77) Außer Böckelnheim selbst war es Sobernheim, Monzingen, Nußbaum, Langenthal und der Antheil an Boos und Oberstreit. Vgl. Crollius de Dioec. Beckelnheimensi vet. Comitat. Spanheim. olim part. Bip. 1732.

78) Theatr. eur. XVIII. 129. XIX. 158.

stiegen, wo die Landstände so stumm geworden waren, als es der absolute Sinn der jesuitischen Regierung verlangte, wo Städte wie Jülich, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen und eine Menge anderer für eine glänzende Hofhaltung alle Unterstützung boten, fand sich der genußsüchtige Kurfürst viel heimischer, als in einem ausgebrannten Lande mit zerstörten Städten, deren ketzerische Bewohner mit lauten Klagen über kirchlichen Druck vor ihn hintraten. So wurde denn in die Pfalz eine Landesregierung eingesetzt, die als Scheidewand zwischen Fürst und Volk, erst nach Düsseldorf an den Kurfürsten und dessen geheimes Conferenzministerium berichten mußte, während die Pfälzer seit dem dreizehnten Jahrhundert gewohnt waren, den Regenten in ihrer Mitte und den Zugang zu ihm offen zu haben. Die Büreaukratie, als deren Häupter der Hofkanzler von Wieser, der Regierungspräsident Freiherr (später Graf) von Hillesheim, der Hofkammerpräsident von Schaesberg wirkten, und neben denen die Regierungsräthe Sickingen, Zachmann, Lingelsheim, Neukirch, Quad und Rittmayer zu nennen sind, wußten, wie immer, sehr wohl ihr Interesse neben dem ihres Herrn abzuwägen, und die Verwaltung stand nicht im Rufe der größten Uneigennützigkeit [79]). Wie viel Mühe hatte schon Karl Ludwig gehabt, den Beamtengeist und seine Habsucht in Schranken zu halten; man kann denken, wie es jetzt ging, wo der indolente Kurfürst ferne stand und die eigennützige Beamtenoligarchie ungehindert gewähren ließ. Die Oligarchie sorgte für sich und ihre Clienten; Käuflichkeit und Erblichkeit der Stellen, der Mißbrauch, der mit sogenannten Adjunctionen getrieben ward, kam schon jetzt so auf, daß Johann Wilhelm durch Verordnungen Schranken zu setzen suchte [80]); aber wie der Erfolg gleich nach-

79) Vgl die Briefe der Herzogin von Orleans an die Raugräfin S. 195.

80) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Diener" Convol. 3). Im Anfang von Karl Philipps Regierung war der Mißbrauch wieder sehr groß geworden. Auch gegen die Käuflichkeit im Gerichtswesen hatte Johann Wilhelm schon 1692 durch Verbote wirken müssen. S. Kayner III. 73

her zeigte, waren Verordnungen ganz fruchtlos, wo der Geist schlecht war.

Wie sie kirchlich verfuhren und was sie sich einem schwachen Fürsten gegenüber erlaubten, hat der vorige Abschnitt an der Wirksamkeit eines Quad zur Genüge nachgewiesen; wenn sie mit der Gewissensfreiheit des Volkes so keckes Spiel spielten, läßt sich denken, daß sie in Wahrung seiner weltlichen Rechte nicht bedenklicher waren.

Es dauerte lange Zeit, bis man nur die Wunden des Krieges zu heilen anfing; der Wunsch der Pfälzer, ihren Kurfürsten unter sich zu sehen, fand eine schlimme Erfüllung in seiner Rückkehr nach dem Krieg (1698), wo er in glänzender Hofhaltung zu Weinheim saß und dem verarmten Lande drückende Religionsedikte mitbrachte. Die Zeit des kirchlichen Terrorismus war für friedliche Schöpfungen nicht geeignet; langsam fing die Regierung an, zum Wiederaufleben der Pfalz thätig die Hand zu bieten. Das Schloß ward seit 1698 vom Schutte der Verwüstung allmählig gereinigt und die Stadt Heidelberg durch Eröffnung eines Asyles wieder belebt; die Grundsteuer ward auf dreißig, die Consumtionssteuer auf zwanzig, die Gewerbsteuer auf zehn Jahre aufgehoben und jeder christlichen Confession Duldung zugesagt, wenn sie in die verödete Stadt einwanderte. Aehnliches geschah in Frankenthal und Mannheim; zu Frankenthal wohnte der Kurfürst selbst der Feier des Wiederaufbaues bei, zu Mannheim wurden auch unter Coehorns Leitung die Festungswerke wieder angelegt [81]). Aber zu gleicher Zeit jagte man die fleißigen französischen Calvinisten weg und bedrängte die Bewohner durch kirchliche Quälereien. Ein Glück war es noch, daß von dem Krieg der Jahre 1701 — 1713 die Pfalz nicht so stark, wie sonst, berührt ward [82]); nur kurze Zeit sah

81) Theatr. eur. XV. 441. 597.

82) Theatr. eur. XVIII. 26. XIX. 125. Doch verlangte der Kurfürst nachher beim Frieden nur für die Pfalz eine Entschädigung von 5,879,030 Gulden für erlittenen Schaden.

Heidelberg und die Nähe von Mannheim die grausamen Feinde wieder bei sich, und wenn man die Umgegend von Landau ausnimmt, so empfand kein Theil der Pfalz lange Zeit den eigentlichen Druck des Krieges. Dagegen litten die Bewohner furchtbar unter dem harten Winter von 1709 und Viele wanderten damals aus, da auch der kirchliche Zustand nicht besonders angenehm war. Einige Großen in England versprachen den Bedrängten sichere Wohnstätten; bald zogen ganze Heerden hinüber und schon im Mai waren gegen siebentausend über den Kanal gezogen, so daß man die weiteren Einwanderungen durch öffentliche Abmahnungen beschränken mußte [83]). Selbst von den schon Angekommenen mußten später (1711) Viele wieder das Land räumen [84]). Drum wollten auch die Städte nicht recht zur früheren Blüthe gelangen, da es der Regierung an väterlichem und weisem Sinne fehlte; selbst Mannheim, wo man Stadt und Festung, das alte Mannheim und die Friedrichsburg, jetzt vereinigte, den Bau aber sehr langsam betrieb, zählte noch um die Zeit von Johann Wilhelms Tod nicht viel über fünftausend Einwohner.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu diesem kümmerlichen Aufblühen des Landes stand die Verschwendung des Hofes und der Regierung. Johann Wilhelm gehörte zu den Regenten, die bei aller persönlichen Schwäche und Abhängigkeit, auf ihre monarchische Autorität außerordentlich eifersüchtig waren; drum suchte er im Geiste des Systemes, das von Versailles ausging, durch Repräsentation, kostspielige Genüsse und höfische Pracht die Würde seines fürstlichen Amtes an den Tag zu legen. Während er den Töchtern seines großen Vorgängers Karl Ludwig ihren gerechten Anspruch an eine kleine Appanage versagte, hörte er selbst in den Zeiten der furchtbarsten Kriegsnoth nicht auf, seinen Liebhabereien zu fröhnen, und Elisabeth Charlotte von Orleans mit ihrem warmen pfälzischen Blut hatte Recht,

83) Handschr. Nachr. im Cod. bav. 3163. Theatr eur XVIII 248.
84) Theatr eur XIX. 674.

wenn sie (1695) schrieb: Der Kurfürst thäte besser, sein Geld an die arme verderbte Pfälzer anzuwenden, als Carnevals-Divertissement [85]).

Der Hofstaat des Kurfürsten bildete ein kleines Heer; alle Arten von Genüssen wechselten da fortwährend ab. Eine Reise des Kurfürsten war eine Art von Völkerwanderung; denn außer dem Gefolge von mehr als hundert Personen befanden sich da die drei- oder vierfache Zahl von Pferden und eine ganze Karavane von Maulthieren beisammen [86]). Die Jagd ward selbst in den harten Jahren nach dem Kriege nicht aus den Augen gelassen, und es war eine der ersten Angelegenheiten der friedlichen Regierung, die Hofjagd in der Pfalz wieder in die Höhe zu bringen [87]). Kostspielige Bauten, wie die Anlage des Lustschlosses Bensberg oder die Verschönerungen in Düsseldorf, das ihn als einen seiner Gründer preisen mag, konnten selbst bei einem großen und glänzenden Monarchen befremden, wie viel mehr bei einem deutschen Kurfürsten, dessen ehrwürdigstes Erbe, das rheinische Kurland der Hohenstaufen, Welfen und Wittelsbacher, in diesem Augenblick darbte! Die Verschwendung war so heimisch, daß man auch den schamlosen Diebstahl am Hof wie eine monarchische Nothwendigkeit betrachtete; das Silberzeug wurde zuletzt so geplündert, daß kaum die Tafel mehr gedeckt werden konnte. Einem ehrlichen Hofbeamten, der sich darüber beschwerte, soll Johann Wilhelm ruhig geantwortet haben: Stiehl Du auch! [88]).

Zu den Gegenständen des monarchischen Luxus in jener Zeit gehörte auch die Kunst, — so weit sie als ein Element der Hofdecoration betrachtet, in solcher Umgebung gedeihen

---

85) Briefe der Herzogin von Orleans S. 11. 113.

86) Bayr. Reichsarchiv („Fürstliche Reisen").

87) Correspondenz mit dem Oberjägermeister im pfälzischen Archiv zu Karlsruhe. Sein bedeutendstes Gesetzgebungswerk gehörte auch in dies Gebiet. S. die Forstordnung. Heidelberg 1711.

88) Moser Patr. Archiv XII. 523.

kann. Seit 1690 hatte Johann Wilhelm angefangen, eine Gemäldegallerie zu Düsseldorf anzulegen und ward darin durch die Vorarbeiten seiner Vorgänger, namentlich Wolfgang Wilhelms, unterstützt, der mit Rubens in vielfacher Berührung gestanden und von ihm mehrere bedeutende Gemälde hatte malen lassen. Da Johann Wilhelm in diesem Punkte nicht sparte, gelang es ihm bald, in Düsseldorf eine der ersten Gallerien Deutschlands zu sammeln. Treffliche Werke von Rubens, van Dyk und andern Niederländern, einzelne aus den italienischen Schulen der Römer und Venetianer waren dort aufgestellt und bilden noch jetzt mit den kostbarsten Theil der großen königlichen Gemäldesammlung zu München. Auch lebende Künstler wurden nach Düsseldorf gezogen; der Niederländer van der Werff, eigenthümlich durch seine zierliche, glatte aber kalte Malerei, ward mit hohem Gehalte am Hofe beschäftigt und ihm einzelne seiner kahlen, polirten Bilder mit sehr bedeutenden Summen abgekauft [89]). Andere Seltenheiten, ganze Schränke mit zierlichen und kostbaren Raritäten wurden aufgehäuft und später nach Mannheim gebracht; auch die antike Plastik war durch Abgüsse vertreten.

So stellte sich Johann Wilhelm den Höfen zu Versailles, Dresden, Braunschweig, Cassel an die Seite; der Weihrauch, den ihm Jesuiten, Höflinge und Künstler streuten, mußte ihm freilich den verkümmerten Zustand seiner pfälzischen Besitzungen verhüllen. Wenn er allenthalben in dem Lande Jülich durch fürstliche Freigebigkeit den mächtigen Monarchen zur Schau trug, wenn er Düsseldorf durch glänzende Bauten, namentlich durch die Anlage der Neustadt, vergrößerte, so war das Grund genug, daß man ihm dort eherne Statuen setzte und ihm bei Lebzeiten mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit schmeichelte; in der rheinischen Pfalz freilich gab es nach den Kriegsjahren von 1689 und

89) Noch jetzt ist in der Pinakothek zu München das XVI. Cabinet ganz mit Bildern von ihm gefüllt. Für die Diana im Bade soll ihm Johann Wilhelm 20000 Gulden bezahlt haben.

1693 Größeres zu thun, als Lustschlösser zu bauen und Bildergallerien anzulegen.

Jene Bilder selbst haben schon unter der folgenden Regierung angefangen, nach Mannheim zu wandern; im Anfang unseres Jahrhunderts ist alles Werthvolle nach München gebracht worden, wohin schon der mannheimer Antheil gekommen war. Seit Johann Wilhelm ward durch sie bei den pfälzischen Fürsten ein gewisses Kunstinteresse rege erhalten, und zu allen spätern Gemäldesammlungen der wittelsbachischen Regenten bildete jene düsseldorfer Gallerie die starke Grundlage.

§. 4.

Kirche und Universität in den letzten Zeiten (1706—1716).

Die Religionsdeclaration von 1705 hatte zwischen Katholiken und Reformirten einen nothdürftigen Vergleich hergestellt; nur die Lutheraner waren dabei leer ausgegangen und aus ihrem kurzen Mitgenuß des pfälzischen Kirchengutes wieder herausgedrängt worden. Dies gab Veranlassung zu einem neuen Kirchenstreite; denn es ließ sich denken, daß die lutherische Geistlichkeit, die ja bisher bei der Regierung so viel Schutz gegen die Reformirten gefunden hatte, nicht ruhig bleiben würde.

Eine Beschwerde an den Reichstag (29. Dez. 1705) blieb ohne Erfolg; sie versuchten es daher mit einer Berufung auf die öffentliche Meinung, der sie ihre Ansprüche ausführlich darlegten. Dem „kurzen und wahrhaften Bericht über das lutherische Religionswesen" (1706) folgte zwei Jahre später eine ausführliche Schrift unter dem Titel „hellglänzender Wahrheitsspiegel" und zu derselben Zeit ein gedrucktes Memorial an die evangelischen Reichsstände. Auch die Reformirten blieben dabei nicht ruhig, und wie man am Ende des sechzehnten Jahrhunderts Lutheraner und Reformirte um Glaubensformen sich hatte

streiten sehen, so ward jetzt um Kirchengüter ein ähnlicher erbitterter Kampf erneuert [90]).

Die Gründe worauf die Lutheraner ihre Ansprüche stützten, waren in Kürze folgende. Im westphälischen Frieden, sagten sie, habe die schwedische Diplomatie für sie so günstige Bedingungen als möglich zu erlangen gesucht; daher könne das Normaljahr 1624 für sie nicht die beschränkende Bedeutung enthalten, die in dem Wortlaut liege. Drum sey auch ihr Zustand seit dem Friedensschlusse von 1648 bis zu den Milderungen durch die neuburgischen Kurfürsten nur als ein gewaltsamer Mißbrauch anzusehen und ihr Mitgenuß an Kirchen und Gütern eine Forderung des Rechtes. Diese Forderung sey um so begründeter, als die ursprüngliche Reformation in der Pfalz eine lutherische gewesen sey; Friedrich II. und Otto Heinrich seyen Lutheraner gewesen, auch Friedrich III. habe die augsburgische Confession anerkannt; Ludwig VI. sey unbestritten ein Gegner der Reformirten gewesen und erst Johann Casimir habe diesen

---

90) Die beiden Hauptschriften sind, von lutherischer Seite: „Hellglänzender Wahrheitsspiegel denen allerdurchleuchtigst- und Großmächtigsten ꝛc. ꝛc. wider die in Chur-Pfaltz befindliche Reformirte in Puncto der daselbstigen Evangelisch-Lutherischen wider den Passauischen und Religionsfrieden entwandten, nun aber mit den Herren Catholischen allein getheilten Kirchen, Schulen, deren Güther und Einkünften ꝛc. aufgestellet von dem Evangelisch-Lutherischen Consistorio zu Heidelberg, wie auch Inspectoribus, Pastoribus und sämbtl. ihnen anvertrauten höchstbedrängten Lutherischen Gemeinden der Churpfälzischen Landen“; von reformirter Seite: Ausführlicher Bericht von der Reformation der Kirchen in Churpfaltz und von der Gerechtsame der Evangelisch-Reformirten daselbst an die Geistliche Güter und Gefälle aufgesezet durch Ludw. Christian Miegen Th. D. und Prof. ꝛc. ꝛc. Heid. 1715. Dann noch als lutherische Streitschriften: „Der zwar von denen Churpfälz. Reformirten befleckte doch gänzlich gesäuberte Wahrheitsspiegel“ 1710, und „Memoriale in puncto allergnädigst, genädigst und genädigen Hülffe, wegen ausstehender nun fast sechs-jähriger Bestallungen“ ꝛc. 1711. Als reformirte Entgegnungen sind noch zu nennen: „Einiger Evangelisch-Lutherischen in der Churf. Pfalz unbefugtes sehr anzügliches Memoriale samt beigefügten höchst gemäßigten Anmerkungen.“ Und „Präliminaranzeige der Gerechtsamheiten der evang. reformirten Kirchen in der Pfalz.“ 1714.

rechtlich bestehenden Zustand des pfälzischen Lutherthums durch usurpatorische Gewalt umgestürzt.

Die Reformirten dagegen nahmen das Normaljahr des westphälischen Friedens seinem Wortlaute nach; den Zustand seit 1648 sahen sie demgemäß als rechtlich an und räumten den Lutheranern nicht mehr Rechte ein, als ihnen nach dem Normaljahr 1624 gebührten. Es ward ihnen die Widerlegung der lutherischen Ansprüche dadurch sehr erleichtert, da deren historischer Beweis für das rechtliche Bestehen des Lutherthums in der Pfalz auf sehr grellen Trugschlüssen beruhte. Schon unter Ludwig V., wandte Mieg ein, bestanden die Vorläufer der pfälzischen Reformation aus Männern wie Oecolampadius und Bucer, die sich keineswegs zum strengen Lutherthum hinneigten; unter Friedrich II. wurden nur einige Cultusveränderungen vorgenommen. Der Kurfürst selbst lehnte die Gemeinschaft mit den Lutheranern öffentlich ab, und auch Otto Heinrich reformirte, im Einklang mit Melanchthon, während seinere kurzen drei Regierungsjahre mehr im philippistischen, als streng lutherischen Sinne. Friedrich III. aber bewies sich sein Lebenlang als eifrigen Reformirten; daß er die augsburgische Confession anerkannte, war eben so wenig für sein Lutherthum entscheidend, als bei Calvin, der dasselbe that. Die gewaltsame Umwälzung ging demgemäß von Ludwig VI. aus, und Johann Casimir that nur, was seines Vaters Leben und letzter Wille vorschrieb [91]).

So sehr in dem letzten Punkte die Reformirten mit ihrer Beweisführung überlegen waren und die Darlegung, wie Mieg sie gab, sich quellenmäßig an die Geschichte anschloß, so schwer war es, eine Rechtsfrage zu entscheiden, bei der jede Parthei von ihrem einseitigen Vordersatz aus weitere Schlüsse machte,

91) Namentlich in diesem letzten Punkt sind von lutherischer Seite arge Uebertreibungen aufgestellt worden, die Mieg gut widerlegte. Wie man behaupten konnte, Friedrich III. sey Lutheraner gewesen, oder Johann Casimir habe gewaltsamer verfahren, als Ludwig VI., muß einem unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht die völlige Blindheit des kirchlichen Partheigeistes in Anschlag bringt.

ohne sich je zu nähern oder zu vereinigen. Nachdem die verschiedenen Beschwerden der Lutheraner vor dem Reichstag keinen Erfolg gehabt hatten, schlug daher Brandenburg einen Ausweg vor (Juli 1710), der als der verständigste anerkannt werden mußte: eine gütliche Ausgleichung unter den verschiedenen Confessionen. Man solle den Kurfürsten ersuchen, von den jetzt für die Katholiken erlangten Gütern, welche die Bedürfnisse überflüssig deckten, etwas an die Lutheraner abzugeben, ein Gleiches sollten die lutherischen Staaten thun und auch die Reformirten in der Pfalz aus „christlicher Liebe" etwas beisteuern. Freilich hatten sie nachgewiesen, daß sie durch die neue Theilung mit 20000 Gulden jährlich im Rückstand seyen; Brandenburg drang deßhalb darauf, auch für die Reformirten die drückenden Maßregeln aufzuheben und die Theilung so eintreten zu lassen, wie der Vertrag sie bestimmte [92]).

Die Lutheraner verlangten eine bestimmte Summe, und zwar trugen die lutherischen Reichsstände darauf an, für die Erhaltung des lutherischen Consistoriums und die Bezahlung von 50 Pfarrern und Schuldienern die nöthigen Mittel zu fordern; das hätte nach dem Anschlag der pfälzischen Lutheraner eine Summe von 24000 Gulden jährlich betragen. Darüber ward nun hin und her unterhandelt; die Lutheraner gaben dringende Klagschriften ein über ihren bedrängten Zustand, Preußen nahm sich dagegen der Reformirten gegen unbillige Forderungen an; es beharrte bei seinen Vorschlägen vom Juli. Zu einem Ziele kam man nicht, vielmehr stieg die Erbitterung, je mehr man die Gründe für und wider durchfocht; nicht einmal über Zah-

92) S. Fabers Staatskanzlei XVI. 8. Dort findet man auch actenmäßige Belege für die Einkünfte der Reformirten. Bei Struve S. 1210 ist auch eine statistische Berechnung der lutherischen Bevölkerung; darnach betrug sie kaum sechzehntausend, während die Lutheraner sie auf fünfzigtausend angaben! Daß K. A. Menzel (X. 106) die pfälzischen Reformirten als die „Anhänger der frühern Hofreligion", das Lutherthum „als die Religion des Volkes" bezeichnen kann, beweist neben vielem Andern in diesen pfälzischen Händeln, wie schwer es ist, eine allgemein deutsche Geschichte zu schreiben, ohne gründliche Einsicht in die Specialgeschichten.

lenangaben und geschichtliche Thatsachen fand eine nothdürftige Uebereinstimmung statt. So dauerte denn die Klage vor den Reichsständen und die heftige Polemik der Streitschriften mehrere Jahre ohne Entscheidung fort, und 1713 erschienen die pfälzischen Lutheraner abermals mit einer Klageschrift vor den evangelischen Reichsständen. Ein Vorschlag Preußens zur Vermittlung (1714) befriedigte die Lutheraner nicht; ein Antrag derselben Macht, durch englische Entscheidung den Streit beendigen zu lassen (1715), ward von den Reformirten abgelehnt. Sie beharrten darauf, daß man ihnen rechtlich nichts abfordern könne und gütlich sie wegen eigner Noth nichts geben könnten. So blieb der Prozeß schwebend, ohne einen andern Erfolg, als daß die Entfremdung zwischen den beiden protestantischen Confessionen vermehrt ward.

Dies war um so bedenklicher, als die katholische Regierung zwar ihre Politik, aber nicht ihre Gesinnung geändert hatte. Bei dem Streite zwischen dem Kirchenrath und Consistorium sah sie schadenfroh zu, und erwiederte den klagenden Lutheranern, das käme Alles von dem Religionsvertrag, den ihre Glaubensgenossen dem Kurfürsten aufgezwungen hätten. Während beide protestantische Partheien über unzureichende Mittel klagten, konnten die Katholiken allein zufrieden seyn; denn ihre zwei Siebentheile betrugen dem Werthe nach so viel, als die fünf Siebentel der Reformirten. Von diesem Ueberflusse ward jetzt die Kirche neu dotirt, es entstanden wieder Klöster und auch die Gesellschaft Jesu fand in der Pfalz einen festen Sitz. Schon Philipp Wilhelm hatte den Kapuzinern zu Heidelberg, zu Mannheim, zu Frankenthal, zu Alzei, zu Neustadt und zu Bacharach, den Franziskanern zu Mosbach, Lautern, Oppenheim und den Karmelitern zu Weinheim Eingang verschafft; alle diese Orden fanden unter der neuen Regierung warme Unterstützung und wurden bald durch neue Stiftungen verstärkt. Die begonnenen Ansiedlungen der Franziskaner und Karmeliter zu Kreuznach, der Karmeliter zu Simmern wurden durch Johann Wilhelm vollendet; zu Heidelberg entstanden in den Jahren 1698 und 1700

ein Franziskaner-, Dominikaner- und ein Nonnenkloster. In Weinheim und Kreuznach erschienen die Karmeliter, in Mannheim mehrten sich die Kapuziner, in Germersheim ward die Stadtkirche den Franziskanern eingeräumt und auch in Schwebenheim entstand ein neues Mönchskloster. Den Jesuiten ward (1705) der Ertrag des reformirten Hospitals Branchweiler eingeräumt und ihnen Seelsorge und Schulunterricht zu Neustadt a. d. H. übergeben. Ein kurfürstliches Edikt vom 31. Okt. 1706 überwies ihnen auch das Stift Neuburg, in dessen Besitz sie drei Jahre später traten, und in Heidelberg selbst waren sie seit dem Jahre 1700 beschäftigt, sich ein neues, umfassendes Collegium zu erbauen; auch an die Universität kamen sie bald in beträchtlicher Anzahl.

Der reformirte Kirchenrath, durch Ludwig Chr. Mieg und Ph. Pastoir verstärkt, hatte Mühe, den mächtigen Einflüssen zu widerstreben; auf katholischer Seite machte man nach dem badener Frieden einzelne Versuche [93]), die Scenen von 1697 und 1698 zu erneuern, auf der andern drohten die Lutheraner, einen Theil des schon sehr geschmälerten reformirten Kirchenguts zu entziehen. Die Declaration von 1705 gab den inneren Frieden nicht, denn in den Einen lebte das Gefühl der Kränkung, in den Andern der Wunsch, noch mehr zu erstreben; so trug Alles das Gepräge eines bewaffneten Waffenstillstandes. Bezeichnend für diesen Zustand war ein Vorfall, der auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregte und die lauernde Partheistimmung grell an den Tag brachte. Einer der neuen Jesuiten an der Universität, Paul Usleber, der kanonisches Recht lehrte, kündigte auf den 30. August 1715 eine Disputation über die „alte und neue Kirchenzucht" an, die unter dem wissenschaftlichen Gewande grobe Invectiven gegen den Calvinismus enthielt [94]). Es waren darin die Calvinisten als Ketzer bezeichnet,

---

93) S. die Aktenstücke bei Struve S. 1257 f. und Theatr. eur. XX. 303 f.

94) S. die wörtlichen Auszüge ebendas. S. 1360. 1361.

den Katholiken jede Gemeinschaft mit ihnen untersagt und gegen sie die weltliche und polizeiliche Gewalt zu Hülfe gerufen [95]). Als dieses Machwerk im Druck erschien, versuchten die reformirten Professoren wenigstens die Abhaltung einer so ärgerlichen Disputation zu hindern; wie ihre Bitte bei Rectorat und Regierung abgelehnt ward, entschlossen sie sich, ihr nicht beizuwohnen. Die Herausforderungen an die protestantischen Theologen, die nun im Laufe der Disputation sich kund gaben, schienen dem Kirchenrath Mieg so dringend, daß er sich um Mittag doch hinbegab, die Vertheidigung seiner Confession zu führen. Sein Erscheinen rief aber von Seiten Usleber's anzügliche und beleidigende Bemerkungen hervor; Mieg entfernte sich und schickte einen Candidaten der Theologie mit schriftlichen Erwiederungen, die der jesuitische Gegner zurückwies. So endigte die Scene zum großen Aergerniß der reformirten Bevölkerung; denn daß Usleber am Schlusse ein paar begütigende Worte an die Studenten sprach, war ebenso sehr ein Ausweg jesuitischer Politik, als wenn er in der gedruckten Disputation neben den bittersten Angriffen auf alle Calvinisten zugleich erklärte, die heidelberger Reformirten seyen damit nicht gemeint.

Die Beschwerde der Reformirten bei ihrer eigenen Regierung hätte nichts geholfen, wären nicht bei dem erneuten Interesse an kirchlichem Hader die protestantischen Reichsstände dem Gang der Angelegenheiten aufmerksam gefolgt. Wenige Wochen zuvor (18. Juli) war ein Reichsgesetz erlassen worden, das alle Schmähungen und Invectiven gegen Andersgläubige streng verbot; darum war es nicht schwer, den Reichshofrath zu einem richterlichen Decret zu veranlassen, das den Kurfürsten zur Bestrafung dieses „Excesses" und zur Auslieferung der Druckschrift aufforderte. Wie dann die Regierung mit der ausweichenden Antwort hervortrat, „Usleber habe versichert keine Beleidigung gegen die pfälzischen Reformirten aussprechen zu

95) S. Struve S. 1361, wo die Stellen herausgehoben sind.

wollen und die Exemplare seiner Schrift seyen alle vertheilt worden," wandte sich das Corpus Evangelicorum (23. Mai 1716) mit einer entschiedenen Beschwerde an Johann Wilhelm und sprach die Hoffnung aus, die Disputation werde nicht nur confiscirt, sondern auch Usleber von seiner Professur entfernt werden. Ehe es darüber noch zur Entscheidung kam, starb der Kurfürst und neue Verhältnisse ließen die Jesuitendisputation wieder vergessen.

Diese Angelegenheit wirft zugleich ein Licht auf die Zustände der neu eingerichteten Universität. Es fehlte Johann Wilhelm nicht an Liebhaberei für Künste und Wissenschaft und was sich mit äußerer Unterstützung erreichen ließ, konnte unter ihm wohl geschehen. So wie er schon in Düsseldorf für Antiken und für Numismatik Sammlungen angelegt hatte, so bereicherte er auch die ganz geplünderte Universität Heidelberg durch den Ankauf der Bibliothek von Grävius. Allein es war gar viel zu thun, um die ganz gesprengte Universität wieder zu beleben und wenn noch solch confessionelle Händel hinzukamen, bedurfte es lange bis sie sich wieder erholen konnte. Die meisten Professoren hatten nach der Flucht (1693) sich in Frankfurt gesammelt, wie aber der Krieg fortdauerte, suchten Viele anderswo ein festes Unterkommen. Der Kurfürst hatte sie gleich nach der Zerstörung in einem gnädigen Rescript aufgemuntert „das Interesse der Universität so viel es gegenwärtige betrübte Zeiten zugeben zu beobachten" und die Wenigen die blieben, hatten auch Unterstützungen erhalten; das Archiv war nach Marburg geflüchtet worden [96]).

Als die Universität sich (1698) wieder zu Weinheim sammelte, bestand sie noch aus den beiden Lünenschloß, Achenbach, aus Fleck und Moraff. Ihr erstes Geschäft war, Akten und Archive wieder zusammenzubringen, ihr zweites die theils ge-

96) Unter den Handschr. der heidelb. Bibl. findet sich auch ein Fascikel mit den Originalakten über diese Zeit des Exils, woraus unsere Darstellung entnommen ist.

schmälerten theils verlornen Einkünfte der alten Hochschule wieder anzusprechen. Johann Wilhelm, dem sie ihre Verlegenheiten vorstellten, gab ihnen (28. Aug. 1698) persönlich die gnädigsten Zusicherungen und verwandte sich auch bei den benachbarten Bisthümern für die Entrichtung der Einkünfte, welche die Universität ansprechen durfte [97]. Die Kirchenhändel verzögerten aber das Aufkommen, der neu ausbrechende Krieg (1701), wo die Universität ihr Archiv abermals flüchten mußte, störte die Frequenz und der Kurfürst erließ noch im April 1704 ein Rescript, daß den Professoren in stremgem Tone vorwirft, ihre Unthätigkeit sey mit Schuld daran, daß die Universität „ganz und gar darnieder liegen bleibe." Erst mit der Declaration von 1705 war ein Fortschreiten zum Wiederaufbau der Anstalt bemerkbar. Nun ward durch Ch. L. Mieg, Pastoir und Kirchmeyer die reformirte Theologie besetzt; Huguenin war schon vorher als Orientalist, der kurfürstliche Leibarzt K. Brunner als Mediciner angestellt gewesen und im Jahr 1709 ward das Lehrerpersonal noch durch Heid, Pressel, Nebel, Schmitt, Antes vermehrt [98].

Da nach dem Vertrag von 1685 auch katholische Lehrer angestellt werden sollten, war es ganz in der Ordnung, wenn unter den angeführten Mehrere dieser Confession angehörten; bedenklicher war es schon, wenn (1705) zwei Jesuiten zu Professoren der Philosophie und des Kirchenrechts ernannt wurden, denn jener Vertrag hatte ausdrücklich bestimmt, daß die theologischen Fächer nur mit Reformirten besetzt werden sollten. Deßhalb beschwerten sich auch die Theologen, aber außer einem Verweis von Seiten der Regierung erfolgte noch die Ernennung erst von drei dann noch von zwei Jesuiten, so daß jetzt

---

97) Am 17. Juli 1703 bewilligte der Kurfürst auch Abgabenfreiheit, um „die durch den verderblichen Krieg in Abgang gekommene uralte Universität wiederumb in besseren Auffnahm und vorigen Flor zu bringen." Pf. Arch.

98) S. das handschr. Protoc Sen.



auf einmal sieben Glieder dieses Ordens im akademischen Senate saßen. Glücklicherweise waren es gemäßigtere Leute, als ihr Nachfolger Usleber; sonst wäre es schon jetzt zu Händeln gekommen, da jene Bestimmung des hallischen Vertrags, beide Confessionen sollten gleich stark vertreten seyn, jetzt bereits verletzt war.

Es blieb Johann Wilhelms Nachfolger vorbehalten, die einst so glänzende pfälzische Universität aus der Zerrüttung zu erheben oder vielmehr wie einst Karl Ludwig sie neu zu begründen. Denn Johann Wilhelm starb schon am 8. Juni 1716, achtundfünfzig Jahre alt. Seine niederrheinischen Besitzungen verloren in ihm einen glänzenden Monarchen; die Pfälzer konnten bei seiner Leiche wohl Thränen vergießen, aber nicht um seiner Verdienste willen. Johann Wilhelm war ein ächter Sprößling dieser Zeit, die man nach Ludwig XIV. benannt hat; auf seine Herrscherwürde ungemein eifersüchtig[99] und doch sehr leicht zu lenken, kirchlich bigott und doch voll Genußsucht war er einer von jenen Regenten, bei denen das Land und die Bewohner nur ein Hülfsmittel zu seyn schienen für einen glänzenden Hofstaat. Die gerühmten Talente einer Welt- und Hofbildung, seine Virtuosität in frivolen Künsten, seine Fertigkeit zu repräsentiren und den glänzenden vornehmen Herrn zu zeigen — das Alles versteckte nicht die Unbedeutsamkeit seines Berufes zum Regenten und man wird sich schwer für einen Fürsten begeistern können, der so anmuthig unterhielt, so graziös tanzte und dabei mit kaltem Fanatismus seine andersgläubigen Unterthanen aus der angebornen Heimath scheuchte.

Seine löblichen Eigenschaften sind der Pfalz nicht zu Gute gekommen. Sein Wohlwollen erlangten die reformirten Pfälzer nie; sie waren ihm politisch und kirchlich die Stiefkinder. Seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, weßwegen ihn Gelehrte und Höflinge als großen Beschützer gepriesen ha-

99) S. ein Beispiel bei Faber IV. 716.

ben [100]), hinderten ihn nicht, daß er gegen kirchliche und wissenschaftliche Freiheit in jesuitischem Geiste verfuhr; von seinem glänzenden Hofstaat, seiner monarchischen Pracht konnte die verarmte Pfalz sich ohnedies den Hunger nicht stillen.

Seine erste Gemahlin, Maria Anna von Oesterreich († 1689) hatte ihm zwei Prinzen geboren, die schon in der Geburt starben; seine zweite, Anna Maria Luise von Toscana, überlebte ihn kinderlos. Die Regierung ging deßhalb auf seinen vierten Bruder Karl Philipp über, da die beiden älteren schon gestorben waren.

Dritter Abschnitt.

Kurfürst Karl Philipp (1716 — 1742).

§. 1.

Erste Jahre der Regierung bis zur Erneuerung des Kirchenstreites (1716 — 1719).

Der neue Kurfürst, schon ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, war in so mannigfaltigen Lebensverhältnissen aufgewachsen, daß man von ihm eine gereifte und vielseitige Erfahrung für seine Regentenlaufbahn erwarten durfte. Erzogen wie sein Bruder und wie alle neuburgischen Prinzen seit Wolfgang Wilhelms Uebertritt, ward er zum geistlichen Stande bestimmt und, gleich seinen Brüdern, schon früh mit einträglichen Pfründen dotirt. Den Prinzen zog es aber mehr zu einer weltlichen Lebensbestimmung hinüber; für glänzendes Hofleben und militärische Liebhabereien geboren, befand sich Karl Philipp in der Uniform eines Johanniters viel behaglicher, als in dem geistli-

100) S. Riesmann ed. Andreae S. 260 f.

chen Rock eines Domherrn zu Salzburg und Cöln, wozu ihn die große Zahl seiner Geschwister bestimmt hatte. Es ward ihm die angenehme Aussicht, als sein ältester Bruder Johann Wilhelm kinderlos blieb, zwei andere im geistlichen Stande fortleben wollten, den Chorrock mit dem Soldatenkleid zu vertauschen und vielleicht seinem Berufe als Domherr für immer zu entsagen. Er ging mit dem kaiserlichen Heere nach der Türkei, wohnte dort der Belagerung von Ofen (1686) thätg bei und blieb als Türkenkämpfer mehrere Jahre in Ungarn, bis es ihm erlaubt ward, aus dem geistlichen Stande ganz zurückzutreten und sich zu verheirathen. Er war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt (1688), von wohlgefälligem Aeußern und weltmännischen Formen; da konnte es ihm denn nicht schwer werden, die Hand der jungen Wittwe eines brandenburgischen Prinzen, Luise Charlotte von Radzivill, zu erlangen und einen polnischen Königssohn, der schon die Zusage erhalten, siegreich bei Seite zu drängen (Juli 1688) [1]. Er lebte abwechselnd auf seinen erheiratheten Gütern, in Schlesien, am kaiserlichen Hofe, machte auch noch ein paar Feldzüge in Ungarn mit und stieg allmählig zur Würde eines kaiserlichen Feldmarschalls; seine Gemahlin war indessen bei ihrer vierten Entbindung gestorben. Pfalzgraf Karl Philipp konnte jetzt mit ziemlicher Gewißheit als Nachfolger seines Bruders des Kurfürsten bezeichnet werden; er ging daher (1701) mit Theresia Katharina, Prinzessin von Lubomirski eine zweite Ehe ein, blieb auch meistens in kaiserlichen Diensten beschäftigt. Durch verwandtschaftliche Bande und dauernde persönliche Verbindung war er dem wiener Hofe so angenehm, daß ihn der Kaiser (1706) zum Statthalter von Tirol, der damals stark gefährdeten Vormauer Oesterreichs, ernannte und dort war er noch, als ihn seines Bruders Tod zur Nachfolge in der Rheinpfalz und Jülich und Neuburg berief.

Es war so Vieles gut zu machen von der vorigen Regierung her, daß es an der herkömmlichen Begeisterung für eine

1) S. Adelungs Staatsgeschichte III. 44.

neue Regierung nicht fehlen konnte, auch wenn Karl Philipp nur wenig Erleichterung brachte. Nun ließ sich aber der neue Kurfürst ganz vortrefflich an und die gutmüthigen Unterthanen glaubten mit deutscher Einfalt in den ersten Regierungshandlungen die Morgenröthe eines neuen goldenen Zeitalters begrüßen zu dürfen. Er blieb noch in Insbruck, wie es schien, um seinen verschuldeten Erblanden eine Zeitlang Erleichterung zu gönnen und sein Statthaltereinkommen noch länger genießen zu dürfen; er bestellte eine Regierung in Düsseldorf, von der die verhaßtesten und kostspieligsten Günstlinge Johann Wilhelms ausgeschlossen waren.

Mit Jubel nahm man die Kunde auf [2]), daß die Grafen von Diamantstein und Golstein entlassen wurden; gleich in den ersten Wochen nach Johann Wilhelms Tod erschienen Decrete von Insbruck, welche Ordnung und Sparsamkeit am Hof einführen sollten; die überflüssigen Beamtenstellen wurden reducirt und in einzelnen Zweigen des Verwaltungswesens prüfende Einsicht genommen. Die Garde du Corps ward von 160 Mann auf achtzig reducirt, von den Künstlern nahe an hundert entlassen, die Musiker ebenfalls ansehnlich gemindert und man sprach viel von einem Inquisitionsrath, welcher das Verfahren der letzten Regierung gerichtlich untersuchen solle [3]). Es gehörte zu den charakteristischen Zügen Johann Wilhelms, daß unter ihm ein Geistlicher, Namens Salzinger, am Hofe förmlich als Goldmacher beschäftigt war; auch über ihn und seine weitverzweigte Clique ward jetzt die Untersuchung verhängt. Sogar am Leichenbegängniß des verstorbenen Regenten sollte stark gespart werden; aber freilich betrugen die Kosten immer noch über vierzigtausend Thaler [4]).

---

2) Zum Folgenden wurden die Berichte eines düsseldorfer Staatsbeamten benützt im münchner Reichsarch.

3) S. den Brief vom 2. August a. a. O.

4) Die Beschreibung im Theatr. eur. XXI. 96. 180.

Doch fanden immer sehr ansehnliche Minderungen im Hof- und Beamtenwesen statt. Nicht nur die Garde du Corps, sondern auch das gewöhnliche Militär ward reducirt, von der übertriebenen Zahl der Kriegsobersten und Generale blieben nur noch sechs übrig. Die drückende Accise, die einst Karl Ludwig nicht hatte einführen wollen, weil die „Unterthanen dadurch täglich tribulirt würden," war seitdem eine wahre Geissel geworden, theils weil man sie steigerte, theils weil sie durch die unzähligen Privilegien und Befreiungen fast ausschließlich auf Bürger und Bauer gewälzt war. Eine Verordnung vom 2. November 1716 hob Accise und Stempel auf, zum großen Jubel der Unterthanen, die sich der drückenden Abgabe auf immer entledigt glaubten. Die unter der vorigen Regierung leichtsinnig veräußerten Kammergüter wurden zur Landeskasse zurückgeschlagen und die Veräußerung für widerrechtlich erklärt, weil die Zustimmung des Agnaten und Nachfolgers gefehlt hatte. Für die jülichschen Lande wurde auf dem Landtag von 1717 das Steuerwesen in bessere Ordnung gebracht und neben Erleichterung der materiellen Lasten zugleich auch andere Milderungen eingeführt, namentlich den bedrängten Protestanten im Amt Germersheim, die man seit den französischen Kriegen nicht nur aus ihren Kirchen verdrängt sondern auch in Ausübung ihres Cultus gehemmt hatte, freie Religionsübung gestattet.

Das Volk sah in allen diesen Schritten den Anfang einer besseren Zeit. Der Gedanke kam ihm nicht, daß das Ganze nur das gewöhnliche schnell vorübergehende Reformfieber neuer Regierungen sey und daß nach Verlauf dieser flüchtigen Besserungsanfälle Kurfürst Karl Philipp nur eine ganz gewöhnliche Fortsetzung des Kurfürsten Johann Wilhelm werden würde. Solche Besorgnisse mußten aber wohl aufsteigen, wenn man sah, wie die provisorische Regierung, der Conferenzrath, beinahe nur aus Leuten bestand, die unter der vorhergehenden Regierung die herrschende Rolle gespielt hatten; denn neben dem Präsidenten, dem Grafen von Manderscheid und den neu ernannten Räthen von Hundheim, von May, Graf Globen,

von Bevern, finden wir da die früheren Minister, Hillesheim, Shaesberg, Wieser, Sickingen, also eine vollständige Adelsoligarchie, wie die Erfahrung der Geschichte zeigt, die schlimmste unter allen Regierungen. Mißtrauisch konnte man gegen die großen Ersparungen werden, wenn man die Genußsucht, die glänzenden und verschwenderischen Liebhabereien Karl Philipps in Betracht nahm und die Hoffnung auf religiöse Toleranz mußte beim Anblick von des Kurfürsten Erziehung und Umgebung ganz verschwinden. Der Reiz der Neuheit war aber viel zu mächtig, um dergleichen Befürchtungen aufkommen zu lassen; die Unterthanen jubelten und ahnten nicht, daß bald ein viel kostspieligerer Hofstaat, eine noch drückendere Accise und eben so peinliche Religionsquälereien wie unter Johann Wilhelm zurückkehren würden.

Karl Philipp war indessen (23. Mai 1717) in Neuburg angelangt, mit dem Entschluß dort zu bleiben; aber schon im folgenden Jahre war er des väterlichen Wohnortes überdrüssig und entschloß sich, in dem Theile seiner Länder zu residiren, worauf die sechshundertjährige Erinnerung und der Glanz der Kurfürstenwürde ruhte. Wie groß war nun erst die Freude der Rheinpfälzer, als am 4. November 1718 Karl Philipp in Heidelberg einzog, mit der Aussicht, den alten Pfalzgrafensitz zu neuem Glanze zu erheben [5]). Das Volk glaubte sich jetzt aus der Stellung eines Stiefkindes, worin die Pfalz seit dreißig Jahren gewesen war, herausgerückt und meinte die patriarchalischen Zeiten ihrer früheren Regenten, die im Kreise des Volkes lebten, würden zurückkehren.

Die Freude war aber von kurzer Dauer, weil Karl Philipp wie sein Vorgänger priesterlichen Einflüssen unterworfen war; seine Genußsucht, sein Hang zu weltlichen und sinnlichen Vergnügungen schloß eine unduldsame Bigotterie bei dem al-

---

5) S. die Aeußerungen der Herzogin von Orleans in ihren Briefen an die Raugräfin S. 245. 247. 249. Vgl. auch die Oratio in adventu Sereniss. ac Potent. D. Caroli Philippi. Heidelb. 1718.



ternden Fürsten nicht aus und Elisabeth Charlotte von Orleans hatte Recht wenn sie in ihrer treffenden Weise an die Raugräfin schrieb [6]): „Leute so in ihrer Jugend nicht gar ordentlich gelebt haben und alt werden, denen machen die Pfaffen die Hölle heiß.“

§. 2.

Erneuerung der kirchlichen Streitigkeiten (1719—1736).

Die Erneuerung der kirchlichen Gewaltthaten hing nicht zufällig von einer einzigen Veranlassung ab, sondern war das Werk eines eines wohlberechneten Planes, den dieselbe geistliche Genossenschaft leitete, welche unter Johann Wilhelm die kirchliche Reaction herbeigeführt hatte. Es war daher der Beachtung wohl werth, daß Karl Philipp nicht nur bei der Huldigung es unterließ die kirchlichen Rechte seiner protestantischen Unterthanen zu verbürgen, sondern auch bei einzelnen Anlässen kund gab, wie wenig er die Rechte der nicht katholischen Pfälzer ganz streng zu beobachten geneigt war. Gleich in der ersten Zeit seiner Ankunft zu Heidelberg ließ er eine Kirchenmusik auf dem Mittelthorthurm durch die geistliche Güterverwaltung bezahlen und die Vorstellungen des Kirchenraths richteten nicht so viel bei ihm aus, daß er die bedrängte Kasse der Reformirten von dieser Belastung befreit hätte.

Der erste gewaltsame Eingriff in das kirchlich und confessionelle Gebiet der reformirten Kirche ward durch die achtzigste Frage des heidelberger Katechismus veranlaßt, welche im Tone der Sectenpolemik des sechzehnten Jahrhunderts den Gebrauch der Messe als „eine vermaledeyte Abgötterei“ bezeichnete. Es lag sehr nahe, mit der jüngst erst besprochenen Usleberschen Verfluchungssache eine Vergleichung anzustellen; wir dürfen uns daher nicht wundern, daß der Kurfürst sehr entrüstet ward, wenn ihm seine Theologen vorstellten, wie unter seinen Augen

6) a. a. O. 442.

in einem Lehrbuch für Schule und Kirche Schmähungen gegen Gebräuche seiner Religion verbreitet würden.

Uebereilt war es aber jedenfalls und verstieß auch gegen die herkömmlichen Formen, daß er ohne den Kirchenrath auch nur zu hören, am 24. April 1719 durch eine Cabinetsordre die Wegnahme aller Exemplare des heidelberger Katechismus befahl und ein Regierungserlaß vom 2. Mai dies in ziemlich trockenem Tone dem Kirchenrath kund gab. An sich hatte es zwar nichts Auffallendes, daß ein katholischer Regent in einem Schulbuch seines Landes die Messe nicht wollte als „Abgötterei" bezeichnen lassen, aber sehr bedenklich war die Sache dann, wenn jene Maßregel nur der Anfang zu Größerem war und der Kurfürst sich in die Glaubenssymbole der reformirten Kirche vermittelst einer Cabinetsordre einzumischen fortfuhr.

Der Kirchenrath, der mit Schrecken sah, daß die Amtleute den kurfürstlichen Befehl zum Theil sehr rasch vollzogen, hielt eine Synode der reformirten Geistlichen und richtete an den Kurfürsten eine Vorstellung, welche die verrufene Stelle zwar nicht rechtfertigen aber doch erläutern sollte. Zuerst, hoben sie hervor, sey der Katechismus nicht zu ihrer Zeit, sondern schon 1699 gedruckt, und der Vorwurf des Kurfürsten, daß auf dem Titelblatt sich das pfälzische Wappen und die Worte „aus kurfürstlicher Verordnung "befänden, treffe nicht sie, sondern den mit dem Drucke der Schulbücher privilegirten Buchdrucker, der noch dazu ein Katholik war und jene Bezeichnungen nur hinzugefügt hatte, weil sie sich auf den früheren Abdrücken seit 1563 vorfanden. Das Lehrbuch selbst, fuhren sie fort, ist seit 1563 als symbolisches Buch anerkannt, von keinem Reichstag und Friedensschluß verboten worden und auch die katholischen Vorgänger des Kurfürsten, namentlich Philipp Wilhelm haben es bestehen lassen. Die kaiserliche Verordnung gegen kirchliche Schmähschriften kann sich auf symbolische Bücher nicht beziehen, da dann die verfluchenden Stellen des Tridentinums und die Bulle Pius IV. so gut wie die achtzigste Frage des heidelberger Katechismus davon getroffen würden. Sie bäten daher den

Kurfürsten, ihnen nicht die harte Wahl zu lassen, entweder durch Wegnahme des Katechismus ihr kirchliches Lehrbuch zu verlieren, oder durch gezwungene einseitige Abänderung sich von der übrigen reformirten Kirche abzusondern. „Dabei können wir, so schloß die Bitte, zugleich Ew. kurfürstliche Durchlaucht versichern, daß gleichwie die Reformirten von allem Verdammen der Personen ohnedem sich enthalten und insbesondere bei diesem Punkt stets erinnert wird, daß zwischen Lehre und Personen in der Verurtheilung ein großer Unterschied sey, mithin gegen Eure kurfürstliche Durchlaucht höchste Person so wenig als andere Katholiken gesprochen wird, also auch der Kirchenrath jederzeit darauf gesehen hat sich in den Streitfragen aller Bescheidenheit zu befleißigen und von allem Verdammen abzustehen."

Diese Vorstellung konnte so wenig des Kurfürsten Vorhaben ändern, als die persönliche Bitte der Kirchenräthe Mieg und Kirchmayr; vielmehr gab sich der Katechismusstreit bald als der Vorbote größerer Reactionen kund. Im Oberamt Germersheim erlaubte man sich Bedrückungen wie früher; an einem Orte verletzte man die Religionsdeclaration durch Angriffe auf das Kircheneigenthum, an einem andern durch gewaltsame Nöthigung der Protestanten zu katholischen Ceremonien; hier sollten sie die katholischen Festtage durch Geläute feiern, dort ließ man Taufen und Hochzeiten von Protestanten nach katholischem Ritus vollziehen oder Kinder gemischter Ehe gewaltsam katholisch machen. Mochten auch solche Dinge mehr als persönliche Gewaltschritte der Beamten und Geistlichen erscheinen, so erfolgte doch zu bald eine Maßregel, welche den zusammenhängenden Gang des reactionären Systems unläugbar an den Tag brachte.

Am 29. August 1719 wurde der Kirchenrath auf die Regierungscanzlei geladen und ihm durch den Präsidenten von Hillesheim eröffnet, daß der Kurfürst die gütliche Abtretung der h. Geistkirche verlange; er habe schon früher einen Wunsch deßhalb geäußert und sich erboten den Reformirten Baumaterial zu einem entsprechenden Locale abzugeben, aber seine Andeutung sey ohne Antwort geblieben. Darum sey er jetzt um so fester

entschlossen, diese ehemalige Hof- und Begräbnißkirche dem katholischen Cultus einzuräumen und wenn man sich nicht gutwillig füge, so werde nicht einmal eine Entschädigung gegeben, sondern die Kirche alsbald in Besitz genommen werden.

Man kann sich das Erstaunen des reformirten Kirchenrathes denken, als man in so ungestümer Weise ihm rechtlich anerkanntes Besitzthum abforderte. Durch die Declaration von 1705, welche den Reformirten ihr Eigenthum von etwa hundert Kirchen entzog, war von der h. Geistkirche der Chor katholisch das Schiff reformirt geworden, und doch erklärte der kurfürstliche Minister jetzt, die Katholiken seyen dabei übervortheilt worden [7])! Die reformirte Bevölkerung, an Zahl weit überwiegend, besaß nur die Peterskirche und das Schiff der h. Geistkirche, die Katholiken hatten fünf Klosterkirchen, die Hofcapelle, den Chor zu h. Geist im Besitz, bauten an der Jesuitenkirche und doch behauptete die Regierung, es sey zu wenig Raum für ihren Gottesdienst!

Die Antwort, die der Kirchenrath am 30. August gab, suchte die Gründe zu widerlegen, womit Karl Philipp seinen Anspruch unterstützte. Eine Hofkirche sey die h. Geistkirche nie gewesen, sondern stets eine Stadtkirche; das kurfürstliche Begräbniß befinde sich in dem Chor, der im Besitz der Katholiken sey, nicht im Schiffe der Kirche; daß sie König Ruprecht dreihundert zwanzig Jahre früher, ehe es Protestanten gab, für den katholischen Cultus bestimmt, sey kein Grund des Anspruches, denn da müßten ja fast alle protestantischen Kirchen im deutschen Reich wieder katholisch werden. Die h. Geistkirche sey durch die Verträge von 1648, 1685, 1705 als Besitz der Reformirten anerkannt und von dem verstorbenen Kurfürsten ein Anspruch nicht erhoben worden. Das Recht der unbedingten Kirchenherrlichkeit wie es die Fürsten im sechzehnten Jahrhundert ausgeübt hätten, sey jetzt durch Reichsgesetze und Friedensschlüsse beschränkt und der Kurfürst selbst habe versprochen,

---

7) Struve S 1375.

die Rechte der Protestanten pünktlich aufrecht halten zu wollen; — ein Versprechen, dessen Erfüllung man vertrauensvoll von ihm erwarte.

Indessen war der ärgerliche Streit bereits in die Masse eingedrungen und die Reformirten mußten sich am 30. August und den beiden folgenden Tagen, als sie zur Betstunde gingen, vom katholischen Pöbel Spott und Verhöhnung gefallen lassen. Eine wiederholte Verhandlung zwischen Regierung und Kirchenrath blieb ohne Verständigung (2. Sept.); man setzte den Reformirten den letzten Termin auf den nächsten Montag (4. Sept.) Am Morgen dieses Tages erschienen die Kirchenräthe und erwiederten des Kurfürsten wiederholte Forderungen und Anerbieten sie zu entschädigen, mit der bestimmten Erklärung: die Kirche nicht abtreten zu können. Zuerst stünde so ein Schritt gar nicht in ihrer Macht, sie könnten weder einseitig die bestehenden Verträge, die von Preußen geschlossen seyen, aufheben, noch auf sich die Verantwortlichkeit des Hasses laden, den eine Nachgiebigkeit dieser Art allenthalben erregen würde.

Jetzt blieb kein anderes Mittel übrig, als die rohe Gewalt. Der Kirchenrath hatte so etwas vermuthet und die Kirche schließen lassen, der Glöckner brachte auch die Schlüssel den Herrn auf die Kanzlei, aber auf dem Wege fing ihn der Kanzleidiener auf und lockte ihm unter trügerischen Vorspiegelungen den Schlüssel ab. Dagegen nun ließen die Kirchenräthe protestiren und die Kirche von Innen verriegeln. Durch den Glockenthurm, wie Diebe, ließen sich jetzt die Katholiken an Stricken herab, riegelten auf und ließen die Regierungscommissäre, den Präsidenten von Hillesheim, den Regierungsrath Becker, den Weihbischof, den Dechanten und den Commandanten in die Kirche herein. Soldaten waren an der Thüre aufgestellt, fanatische Tiroler, die der Kurfürst aus Insbruck mitgebracht, legten Hand an und schlugen die Mauer ein, die Chor und Schiff bisher schied; der Regierungspräsident that selbst den ersten Streich, um diesen Act brutaler Gewalt zu sanctioniren.

Die Reformirten waren jetzt in derselben Lage wie in den schlimmsten Zeiten Johann Wilhelms; von ihrem Fürsten konnten sie keine Hülfe mehr hoffen. Er hatte sich, um jeden Zudrang zu meiden, nach Schwetzingen begeben; als ihn der Pfarrer zu h. Geist, Hermanni, dort aufsuchte und ihn fußfällig um Schutz anflehte, wich er ihm erst aus, dann gab er ihm eine kurze ablehnende Antwort. Zugleich waren andere Gewaltschritte im Kleinen vorgekommen, so daß die rechtfertigende Erklärung der Regierung, worin die früheren Gründe wiederholt waren, keine Beruhigung geben konnte. Der Kirchenrath wandte sich an das Corpus Evangelicorum und die protestantischen Reichsstände nahmen wie früher an der Lage der pfälzischen Reformirten lebhaften Antheil [8]).

Preußen und Hessen Cassel hatten schon früher gegen das Verbot des heidelberger Katechismus protestirt; von Preußen war auch jetzt zuerst ein Gesandter bei Karl Philipp erschienen. Bald kam auch ein englischer, ein holländischer und ein hessischer Unterhändler, und seit Ende Oktober waren die Verhandlungen in lebhaftem Gange. Die einzelnen Noten, die beide Theile vorlegten, bewegten sich nur um die uns schon bekannten Gründe; die protestantischen Mächte sagten dasselbe was der Kirchenrath gesagt hatte und die Beamten Karl Philipps gaben theils die früheren Erwiederungen, theils versicherten sie ganz bestimmt, es sey keine Bedrückung des pfälzischen Protestantismus zu fürchten. Diese Versicherung ward dadurch Lügen gestraft, daß während der Verhandlungen die Beschwerden der Protestanten sich täglich mehrten; wurden ja die eigenen Bedienten eines der fremden Gesandten zur Kniebeugung vor dem Sanctissimum gezwungen, und in der unmittelbaren Nähe von Heidelberg in Handschuhsheim, protestantischen Vätern, de-

---

8) Ueber das Folgende s. Fabri Staatskanzlei XXXIV. XXXV. Auf der münchner Staatsbibl. Cod. bav. 824. 1672 befinden sich auch einige Briefe. Bei Faber XXXV. 1 ff. sind auch die Beschwerden, welche das neuburgische Gebiet betreffen, zu finden.

ren Frauen katholisch waren, die Alternative gestellt, entweder ihre Kinder katholisch zu taufen oder das Land zu räumen. Derartige Vorfälle waren wenig geeignet, die Entscheidung der Sache zu erleichtern; die protestantischen Mächte, England, Preußen, Schweden, Holland, das **Corpus Evangelicorum** traten jetzt nur noch bestimmter auf, Kurpfalz war in Verlegenheit, denn selbst der Kaiser auf den Karl Philipp wohl rechnete gab dem pfälzischen Geschäftsträger keine ermunternde sondern eine ausweichende Antwort. Die Angelegenheit war eine europäische geworden; die hohe Geistlichkeit beider Confessionen mischte sich ein wie die weltlichen Mächte. Pabst Clemens XI. erließ salbungsvolle Breven (Dez. 1719) an den Kaiser und an den Kurfürsten Karl Philipp, sich in der Reaction nicht stören zu lassen und beinahe zu gleicher Zeit kam ein ermunterndes Schreiben des Erzbischofs von Kanterbury, an den pfälzischen Kirchenrath, man möge nur auf den Schutz Großbritanniens vertrauen [9]. Der Religionsvertrag von 1705, den Karl Philipp gebrochen hatte, ward jetzt auch von den protestantischen Reichsständen als aufgehoben betrachtet, und die Reactionen einzelner geistlichen Fürsten im Sinne der ryswicker Clausel steigerte die Erbitterung zu solchem Grade, daß ohne die physische Erschlaffung des Reiches ein neuer Religionskrieg in Aussicht stand.

Die Unterhandlungen hatten indessen nach mehreren Monaten noch zu keinem Ziele geführt; die erbitterten Gemüther fingen allmählig an, an einer friedlichen Lösung zu verzweifeln und griffen zu einem Mittel, daß die ganze Trostlosigkeit deutscher Rechtszustände hinlänglich bezeichnet. Man schreckte den eigensinnigen Bedränger der protestantischen Pfälzer mit Repressalien, Hannover ließ die katholische Kirche in Celle schließen, Preußen vergriff sich an den Kirchen zu Minden, Halberstadt und den dortigen Klöstern, Hessen ließ die Katholiken zu St. Goar, Neustadt und Schwalbach büßen, was die jesuitische Re-

9) Struve S. 1420. 1423.

gierung zu Heidelberg verbrochen hatte. Auf die Abmahnungen des Kaisers, der sich in der Sache nicht als Parthei benahm, sondern beiden Theilen ihre Ueberschreitungen scharf verwies [10]), hörte man nicht; dagegen machten auf eine Natur, wie die des pfälzischen Kurfürsten war, die Gewaltmaßregeln der Protestanten Eindruck. Seit Februar 1720 wurden seine Erklärungen milder, er that dem Kirchenrath gegenüber annähernde Schritte und schien bereit, die Beschwerden untersuchen zu lassen; die fremden Diplomaten, die Repressalien, die Einsicht, daß er ganz allein stehe, drängten ihn so sehr, daß er sich entschließen mußte, irgend etwas zu thun. Noch einmal versuchte er es, sich mit seinen Unterthanen ohne fremde Einmischung abzufinden; aber ohne Aufrichtigkeit und guten Willen, nur mit den Mitteln der Einschüchterung und despotischen Drohens. Der Stadtdirector Bardon mußte der reformirten Bevölkerung den gütlichen Vorschlag machen, gegen eine Entschädigung die Kirche abzutreten; geschähe es nicht, so würde der Kurfürst seine Residenz verlegen, alle Dikasterien nach Mannheim bringen, die Neckarbrücke abbrechen (!), die Stadt dem Oberamt einverleiben und sie so weit bringen, daß sie einem Dorfe ähnlich werden und das Gras vor den Häusern wachsen solle. Die Bürger gaben ein seltenes Beispiel von moralischem Muth, daß sie sich dadurch nicht schrecken ließen; denn sie mußten wissen, daß ein alternder Genußmensch in Jesuitenhänden fähig sey, solche Drohung auszuführen. Sie beriefen sich in einer Vorstellung auf die Versprechungen und Privilegien, womit man nach dem Krieg in die verödeten Schutthaufen der

10) Seine Botschaft vom 9. März 1720 bemerkte: — wir können mit allem deme, vermög unsers Kays. Ambts nach allen von uns mit gutem Rath und rechten Wissen wohlerwogenen alleseitigen Anbringen und denen dabey befindlichen Umständen dennoch anderst nicht, als krafft deren Reichs-Gesetzen und Rechten erkennen und hiemit befehlen, daß von Ew. Liebd. das Possessorium der halben h. Geists-Kirche cum omni causa zu restituiren." Auch im Katechismus wünschte der Kaiser nur die schmähenden Stellen entfernt, ohne weitere Gewaltmaßregel.

Stadt wieder Menschen herangelockt hatte und auf die glänzenden Aussichten, womit Karl Philipp selbst versprach, die verarmte Stadt wieder emporzuheben [11]); sie wüßten, fügten sie hinzu, von keinem andern Vergehen gegen ihren Landesherrn, als daß Gemeinde und Zünfte ihn fußfällig um ihr wohlbegründetes Recht angefleht hätten.

An demselben Tage, wo diese Bittschrift abging (29. Febr.), hatte sich der Kurfürst endlich bestimmen lassen, einzulenken; er erlaubte einstweilen bedingt den Katechismus und räumte die h. Geistkirche den Reformirten wieder ein; auch wurde aus den katholischen Räthen Metzger und Busch und aus den Protestanten Lüls und Thyllius eine Commission gebildet, welche die Beschwerden im Allgemeinen untersuchen sollte. Das Zugeständniß war aber durch Zwang abgenöthigt; drum dauerten in derselben Zeit die willkürlichen Nöthigungen wegen der Kniebeugung fort und die Reformirten sahen mit Erstaunen, daß weder die Katholiken Miene machten, das Schiff der Kirche zu räumen, noch der Kurfürst dafür sorgte, daß die eingerissene Wand wieder aufgerichtet würde. Sie trugen daher aus gegründeter Besorgniß vor dem Simultaneum Bedenken, einzuziehen, so lange man ihnen nicht ihr Eigenthum förmlich zurückgebe; die Regierung aber that, als sähe sie diese Hindernisse nicht und nahm die Miene des Unwillens darüber an, daß die Reformirten so widerspenstig seyen. Indessen war auch Alles vorbereitet, der Stadt den Hauptstoß zu versetzen, denn am 12. April begab sich der Kurfürst nach Mannheim, um dem sechshundertjährigen Sitze der rheinischen Pfalzgrafen auf immer den Rücken zu wenden. Die Gründe, die ihn bewogen, das herrliche Stammschloß mit seiner prangenden Umgebung gegen eine sumpfige Fläche zu vertauschen, hatte er selbst der Stadt Heidelberg früher andeuten lassen: sie sollte ruinirt werden, das Gras sollte vor ihren Häusern wachsen. Auch Mannheim ward nicht zu einem gesunden dauernden Wohlstande großgezogen;

11) S. die Vorstellung bei Faber XXXVI. 401.

statt die natürlichen Hülfsquellen der spätern Handelsstadt zu benützen, wurden steinerne Denkmale monarchischen Hochmuths aufgethürmt, die, als der Hof später wegzog, die Dürftigkeit und Oede der Stadt nur kümmerlich verdeckten.

Solch ein Benehmen Karl Philipps mußte überall Aufsehen erregen. Der Kaiser nahm sich gegen ihn der gerechten Sache an, das Corpus Evangelicorum warb neue Freunde für die pfälzischen Protestanten und die anwesenden Gesandten der fremden Mächte gaben zu verstehen, daß sie ihre Mission keineswegs als beendigt ansähen. Am 19. April endlich, nachdem man die Wand wieder aufgerichtet, nahmen die Reformirten wieder von ihrer Kirche förmlich Besitz, auch der Abdruck des Katechismus ward durch ein Edikt vom 16. Mai wieder gestattet, wenn die Reformirten erklärt hätten, nur die Lehre, keine Person, als abgötterisch zu bezeichnen, und die anstößigen Ausdrücke in der achtzigsten Frage weggelassen würden. Indessen ward gleichzeitig durch die Verlegung der Dicasterien nach Mannheim ein neuer Schlag vorbereitet; denn auch der Kirchenrath, dessen Mitglieder außer der Aufsicht über die Lehranstalten gewöhnlich noch geistliche Stellen und Professuren bekleideten, sollten jetzt ihre Dienstwohnungen verlassen und nach Mannheim ziehen. Ihre eignen Vorstellungen, wie die der protestantischen Reichsstände, richteten nichts aus; sie mußten sich wenigstens entschließen, drei Mal wöchentlich zu den Sitzungen nach Mannheim zu fahren.

Die Veranlassungen des jüngsten Streites, die Wegnahme der h. Geistkirche und das Verbot des Katechismus, schienen nun zwar aus dem Wege geräumt, aber es waren durch diesen Kirchenzwist, wie durch alle ähnlichen, so viel verborgene Quellen des Unfriedens offenbar geworden, daß statt einer völligen Aussöhnung eher ein neuer Kampf zu erwarten stand. Zunächst war die Declaration von 1705 vielfach verletzt worden; schon im Besitz waren die Reformirten vertragswidrig sehr verkürzt, und sie konnten nachweisen, daß man die Schaffnereien Weinheim, Winzingen, Zeiskäm, Neuhausen, Bolanden, Bockenheim

Schwabenheim, Kirchberg, Stromberg entweder ungleich getheilt, oder ihnen die Einkünfte ganz entzogen hatte [12]. Nun wurde aber von Vielen der Vertrag von 1705 überhaupt als eine Usurpation angesehen, und seit der Kurfürst durch seine Gewaltschritte ihn gebrochen hatte, glaubte sich auch das **Corpus Evangelicorum** nicht mehr an ihn gebunden; sie wollten eine Wiederherstellung der protestantischen Kirche, wie sie der westphälische Friede vorschrieb [13].

Ein neuer Zwischenfall drohte den Streit noch mehr zu verwirren; auch die Lutheraner traten (Juni 1720) mit einer Beschwerdeschrift hervor, nachdem sie schon drei Monate zuvor an die protestantischen Reichsstände eine Vorstellung abgeschickt hatten. Sie beschwerten sich einerseits, daß sie seit 1705 durch die Reformirten von dem Mitgenuß der Kircheneinkünfte ausgeschlossen und dadurch in sehr beschränkten Umständen seyen, andererseits führten sie eine Reihe von einzelnen Fällen an, wo katholische Geistliche und Beamte sich grobe Verletzungen der Gewissensfreiheit und kirchliche Zwangsmaßregeln erlaubt hatten [14].

Eine heillose Verwirrung durchdrang jetzt das pfälzische Kirchenwesen; die Vertheidiger der Declaration von 1705, die Anhänger des Friedens von 1648, die Beschwerden der Lutheraner durchkreuzten sich, und die Regierung fuhr fort, in kleinen Zänkereien über den Katechismus oder in Quälereien wegen der Kniebeugung die allgemeine Confusion zu vermehren. Man beschuldigte als Urheber dieser dauernden Reaction so laut die Jesuiten, daß der Kurfürst sich genöthigt sah, ihnen öffentlich

12) S. Struve S. 1454. Vgl. Faber XXXVI. 412 f.

13) Schon im Okt. 1719 hatte Karl Philipp dem englischen Gesandten erklärt, er erkenne den Vertrag von 1705 nicht an, weil die Agnaten ihn nicht bestätigt hätten; der fremde Diplomat erwiederte trocken: **Faisons en une autre ou tenons nous au traité d'Osnabruk.** S. dessen Bericht im Cod. bav. 2665 auf der münchner Staatsbibl.

14) Von reformirter Seite erschien dagegen das „Berichtschreiben." Amsterdam 1722.

ein lobendes und rechtfertigendes Zeugniß auszustellen. Der Kaiser hatte indessen eine Vermittlung in Aussicht gestellt; es sollte auf die Grundlage von 1648 oder 1705 unterhandelt werden, aber er machte zur Bedingung, daß erst die Protestanten die vorgenommenen Repressalien abstellen sollten.

Als sich Preußen endlich dazu bereit fand und die eingezogenen Kirchengüter restituirte, erschien (14. Nov.) ein kaiserliches Edikt an den Kurfürsten von der Pfalz, worin befohlen ward; „alle Aenderungen, die man seit dem badener Frieden (1714) in kirchlichen Dingen vorgenommen, binnen vier Monaten abzustellen." Also nicht auf den Zustand von 1705 oder gar 1648 sollte zurückgegangen werden sondern auf einmal zum Erstaunen der Protestanten auf das Jahr 1714; nun hatten aber gerade die bedeutendsten Verkürzungen zwischen 1706 und 1714 stattgefunden, es war also eine Hinterthür, wodurch die jesuitische Reaction abermals zu entrinnen suchte. Natürlich erklärte die pfälzische Regierung alsbald, nach diesem Edikt binnen sechs Wochen die Angelegenheit ordnen zu wollen; denn sie war jetzt auf einmal auf ein viel günstigeres Terrain versetzt, als sie nach den letzten Verhandlungen hätte erwarten können.

Aber die protestantischen Reichsstände waren anderer Ansicht; um wenigstens zu retten, was zu retten war, schickten sie (Dez. 1720) den hannöverschen Rath Johann von Reck mit dem Auftrag in die Pfalz, für die Restitution der reformirten Kirchengüter, die Abstellung der Mißbräuche und die Aufhebung der Ungleichheit bei Besetznng bürgerlicher Aemter persönlich Sorge zu tragen; die Sache stand also jetzt, wo sie ein Jahr zuvor gewesen war. Nur darin war für die pfälzische Regierung eine unangenehme Veränderung eingetreten, daß jetzt ein Bevollmächtigter der protestantischen Reichsstände mit eignen Augen ihr Getreibe sehen und beurtheilen konnte, wie weit die Thatsachen den Versprechungen entsprachen. Kaum war der Abgesandte ernannt, so erschien auch (19. Dez.) schon ein Verbot, das den Unterthanen bei Leib- und Lebensstrafe jede Verbindung mit Ausländern wegen religiöser Angelegenheiten verbot, d. h. den refor-

mirten Kirchenrath in seinem Zusammenhang mit dem Corpus Evangelicorum unterbrach. Dem Gesandten selbst, der als ein scharfer Beobachter und als ein fester, unbestechlicher Charakter bekannt war, begegnete man kalt und unhöflich, ließ ihm geradezu sagen, daß seine Gegenwart dem Kurfürsten unangenehm sey, und bewirkte durch spionirendes Lauern, daß er ganz ohne Berührung und Umgang einsiedlerisch in Heidelberg lebte. Die evangelischen Reichsstände gaben aber sehr entschiedene, beinahe drohende Erklärungen, auf den Kaiser konnten die pfälzischen Jesuiten nicht rechnen, drum mußte zur Beruhigung etwas geschehen. Am 1. Febr. 1721 erschien eine Verordnung, welche das kaiserliche Rescript vom 14. Nov. in Vollzug setzte; alle Beamten wurden darin angewiesen, die Aenderungen, die seit 1714 vorgenommen worden, bei Strafe der Dienstentsetzung abzustellen. Mehrere Edikte desselben Inhalts folgten in den drei nächsten Monaten; man würde sich aber täuschen, wenn man glauben wollte, es sey damit viel gebessert worden. Die Klagen, die aus einzelnen Oberämtern erschollen, die eigne Anschauung des evangelischen Bevollmächtigten von Reck überzeugte leicht, daß in den Kirchengütern gar keine Aenderung erfolgte und daß nicht einmal die Beschwerden wegen der Kniebeugung, die Feier katholischer Festtage, die gezwungenen Beiträge zu den Prozessionen, des Avemaria-Läutens und der gemischten Ehen in allen Theilen des Landes abgestellt wurden. Die Regierung hatte zum Theil selbst keinen aufrichtigen und festen Willen abzuhelfen, zum Theil war die Hierarchie katholischer Beamten und Geistlichen mächtiger, als ihre Verordnungen, auch wenn sie ernstlich gemeint waren. Die Thätigkeit der früher ernannten Religionskommission blieb eine sehr beschränkte, denn die Regierung fuhr fort, die Welt mit dem elenden Gaukelspiel zu höhnen, daß alle paar Wochen scharfe Befehle zur Abhülfe erschienen und in dem Druck doch keine Erleichterung erfolgte. Die evangelischen Reichsstände sahen mit Entrüstung diesem Treiben zu, vielleicht hätte man noch einmal das widrige Schauspiel der Repressalien erlebt, wenn nicht endlich (22. Aug.

1722) der Kaiser, um den Reichsfrieden besorgt, ein scharfes und drohendes Rescript an Karl Philipp erlassen hätte [15]), das binnen sechs Wochen eine ernstliche und gründliche Abhülfe gebot.

Jetzt nahmen die Arbeiten der Religionskommission auf einmal ein gewisses Leben an, die kurfürstlichen Verordnungen befahlen so dringend die Abstellung der Beschwerden, daß die bedrängten Reformirten dem Landesherrn für seine Fürsorge öffentlich dankten. Schnell ließ die Regierung die erledigten Punkte in einem Protokoll abdrucken, fügte die Danksagungen der Protestanten hinzu und überschickte beides dem Kaiser und den Reichsständen, damit sie sich von dem guten Willen Karl Philipps überzeugen könnten. Auch hier freilich lohnt es sich der Mühe, den Schein von dem Wesen durch genaue Prüfung zu unterscheiden.

Die Beschwerden der Protestanten waren verschiedener Art. Sie betrafen theils Güter und Gefälle, die man ihnen vertragswidrig entzogen, theils Kirchen, Schulen, Glocken und Kirchhöfe, in deren Benützung man die Declaration von 1705 überschritt, theils die Stellung ihrer Behörden, namentlich des Kirchenraths, die man in ihrer Wirksamkeit hemmte, theils endlich Beschränkungen der Gewissensfreiheit, die man den Protestanten aufnöthigte. Nur diese letzten Beschwerden fanden jetzt eine augenblickliche Abhülfe, und es war allerdings schon viel, daß man sie nicht mehr, wie bisher geschah, zwang, vor der Hostie das Knie zu beugen, die Prozessionen mit Maienbäumen, Schießpulver, Wein und Brod zu versorgen, die katholischen Festtage zu feiern, das Ave Maria zu läuten, ihre Kinder katholisch taufen zu lassen und dergleichen mehr. Auch wurden die confiscirten Exemplare des Katechismus zurückgegeben, an einigen Orten die occupirten Glocken, Kirchhöfe, Schul- und Pfarrhäuser restituirt, so daß die Danksagungen der Protestanten sehr natürlich erscheinen. Es waren aber der Beschwerden

15) S. die Neueste Gesch der ref. Kirche S. 135—139.

so viele, daß man eine lange Reihe von Punkten, die erledigt waren, aufstellen konnte und daneben doch eine viel größere Zahl von unerledigten stehen blieb. Namentlich fanden die Beschwerden wegen der Kirchengüter keineswegs eine genügende Lösung.

Schon die Annahme des Normaljahres 1714 war für die Protestanten ein Nachtheil, da gerade in den Jahren von 1706 bis 1714 die meisten Verletzungen der Religionsdeclaration vorgekommen waren; nun wurde aber auch noch das Geschäft der Restitution selbst auf sehr seltsame Weise betrieben. Den Prätensionen der katholischen Kirche kam man mit einer Menge von Rechtstiteln, zum Theil ganz neu erfundenen, zu Hülfe [16]), den Protestanten muthete man Nachweisungen zu, die oft bei dem begründetsten Rechte nicht zu geben waren. So kam es, daß die Reformirten überall zu kurz kamen, und es ist nicht unmöglich, daß die öffentlichen Befehle der Regierung durch geheime Instructionen der Beamten wieder fruchtlos gemacht wurden [17]). Denn auch die erst mit so vielem Nachdruck aufgehobenen Beschränkungen der Gewissensfreiheit blieben nicht beseitigt; bald kamen wegen der Kniebeugung, der Feiertage, der gemischten Ehen u. s. w. wieder dieselben Beschwerden vor, wie in der früheren Zeit.

---

16) In einem Bericht an den Kaiser (Okt. 1722) vertheidigt z. B. Karl Philipp den Anspruch der Katholiken an die Pfarrkirche mit folgenden Worten: Ob sie schon anno 1714 zur Zeit des Bad. Friedens Keinen solchen Actum wirklich exerciret, selbige dennoch mit ziemblichem grund beständig behaupten wollen, in quasi possessione sothanen liberi exercitii vmb so mehr zu selbiger Zeit verblieben zu seyn, als sie einestheils durch keinen actum in contrarium auß solchem hergebrachten Besitz und Befugniß gesetzt, anderntheils das vor vielen Jahren in genannter Kirche nächst der Kanzel in signum possessionis angehängte Kreuz von den Reformirten bis auf diese Stunde unverrückt gelassen worden. Bayr. Reichsarchiv.

17) S. die Neueste Gesch. der Reform. S. 154. Ebendas. S. 161 ff. findet man einzelne Belege, wie man bei der Güterrestitution verfuhr.

Eine Menge von kleinen Streitfragen, die zwischen Karl Philipp und dem Kaiser verhandelt wurden, mögen beweisen, wie groß die Confusion war, die durch die jesuitische Reaction in allen Verhältnissen verursacht ward [18]). Mochten auch einzelne Anklagen sich als irrig erweisen, oder der Kurfürst z. B. die Verhaftung einiger reformirten Bürger zu Wiesloch damit rechtfertigen, daß man, obwohl die Verhafteten die katholische Religion geschmäht, dennoch den Beamten wegen Amtsmißbrauch suspendirt habe, so blieben doch zweideutige Punkte genug, die selbst durch die officielle Rechtfertigung nicht weggeräumt wurden. In Mannheim hatte Karl Philipp auf dem Kirchenplatz der Reformirten einstweilen eine Hofküche aufschlagen lassen, es war zwar versprochen worden, den Platz zu räumen, aber die Gemeinde scheint an den kurfürstlichen Versprechungen den Glauben verloren zu haben und verlangte, über die lange Zögerung unruhig, den Platz zurück. Der Kurfürst, in seiner Rechtfertigung an den Kaiser, wußte nichts zu thun, als über die „ungemeine Frechheit der Reformirten" zu schimpfen und führte laute Klage über die „unverantwortlichste Maliz und undankbarlichste Vergessenheit" einer Stadt, für deren Flor er so sehr besorgt sey.

Die Beschwerden über die drückenden Lasten, die man der Administration der Kirchengüter auflade, beantwortete er damit, daß er sich auf sein landesherrliches Recht berief, die Güter nach Gutdünken zu verwalten; in dem Streit über das Kirchenpatronat zu Leutershausen gab er dem Kirchenrath ohne Weiteres Unrecht [19]). Den Bürgern zu Lautereck war am 20. April 1722 verboten worden, am Gründonnerstag und Charfreitag zu läuten; sie thaten es doch und als man die Thäter verhaftete, entstand ein Zusammenlauf und offene Widersetzlichkeit. Vergebens verwandten sich Sachsen, Preußen und England für die Unruhestifter, die man durch widerrechtliche Regierungsbefehle

18) Das Folgende nach den Originalberichten im bayr. Reichsarch.

19) S. das Gutachten des Kirchenraths Chuno. Handschr. der Vatt. Bibl.

gereizt hatte; Karl Philipp schlug es ab und die „rebellischen und seditiosen" Rädelsführer wurden mit zwei bis drei Monaten Schanzarbeit, die übrigen mit zwanzig Reichsthaler an Geld gestraft. Erst später ward „aus purer kurfürstlicher Milde" die Strafe auf die Hälfte herabgesetzt.

Wie weit die Erbitterung ging, mag ein Vorfall zeigen, der, wie wir aus den Originalakten sehen, damals an den meisten Höfen Europas Verhandlungen hervorrief. Bei einer Prozession zu Heidelberg (9. Aug. 1720) war eine hochschwangere Frau aus Handschuhsheim, mit Namen Hornig, nicht niedergekniet, als das Venerabile vorbeigetragen ward, der vierzehnjährige Sohn eines Heiducken, Joseph Benschet, sprang aus den Reihen hervor und gab der Frau einen Fußtritt in den Rücken, daß sie ohnmächtig niederfiel und eine unglückliche Frühgeburt erfolgte. Man kann denken, wie die Sache erbitterte; in allen fremden Zeitungen, in den Cabineten ward sie besprochen; ja der Kurfürst mußte die Akten darüber auf den Congreß zu Cambrai schicken, wo der Vorfall zur Sprache gekommen war. Die Regierung fand für nöthig, den Buben mit Gefängniß und Ruthenstreichen abzustrafen [20]).

Es konnte dieser Zustand um so weniger ein Geheimniß bleiben, als Johann von Reck, der pfälzischen Regierung zum großen Aerger, sich fortwährend die Belege der kirchlichen Unterdrückung sammelte und den evangelischen Reichsständen vorlegte. Die Erklärung des pfälzischen Gesandten, „an allem Unfrieden sey nur dieser Reck Schuld", machte um so weniger Eindruck, als das Corpus Evangelicorum zur Antwort dessen aktenmäßige Berichte vorlegte, aus denen der Kaiser zu seinem Erstaunen erfuhr, daß man ihn von pfälzischer Seite mit trügerischen Berichten einer nur scheinbaren Befriedigung der pfälzischen Reformirten zu täuschen suchte. Die Beschuldigungen, die nun die pfälzische Regierung auf die protestantischen Unter-

20) Darüber s. ein ganzes Fascikel im bayr. Reichsarchiv. Aehnliches findet man in Faber Staatskanzlei XXXVII.

thanen als Friedensstörer warf, verhallten vor dem Gewicht einer Schrift, die Reck von den protestantischen Kirchenbehörden mit Quellen unterstützt (1723) im Druck erscheinen ließ. Man erfuhr aus dieser Denkschrift und ihren aktenmäßigen Belegen, daß von der versprochenen Restitution der Güter noch nichts und auch in allem Uebrigen nur wenig geschehen sey.

Den Unwillen der protestantischen Reichsstände zu beschwichtigen, erließ der Kurfürst (20. Dez. 1723) ein Decret, wodurch der Religionscommission, die alles Vertrauen verloren hatte, die reformirten Kirchenräthe Mieg und Flad beigegeben wurden; eine weitere Verordnung (10. Jan. 1724) befahl, daß der Regierungsrath Busch und Mieg sich persönlich in die Oberämter begeben und den Erfolg prüfen sollten. Hätten die Reformirten nicht aus unzeitiger Sparsamkeit die Kosten gescheut, so wäre eine kaiserliche Commission erschienen und hätte in diesem günstigen Augenblick die Beschwerden erledigt [21]).

So wie die Sache einmal lag, konnte mit papiernen Verordnungen nicht geholfen werden, wo der gute Wille von oben fehlte. Kein Beschluß der Religionskommission war vor einer Umänderung durch Cabinetsbefehle sicher und die Arbeiten der Commission selbst waren so schwerfällig, daß sie nur Einzelnes veränderten, die Wurzel der Reaction nicht ausrotteten. Auch hatte die Regierung den Triumph, den thätigsten und verdienstvollsten Beschützer der reformirten Sache, Johann von Reck, abberufen zu sehen und die Sache so allmählig einzuschläfern. Am Reichstag erlahmte das Interesse, die Religionskommission ward still zu Grabe getragen (1728), während die Reformirten, durch den langen Streit ermüdet, sich an den Zustand des Druckes allmählig zu gewöhnen anfingen. Denn als, durch die protestantischen Mächte veranlaßt, der Kaiser (Juni 1728) die Beschwerden durch eine Hofkommission, welche mit einigen reformirten Kirchenräthen zu Wien beriethe, wollte untersuchen

21) Beide Decrete in der neuesten Gesch. der reformirten Kirche Urk. XII. XIII.

lassen, nahm sich zwar Preußen der Sache lebhaft an und wünschte, man möge sich diesmal weder durch „Schrecken, noch durch Cajolerie zu etwas induciren lassen", allein der Kirchenrath selbst lehnte das Anerbieten ab[22]. Unter den angegebenen Motiven, welche ihn dazu bestimmten, war die Geldnoth der einzig begründete; alles Uebrige war Vorwand, ihre Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit zu verhüllen. Die Regierung hatte also durch Zögern und Laviren ihren Zweck erreicht; der Kirchenrath, eingeschüchtert und kraftlos, sah ruhig zu, wie man den Gewissenszwang nicht abstellte[23] und die rechtlichen Besitzesansprüche der Reformirten fortwährend beschränkte; die auswärtigen Fürsten wurden müde und sahen mit Unmuth, wie der Kirchenrath ohne Energie die demüthige Haltung kurpfälzischer Beamten annahm. Daß ihre Versicherungen, befriedigt zu seyn, nichts weiter war, als eine schlecht berechnete Wohldienerei nach oben, ward sehr bald durch sie selbst ans Licht gestellt.

Die Lutheraner, immer noch in der ärmlichen Lage, wie seit 1706, hatten verschiedene Versuche gemacht, einen Antheil am Kirchenbesitz zu erlangen, waren aber neben den wichtigeren Beschwerden der Reformirten immer wieder abgewiesen worden; ohnedies wurde ihr Consistorium, wegen der früheren zweideutigen Stellung zur jesuitischen Reaction, mit einer gewissen mißtrauischen Kälte behandelt, und ihre Bemühungen, beim Reichstag etwas zu erlangen, wurden von der Regierung eben so gewaltsam geahndet, wie die der Reformirten. Jetzt, da die Reformirten, oder wenigstens der Kirchenrath, furchtsam schwieg, als wenn alle Beschwerden erledigt seyen, traten die Lutheraner mit mehr Erfolg vor; denn diesmal (1728) verwandte sich das **Corpus Evangelicorum** für sie und verlangte von den Reformirten, sie möchten einen kleinen Theil des Kirchenguts an die protestantischen Glaubensgenossen abtreten. Da stellte sich denn

22) Die Aktenstücke s. in der neuesten Gesch. der ref. Kirche. Urk. 14—18.

23) Vgl. ebendas. Urk. 19. 20.

freilich heraus, daß den Reformirten noch Vieles von dem fehlte, was die Religionsdeclaration von 1705 ihnen an Kirchengütern versprach; der Kirchenrath selbst erklärte jetzt sehr bestimmt, daß die kirchlichen Beschwerden weit entfernt wären, alle erledigt zu seyn. Dies verzögerte die Abfindung der Lutheraner abermals, und als sie sich an den Kurfürsten wandten, erlangten sie ebenfalls nichts.

Erst nach mehreren Jahren schien die Sache eine Erledigung zu finden, als (1734) ein holländischer Gesandte, Burmanni, und die zweibrückischen Geheimeräthe von Wreden und von Savigni am pfälzischen Hofe mit dem Auftrag erschienen, die Abfindung der Lutheraner und die Befriedigung der Reformirten zu vermitteln. Da der Kurfürst bereit schien, dazu die Hand zu bieten, erklärten die Lutheraner (1735) mit einer Abfindungssumme von 75000 Gulden zufrieden zu seyn und die Reformirten in Erlangung ihres rechtmäßigen Gutes unterstützen zu wollen. Die Reformirten beriefen eine Synode (Juli 1736), die aus den Kirchenräthen, den Pfarrern zu Heidelberg, Mannheim und Frankenthal und aus sämmtlichen Inspectoren bestand[24]; sie beschloß, den Lutheranern vorzuschlagen, durch eine Collecte in allen protestantischen Ländern sich ein Capital zu verschaffen, die Reformirten würden dann als Abfindung fünfzehntausend Gulden beitragen. Dies letztere war aber nur möglich, wenn die Reformirten ihre rückständigen Kirchengefälle erhielten und die erhielten sie eben nicht. Die Regierung, anfangs dem Plane so geneigt, zog sich allmählig zurück, als es galt, die widerrechtlichen Erwerbungen wieder herauszugeben. Sie gebrauchte ihr früheres System des Zögerns und noch drei Monate vor Karl Philipps Tode, im Sept. 1742, glaubte Friedrich II. von Preußen, die Sache dem Abschluß nahe gebracht zu sehen [25]). Die Reformirten blieben aber in ihrem beschränkten Besitz, der durch

24) S. in der Neuesten Gesch. der ref. Kirche Urk. 23. Die Synodalakten befinden sich auf der münchner Staatsbibl. Cod. bav. 2845.

25) S. seine Vorstellung a. a. O. Urk. 24.



eine kostspielige und verschwenderische Verwaltung immer kleiner ward, und die Lutheraner konnten aus der Collecte nur eine augenblickliche Abhülfe der dringendsten Bedürfnisse, aber kein Stiftungskapital entnehmen.

Einen Vorzug hatten die letzten Verhandlungen; Lutheraner und Reformirte sahen allmählig das Thörichte ihrer bisherigen Anfeindungen ein und schlossen sich zur Eintracht enger an einander an. Schon der unermüdliche Reck hatte eine völlige Ausgleichung der Ansprüche beider versucht, war aber auf dieselben Hindernisse gestoßen, welche im Jahr 1736 die Abfindung hemmten; doch war jetzt wenigstens die Gesinnung freundschaftlicher geworden und die beiden protestantischen Confessionen hörten nach einem Streit von anderthalb Jahrhunderten endlich auf, sich einander zu zerfleischen.

Die gemeinsame Lage der protestantischen Kirche blieb indessen unter dieser Regierung beengt, wie sie gewesen war, und ward unter der folgenden nicht verbessert.

§. 3.

Politische Verhältnisse unter Karl Philipp.

Karl Philipps auswärtige Politik war nach einer Seite hin neu und eigenthümlich; in seinem Verhältniß zum Kaiser. Im Gegensatze zu seinen beiden Vorgängern, den treuen Kämpen für das habsburgische Interesse, schien er den lange aufgegebenen Gedanken eines wittelsbachischen Familienbundes zwischen Bayern und Pfalz endlich durchführen zu wollen, aber es gelang ihm nicht, damit sich oder seinem Hause eine bedeutende Stellung zu erwerben. Auch hier, wie allem Andern, was Karl Philipp that, fehlte ein höheres Prinzip, und weder der Kurfürst von Bayern, noch der von der Pfalz waren fähig, die schlimmen Folgen der wittelsbachischen Zersplitterung durch eignes Verdienst wieder gut zu machen.

Auffallend war es immer, daß der pfälzische Kurfürst, dessen Vater und Bruder durch mehrfache Ehebündnisse mit Habs-

burg verbunden waren, der selbst so viele Auszeichnung vom wiener Hofe empfangen hatte, jetzt auf einmal einen entgegengesetzten Weg einschlug; gewiß ist es, daß des Kaisers Mäßigung in den kirchlichen Händeln, sein mehr rechtliches als partheiisches Verfahren, den größten Antheil an dieser Veränderung hatte. Die erste Folge der veränderten Politik war der pfälzisch-bayrische Familienpakt zu München (15. Mai 1724), der die seit dem vierzehnten Jahrhundert befolgte Politik des wittelsbachischen Hauses mit einem Male umstieß. Der Streit über das Reichsvicariat, den noch Karl Ludwig so erbittert geführt hatte, ward jetzt dahin ausgeglichen, daß sie es gemeinsam führen sollten [26]: hier und in allen andern Gerechtsamen und Interessen versprechen beide Häuser gemeinschaftlich zu handeln, sich gegenseitig zu beschützen und die willkürliche Erhebung neuer Kurfürsten gemeinsam zu hindern. Zu diesem Ende verabredete man weiter, daß die beiden Kurfürsten je achttausend Mann zur Vertheidigung unterhalten und ihre nächsten Anverwandten, die Kurfürsten von Cöln und Trier eine ihren Kräften entsprechende Kriegsmacht aufstellen sollten. Der Hauptzweck dieses geharnischten Bundes lag in den Erbstreitigkeiten, die in den nächsten zwanzig Jahren Deutschland viel beschäftigten; Kurpfalz wollte Jülich und Berg auf seine sulzbachischen Agnaten vererben und Kurbayern, nach dem Aussterben des habsburgischen Mannsstamms, einen Theil des östreichischen Erbbesitzes ansprechen. Die Sache konnte bedeutend werden; denn unter den zugezogenen Agnaten waren zwei Kurstimmen und Frankreich stand im Hintergrunde.

Mit Frankreich war Max Emanuel von Bayern seit einem Menschenalter im engsten Bunde, drum war es ihm ein Leichtes, auch die seit lange zerrissenen Fäden zwischen der pfälzischen und französischen Politik wieder anzuknüpfen. Schon im Jahr 1725 reiste der bayerische Obriststallmeister Graf v. Albert nach

26) Den Vertrag findet man in Olenschlagers Geschichte des Interregni I 322 f.



Paris, um es in die Interessen des wittelsbachischen Hauses herein zu ziehen, Karl Philipp schrieb damals (11. Sept.) an Maximilian Emanuel: Ew. Liebden erstatte ich zuvörderst für diese mir höchst angenehme Aeußerung hochverbundenen Dank hiebei und mache mir alle gedeihliche Hoffnung, daß durch Dero viel vermögende Officien und des Grafen Albert Geschicklichkeit die königlich preußischen gefährlichen Absichten bei ermeltem Hofe werden unterbrochen werden." [27]) Aber auch mit dem Kaiser trat Karl Philipp in Verbindung und ließ sich in den Wiener Vertrag (30. Apr. 1725) aufnehmen; nach England, das bald achher mit Preußen offen gespannt war, hatte der Kurfürst seinen Geheimen Rath Bevern abgeschickt.

Eine sehr vielseitige Rolle spielte dabei der Kaiser. Er war wegen der Vererbung seines habsburgischen Besitzes auf seine Tochter in derselben Lage, wie Karl Philipp mit dem jülichschen Lande; er suchte daher auch die meisten europäischen Mächte durch freundschaftliche Zusagen zu gewinnen. So stand er auch jetzt zwischen dem pfälzischen und preußischen Anspruch in der Mitte und suchte beide abzufinden; mit Kurpfalz schloß er (16. Aug. 1726) einen Vertrag, worin der Besitz von Jülich und Berg den pfälzischen Agnaten garantirt war [28]), und mit Preußen ging er (12. Oct. 1726) die Verpflichtung ein, ihm Berg und Ravenstein zu verschaffen und binnen sechs Monaten die pfälzischen Prätendenten zur Einwilligung zu bewegen. Da indessen auch Frankreich und England den König von Preußen mit den glänzendsten Aussichten zu locken suchten (sie versprachen nicht nur Berg und Ravenstein, sondern auch Jülich zu verbürgen), mußte der Kaiser eine entschiedenere Politik befolgen und entweder Preußen oder Pfalz aufgeben. Er that das Letztere und seit 1727 war man von Wien aus aufs eifrigste bemüht, die sulzbachischen Agnaten zur Entsagung zu vermögen. Man bot eine ansehnliche Jahresrente, dem Pfalzgrafen hun-

27) Correspondenz im bayr Reichsarch.

28) Försters Friedrich Wilhelm I Band II. S. 71.

derttausend, der Pfalzgräfin fünfzigtausend Thaler, für die Verzichtleistung auf Berg, aber ohne etwas zu erreichen. Da es mit Einwilligung von Pfalz-Sulzbach nicht erreicht werden konnte, schien man es ohne dieselbe durchsetzen zu wollen; denn in dem geheimen berliner Vertrage (Dec. 1728) sagte der Kaiser abermals Berg und Ravenstein nebst Düsseldorf dem Könige von Preußen zu. [29]). Freilich gab er die Hoffnung noch nicht auf, auch Pfalzsulzbach abzufinden, und noch im Jahre 1731 versuchte man es von Wien aus, ob nicht Preußen durch Berg allein (ohne Düsseldorf) zu befriedigen sei. Der Kurfürst von der Pfalz, mißtrauisch gegen Oesterreich, hatte indessen den entscheidenden Schritt gethan und sich mit Frankreich und Bayern in einen Bund eingelassen, worin die Franzosen die Garantie von Jülich und Berg übernahmen, und die beiden Kurfürsten versprachen, im Falle eines Reichskrieges neutral zu bleiben.

Der Vertrag ward am 15. Febr. 1729 zu Marly abgeschlossen [30]); dafür daß Frankreich die Bürgschaft für Jülich übernahm und im Kriege Schutz und Neutralität versprach, schämte sich der erste Reichsfürst nicht, den Franzosen vollkommene Theilnahmlosigkeit an einem Kriege des Kaisers zuzusagen. Er wolle, sagte er, nicht nur den Kaiser nicht unterstützen, sondern auch durch seine Kurstimme und die seiner Freunde am Reichstage die Theilnahme hemmen; am Reichstage sowohl als sonst werde er Frankreich so viele Dienste leisten, als die Neutralität nur erlaube, zudem mache er sich anheischig, im Verein mit Bayern auch die Kurfürsten von Köln und Trier zu ähnlichen Verpflichtungen zu gewinnen.

Der Kurfürst von der Pfalz erhielt bald Veranlassung, seine französische Gesinnung zu beweisen. Auf dem Reichstage widerstrebten er, Bayern und Sachsen, allein der Anerkennung der pragmatischen Sanction, wodurch Karl VI. seiner Tochter den

29) Stenzel Gesch des preuß. Staats. III. 567.

30) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Verhältnisse zu Frankreich").

Besitz seiner Erblande zu sichern suchte, und bei dem Reichskriege, der 1734 ausbrach, gab Karl Philipp das schmähliche Beispiel der Neutralität, während sein bayrischer Vetter für Frankreich Truppen warb. Friedrich Wilhelm I. hatte früher einmal geäußert: „wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland angreifen, so müßte der deutsche Fürst ein Cujon seyn, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran setzte"; [31]) seine fürstlichen Collegen in München, Mannheim und Köln schienen aber anderer Ansicht zu seyn. Namentlich bewies sich der Kurfürst von der Pfalz nicht nur erst neutral gegen beide Theile, sondern er nahm noch dazu unter der Maske der Neutralität für Frankreich offen Parthei. Was sie als Entschuldigung anführten, daß der Krieg das Reich nichts anginge, war nicht stichhaltig, da noch vor der Kriegserklärung die Franzosen aus purer Sorge und Zuneigung zum Reich, wie sie sagten, das rechte Rheinufer zu besetzen anfingen und den Kampf zum Theil mit den Reichsmitteln führten.

Als im Mai 1734 sich bei Speier eine französische Armee zeigte, machte man von pfälzischer Seite keine Schwierigkeit, sie über den Rhein zu lassen; unter den Kanonen von Mannheim schlugen die Feinde ihre Brücke, und aus einer Schanze bei Neckarau zog sich die pfälzische Besatzung höflich zurück, als die Franzosen sich näherten. Da in demselben Augenblick ein anderer Heerhaufe bei Fort Louis über den Rhein ging, mußte Prinz Eugen mit der deutschen Armee sich gegen Heilbronn zurückziehen, um nicht umzingelt zu werden. [32]) Während man die Franzosen mit offenen Armen empfing, brach man später, als die Deutschen kamen, Brücken und Zugänge ab, für das Reich gab man keine Beisteuer, den Franzosen lieferte man Bedürfnisse und Lebensmittel, und das nannte Kurfürst Karl Philipp Neutralität! Hätte nicht Philippsburg Stand gehalten, wäre nicht der Rhein deutscher gesinnt gewesen als die Reichsfürsten, indem er durch Ueberschwemmung den französischen Belagerern

31) Stenzel III. 555.

32) S. Eugens Bericht in Eugenii Heldenthaten VI. 694.

großen Schaden that, so hätte der Krieg für Eugens Armee eine sehr bedenkliche Wendung nehmen können. Das pfälzische Land gab indessen neue Exempel zu dem alten Spruch: was die Könige rasen, büßen die Völker; denn die vorgebliche Neutralität ihres Regenten vermehrte nur den Kriegsdruck. In der überrheinischen Pfalz und bei Mannheim war Alles mit Franzosen gefüllt, an der Bergstraße und im Neckarthale waren seit Juni die Kaiserlichen erschienen; die Franzosen verfuhren wie sie in fremden Ländern immer verfahren sind, und die deutsche Armee glaubte den Besitzungen eines so offenbar feindseligen Fürsten keine Schonung schuldig zu seyn. Im August mußten die Pfälzer die Durchzüge beider Armeen durchmachen; im Winter lagen zu Heidelberg, Ladenburg, Neckarau und Wiesloch acht Bataillone und vier Grenadiercompagnien einquartirt, im Neckarthal eine beinahe gleich große Anzahl. Die Noth war so groß, daß die französische Verwaltung sich zu einem Vergleich verstehen mußte, wonach sie selbst den Bauern Saatkorn lieferte, um die Felder wieder anzubauen. Frohnden und Zwangsdienste wurden im Frühjahre 1735 den Landleuten erlassen, damit sie ihr Feld bestellen konnten, aber die Bauern weigerten sich, die Aussaat zu besorgen, weil sie voraussahen, daß es nur zum Vortheil des Feindes geschehe.[33]) Anderer Ersatz ward den armen Leuten ohnedies nicht geleistet. Indessen weigerte sich Karl Philipp fortwährend, seine Verpflichtung gegen das Reich zu erfüllen; weder er noch Bayern und Köln stellten ihr Contingent zu dem begonnenen Reichskriege. Dafür sahen die Deutschen ein neues und eigenthümliches Schauspiel; während Eugen über die Falschheit des pfälzischen Hofes klagte, der pfälzische Bauer litt, ließ sich der Hof nichts abgehen, und zu Mannheim wie zu Schwetzingen fanden windige Franzosen, wie Noailles, Belleisle und Richelieu, die Führer der Feinde, eine bereitwillige und glänzende Aufnahme.

---

33) Europ. Fama I. 83.

Das Jahr 1735 lag noch drückender auf dem armen Lande; denn der Kurfürst hatte für eine Entschädigung, die in seine Kasse floß, den Bauern ihre Früchte vom Felde weg an die Franzosen verkauft und die Bewohner empfanden wieder den doppelten Druck der deutschen und französischen Armee, ohne daß die Regierung einen ernstlichen Willen zeigte, abzuhelfen. Was konnten die Beschwerden über militärische Gewaltthaten für einen Eindruck machen, wenn man sah, wie der vierundsiebzigjährige Kurfürst im Angesichte seines ausgesaugten Landes mit den französischen Blutsaugern, einem Blondel, Belleisle, Coigny und Andern zu Schwetzingen und Mannheim seine verschwenderischen Hoflager hielt und sie mit fürstlicher Ehre empfing. [34]) Es gehörte ein seltener und nicht beneidenswerther Gleichmuth dazu, in diesem Augenblicke, wie Karl Philipp that, sich bei Eugen zu beschweren, daß die österreichischen Officiere ihm sein Wildpret wegschößen, und Eugen hatte Recht, wenn er derb erwiederte, er habe jetzt kein Wild, sondern Soldaten zu hüten.

Noch offener, als in diesem Kriege, zeigte Karl Philipp fünf Jahre später, daß er im Bunde mit Bayern an Frankreich verkauft sey. Es bot sich jetzt die erste Gelegenheit, den mit Bayern (1724) geschlossenen Vertrag auszuführen; der Kaiser war (1740) gestorben und die Führung des Reichsvicariats durch eine Commission aus bayrischen und pfälzischen Beamten bestehend, wie sie jener Vertrag feststellte, mußte jetzt zum erstenmal praktisch werden. Viele Schwierigkeit machte freilich der Umstand, daß jener Vertrag als eine einseitige Verordnung der Betheiligten weder vom Kaiser noch vom Reich war anerkannt

34) Europ. Fama I 624: Wenn einen oder den andern einmal gehungert, hat er sich de bonne grace bei Ihro Churf. Durchl. zu Gast gebeten und ist nach aufgehobener Tafel mit einem fetten Mäulchen wieder über den Rhein gereiset. — Nach authentischen Angaben (bayr. Reichsarchiv) wurde der Kriegsschaden im Jahr 1734 und 1735 für die Aemter Mosbach, Bretten, Ladenburg und Heidelberg auf 3 Millionen 136569 fl. 23 kr. angegeben.

werden und die protestantischen Reichsstände sich ernstlich sträubten, eine rein aus katholischen Mitgliedern zusammengesetzte Vicariatscommission anzuerkennen. Doch hatten beide Häuser, das bayerische und pfälzische, den Triumph, die an sich bedeutungslose Führung des Reichsverweseramts zu behaupten. [35])

Wichtigeres freilich lag im Hintergrunde, und jener Vertrag von 1729, der einen deutschen Fürstenbund unter französischem Protectorat gebildet hatte, konnte jetzt noch fruchtbarer als im Kriege von 1734 werden. Das Haus Habsburg war in seinem männlichen Zweige ausgestorben; eine Menge von Prätendenten sprachen einen Theil des Erbes an, das Karl VI. vergebens der weiblichen Linie hatte vollständig zu sichern suchen, und der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern stand unter ihnen obenan. Zugleich war aber die deutsche Kaiserwürde erledigt; es bot sich also der vereinigten Politik der Höfe zu Versailles, Mannheim und München die beste Gelegenheit, ihre Plane von 1729 durchzusetzen. Man war darüber bald einig; Karl Philipp war bereit seinen Vetter von Bayern zum Kaiserthron zu führen. Viele Mühe kostete es freilich, den zähen und bedächtigen Kardinal Fleury in Frankreich zum Beistand zu bewegen; aber dadurch, daß Karl Albrecht, alle Scham und alles Ehrgefühl eines künftigen deutschen Kaisers bei Seite setzend, zuerst den Kardinal in demüthig kriechender Weise um Hülfe anflehte, dann den Franzosen die deutsche Westgränze versprach [36]), gelang es ihm, in dem nymphenburger Vertrage (Juni 1741) den Beistand Frankreichs glücklich zu erkaufen. Unter den deutschen Fürsten, die sich zu dem Project hergaben, war Karl Philipp der bedeutendste; er verweigerte, trotz seiner früher geleisteten Garantie, seiner Großnichte Maria Theresia die Anerkennung in den Erbstaaten, er gestattete den französischen Truppen Durchzug

---

35) S. darüber alle Aktenstücke in Olenschlagers Geschichte des Interregni I. S. 322—366. II. 499 ff.

36) S. Schlossers achtzehntes Jahrhundert II. 10. 24. 25, wo die betreffenden Stellen aus den französischen Archiven mitgetheilt sind.

und Quartier, und wußte es beim Wahltage dahin zu bringen, daß die Wahl verschoben ward, bis die französischen Agenten mit ihren Werbungen für Bayern fertig waren. Die pfälzischen Bevollmächtigten waren auch besonders rührig, Maria Theresia's Anspruch an die böhmische Kurstimme zu bestreiten [37]), und sie sahen ihre Bemühungen dadurch gekrönt, daß (Jan. 1742) der Kurfürst von Bayern als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt ward. Dafür gab das neue Reichsoberhaupt, das sich zugleich als König von Böhmen benahm, dem pfälzischen Kurhause die verlorene Erztruchsessenwürde zurück und der leere Streit zwischen Pfalz und Hannover um die Erzschatzmeisterwürde [38]) ward dadurch für den Augenblick beigelegt. Karl Philipp hatte dann die Freude, bei der Frankfurter Kaiserkrönung durch seinen Gesandten ein Stück von dem gebratenen Ochsen abschneiden zu dürfen, während Hannover nicht in der Ehre verkümmert ward, die Krönungsmünzen auswerfen zu dürfen.

Während der Krieg in Schlesien und Böhmen losbrach, die Oberpfalz und Neuburg von den streifenden Panduren hart bedrängt ward, ergötzten sich die drei wittelsbachischen Kurfürsten von Pfalz, Bayern und Köln an den glänzendsten Feierlichkeiten. In den Tagen der Wahl wurde zu Mannheim geschmaust, gejubelt und getanzt, und der fast vierundachtzigjährige Kurfürst Karl Philipp eröffnete noch selbst den Hofball, indem er sich auf einem Sessel vorausrollen ließ. Der wittelsbachische Familienbund, der ein oder zwei Jahrhunderte vorher vom größten Gewicht hätte seyn müssen, erhielt jetzt eine Art Parodie; denn armseliger als diese Kaisercomödie haben wenig politische

37) S. die pfälzische Deduction darüber in Olenschlagers Gesch. des Interregni II. 424. IV. 180.

38) Karl Ludwig hatte dieselbe nach dem westphälischen Frieden erhalten, Johann Wilhelm nach Maximilian Emanuels Aechtung dagegen die Erztruchsessenwürde eingetauscht; da er dieselbe im badener Frieden wieder abgeben mußte, entstand denn der Streit mit Hannover, welcher die Erzschatzmeisterwürde nicht zurückgeben wollte.

Schauspiele geendigt, wobei ein Blinder den andern führte. Karl Philipp hat die Katastrophe nicht mehr erlebt.

Dagegen fiel noch in Karl Philipps letzte Tage die Entscheidung einer Angelegenheit, die Ursache gewesen war, daß seine Politik den bezeichneten Weg einschlug; wir meinen den jülicher Erbstreit. Noch immer berief sich Preußen auf die Erbverbrüderung von 1666, welche die Häuser Brandenburg und Neuburg damals wegen der Besitzungen in Jülich, Cleve, Berg und Ravenstein geschlossen hatten; noch immer war aber die Sache schwankend und beide Partheien suchten sich Verbündete, Preußen für Aufrechterhaltung des Erbvertrags, Kurpfalz für Uebertragung der Länder auf die Nachkommen der pfälzischen Prinzessin, deren Gemahl freilich als sulzbachischer Prinz ein Nachkomme jener Anna von Jülich und Cleve war, von welcher der ganze Anspruch des neuburgischen Hauses herrührte. Welche politische Combinationen sich daran knüpften, haben wir oben erzählt; für den Kaiser und Preußen besonders war der jülicher Erbstreit eine von jenen politischen Fragen geworden, die unter jedem Verhältnisse wieder als entscheidend auftauchen. Seit in den zwanziger Jahren der Versuch eines Vergleichs gescheitert war, hatte man theils mit juristischen Beweisführungen und ausführlichen Deductionen seine Sache zu stützen gesucht, theils war man bemüht, einstweilen der künftigen Besitznahme faktisch vorzuarbeiten. So hatte namentlich Karl Philipp von der Pfalz einstweilen durch seinen Bruder, den Bischof von Augsburg, die Huldigung für seine Erben vornehmen lassen (1732); aber inzwischen war unter diesen Erben selbst auch eine Veränderung eingetreten. Anfangs hatte Karl Philipp den jülicher Erbstreit besonders im Interesse seiner Lieblingstochter und ihres Gemahls, des Erbprinzen von Sulzbach, geführt; beide waren rasch nach einander gestorben (1728 und 1729); der Kurfürst übertrug daher ihre Ansprüche auf den Bruder des Erbprinzen, Johann Christian von Sulzbach. Dieser starb aber schon im Jahre 1733 und so vererbte sich sein Anspruch auf seinen unmündigen Sohn Karl Theodor (geb. 1724), dem zugleich die Erbfolge in der

rheinischen Pfalz und in Neuburg zufallen mußte. Ihm bestimmte jetzt Karl Philipp die Succession in Jülich und Berg, und auch der Kaiser hatte sich noch kurz vor seinem Tode (Oct. 1738) bestimmen lassen, seinen Anspruch daran anzuerkennen. [39])

So standen diese Angelegenheiten, als im Jahre 1740 zugleich Kaiser Karl VI. und Friedrich Wilhelm von Preußen starben und mit einem Male Frankreich, Bayern, Pfalz und Preußen einen gemeinsamen Bund gegen das Haus Habsburg bildeten. Der neue König von Preußen, Friedrich II., der einen sichern Besitz einem langjährigen Erbstreite vorzog, sah wohl ein, daß es jetzt nicht möglich sey, zugleich Schlesien zu erobern und den Verbündeten, die ihm dazu verhalfen, Jülich und Berg abzutrotzen; denn Frankreich nahm sich des pfälzischen Anspruches thätig an. So ward (Febr. 1742) nach zwanzigjährigem Streite ein Vertrag möglich, worin die Verbündeten den Besitz von Schlesien dem Könige von Preußen verbürgten, er dagegen seinen Ansprüchen an die Erbschaft in Jülich und Berg zu Gunsten von Pfalz-Sulzbach entsagte [40]); im Oktober desselben Jahres, ward dann im Namen des Thronfolgers die Huldigung feierlich eingenommen.

Neben dieser wichtigsten Angelegenheit, die Karl Philipps politische Stellung nach Außen zwei Jahrzehnte lang bestimmte, wurden auch kleinere Händel entschieden, die er von seinen kurfürstlichen Vorfahren ererbt hatte. Schon unter Johann Wilhelm war mit der reichsunmittelbaren Ritterschaft wegen des pfälzischen Wildfangrechtes, das Karl Ludwig so energisch aufrecht gehalten und durch den heilbronner Vertrag von 1667 gesichert hatte, ein Streit ausgebrochen, der durch andere Mißhelligkeiten, namentlich über die ritterliche Zoll- und Jagdfreiheit, das Geleitsrecht noch verwickelter geworden war. Ein

---

39) Die Verhandlungen mit Preußen, die dem vorausgingen, findet man bei Stenzel III. 673 ff.

40) Die erste Uebereinkunft war vom 24. Dez. 1741. s. Schoell histoire abrégée des traités II. 309.

Vertrag [41]) vom 16. Aug. 1717, der später (17. Okt. 1729) eine noch bestimmtere Deutung erhielt, hob den Streitpunkt wegen des Wildfangrechtes dadurch, daß Kurpfalz durch eine jährliche Ablösungssumme von 7500 Gulden seinen Ansprüchen entsagte; die übrigen Streitfragen wurden durch genauere Erklärung der früheren Verträge zur Zufriedenheit der Ritterschaft geordnet.

Viele Bewegung verursachte eine Angelegenheit, welche eine pfälzische Seitenlinie, die zweibrückische, anging. Zweibrücken hatte eben so harte Schicksale, als die kurpfälzischen Länder erdulden müssen; seine Pfalzgrafen waren als Könige in Schweden durch eine andere Thätigkeit gefesselt und mußten die Greuel des orleansschen Verwüstungskrieges über ihr Land ergehen lassen. Erst seit 1693 kam eine ruhigere Zeit, als Karl XI. das Land durch eine treffliche Frau verwalten ließ, die dem Volke und seinen Interessen näher stand, als die schwedischen Könige und ihre Staatsmänner. Es war Charlotte Friederike, die Tochter des Pfalzgrafen Friedrich, der 1635 — 1661 zu Zweibrücken regierte, die Wittwe eines zweibrücken-landsbergischen Prinzen, die in den bitteren Jahren nach der Zerstörung (1693 — 1698) sich um die Verwaltung des Landes hohe Verdienste erworben hat. Nach dem ryswicker Frieden kamen schwedische Beamte, die im Namen Karls XII. die Verwaltung führten, aber die treffliche Regentin nicht vergessen machen konnten, obwohl manche wohlthätige Einrichtung in Kirche und Schule von der schwedischen Verwaltung ausging. Es läßt sich aber denken, daß bei der aufreibenden und unruhigen Thätigkeit Karls XII., die ihn nach der Ukraine, der Türkei, nach Stralsund und nach Friedrichshall führte, ein dauerndes Interesse an dem Schicksale seines zweibrückischen Erblandes nicht bestehen konnte; eher war das zu erwarten, als nach seiner Ermordung durch die schwedische Aristokratie (1718) die Regierung wieder an einen heimischen Prinzen zurückfiel.

41) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe.

Es war Gustav Samuel Leopold [42]), dessen Vater Johann Adolf von Zweibrücken-Cleburg der dritte Sohn von jenem Johann Casimir gewesen, der die pfälzische Linie nach Schweden geführt hatte; Gustav Samuel (geb. 1670) war also ein leiblicher Neffe Karls X., ein Vetter Karls XI. von Schweden. Ihn betrifft der Erbstreit, in den jetzt unter Karl Philipp auch die kurpfälzische Regierung verwickelt ward. Er war in früheren Jahren, zum Theil um sich in seiner bedrängten Lage mächtige Gönner zu verschaffen, zur katholischen Kirche übergetreten (1692) und hatte sich dann mit einer Tochter jenes Pfalzgrafen Leopold Ludwig von Veldenz vermählt, dessen zahlreiche Nachkommenschaft so auffallend schnell und unglücklich wegstarb und mit dem die veldenzische Linie zu Ende ging. Da die Ehe kinderlos war, ließ sich Gustav Samuel (April 1723) eigenmächtig von seiner Gemahlin scheiden und veranlaßte dadurch einen großen Sturm am Reichstage, wo man von protestantischer Seite die Kränkung der Rechte seiner reformirten Gemahlin hervorhob; da sie indessen noch in demselben Jahre starb, erhielt dieser Streitpunkt seine Erledigung.

Nun hatte aber der Pfalzgraf [43]) schon gleich nach der Scheidung (Mai 1723) eine neue Ehe eingegangen mit einem Fräulein von Hoffmann, der Tochter eines seiner Beamten, dessen Adel noch sehr jung war, und beeilte sich, seine neue Gemahlin vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erheben zu lassen, was ihm auch (1724) gelang. Es war zu erwarten, daß die Agnaten nicht ruhig bleiben und die zweifelhafte Rechtmäßigkeit der Ehe zu Gunsten ihrer eignen Erbansprüche benutzen würden; namentlich war Christian III. von Birkenfeld, dessen Linie vom jüngsten Sohn Wolfgangs von Zweibrücken abstammte,

---

42) Ein sehr ungünstiges Urtheil über ihn und seine Gemahlin fällt Elisabeth Charlotte in den Briefen an die Raugräfin S. 380.

43) Nachrichten über ihn s. in Mosers Patriot. Archiv VI. 459 ff. Vgl. die Documentirte Facti Species. 1739. fol., welche Pfalz-Zweibrücken erscheinen ließ, als die Gräfin Hoffmann einen Anspruch an die Mobiliarerbschaft erhob. Auch Pütter Mißheirathen deutscher Fürsten S. 263 ff.

also den nächsten Anspruch besaß, lebhaft dabei interessirt. Die Hoffmann stand im Rufe, schon früher des Pfalzgrafen Geliebte gewesen zu seyn; daß sie kurz vor der Vermählung katholisch geworden war, hatte die Protestanten erbittert und besorgt gemacht. Indessen blieb auch diese Ehe kinderlos, und Christian von Birkenfeld konnte die Erbfolge in Zweibrücken mit Gewißheit für sich hoffen. Allein Gustav Samuel that zweideutige Schritte der Annäherung an den kurpfälzischen Hof, der mit den protestantischen Birkenfeldern sehr gespannt war, ja in den letzten Tagen des Jahres 1724 nahm er sogar eine kurfürstliche Garnison in Zweibrücken auf. Die Klage des Pfalzgrafen Christian, von den protestantischen Reichsständen lebhaft unterstützt, bewirkte zwar, daß ein kaiserliches Decret die Entfernung der Truppen gebot (1725), und ein Reichshofrathsbeschluß ordnete einen Vergleich an, aber weder die zweibrückische Erbfolge, noch der seit 1694 schwebende Streit über die veldenzische Erbfolge Leopold Ludwigs fand seine Entscheidung. Der Streit drehte sich zum Theil um dieselben Rechtsgründe, die schon früher in andern Händeln aufgetaucht waren; Kurpfalz sprach nach dem Recht der Primogenitur den Heimfall des erledigten Landes an, und Birkenfeld berief sich auf das Wolfgang'sche Testament von 1568. So schleppte sich denn der Proceß hin wie alle ähnlichen; vor dem Reichshofrath wurden ohne Erfolg Vergleichsversuche angestellt, und die beiden Partheien ließen in ausführlichen Deductionen ihr gegründetes Recht beweisen. Der Antheil an der Sache ward dadurch vergrößert, daß der Erbstreit zwischen der protestantischen und katholischen Linie des pfälzischen Stammes von den Reichsständen als eine kirchliche Angelegenheit betrachtet ward; dem hatte man es auch zuzuschreiben, daß nach Gustav Samuels Tod (Sept. 1731) der Kaiser das Land durch Mainz und Darmstadt sogleich in Sequester nehmen ließ. Endlich, am 23. Dec. 1733, kam es zu einem Vergleiche, der die veldenzische und zweibrückische Streitigkeit zugleich entschied [44]. Der Kurfürst behielt die Aemter

44) Faber Staatskanzlei LXV. 162.

Veldenz und Lauterock, trat aber seinen Antheil an Lützelstein und die guttenberger Gemeinschaft an die birkenfeldischen Pfalzgrafen ab; auch den sulzbachschen Antheil an Guttenberg erhielt, gegen eine Rente von 12000 Gulden, die Karl Philipp bis zu seinem Tode bekam, das Haus Birkenfeld; allen übrigen Ansprüchen entsagten beide Partheien. Das Reichsvotum für Veldenz behielt bis zu seinem Tode der Kurfürst; später wechselten Birkenfeld und Sulzbach mit einander ab. Das zweibrückische Erbe fiel mit Ausnahme des Unteramtes Stadeck ganz an Christian von Birkenfeld; beide Theile verpflichteten sich auch, in den abgetretenen Landestheilen die religiöse Duldung der andern Confessionen aufrecht halten zu wollen. Im Anfang des Jahres 1734 nahm dann Christian III. Besitz vom Herzogthum Zweibrücken, überlebte aber die glückliche Entscheidung des Processes nur ein Jahr.

Ein anderer noch mehr verwickelter Rechtshandel, worüber eine kleine Bibliothek von Deductionen zusammengeschrieben ward, fand ebenfalls damals seine Erledigung. Das Schloß Zwingenberg am Neckar, das nach dem unglücklichen Erbfolgekriege von 1504 von Kurfürst Philipp wieder an die früheren Besitzer, die Ritter von Hirschhorn, war verkauft worden, ward, als der letzte Hirschhorn 1632 starb, Veranlassung zu einem hundertjährigen Proceß, an dem die meisten Reichsfürsten für oder wider Antheil nahmen. Der letzte Besitzer, Friedrich von Hirschhorn, hatte seine Halbschwester zur Erbin eingesetzt; dagegen erhob nun Engelhard Göler von Ravensburg, dessen Mutter eine Hirschhorn, die Tante des Erblassers, gewesen war, einen näheren Erbanspruch; ehe es darüber zur Verhandlung kam, hatte aber Kurpfalz den Besitz schon als heimgefallenes Lehen an sich gezogen, und Engelhard von Göler mußte es als pfälzische Belehnung empfangen. Die Vertreibung der Schweden und Pfälzer (1635) zog auch die seinige nach; erst mit dem westphälischen Frieden ward der Streitpunkt von Neuem angeregt. Karl Ludwig hatte Besitz ergriffen und blieb auch darin, obschon Göler von einer dazu ernannten kaiserlichen

Commission (1651) einen Beschluß erwirkte, der dem Kurfürsten die Abtretung auferlegte. Karl Ludwig war, obwohl vorgeladen, vor der Commission nicht erschienen und trat auch die Herrschaft nicht ab; so blieb es unter den Nachfolgern, und die Sache schien in Vergessenheit zu gerathen, denn seit 1698 wurden die Grafen von Wieser damit belehnt. Sehr unerwartet war es daher, daß im Jahre 1724 drei Nachkommen jenes Engelhard von Göler, aus der Familie Horneck, Gemmingen und Göler, den Anspruch erneuerten, und der Reichshofrath ihnen den Besitz (1725) zusprach. Kurpfalz und sein Lehensträger Wieser wußten die Sache zwar hinauszuziehen, denn auch diese Angelegenheit ward als eine Partheisache der Confessionen behandelt; allein endlich gelang es doch (1728) den Gölerschen Erben, in den Besitz der Herrschaft zurückzukommen. Freilich war damit der Zwist nicht geschlichtet, sondern unter der folgenden Regierung tauchte der Proceß nochmals auf, und als die Besitzer durch Verkauf der Herrschaft an das kurpfälzische Haus die Sache zu beendigen suchten, brach ein neuer Proceß aus, in welchem an diese kleine Herrschaft wieder eine Menge von andern Händeln und Partheiinteressen sich anknüpfte [45]).

§. 4.

Regierung und Hof.

Die innere Regierung Karl Philipps hatte zwar unter viel verheißenden Auspicien begonnen, aber bald waren die Hoffnungen auf eine bessere und gerechtere Anordnung des Staates und seiner Einkünfte bitter enttäuscht worden. Was sich in ihm als Reform ankündigte, war nichts als die schnell vorübergehende Liebhaberei neuer Regierungen, die Schöpfungen des Vorgängers umzuändern; was für Sparsamkeit, Vereinfachung des Hofes und Erleichterung des Volkes wirklich geschah, schlug

45) Die Aktenstücke darüber s. Fabri Staatskanzlei LXXXIII. S. 430—480. LXXXIV. S. 55—165. XCIII. 1—89. XCIV. 302—376.

nach sehr kurzem Bestehen wieder in den früheren Zustand unter Johann Wilhelm zurück.

Es bildete sich jetzt allmählig die pfälzische Hof- und Regierungswirthschaft aus, die nachher im achtzehnten Jahrhundert feststehend geblieben ist; schwache Regenten durch bigotte Einflüsterungen geleitet, und eine fest zusammenhängende undurchdringliche Bureaukratie herrschen mit allen Mißbräuchen eines habsüchtigen Schreiberregiments über das niedergehaltene, verarmende Volk. Die Pfälzer, von Natur ein kräftiger, reich begabter Zweig des fränkischen Stammes, hatten schon durch die beispiellosen Mißhandlungen des dreißigjährigen und orleansschen Krieges Vieles von ihrem Wesen verloren, und das furchtbare Elend jener Zeiten hatte die Bevölkerung in ihrem moralischen Wohle gewiß nicht minder als in ihrem materiellen verkürzt. Selbst eine sehr milde und väterliche Regierung hätte Mühe gehabt, in das pfälzische Leben jene Frische, jenen äußeren und inneren Reichthum zurückzuführen, der die besten Zeiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts erfüllte; wie mußte es erst unter Regierungen werden, deren kirchliche Haltung von den Einflüsterungen des Jesuitismus abhing, deren politisches Regiment den Händen einer nach oben servilen, nach unten gewaltsamen Beamtencaste anvertraut war!

Der Beamtenstaat stieg unter Karl Philipp zu solcher Höhe, daß das Land nur mit Mühe noch die Masse der müßigen Stellenträger versorgen konnte; denn müßig war die Mehrzahl derselben, und ihre kostspielige Ernennung nichts als ein Opfer, das den herrschenden Begriffen von autokratischer Würde und Repräsentation gebracht ward. Wenn man die schlichte und knappe Verwaltung eines Friedrich des Siegreichen, Johann Casimir oder noch Karl Ludwigs mit den Beamtenlisten Karl Philipps vergleicht [46]), so begreift man nicht, wie dieses Heer einer prunkenden Bureaukratie in den Besitzungen des Kurfür-

---

46) Auf der münchner Bibl. Cod. bavar. 1665 befindet sich ein Verzeichniß vom Jahr 1723.

sten Platz finden konnte. Da ist ein geheimes Conferenzministerium, bei dem außer den Secretären von Franken, von Hallberg und Busch sieben „geheime Conferenzminister“ beschäftigt sind, und daneben besteht noch eine geheime Kanzlei, bei der zwei Dutzend Beamten Anstellung finden. Die Verwaltung der pfälzischen Lande ward von einer Administration geleitet, die außer den beiden Präsidenten Hillesheim und Ullner vierzig Räthe und einige Dutzend Secretäre und Kanzlisten zählte; Hofgericht und Hofkammer waren ähnlich bedacht und die Verwaltungen der Kassen waren so zahlreich, daß man glauben möchte, ihre Einkünfte seyen mehr dazu bestimmt gewesen, die Verwaltung zu erhalten, als von ihr erhalten zu werden. Die geistliche Administration z. B., deren Güter ohnedies schon sehr verkürzt waren, litt unter der drückenden Last eines Präsidenten, der an der Spitze von acht Räthen und etwa zwei Dutzend Kanzleibeamten stand. Die neunzehn pfälzischen Oberämter hatten gewöhnlich einen Oberamtmann, der die Stelle als Sinecure genoß; es war einer der Minister oder ein Herr von Adel, der sein Amt niemals besuchte. Dies hatte den großen Nachtheil, daß man daneben noch einen Stellvertreter mit einem zahlreichen Amtspersonal bestellen mußte, die, weil sie nicht glänzend bezahlt waren, die Stelle als eine Versorgungsanstalt auszubeuten gewohnt waren. Neben dem ganzen zahlreichen Heer dieser Beamten ist das Personal der Universität Heidelberg auf achtzehn Lehrer zusammengeschwunden, unter denen sechs Jesuiten genannt werden.

Das pfälzische Beamtenwesen litt, neben vielen Gebrechen einer sorglosen Regierung, namentlich an einem Grundübel, der Erblichkeit und Käuflichkeit. Schon im siebzehnten Jahrhundert hatten sich Spuren gezeigt, daß dieser Feudalismus in den Beamtenstaat eingedrungen sey, aber Karl Ludwig hatte noch mit Strenge und Wachsamkeit jeden Zweig der Verwaltung durch genaue Controle vor dem Unheil zu bewahren gewußt. Mit Johann Wilhelm griff die Erblichkeit um sich; aus Geldnoth kam die verschwenderische Regierung erst nur auf den Gedan-

ken, die bedeutenderen Aemter für Geld forterben zu lassen. Aber bald war es so weit gekommen, daß es keinen irgend nennenswerthen Platz im pfälzischen Staate gab, der nicht seinen Preis gehabt hätte. Schon unter Johann Wilhelm war der Mißbrauch so fest gewurzelt, daß eine eigne Verordnung ihn in bestimmte Gränzen faßte; durch eine Ordre vom 10. Mai 1710 ward jedes Amt und jede Pflege zu einer bestimmten Summe tarirt und dafür der Preis in zwei jährlichen Terminen entrichtet; jeder Besitzer erhielt dann die Versicherung, sein Amt „bis auf die zweite Generation und da er keine Nachkommen hätte auf einen andern zu übertragen, den er zu solchem Ende statt eines männlichen Descendenten ernennen und der zu solcher Function qualificirt seyn wird" [47]).

Damit hing ein anderer Mißbrauch eng zusammen, die sogenannten Adjunctionen oder Anwartschaften. Vor jeder Stelle stand eine Reihe von Supplicanten, deren einer oder mehrere schon als Nachfolger bezeichnet waren, und die wieder mit vielem Gelde diese Hoffnung auf dereinstige Versorgung bezahlten. Auch dieser Mißbrauch stieg zu solcher Höhe, daß schon Johann Wilhelm sich genöthigt sah, durch Verbote dagegen einzuschreiten; wie wirksam diese Verbote waren, die sich unter jeder Regierung vermehrten [48]), beweist der eine Umstand, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Unfug im ausgedehntesten Maße herrschte.

Wie die Verwaltung bei diesem Treiben beschaffen seyn mochte, läßt sich denken. Schon Karl Philipp mußte verordnen [49]), daß jeder zu einer Rathsstelle Befähigte doch 24 Jahre alt seyn mußte, weil man bald auf Unmündige, bald auf Säuglinge die Anwartschaften übertrug. Die pfälzische Administration gelangte auf diesem Wege zu dem unbeneideten Rufe, den sie im achtzehnten Jahrhundert genoß, eine der unverbesserlich-

47) Churpfälz. Verordn. im bayr. Reichsarch.

48) Pfälz. Archiv in Karlsruhe („Diener" 3.)

49) Verordnung vom 25. Juni 1733. Pfälz. Archiv („Diener" 4.)

ſten in der Welt zu ſeyn, und das arme Volk mußte mit ſeinem Schweiße theuer bezahlen, was die Herren Beamten als Kaufpreis ihrer Stellen hingegeben hatten. Die Juſtiz wurde ſchon unter Karl Philipp ſo beſorgt, daß ſelbſt durch die dreifache Mauer von Beamten, Höflingen und Jeſuiten die Klagen zu ihm drangen, und er mit ungewohnter Schärfe eine Beſſerung — wenigſtens befahl. Es mußte ſehr arg geworden ſeyn, wenn ein Regent wie er in den ſtrengſten Ausdrücken einen beſſeren und ſchleunigeren Gerichtsgang forderte, und ſeinem einflußreichſten Beamten, dem Grafen Hillesheim, ſein „größtes Mißvergnügen" über das bisherige Treiben kund gab [50]). Das Steuerweſen litt ebenfalls an einem verderblichen Mißbrauch, den Privilegien und Immunitäten. Nicht nur die alten Steuern waren dem Adel und den Beamten erſpart, ſondern auch die Acciſe und Conſumtionsſteuer ward unbilliger Weiſe faſt allein auf den Bürger und Nichtbeamten gewälzt. Erſt griff beim Adel die Befreiung von dieſer Laſt um ſich, dann bewilligte Johann Wilhelm (1703) den Gliedern der Univerſität daſſelbe Vorrecht, dann kam es allmählig zu allen Beamten, und ſpäter iſt die ganze Auflage ausſchließlich auf die Schultern des Handwerkers und Bauern gewälzt. Verordnungen dagegen halfen nichts mehr [51]); hier wie in andern Dingen war die eigennützige Bureaukratie dem Fürſten bereits über den Kopf gewachſen.

Selbſt in die Gemeindeämter war jenes patriarchaliſche Princip der Erblichkeit eingedrungen; in den größeren Städten folgten im Rathe die Söhne den Vätern nach. Zugleich kam hier wieder das kirchliche Intereſſe der Regierung ins Spiel; ängſtlich wurde darüber gewacht, daß in allen Gemeindeämtern die katholiſchen Glieder wenigſtens die Hälfte ausmachten. Im Durchſchnitt ward dies auch befolgt; doch war es natürlich, daß

50) Cod. bav. 2556 auf der münchner Bibl.

51) Karl Philipp that es 1737. Pfälz. Archiv („Acciswesen").

die Regierung zwar in überwiegend katholischen Orten nur katholische Individuen wählte, in den protestantischen dagegen auch katholische hinzunahm. Auch kann es uns bei dem Streben der Regierung nicht in Erstaunen setzen, daß ungeachtet des angeblichen Grundsatzes der Gleichheit die Schultheiße, Anwälte, Vögte — also gerade alle leitenden Beamten — überall aus Katholiken gewählt wurden [52].

Leider war dies nicht zufällig, sondern es hing mit den Grundsätzen der Regierung zusammen; es sollte Alles im Sinne einer jesuitischen Reaction geleitet werden. Die frühere wissenschaftliche Regsamkeit erstarrte unter dem Druck verschärfter Censurgesetze; denn ein Edikt vom Mai 1719 verordnete, daß gar nichts mehr ohne Erlaubniß der Regierung gedruckt werden solle. Dies wurde so streng gehandhabt, daß man selbst schale Gelegenheitsgedichte nicht ausnahm. So hatte bei der Grundsteinlegung des mannheimer Schlosses Einer einen „frohlockenden epigrammatismum" drucken lassen; weil die Erlaubniß nicht eingeholt war, wurde der Buchdrucker gestraft und dem Autor durch den Regierungsrath und Landschreiber seine „Anmaßung ernstlich verwiesen". Sogar der ehrliche Peter Kayser ward für seine Chronik von Heidelberg zur Verantwortung gezogen; es sey zwar, hieß es, „darin contra statum aut Religionem et bonos mores nichts gefährliches enthalten, aber doch einige passus darin, welche man nicht wohl approbiren könne." Solche Wachsamkeit war aber nicht hinreichend; auswärtige Blätter beurtheilten die kurfürstliche Regierung oft bitter und schonungslos, man hielt es daher für nothwendig, dieser „schlechten" Presse ein loyales Organ entgegenzustellen. So entstand die mannheimer Postzeitung; „es befänden sich, hieß es, verschiedene fremde gedruckte Zeitungen, deren Inhalt zuweilen theils falsch, theils von nichtswürdigen passionirten und mit Unwahrheiten angefüllten passibus begriffen"; drum grün-

52) Im Jahr 1728 ließ die Regierung darüber Berichte abstatten, aus denen das Obige entnommen ist. S. pfälz. Archiv („Gemeinden").

dete man ein officielles Organ, das im Wege der Soumission an Drucker vergeben ward [53]).

Konnte Karl Philipps **Regierung** zwar nicht für musterhaft gelten, so blieb ihm doch der Ruhm unbestritten, durch den Glanz seines **Hofwesens** mit den angesehensten Fürsten Europas zu wetteifern. Sein Hofstaat bildete eine Armee; wir finden unter dem Obristhofmeisterstab 58 Hofofficianten verzeichnet, der Oberstkämmerer hatte über 80 Kammerherren, 22 Kammerdiener und mehrere andere Müßiggänger zu gebieten, und dem Obriststallmeisterstab sind nahe an 180 Personen, namentlich Lakaien, Heiducken u. dgl. untergeordnet. Der Obristhofmarschall gebietet über eine eben so starke Truppe, neben allem dem wird noch eine Leibgarde zu Pferd, eine Oberstfoffalknerei, eine Hofmusik und ein Hofbauamt bezahlt [54]) — und man darf nicht übersehen, daß dies des Kurfürsten Person allein anging; denn seine beiden Gemahlinnen waren längst gestorben. Dazu kam die kostspielige Anlage der Residenzschlösser, welche im Stile der großartigsten Palläste angelegt und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet waren [55]). Kamen dann Fremde, so ward dieser ganze todte Reichthum prahlend entfaltet und die gaffende Menge für ihre Armuth mit höfischem Gepränge entschädigt. Bald war Mannheim und Schwezingen ein Asyl für höfische Schwelger; waren es vornehme Gäste, so mußte das Volk begeistert seyn und auf seine Kosten den Unterthanenjubel an den Tag legen. Es kam auch wohl vor, wie bei der Anwesenheit des kölnischen Kurfürsten zu Mannheim (1722), daß den Bewohnern befohlen ward, durch eine Illumination ihre Freude zu bezeugen, und wenn das Schauspiel gefiel, ein kurfürstlicher Specialbefehl ein Dakapo für den folgenden Tag anordnete [56]).

---

53) Darüber die Akten im pfälz. Archiv („Bücher").

54) Die Verzeichnisse im Cod. bav. 1665 der münchner Staatsbibl.

55) S. pfälz. Archiv („Hofökonomie").

56) Pfälz. Archiv („Ceremoniel").

Zu den beliebtesten Genüssen am pfälzischen Hofe gehörte die Jagd; obwohl es den Anschein hatte, als wollte Karl Philipp Reductionen vornehmen, wurden doch sehr ansehnliche Summen dafür verwendet, und die Bauern hatten jetzt und später diese noble Passion ihres Landesherrn schwer zu empfinden. Karl Philipp behandelte die Sache mit hoher Wichtigkeit, und wie wir oben gesehen haben, war ihm während des Krieges der Schaden, den er an Wildpret erlitt, wichtiger als die Mißhandlungen, die der pfälzische Landmann von den fremden Armeen erlitt. Da war es denn freilich kein Wunder, wenn es in der Pfalz zwar an Rehen und Hasen nicht fehlte, aber von den Bewohnern in den Jahren des kirchlichen Drucks allein aus drei Oberämtern über vierhundert der wohlhabendsten Familien ausgewandert waren [57]).

Jene Neigung zu höfischer Pracht sprach sich bei Karl Philipp am meisten in seinen Bauten aus, hierin allein hat er auch etwas Bleibendes hinterlassen. Seine denkwürdigste Schöpfung in dieser Art war Mannheim; er hatte einst den Heidelbergern gedroht, sie arm zu machen, und er erfüllte diese Zusage in bitterer Weise, indem er ganz in der Nähe mit den Hülfsquellen des ganzen Landes eine neue stolze Residenz anlegte. Es gehört mit zu den charakteristischen Zügen des lüderlichen Despotismus im vorigen Jahrhundert, daß er meist die alten, zum Theil reizenden Sitze der Fürsten mit todten Prunkpalläästen in öden Gegenden vertauscht hat. So hat Paris und St. Germain dem öden Versailles weichen müssen; so sind Schwezingen, Mannheim, Ludwigsburg, Nymphenburg und viele andere Residenzen dieser Art entstanden. Auch Karl Philipp, als er (1720) ärgerlich Heidelberg verließ, bot Alles auf, die damals ziemlich wüst liegenden Ruinen der zerstörten Stadt in einen glänzenden Prunksitz umzuwandeln, und bald sah man an der Stelle, wo Gras gewachsen war und Hausthiere weideten, eine Reihe prächtiger Gebäude entstehen. Die unter Johann Wil-

57) Finsterwald Germ. princ. S. 713.

helm begonnene Festung ward jetzt schnell vollendet, die Rheinschanze erbaut und die neue Stadt in jener schnurgeraden, regelmäßigen Weise erbaut, wodurch sie sich noch heute fast vor allen andern Städten auszeichnet. Das ganze Land mußte beitragen, und Jahre lang lag auf der Pfalz eine Schloßbausteuer [58]), um das neue Residenzschloß vollenden zu können. Am 2. Juli 1720 war der Grundstein gelegt worden; im Jahre 1729 war es schon bewohnbar. Der Kurfürst hatte selbst mit Ungeduld den Bau überwacht, und war hocherfreut, daß alle Höfe Europas sich über die Größe und Schnelligkeit des Baues erstaunten; er selbst zögerte lange Zeit mit dem Einzug. Ein schönes Werk ward es nicht, aber ein riesenhaftes Gebäude, das sich mit den größten in Europa messen konnte und durch seine dichten Steinmassen imponirte. Auch das Kaufhaus, die Jesuitenkirche ward angefangen; die Stadtthore erstanden, und da das ganze Heer von Hofleuten und Beamten in die neue Stadt gezogen ward, mehrte sich sehr schnell die Bevölkerung [59]).

Freilich mochte man selbst fühlen, daß durch Hof und Kanzleien einer Stadt kein gesunder und dauernder Wohlstand geschaffen wird; drum suchte man der nachher wirklich hereinbrechenden Armseligkeit einer verlassenen Residenz durch Benutzung der natürlichen Hülfsquellen vorzubauen. Karl Philipp kam daher auf den verständigen Gedanken, aus Mannheim eine Fabrik- und Handelsstadt zu machen. Sie wurde (1736) zu einer freien Handelsstadt erklärt, Kaufleute eingeladen, jede Erleichterung versprochen, und verschiedene Manufacturen mit künstlicher Aufmunterung unterhalten. Freilich half das Alles nicht viel; denn mit Decreten und Cabinetsordres schafft man nicht das Werk mehrerer Generationen an einem einzigen Tage. Mannheim ward später eine glänzende, luxuriöse Residenz, de-

---

58) Eine Frohndenverordnung s. bei Faber Staatskanzlei XXXVIII. 208 ff.

59) Doch klagt Keyßler (Reisen II. 1469) noch sehr über den Mangel an Menschen in der Stadt (1731).

ren Bewohner vom Hofe abhingen; der Handel wollte nicht aufblühen.

So lange Karl Philipp in Heidelberg residirte, war seine Zeit ziemlich regelmäßig abgetheilt zwischen Staatsgeschäften, kirchlichen Uebungen und Unterhaltungsstunden. Musik und Spiel waren dann seine gewöhnlichen Zerstreuungen; seine lebhafte und anmuthige Tochter Elisabeth, die mit ihrem Gemahl, dem Erbprinzen von Sulzbach, am Hofe lebte, wußte ihn durch den Wechsel der Genüsse und ihre eigene Munterkeit rege zu halten. Ihr Tod [60]) verursachte daher auch die größte Veränderung am Hofe; da ihr Gemahl ihr bald folgte, lebte der alte Kurfürst ganz abgeschlossen und einsam. Sein großer Hofstaat war jetzt ganz müßig, denn Karl Philipp lebte lange Zeit mit Ausnahme der öffentlichen Audienzen und seiner Spielabende in einsiedlerischer Stille und mied die Gesellschaft. Trinkgelage, wie sie früher bisweilen auf dem großen Faß gefeiert worden waren und wovon Baron Pöllnitz eben keine erbauliche Schilderung macht, kamen jetzt nicht mehr vor [61]). Eine vorübergehende Veränderung erfolgte durch den jüngeren Pfalzgrafen von Sulzbach, der als präsumtiver Erbe nach Mannheim gezogen ward, aber freilich auch schon sehr bald starb (1733). Die Kinder der Verstorbenen waren nun Karl Philipps einzige Verwandten, die ihn umgaben; von seiner geliebten Tochter waren drei Prinzessinnen da, von denen er noch die ältere an den jungen Pfalzgrafen von Sulzbach, seinen Erben, die zweite an einen bayrischen Prinzen, den Neffen Kaiser Karls VII. vermählt sah [62]). Bei der Doppelheirath beider (Januar 1742)

---

60) Sie starb nach einer unglücklichen Entbindung erst 35 Jahre alt am 30. Jan. 1728.

61) Mémoires de Poellnitz. Amsterd. 1735. II. 95.

62) Erstere wird als Kurfürstin Elisabeth und erste Gemahlin Karl Theodors noch genannt werden, die andere, Amalia Maria, gewöhnlich nach ihrem Gemahl Herzogin Clemens genannt, hat nachher beim Aussterben der bayrischen Kurlinie gegenüber von Oestreich eine wichtige Rolle gespielt.

wachte denn seine alte Lust zu Vergnügungen wieder auf, und die pfälzische Residenz sah wieder alle die glänzenden und rauschenden Vergnügungen, wodurch er in seinen früheren Jahren die Müßiggänger aller Höfe erstaunt und entzückt hatte.

Solche Momente tauchten bisweilen wieder auf, so hart ihn die Todesfälle der letzten Jahre heimgesucht hatten. Im November 1734 starb auch die Gräfin Violante Theresia von Thurn und Taris, die, wie er nach ihrem Tode officiell erklären ließ, seine dritte Gemahlin gewesen war. Sie hatte ihm zwei Söhne geboren, und galt bis dahin für die kurfürstliche Geliebte; ihr Bruder spielte im pfälzischen Staatswesen eine bedeutende Rolle.

So lebte Karl Philipp bis in sein 81stes Jahr; nur wenige Tage hatte ihn die körperliche Schwäche ergriffen, der er am 31. Dezember 1742 unterlag. An ihm verlor die Regentenreihe der europäischen Fürsten ihr ältestes, wenn auch nicht ihr weisestes Mitglied. Karl Philipp war ein Fürst wie die meisten dieser Zeit: frivol und dabei unduldsam, genußsüchtig und doch bigott, ohne ernstlichen Sinn für das Regieren und doch voll stolzer Einbildung auf seine angestammte Regentenwürde — so war er und die meisten in der Fürstengallerie, die sich nach Ludwigs XIV. Muster bildeten. Er besaß die äußeren Gaben eines Hof- und Weltmannes in hohem Grade; in seiner früheren Zeit ein schöner und galanter Herr wußte er noch in seinem Alter zu imponiren [63]), und wenn er in öffentlichen Audienzen mit liebenswürdiger Milde und Freundlichkeit den Untergebenen sich nahte, mochte man in ihm nicht den Fürsten vermuthen, der zum Wohl seines Landes so wenig, zum Unheil so Vieles beigetragen hat. Das fürstliche Wohlwollen und jenes gnädige Benehmen, das er gern an den Tag legte, war in seinem Verfahren gegen seine andersgläubigen Unterthanen, in seinem unauslöschlichen Haß gegen die Heidelberger, die auf

63) Vgl. das Urtheil von Pöllnitz (II 102) der über solche Dinge vollständig urtheilsfähig ist.

ihrem rechtlichen Besitz beharrten, und in der kalten Genußsucht, womit er über dem gedrückten Lande den glänzenden Herrn spielte, nicht mehr zu erkennen.

Diese Härte hat er auch nicht gesühnt durch strenge Andachtsübungen, die seine Jesuiten an ihm rühmten; was half es dem hungernden Bauer und dem gedrückten Reformirten, wenn der Kurfürst am Gründonnerstage einer Anzahl alter Leute die Füße wusch, oder, wie einer seiner jesuitischen Lobredner versichert, sich über den andern Tag persönlich den Körper geißelte?! [64]) Jesuiten, denen er blind ergeben war, mochten das preisen; Höflinge, die er mit dem Schweiß des Landes freigebig mästete, mochten seine Güte und Freundlichkeit rühmen; unter dem pfälzischen Volk wurde vielleicht über sein Leben, aber nicht über seinen Tod geweint.

Von verdienstlichen Schöpfungen war der Anbau von Mannheim, der freilich mehr aus Haß als aus Liebe entsprang, noch das Bedeutendste; alles Uebrige geschah nur dem Orden zu Liebe, der ihn völlig beherrschte; denn sein Beichtvater, der Jesuit Staudacher, war eine der einflußreichsten Personen am Hofe. Von ihm geleitet erbaute er prachtvolle Kirchen, nachdem er den Protestanten die nothwendigen entzogen hatte; ihnen stiftete er Klöster und ein gut dotirtes Seminar. Von wissenschaftlichen Schöpfungen ist nur die Gesellschaft für Förderung der deutschen Geschichtskunde zu erwähnen; sie ward von Haurisius, dem heidelberger Professor der Geschichte, angeregt, und erhielt (März 1734) des Kurfürsten gnädigen Schutz [65]).

Ueber wenige Fürsten in der pfälzischen Geschichte sind so viele und so pomphafte Lobreden in gebundener und ungebundener Rede veröffentlicht worden, wie über Karl Philipp [65 a]);

---

64) S. Jakob Dahms hohe christlich- fürstlich- und heldenmäßige Tugenden des durchl. Herrn Caroli Philippi. Heidelb. 1743. fol.

65) Die Akten darüber sammt den Statuten s. bei Andreä Riesm. rediv. S. 284 ff.

65 a) Ganze Sammlungen finden sich im Cod. bav. 2596—2599 auf

am freigebigsten waren damit die Jesuiten. Den Unterschied der Zeiten fühlt man am besten, wenn man die freimüthige und naive Art, wie Pitiskus am Grabe Friedrichs IV. sprach, mit diesen wortreichen und gedankenarmen Lobhudeleien Karl Philipps vergleicht [66]).

Vierter Abschnitt.

Kurfürst Karl Theodor (1742 — 1799).

§. 1.

Karl Theodors Regierungsantritt. Aeußere Verhältnisse bis zum Heimfall von Bayern (1743 — 1777).

Mit Karl Philipp waren die neuburgischen Pfalzgrafen, die Nachkommenschaft Wolfgang Wilhelms, ausgestorben; das nächste Recht an die pfälzische Kur fiel jetzt an das Geschlecht jenes Pfalzgrafen August, der, wie Wolfgang Wilhelm, ein Sohn Philipp Ludwigs von Neuburg, sich mit dem kleineren Erbe in Sulzbach hatte begnügen müssen, wornach seine Linie benannt worden ist. Wir sind diesem August von Sulzbach schon zu öfteren Malen in unserer Geschichte begegnet; während sein Bruder nach seinem Uebertritt eifriger Proselytenmacher für die katholische Kirche geworden ist, blieb August in seinem kleinen Ländchen strenger Lutheraner und focht, wie später zwei seiner

der münchner Bibl. Außerdem liegen uns die gedruckten Leichenreden von Dahm, Biermann, Hottinger, Bering, Zehner vor.

66) Ueber die Rede von Pitiskus s. oben II. 244. Einer der Jesuiten, die über Karl Philipp sprachen, sagt im Eingang: „Nun aber ist Carolus den 31. December (O unglückseliger Tag, Tag, welcher niemahlen in die Jahrbücher sollte eingetragen, sondern mit ewigem Stillschweigen und Vergessenheit begraben werden!) Carolus Philippus ist den 31. December (muß ich denn die Wunden wiederumb erneuern?) Carolus Philippus ist den 31. December des Todes verblichen! — 2c. 2c.

Söhne, bis zu seinem Tode (1632) mit Eifer im schwedischen Heere. Sein Sohn und Nachfolger, Christian August, folgte aber dem Beispiele des Oheims in Neuburg; seit seinem Uebertritt (1655) war auch die sulzbachische Linie katholisch geblieben. Doch bewährte sie neben ihren neuburgischen Vettern den seltenen Ruhm keinen Gewissenszwang gegen ihre lutherischen Unterthanen zu üben, und weder Christian August († 1708), noch Pfalzgraf Theodor gaben das unerquickliche Exempel gewaltsamer und jesuitischer Reaction, wie das ihre neuburgischen Verwandten in der Pfalz trieben. Die Söhne dieses Pfalzgrafen Theodor, der gleichzeitig mit Johann Wilhelm und Karl Philipp (1708—1732) in Sulzbach regierte, haben wir schon am pfälzischen Hofe kennen lernen; den älteren, Joseph Karl Emanuel, als Gemahl von Karl Philipps Lieblingstochter († 1729), den jüngeren, Johann Christian, als den Erben von des Bruders Ansprüchen an die Kurpfalz.

Die Prinzen von Sulzbach waren feine, artige Herren, mit glatter Hofbildung, ohne besondere geistige Fähigkeiten, Leute, wie Karl Philipps Hof sie bedurfte. Als Joseph Karl schnell seiner Gemahlin gefolgt war, galt sein jüngerer Bruder Johann Christian als Nachfolger in der Pfalz; aber auch ihm konnte man kein langes Leben versprechen; denn seine unnatürliche Corpulenz mehrte der junge Fürst noch durch unmäßiges Essen und Trinken [67]); er starb denn auch, kaum vierunddreißig Jahre alt (20. Juli 1733), ein Jahr nachdem ihn seines Vaters Tod zur Regierung in Sulzbach berufen hatte. Sein Anspruch an die kurpfälzische Erbschaft fiel jetzt an seinen einzigen Sohn aus erster Ehe, den Pfalzgrafen Karl Philipp Theodor, der am 11. Dez. 1724 zu Drogenbusch bei Brüssel geboren war.

Der junge Karl Theodor war frühe zur Waise geworden; denn seine Mutter, Maria Anna, welche ihm den Besitz von Berg op Zoom vererbte, war gestorben, ehe ihr Kind das vierte

67) Keyßlers Reisen II 1463.

Jahr vollendet hatte [68]). Die weiblichen Verwandten derselben nahmen sich des jungen Prinzen sorgfältig an; seine Urgroßmutter, Marie Henriette von Aremberg, ließ ihn nach Belgien zu sich bringen und erzog ihn bis in sein zehntes Jahr. Indessen war er durch seines Vaters Tod pfälzischer Kurprinz geworden; der alte Kurfürst wünschte ihn daher in seiner Nähe zu haben und ließ ihn seit 1734 zu Mannheim erziehen. Der Unterricht, den er da genoß, war von demselben Charakter, wie die Erziehung aller neuburgischen Pfalzgrafen seit Wolfgang Wilhelm; ein ingolstadter Jesuit, Franz Seedorf, war der Mentor und die Jugendbildung theilte sich zwischen den Schulstudien im Sinne der Jesuiten und den Künsten einer höfischen Weltbildung, wie das Zeitalter sie verlangte. Doch besuchte der junge Fürst außerdem die Universitäten Leyden und Löwen, fand auch Freude an einem gewissen literarischen Dilettantismus, ja er konnte mitten in der höfischen Flachheit jener Tage wohl für einen Gelehrten gelten. Das steife Soldatenspiel, worin sich viele kleine Fürsten jener Zeit gefielen, war ihm zuwider; dagegen interessirte er sich für Poesie, Kunst und Musik, die er selbst mit Liebhaberei ausübte.

Sein Lebensweg war ihm früh vorgezeichnet worden; als er noch Kind war, hatte man ihm die Enkelin Karl Philipps zur Gemahlin bestimmt; mit ihr feierte er (Jan. 1742) seine Vermählung, nachdem ihm ein halbes Jahr zuvor die Verwaltung seiner Besitzungen in Sulzbach und Brabant war über-

---

68) Folgende Uebersicht mag dies erläutern:

Friedrich Moriz de la Tour, vermählt 1662 mit Henriette Francisca von Hohenzollern, der Erbin von Bergen op Zoom

|

Franz Egon, vermählt mit Maria Anna von Aremberg, der Tochter des Herzogs Philipp Karl Franz von Aremberg und seiner Gemahlin Maria Henritte,

|

Maria Anna, Erbin von Bergen op Zoom, vermählt mit Christian August von Sulzbach,

|

Karl Theodor

lassen worden. Man hatte ihn zum künftigen Regenten eigentlich erzogen; denn von seiner Kindheit an ward in ihm die Aussicht genährt, daß er einst bestimmt sey, das gemeinsame Erbe der neuburgischen und sulzbachischen Pfalzgrafen zu beherrschen. Die Welt durfte daher mit einigen Erwartungen den ersten Schritten eines Fürsten entgegensehen, der in dem glücklichen Alter eines achtzehnjährigen Jünglings am Neujahrstage 1743 die Regierung eines Landes antrat, das allen Grund hatte, durch die lange Lebenszeit seines Vorgängers ermüdet zu seyn.

Karl Theodor war eine von jenen Persönlichkeiten, welche sich leicht einem fremden Einflusse hingeben; zumal jetzt, wo er die Regierung antrat, war der junge Kurfürst noch weit entfernt, mit sich und seinen Lebensprinzipien ganz im Reinen zu seyn. Freundlich und gutmüthig, wie er war, konnte er leicht populär werden; seine Bildung, seine wissenschaftlichen Liebhabereien und seine Gleichgültigkeit gegen das monarchische Soldatenspielen jener Zeit ließen erwarten, daß er sich mehr um friedlichen Glanz, als um die kostspielige Militärmacht kriegerischer Fürsten bemühen werde. Dabei war er überaus lenksam, selbst mehr noch, als es ein Prinz von achtzehn Jahren zu seyn pflegt; den Einflüssen geistlicher Rathgeber sehr preisgegeben; zugleich weich und genußsüchtig, wie seine Familie und der Hof, an dem er aufgewachsen war.

Eine solche Persönlichkeit war nirgends übler versorgt, als in den Händen eines jesuitischen Erziehers; die Staatsweisheit, die der ihm beibringen konnte, war nicht die eines künftigen Regenten. Wir sehen aus einem Gutachten, das Karl Theodor vom Pater Seedorf erhielt[69]), daß dieser Jesuit zwar ein wohlmeinender Mann seyn mochte, aber mit seiner pedantischen Beschränktheit in dem künftigen Fürsten nimmermehr große und eigenthümliche Ideen zu wecken fähig war. Er suchte ihm zwar klar zu machen, daß die Wohlfahrt des Volkes nur seine eigne

69) S. Spittler und Meiners Götting. Magazin III. 322 ff.

sey, daß er gütig und gerecht gegen die oft arg mißhandelten Unterthanen verfahren müsse, aber er nährte auch in ihm Vorstellungen, die unter einem gefährlichen Einflusse sehr schlimme Folgen haben mußten. Er geht von dem Gedanken aus, daß die Fürsten mit „größtem Fuge" die Götter dieser Welt genannt würden, stellt alle einzelnen Fürstenpflichten mit den Eigenschaften Gottes, wie sie die Dogmatik erfand, in Parallele und hält dieses theologisch-pedantische Ideal eines alttestamentlichen Königs seinem Zögling als Fürstenspiegel entgegen. Die materielle Wohlfahrt seines Landes läßt er ihm das höchste Ziel erscheinen, Geld und Credit als den Prüfstein einer guten Regierung, und ihm selbst gibt er die gefährliche Lehre, „daß der Landesherr verwenden und depensiren dürfe, was er wolle, wenn das Geld nur im Lande bleibe" [70]).

So war die politische Erziehung beschaffen. Mit welchen Grundsätzen Karl Theodor nun die Regierung antrat, darüber können wir aktenmäßigen Aufschluß geben; es liegt uns ein Gutachten vor, das aus einer noch mehr jesuitischen Feder, als die Seedorfsche, geflossen, dem jungen Regenten den Weg vorzeichnet, den er zu betreten habe [71]). In religiösen Dingen wird dem jungen Fürsten der Rath gegeben, nicht nur selbst eines erbaulichen Lebenswandels sich zu befleißigen und alle „öffentlichen Aergernisse" zu meiden, sondern ganz besonders für die Erweiterung und Fortpflanzung der katholischen Religion sich thätig zu beweisen. Nun müsse man zwar, meint der Rathgeber, gegen die Protestanten mit aller Bescheidenheit verfahren, damit bei der gegenwärtigen Stärke der protestantischen Mächte keine Unruhe erwecket werde und nicht dieselben Nachtheile erfolgten, wie bei der gewaltsamen Reaction der früheren Regierungen; allein man könne auf glimpfliche Weise die katholische Religion doch in ein starkes Wachsthum bringen. Das

70) Spittler III. S. 365.

71) Spittler und Meiners Magazin I. 648 ff. Wer der Verfasser sey, haben die Herausgeber nur muthmaßen, aber nicht bestimmen können.

beste Mittel dazu sey, die katholischen Pfarreien und Schulen mit tüchtigen Subjecten zu besetzen, dagegen in öffentlichen Aemtern und Dicasterien (mit Ausnahme der Kirchenverwaltung) kein der reformirten oder lutherischen Religion zugethanes Subjectum zu befördern. Auch in den Dörfern sollten lediglich katholische Personen zu Schultheißen angenommen werden und sobald es der Finanzstand erlaube, eine Convertitenkasse von etwa zehntausend Gulden jährlich angelegt werden, um die Protestanten zu bekehren. Die Ansprüche der Lutheraner an das reformirte Kirchengut sollten von der Regierung unterstützt werden; auch sey es wohl rathsam, auf einen Vergleich zwischen allen drei Confessionen hinzuarbeiten. Dem katholischen Regenten würde dadurch kein Nachtheil zugefügt; denn im gegenwärtigen Augenblick sey gegen die Macht der protestantischen Fürsten doch nichts auszurichten, später, „wenn die katholischen Potentaten durch göttliche Schickung die Oberhand gewännen, könne ein katholischer Kurfürst von der Pfalz jederzeit weiter gehen und das Beste seiner heiligen Religion fast nach Wohlgefallen beeifern." 72)

Auch über die andern Zweige des Regierungswesens äußert sich der ungenannte Rathgeber mit derselben Offenheit, wie über die kirchlichen Angelegenheiten. Im Justizwesen, sagte er, habe man zwar eine Menge Verordnungen erlassen, um die Mißbräuche abzustellen, aber geholfen habe es nichts. Die Regierung müsse daher um so aufmerksamer auf den Gang und die Führung der Prozesse Acht haben, doch nur in den Fällen, wo gegen den Richter starke Muthmaßungen vorhanden seyen, Bericht erfordern und mit Abberufung der Akten nach Hof sich um deßwillen nicht übereilen, weil dies mit den höchsten Reichsgerichten verdrießliche Weiterungen geben könne. In Regierungsangelegenheiten, meint das Gutachten, habe der Kurfürst vor allen Dingen auf seine Rechte,

72) Wörtlich nach der Instruction S. 654.

Prärogative und Regalien genau zu merken; auch ein Verzeichniß aller Forderungen und Ansprüche aufzustellen und dieselben mit Nachdruck zu verfolgen. Was die Landespolizei betreffe, so existirten zwar eine Menge vortrefflicher Verordnungen darüber, aber sie seyen nicht befolgt worden; die Beamten seyen nicht ernstlich angehalten oder bestraft worden, und die Berichte bei den Räthen Jahr und Tag lang unerledigt liegen geblieben. Freilich sey nicht zu übersehen, daß in den Kurlanden die Beamten schlecht besoldet seyen; man müsse sie daher verbessern, und zwar aus gemeinen Amtsmitteln ohne Belästigung des kurfürstlichen Aerars. Bei erledigten Lehen müsse man sorgsam das Interesse der Hofkammer zu wahren suchen; die Criminalsachen müsse man zu beschleunigen suchen, denn das Aerar würde dadurch zu sehr belastet und die Maleficanten entgingen oft der verdienten Strafe, da man sie wegen des sehr lange dauernden Arrestes nicht mehr stark bestrafen könne. Ueberhaupt sey es rathsam, in Verhängung von Untersuchungen vorsichtig zu seyn, da, wie die Erfahrung gezeigt habe, dem landesherrlichen Aerar dadurch außerordentliche Lasten aufgewälzt würden.

Die Finanzverwaltung bezeichnet das Gutachten als eine der ersten Vorbedingungen der fürstlichen Macht; es weist darauf hin, daß die Kurhäuser von Brandenburg und Hannover hauptsächlich durch ihren guten Haushalt so bedeutend geworden seyen. Die Cameraleinkünfte in Kurpfalz, die sich ungefähr auf 600,000 Gulden beliefen, seyen einer Vermehrung wohl fähig; an Schatzungsgeldern und Schloßbausteuer müßten die Unterthanen „im Schweiße ihres Angesichts mit harter Arbeit" die Summe von 600,000 Gulden erschwingen, daher man mit diesen Geldern sparsam umzugehen habe. In Neuburg verwillige der ständische Ausschuß von sechs zu sechs Jahren eine Summe von hundertundfünfzigtausend Gulden, in Jülich und Berg wollten zwar die Landstände nicht einmal die Summe von neunmalhunderttausend Gulden bewilligen, es werde daher von „hoher landesfürstlicher Macht und Gewalt fortgefahren." In Kurpfalz

seyen fast zweihundert Jahre her keine Landstände mehr gewesen; in Neuburg habe man sie auf einen Ausschuß reducirt, der sich seit 1721 so aufgeführt, daß „man sich darüber zu beklagen keine sonderliche Ursache habe"; in Jülich und Berg dagegen habe es eine ganz andere Bewandtniß und man müsse da mit vieler Behutsamkeit verfahren. Zu den Verhandlungen mit den Landständen dürfe man nur eingeborne Landeskinder gebrauchen; man müsse dazu solche Leute wählen, von denen nicht zu befahren ist, daß sie sich zu einer nachtheiligen Offenbarung ihrer obhabenden geheimen Instruction verleiten lassen." Die gelehrten Räthe, welche die landesfürstlichen Rechte gegen die Stände vertheidigten, hätten deßhalb viele Verfolgungen zu erleiden, vor denen sie die Regierung gegenüber den Ständen beschützen und mit sonderlichen Gnaden belohnen müsse.

Auch die auswärtige Politik ward in der Instruction berührt; es ward für sie derselbe Gang vorgezeichnet, den Karl Philipp seit seinem Regierungsantritt befolgt hatte. Nothdürftige Erfüllung der Reichspflichten, enges Anschließen an Bayern und gutes Vernehmen mit Frankreich, das sind die Hauptstücke, welche der politische Mentor seinem Zögling vorschreibt. Bei einem Krieg zwischen Frankreich und dem Reich müsse der Kurfürst eine genaue Neutralität beobachten; diese Neutralität sey zwar in dem Reichstagsabschied von 1664 verboten, aber es fänden sich Beweggründe genug, dieses Verbot bei Zeit und Gelegenheit abzulehnen. Für den Nothfall müsse man jedoch Sorge tragen, daß Mannheim befestigt werde.

Wir haben das Gutachten seinem ganzen Inhalt nach hervorgehoben, weil dieses Musterstück einer jesuitischen Instruction leider nicht blos Entwurf blieb, sondern seinen Machiavellismus in die jugendliche Seele des Kurfürsten Karl Theodor hineintrug. Was der ungenannte Verfasser als Theorie geltend machte, ward von 1743 bis 1799 als Praxis befolgt, und Spittler hatte Recht, wenn er bei Bekanntmachung des Aktenstücks (1787) ausrief: Gott walte über Deutschland, wenn es solcher jesuitischen Prinzeninstruktoren selbst jetzt noch mehrere geben sollte!

Das erste Probestück legte der neue Regent in der auswärtigen Politik ab; er folgte ganz der Bahn, die sein Vorgänger und sein politischer Mentor ihm vorgezeichnet hatten. In dem Kriege, den nach Kaiser Karls VI. Tode Frankreich, Preußen, Bayern gegen die junge Erbin des Kaisers, Maria Theresia, führten, nahmen pfälzische Truppen auf bayrischer Seite Antheil und Karl Theodor trat dem Bunde bei, den die Gegner des Hauses Oestreich, Frankreich, Preußen und der neugewählte Kaiser Karl VII., am 22. Mai 1744 zu Frankfurt abschlossen. Das Volk empfand davon nichts, als die Nachtheile eines ihm gleichgültigen Krieges, dessen Druck die neuburgischen, die rheinischen und jülichschen Besitzungen gleich hart empfinden mußten; der Kampf nahm die bekannte unglückliche Wendung und Kaiser Karl VII. mußte durch die meiste Zeit seiner vorübergehenden Herrlichkeit in der Residenz seines pfälzischen Vetters eine Zuflucht suchen. Auch als Karl VII. plötzlich starb (Jan. 1745), blieb die Politik des pfälzischen Hofes dieselbe; man fuhr fort, gegen Oestreich feindselig zu verfahren, namentlich bei der ausgeschriebenen Kaiserwahl gegen den Gebrauch der böhmischen Kurstimme zu protestiren, aber es war gleichwohl in der Umgebung Karl Theodors selbst eine Parthei, die sich zur Verständigung mit Oestreich, oder wenigstens zur Neutralität hinneigte. Seit nun der junge Kurfürst von Bayern sich mit Maria Theresia in dem Vertrage zu Füssen ausgesöhnt hatte (April 1745), gewann diese Ansicht allgemeine Geltung; anfangs unterstützte man nur noch lau die Unternehmungen der Verbündeten, bald trat Karl Theodor, wie sein Verwandter in Bayern, mit Oestreich in Unterhandlung. Allein die Versuche eines engeren Bundes zwischen beiden Häusern scheiterten jetzt noch und es blieb vorerst bei der faktischen Neutralität, welche den pfälzischen Truppen seit dem Vertrage von Füssen geboten ward. Einzelne Mißverständnisse, besonders das unerwartete Verfahren Oestreichs gegen die abziehenden pfälzischen Truppen, die man als Kriegsgefangene behandelte, und die Bedrückungen

der Oestreicher in den Aemtern Borberg und Mosbach [73]) riefen eine feindselige Spannung hervor, welche die Franzosen rührig ausbeuteten; Karl Theodor ward von Frankreich aus beschenkt und mit den lockenden Hoffnungen auf die Kaiserwürde in der Stimmung gegen Oestreich lebendig erhalten. Es wäre sogar der französischen Parthei beinahe gelungen, als die östreichische Armee (Juli 1745) sich dem pfälzischen Gebiete näherte, den Kurfürsten zur Aufnahme französischer Truppen in seine Residenz zu vermögen, allein die entgegengesetzte Meinung behielt die Oberhand und Karl Theodor that sogar durch ein eigenhändiges Schreiben an Maria Theresia den ersten Schritt zur Wiederanknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse. Doch führte es zu keinem Ziele und der Kurfürst von der Pfalz beharrte in der Oppositionsstellung, die er neben Preußen jetzt dem Hause Oestreich gegenüber einnahm; er fuhr fort, sich der Wahl des Gemahles von Maria Theresia abgeneigt zu zeigen und die Rechtmäßigkeit der böhmischen Kurstimme, wie sie Oestreich ansprach, anzufechten. Als man zum Wahltage zusammenkam, trat besonders Kurpfalz mit Preußen gegen die Wahl auf und übergab (7. Aug.) ein Gutachten, das in Frageform eine Reihe von rechtlichen Bedenken erhob. Noch jüngst war ein pfälzischer Gesandtschaftssecretär, der in officiellem Auftrage von Frankfurt nach Mannheim reiste, durch die streifenden Husaren Oestreichs aufgefangen worden; es war daher wohl Anlaß vorhanden, sich über widerrechtliche Beunruhigung der Wähler und Eingriffe in das freie Wahlrecht zu beschweren [74]). Die habsburgisch gesinnte Mehrheit des Kurkollegiums ließ sich dadurch nicht überzeugen; man schritt zur Wahl und es blieb der Opposition von Brandenburg und Pfalz nichts übrig, als gegen den ganzen Wahlakt dauernd zu protestiren. Sie erschienen nicht in den vorbereitenden Versammlungen, sie gaben (20. Aug.) gegen das „tumultuarische" Verfahren der übrigen Wähler eine offene Pro-

73) S. Europ. Fama XI. 119 ff.

74) Fabers Staatskanzley. Theil 89 S. 40 ff.

testation ab, kamen auch in die folgenden Berathungen nur, um ihre früheren Erklärungen zu wiederholen, und als sie sahen, wie Alles vergeblich war, verließen die Gesandten Frankfurt (Sept.), um an dem nicht mehr zu verhindernden Acte der Wahl keinen Antheil zu haben. Auch als Franz Stephan von Lothringen gewählt war, beharrten die beiden Fürsten in ihrer Opposition und Kurpfalz machte sogar Miene, sich als Reichsverweser zu benehmen, wie wenn die Wahl nicht geschehen sey. Indessen lag auf dem pfälzischen Lande noch immer der doppelte Druck zweier Armeen; denn auf dem linken Rheinufer hausten die Franzosen und am Neckar und an der Bergstraße hatten die Kaiserlichen ihr Lager aufgeschlagen [75]. Karl Theodor erhob Klage auf Klage über das gewaltsame Verfahren [76] der kaiserlichen Offiziere und auch der Kurfürst von Bayern wandte sich vermittelnd an Maria Theresia, um eine Aussöhnung mit dem wiener Hofe möglich zu machen.

Dies dauerte fort bis zu Ende des Jahres, wo König Friedrich II. von Preußen sich den dresdener Frieden (25. Dez.) erkämpfte und seinen Alliirten, Kurpfalz, mit einschloß. Im zwölften Artikel des Vertrages wurde der pfälzische Kurfürst wieder in alle seine Rechte und Besitzungen eingesetzt, seinem Lande jede Kriegslast erspart, sobald er die böhmische Wahlstimme und den erwählten Kaiser anerkenne. Diese Bedingung ward (März 1746) feierlich erfüllt und das Vernehmen zwischen dem Kaiser und Kurpfalz schien hergestellt. Allein die Versöhnung war mehr äußerlich; bald gab es wegen der Truppendurchzüge neue Händel, die Pfälzer beschwerten sich über militärische Excesse, der wiener Hof erhob Klage, daß man durchziehende kaiserliche Soldaten als pfälzische Ueberläufer ergriffen und festgehalten habe, und in Mannheim rüstete man Truppen, ließ sie nach preußischem Schnitte kleiden und exerciren [77]. Das

75) Auch in Jülich waren die Bewohner hart bedrängt. S. Europ. Fama X 864.

76) Ebendas. XI. 863 f.

77) Europ. Fama XII. 28.

französische Interesse war am Hofe zu Mannheim fortdauernd mächtiger, als das östreichische; weder der dresdener noch der aachener Friede stellte eine völlige Ausgleichung her. Erst in dem Vertrage zu Hannover (Sept. 1752) ward dem Kurfürsten, gegen Anerkennung dessen, was bei der Kaiserwahl geschehen war, eine Entschädigungssumme von einer Million und 200,000 Gulden nebst dem Erbanspruch an das Lehn in der Ortenau und dem jus de non appellando zugesagt [78]. Die Verbindung mit Frankreich dauerte aber fort, und Karl Theodor, wie viele andere deutsche Fürsten, bezog unter dem Titel Subsidien ein jährliches Sündengeld von Frankreich, wofür er sich den fremden Interessen hingab.

Das Vernehmen mit dem stammverwandten Bayern war indessen ungestört geblieben, selbst seit Maximilian Joseph eine Politik befolgte, welche den Oestreichern entschieden freundlich war. Es gab in Bayern eine Parthei, welche die antiöstreichischen Interessen jetzt und nachher in einem entscheidenden Augenblick sehr rührig verfocht; an der Spitze derselben stand eine Cousine Karl Theodors, Pfalzgräfin Maria Anna von Sulzbach, die mit dem Herzog Clemens von Bayern vermählt war. Sie und ihre Gleichgesinnten waren damals höchst unzufrieden, als Maximilian Joseph sich in dem Frieden zu Füssen so schnell mit Oestreich ausgesöhnt hatte; indem sie stillschweigend dagegen protestirten, übertrugen sie in einem förmlichen Vertrag, den Herzog Clemens mit Karl Theodor (Mai 1745) abschloß, alle ihre Ansprüche an den Kurfürsten von der Pfalz. Mit Maximilian Joseph selbst ordnete Karl Theodor durch den Vertrag vom 26. März 1745 den lange schwebenden Streit wegen des Reichsverweseramtes [79]; die frühere Uebereinkunft von 1724 wegen einer gemeinsamen Führung hatte die Billigung des Reiches nicht gefunden; man verstand sich daher zu einer abwechselnden Verwesung, wozu auch Kaiser und Reich ihre Zustimmung ga-

78) S. Adelung VII. 260.

79) Die Urkunde in Adelungs Staatsgesch. VII. 255 f.

den. Bayern führte es nach Karls VII. Tode zuerst; später folgte Pfalz.

War die auswärtige Politik Karl Theodors nicht besonders reich an glänzenden Früchten, so gelang es ihm doch, durch eine Reihe kleinerer Verträge Besitz- und Rechtsverhältnisse der früheren Zeit, die noch unentschieden waren, zu ordnen. Der Wildfangsstreit mit den kleineren Dynasten in der Nähe, der trotz der Entscheidung von 1667 immer wieder auftauchte, ward für immer erledigt, indem man eine Ablösungssumme feststellte; die rheinische Ritterschaft zahlte jährlich 7500, der Johanniterorden 750 Gulden, wogegen Kurpfalz seine Ansprüche in den streitigen Orten aufgab[80]. Auch der vierhundertjährige Streit wegen des Besitzes von Kaiserswerth ward (1768) zu Gunsten von Kurpfalz entschieden; andere Gränz- und Tauschverträge hatten den Zweck, die einzelnen Parcellen gegen zusammenhängende Besitzthümer auszutauschen; so wurden im Oberamt Bretten gegen den Ort Unteröwisheim die Dörfer Sprantbal, Geldeshausen und Zeisenhausen erworben[81], und durch Kauf für eine Summe von 70000 Gulden das Dorf Dietelsheim von der adeligen Familie Schwandorf an Kurpfalz gebracht[82]. Auch die zwingenberger Streitsache, deren wir oben gedacht haben, fand jetzt ihre endliche Erledigung, nachdem darüber noch einmal der hundertjährige Streit heftig erneuert worden war. Die Familie Göler hatte ihren Besitz für viermalhunderttausend Gulden und tausend Dukaten Schlüsselgeld an Kurpfalz verkauft[83], allein da sie der fränkischen Ritterschaft Verbindlichkeiten der

80) Mit der Ritterschaft ward am 16. Nov. 1748, mit dem Johanniterorden wegen der Dörfer Niederhochstatt, Ober- und Niederlustadt im folgenden Jahre der Vertrag geschlossen. Verträge und Verhandlungen darüber im speyr. Kreisarchiv (Staatsr. 16).

81) Vertrag vom 17. Dez. 1747.

82) Vertrag zu Mannheim vom 10. Mai 1748. Das Bisthum Speyer trat dann gegen Entschädigung auch seinen Antheil ab. Bruchsaler Vertrag vom 19. Sept. 1748.

83) Vertrag vom 9. Febr. 1746.

Besteuerung zu erfüllen hatte, war diese Abtretung ein Anlaß neuen Streites zwischen Kurpfalz und der ritterschaftlichen Corporation geworden. Weil man den Verkauf als ein Uebertragen protestantischen Gutes an einen katholischen Reichsstand ausgab, erregte die Sache auf dem Reichstag viel Aufsehen und die erhitzten Partheien schienen es als eine confessionelle Angelegenheit behandeln zu wollen. Durch einen Vertrag vom Jahr 1751, welcher die Beschwerden erledigte, kam endlich Zwingenberg unbestritten an Kurpfalz; es bildete mit den nahegelegenen Dörfern Dillbach, Katzenbach, Strümpfelbronn, Weisbach, Mulwer, Friedrichsdorf, Ober- und Unter-Ferdinandsdorf eine Amtsvogtei, die später (1779) von Karl Theodor an eines seiner natürlichen Kinder, den Fürsten von Brezenheim, als Lehen übertragen ward [84]).

Etwas Aehnliches geschah mit der Herrschaft Ebernburg, die wir aus der Geschichte Sickingens kennen. Dort hatte der letzte Besitzer, Karl Ferdinand von Sickingen, einen ähnlichen Vertrag geschlossen (1750), wie die Göler wegen Zwingenberg; die Ritterschaft hatte ähnliche Ansprüche erhoben und es gab einen Reichsprozeß, der nach dem Tode Karl Ferdinands durch die Forderungen der Agnaten einen sehr bedenklichen und verwickelten Charakter annahm. Erst 1771 ward durch einen Vertrag jeder Anspruch beseitigt und die Herrschaft ging an die Besitzer von Sponheim, an Baden und Kurpfalz, über; da Baden seinen Antheil gegen zwei Dörfer im Oberamt Bretten austauschte, fiel dann die ganze Herrschaft an Kurpfalz.

Größere Tauschverträge schloß Karl Theodor mit seinen Verwandten, den Pfalzgrafen von Zweibrücken. Kurpfalz trat die Aemter Selz und Hagenbach ab (1768) und erhielt dafür im Oberamt Lautern das Gericht Einöllen, im Oberamte Kreuz-

84) S. außer den oben Abschn III. §. 3. am Ende angeführten Stellen aus Fabers Staatskanzlei noch Th. XCV. S. 389 ff XCVI. S. 227—340. XCVII. S 338—415. XCVIII S. 362 ff. XCIX. S. 28—327. CIII. 214 ff.

nach die Orte Odernheim a. G., Frankweiler, Niederhausen, Hochstetten und Mölsheim nebst Einkünften und Rechten an vier andern Orten; ein späterer Vertrag (1779) tauschte gegen das Gericht Kübelberg die Orte Duchrod, Oberhausen, Niederkirchen, Reipolzkirchen für Kurpfalz ein.

Diese Territorialveränderungen sind das Wichtigste, was von Karl Theodors äußerer Thätigkeit in der ersten Zeit hervorzuheben ist, Alles, was sonst nach Außen geschah, bis zum Heimfall von Bayern (1777), hat auf die allgemeine Entwickelung der Pfalz keinen Einfluß geübt. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges blieb Karl Theodor im französischen Interesse, das ihn fortwährend mit Subsidiengeldern festhielt; er verließ dafür sogar seinen bisherigen Verbündeten, Preußen, was einen Notenwechsel zwischen beiden Höfen und für seine jülichschen Lande auch manchen kriegerischen Druck herbeiführte. Das pfälzische Contingent stand bei der Reichsarmee und nahm an den Strapazen und dem Ruhme Theil, wodurch sich dieses Heer in jenen Zeiten eine eigenthümliche Art von Unsterblichkeit erworben hat.

§. 2.

Karl Theodors Regierungsgeschichte bis zum Heimfall von Bayern (1777).

Die erste Hälfte von Karl Theodors Regierungszeit, die sich mit dem Heimfall von Bayern abschließt, bildet für die Pfalz ein Ganzes von gleichartigem, eigenthümlichem Charakter. Sie war damals unter allen Ländern, die der Kurfürst regierte, der politische und geistige Mittelpunkt; nicht nur die Orte der Hofhaltung selbst, sondern alles pfälzische Land empfand ganz unmittelbar die Nähe eines glänzenden und thätigen Monarchen, und es schien in stolzen Schöpfungen des Handels und der Industrie, in Wissenschaft und Kunst, nach langen unheilvollen Unterbrechungen, eine neue Zeit der Blüthe zurückkehren zu wollen. In der That war Karl Theodor damals jung und rührig, noch nicht durch Sinnlichkeit geschwächt und pfäffische

Einflüsse ganz ausschließlich beherrscht; vielmehr belebte ihn ein unermüdlicher Trieb, durch Schöpfungen ganz verschiedener Art zugleich den alten Glanz der Pfalz zurückzuführen und die neue monarchische Pracht des Zeitalters nach dem Muster mächtiger Regenten hier dauernd zu begründen. Das Gute, das diese Zeit gebracht, wird der Geschichtschreiber um so lieber hervorheben, je düstrer durch die spätere Zeit des alternden, bigotten und willenlosen Regenten die Geschichte der Kurpfalz abgeschlossen wird. In diese ersten dreißig Jahre fallen nun so vielfache und mannigfaltige Schöpfungen, daß es schwer ist, die ganze Reihe in einem Bilde zu vereinigen; wir werden daher die Verwaltung des Innern, die Kirche, die Wissenschaft und Kunst in ihrer verschiedenen Entwicklung gesondert betrachten.

Als der achtzehnjährige Karl Theodor aus einem Pfalzgrafen von Sulzbach und Markgrafen von Bergen op Zoom zum ersten weltlichen Kurfürsten und Besitzer der Länder Jülich und Berg geworden war, kündigte sich seine Regierung so wohlthuend an, daß die Unterthanen in allen seinen neuen Besitzungen von dem freundlichen und geschäftigen Herrn eine bessere Zeit erwarteten. Manche Wunde von der vergangenen Regierung her schloß sich jetzt, der neue Kurfürst schien nicht den kalten Gleichmuth zu besitzen, womit Karl Philipp über einem ausgesaugten, von Beamten und Pfaffen bedrückten Lande eine verschwenderische Serailregierung und eine Hofwirthschaft führte, die alle höfischen Müßiggänger und Schmarotzer freigebig willkommen hieß. Karl Theodor fing mit Ersparnissen an; die Falkeniere wurden abgeschafft, die Hälfte der Leibgarde entlassen, die Marschallstafel aufgehoben, und die Hofhaltung des Kurfürsten auf das Nothwendige beschränkt. Viele Sinecuren wurden eingezogen, mehrere der ganz nutzlosen Hofämter, z. B. die Oberstkämmerer-, die Obersthofmeisters-, die Obersthofmarschallsstelle mit den angesehensten Staatsämtern vereinigt, und man schien mit sichtbarem Nachdruck die verbannte Einfachheit an den Hof zurückführen zu wollen. Viele Gehalte und Pensionen wurden herabgesetzt, die bedeutenden Gnadengelder, welche Karl Philipp den

Geistlichen ertheilte, aufgehoben, und man pries allgemein die treffende Antwort, womit Karl Theodor die Forderungen der kirchlichen Herren abgewiesen hatte. Sie beriefen sich auf die christliche Barmherzigkeit, welche verlange, daß die Gnadengelder fortdauerten; er erwiederte ihnen: dagegen fordert die Gerechtigkeit, daß sie aufhören und besser verwendet werden[84 a]. So klagten nur Höflinge, Privilegirte, geistliche Müßiggänger; das Volk jubelte, denn es hielt diese flüchtigen Flitterwochen einer neuen Regierung für nachhaltigen Ernst, bis es sehr bald inne ward, daß von allen Verheißungen des jungen Fürsten die angekündigte Sparsamkeit am schnellsten vergessen war.

Doch war so Vieles gut zu machen, daß selbst die mäßige Einsicht des jungen Regenten und seines Premierministers, des Marquis d'Ittre, unwillkürlich auf eine Menge fauler Stellen des pfälzischen Staatswesens stoßen mußte; man berührte sie, ohne sie mit allem ihrem Nahrungsstoffe zu vertilgen. Die Verwaltung der Landämter lag sehr im Argen; die den Namen Oberamtmänner führten, waren meistens nicht auf ihren Stellen, sondern ließen, während sie am Hofe schwelgten, durch Agenten zweiten Ranges richterliche und administrative Funktionen versehen. Karl Theodor verordnete nun (Oktober 1743) jährliche Prüfungscommissionen, welche das Verfahren der Bureaukratie untersuchen und ahnden sollten; aber obwohl die Verordnung verschärft und wiederholt ward (Jan. 1753), blieben doch das ganze Jahrhundert hindurch die pfälzischen Beamten im übeln Rufe, bestechliche Richter, unredliche Finanzverwalter und willkührliche Bauerntyrannen zu seyn. Es fehlte die wachsame Umsicht von oben, ohne die ein bis in die höchsten Regionen dicht verschlungenes System von Mißbräuchen nimmermehr abgeschafft werden konnte; hier, wie in andern Gebieten, existirten sehr wohlwollende Verordnungen, aber es fehlte an der Kraft und dem Willen sie zu vollziehen.

---

84 a) S. Europ. Fama VIII. 641. 730.

Karl Theodor glaubte damit genug gethan zu haben; er besaß nicht das scheue, unruhige Mißtrauen seines Vorgängers Karl Ludwig, der sich auf keinen seiner Beamten verließ, weil er den Meisten zu oft in die Karten gesehen. So ward denn auch im Wege der Verordnung das Gerichtswesen verbessert, aber weder jetzt noch nachher stand die pfälzische Justiz im Rufe, eine gute zu seyn. Man beschränkte die überflüssige Menge von Prokuratoren, verordnete eine schnellere, wohlfeilere und humanere Justizverwaltung, ohne damit den tiefgewurzelten Mißbräuchen die Nahrung abzuschneiden. Was sich auf leichterem Wege von oben herab erreichen ließ, ward durch Kabinetsbefehle, öffentliche Aufmunterung und Geldunterstützungen geschaffen; manche Schöpfung dieser Art ist für das Land von dauernderem Nutzen gewesen, als viele prahlende Erzeugnisse des monarchischen Hochmuths und der Verschwendung. So ward der Landbau wenigstens da aufgemuntert, wo er der Industrie und dem Fabrikfleiß zu Hülfe kam, mancher neue Zweig, wie z. B. der Bau des Krapps und Hopfens, erhielt jetzt seine erste Pflege, und industrielle Anstalten, die sich darauf gründeten, fanden bei der Regierung thätige Hülfe; Bergwerke, Salinen, Gesundheitsbrunnen wurden unterstützt, Wiesen- und Kleebau aufgemuntert. Was die Natur des Landes freigebig gestattete, ward zur Zierde ausgebeutet; die Cultur der südlichen Früchte, der Mandeln, Nüsse und Kastanien, die in der Pfalz vortrefflich gedeihen, ward eifrig aufgemuntert, und die Straßen, die das Land durchzogen, mit diesen Bäumen umgeben. Auch die Viehzucht ward veredelt, um für inländische Industrie den Stoff zu liefern. Wenn auch manche dieser Schöpfungen als zu künstlich schnell untergegangen sind, sobald man aufhörte sie von oben zu unterhalten, so ist doch auch wieder Anderes stehen geblieben, und in das ganze Land kam ein Trieb nach Thätigkeit, Handel und Gewerbfleiß, der seit den orleansschen Kriegszeiten durchaus gefehlt hatte. Auch den Handel mit den benachbarten Ländern suchte die Regierung zu heben, indem sie wenigstens anfing, die glückliche Lage des Landes zwischen Rhein und

Neckar in diesem Sinne zu benutzen; die zwei Schiffahrtsverträge, der eine (1749) mit Mainz und Straßburg wegen des Rheines geschlossen, der andere mit Würtemberg wegen des Neckars, sollten auf dieses Ziel hinwirken. Für das Wohl des Bauern erschien eine Verordnung gegen Judenprellerei (1754); dem übermäßigen Anpflanzen von Weinbergen, das dem Wohlstande so gefährlich ist, ward ein Verbot entgegengesetzt (1755) und das Hazardspiel streng verboten — wozu freilich die Errichtung einer kurfürstlichen Lotterie (1764) einen sonderbaren Gegensatz bot.

Die öffentlichen Anstalten für Verkehr und Sicherheit, die seit Johann Wilhelms Regierung ganz geschlummert hatten, fanden an Karl Theodor einen eifrigen Förderer; es wurden Chausseen angelegt, dieselben mit prächtigen Obstalleen eingefaßt und für Sicherheit und Ordnung eine eigne Polizeimannschaft, in der Weise unsrer Gensdarmes, errichtet. Doch schleppten sich die Sünden der Vergangenheit noch lange fort; ungeachtet aller trefflichen Bestimmungen auf dem Papier war Bettelei, Diebstahl und Straßenraub viel ärger, als man dies in einem geordneten fleißigen Staate hätte erwarten dürfen. Dagegen förderte man, zur Abhülfe eines dringenden Bedürfnisses, in den bedeutendsten Städten die Hospitäler; zu Frankenthal und Oppenheim wurden Schöpfungen dieser Art gegründet, und in Mannheim gewann die Stiftung der barmherzigen Brüder eine sehr ausgedehnte Wirksamkeit. Im Jahre 1772 wurden 257, im folgenden Jahre 282 Kranke aufgenommen, und beide Male bis auf fünfzehn oder zwanzig Alle als gesund wieder entlassen.

So bot die Pfalz ein erträgliches Bild von Wohlstand und Thätigkeit, so weit diese Vorzüge in despotischen Staaten gedeihen können; wenn auch der Hof viel vom Staatsvermögen verschlang und die Verwaltung nichts weniger als vortrefflich war, so hatte doch Karl Theodor im Gegensatz zu den nichtswürdigen Regierungen seiner Vorgänger gezeigt, was in diesem Lande selbst mit mäßiger Anstrengung zu erreichen sey. Das

Land bot nicht mehr jenes trübe Gemälde von Dumpfheit, Druck und Armuth, sondern es war wenigstens die Oberfläche zu einem gefälligen Ganzen umgestaltet. Eine Menge von industriellen Schöpfungen, Fabriken jeder Art, Bergwerke, Salinen, Anstalten zum gemeinsamen Wohle, glänzende Bauten erhoben sich auf dem Boden eines Landes, das nach zwei furchtbaren Zerstörungsepochen zwei lange sorglose und elende Regierungen bigotter Weichlinge hatte dulden müssen. Daher das Lob, das die dankbaren Zeitgenossen der ersten Zeit Karl Theodors so verschwenderisch gezollt haben; sie übersahen, außer den andern Schattenseiten, namentlich Eines, das durchaus Künstliche des Wohlstandes. Nach dem Muster aller glänzenden Despotien des achtzehnten Jahrhunderts wurden Industrie, Luxus, Schöpfungen des Auslands mit Geldopfern künstlich gefördert, während man die sichere und einfachste Stütze eines freien und gesunden Wohlstandes, den Ackerbau, unter der Last des Feudalwesens, der Jagdlust und der vielen Feiertage, die auch protestantische Orte feiern mußten, fortwährend seufzen ließ.

Drum dauerten auch ungeachtet wiederholter und scharfer Verbote die Auswanderungen fort, wenn gleich einzelne Städte durch die neuen Schöpfungen eine Zeit lang einen Aufschwung nahmen. Doch bemerkte man schon in den sechziger Jahren eine Abnahme der Bevölkerung neben einer Zunahme der Besitzlosen, und eine damals erschienene Schrift klagt lebhaft über die große Zahl — nicht der fleißigen und rührigen Armen, sondern der faulen Bettler [65]). Innerhalb fünf Jahren hatte die pfälzische Bevölkerung um 861 Familien abgenommen, ohne daß Krieg, Hungersnoth oder Krankheit dazu mitgewirkt hätten, und dennoch war zu Mannheim, Heidelberg und Lautern eine Garnison von nahe an sechstausend Mann, zum Theil der Kern des Bauernvolkes, die beinahe ausschließlich im Cölibat leben mußten, und durch städtische Ausschweifungen und Krank-

65) S. Von dem Bevölkerungs-Stand in Chur-Pfalz. 1769.

heiten entnervt später zu ihrem Pfluge zurückkehrten [86]). Die Stadt Mannheim selbst zeigte ein auffallendes Mißverhältniß zwischen Gebornen und Gestorbenen [87]), und die Statistiker zerbrachen sich die Köpfe, ob es von der Schwierigkeit der Bürgerannahme, der kirchlichen Intoleranz, dem Cölibat des Militärs oder der ungesunden Luft herrühre. Alle Oberamtsstädte, mit Ausnahme von Alzei, lieferten die nämlichen Erfahrungen.

Darnach wird man das äußere Verhältniß der von oben begünstigten Städte richtiger beurtheilen. Die Bevölkerung Mannheims, die bis 1778 auf 23000 bis 24000 Menschen stieg, war zwar zahlreicher als je zuvor; aber die wandernde Schaar von Höflingen und an den Hof Geknüpften betrug über 2000, die Garnison nahe an 5000 Mann, und im Verhältniß zur früheren Zeit nahmen die Ehelosen und die Todesfälle in bedenklicher Weise zu, so daß es uns nicht überraschen kann, wenn die hochgepriesene prahlende Residenzstadt in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts in einen ganz trostlosen Zustand des Verfalles gekommen war.

Unter den Städten, die durch die industrielle Richtung der Regierung entschieden gewannen, steht Frankenthal obenan. Die durch den Krieg beinahe verödete Stadt hatte sich unter Karl Philipp wenig erholt; erst unter der jetzigen Regierung wurden ihr Begünstigungen zu Theil, wodurch sie in Kurzem die erste Fabrikstadt der Pfalz ward. Ihre früheren Privilegien wurden nicht nur erneuert [88]), sondern auch durch Steuernachlässe, Erleichterungen beim Wiederaufbau der zerstörten Häuser, und günstige Bedingungen für Einwandernde aufs freigebigste erweitert; es entstand (1755) eine sehr bedeutende Porzellainfabrik, welche Karl Theodor selbst betreiben ließ, später reihten sich daran die Tuch-, Seiden- und Wollenfabriken, die Gold-

86) Bericht a. a. O. 30. 31.

87) Ebendas. S. 95 ff.

88) Decret vom 27. Sept. 1758.

und Silberdrahtzieherei und verschiedene andere Fabriken [89]). Seit 1773 fing man auch an, mit großen Geldopfern einen Kanal anzulegen, der die Stadt mit dem Rheine verband. Damals zählte die Stadt unter einer ausgedehnten städtischen Verwaltung gegen 30 Fabriken, und von den 3302 Einwohnern gehörten nahe an 1200 dem Fabrikwesen an [90]).

Neben diesen Zeugnissen einer schöpferischen Regierungsthätigkeit blieb im Uebrigen das pfälzische Wesen, wie es seit den beiden letzten Regierungen geworden war; alle die glänzenden Schöpfungen reichten nicht hin, die faulen Stellen der innern Staatsverwaltung zu verstecken. Der verordnungslustige Reformeifer Karl Theodors erkaltete ohnedies schnell; auch wenn dies nicht geschehen wäre, hätten papierne Decrete nicht hingereicht, einen Wust von Mißbräuchen, unter denen die damalige Generation alt geworden war, wegzuräumen. Gerichte und Verwaltung wurden wenig gebessert; alle Versuche im Kleinen zu ändern, scheiterten an dem compacten Widerstand einer allmächtigen Beamtencaste und an der politischen Unmündigkeit einer allmählig zum Dienen, kriechenden Bewundern und gehorsamen Schweigen gewöhnten Bevölkerung. Die einst so frische und kräftige Individualität, die dem rheinfränkischen Volke in der Pfalz eigen gewesen, hob sich nicht mehr aus der Gedrücktheit, worein die letzten Zeiten sie gebracht hatten; denn auch in ihrer besten Zeit schien die neue Regierung den äußern Wohlstand des Volkes nur als ein Mittel zu betrachten, ohne sich um die freie menschliche Entfaltung eines reichbegabten Volkscharakters zu bekümmern. Das, was für Literatur und Kunst geschah, traf, wie sich später zeigen wird, mit Volksbildung und Volksveredlung nur an wenigen Stellen zusammen.

Wenn wir von dem pfälzischen Wesen reden, wie es sich seit Johann Wilhelm gestaltet hatte, so meinen wir damit die

---

89) S. Status sämmtlicher Einwohner in der Churpf. dritten Hauptstadt Frankenthal. 1773.

90) Officielle Zählung in dem angef. Status.

Art von Verwaltung, deren bösen Geist zu zerstören auch Karl Theodor nicht die Energie besaß. In seinen besten Tagen setzte er dem nur papierne Schanzen entgegen, in seinen schwächeren Zeiten griff die Entartung ganz schrankenlos um sich. Das Mißverhältniß der Beamten und ihres Lohnes war und blieb außerordentlich grell; während Schullehrer, Subalternbeamten und alle kleinen Diener kümmerlich ihr Dasein fristeten, zogen die hohen Staats- und Hofbeamten theils für müßige Dienste, theils für Sinecuren sehr bedeutende Besoldungen; die pfälzischen Landschreiber wurden reiche Herren, während die ihnen untergebenen Bauern aus Noth auswanderten. Die Verwaltungsbeamten der geistlichen Güter versahen ihr Amt so vortrefflich, daß seit der Declaration von 1705 das Kirchenvermögen immer kleiner ward; indessen die Klagen über die Noth der Kirche immer größer wurden. Wundern kann man sich darüber nicht, wenn man aus Karl Theodors eigenem Munde erfährt, wie er den Grafen von Goldstein, ohne ihn auch nur obenhin zu kennen, blos deswegen zum Finanzminister ernannte, weil er den reichen Cavalier aus einer prächtigen goldnen Dose mit vieler Contenance schnupfen sah [91]); denn gewiß wurde auch in andern Dingen eben so abentheuerlich verfahren.

Die Verwaltung krankte an einem tödtlichen Uebel, an Käuflichkeit; die Art, wie die Stellen im Aufstreich förmlich versteigert wurden, wie weltliche und kirchliche Behörden um schmutziges Geld die Landesstellen verschacherten, gränzt ans Unglaubliche, und noch jetzt circuliren darüber eine Masse schmählicher Anekdoten, die, selbst wenn sie übertrieben wären, einen bedenklichen Beweis gäben, was man von dieser Regierung erwarten durfte. Gewiß ist, daß in den späteren Zeiten bis zu den kleinsten Posten herab alle wie zu Rom ihren Preis hatten, und aus Acten läßt sich beweisen, daß schlechte Diener, die man entsetzen wollte, sich beschwerten, weil sie den Kauf-

91) Vgl. Zschokke bayr. Gesch. IV. 255.

preis für ihre Stellen noch nicht herausgeschlagen hätten. Doch gehören die vielen Beispiele ungescheuter Schamlosigkeit, womit man Gerichtsämter, Verwaltungsstellen, Pfarreien, Lehrämter und so fort bis zum Bettelvogt und Gefangenwärter herab verkaufte, meistens in die späteren Jahre; was in der ersten Zeit der Art geschah, ward mit Vorsicht betrieben und noch so viel als möglich bemäntelt. Die Hauptstütze des Uebels lag in dem schon früher berichteten Mißbrauch der sogenannten Adjunctionen oder Anwartschaften, die von allen Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts verboten wurden, und doch unter allen fortdauerten. Auch Karl Theodor befahl in den ersten Tagen seiner Regierung (6. Jan. 1743), daß keine Anwartschaften mehr geduldet werden sollten [92]), und doch gerieth er mit sich selbst in Widerspruch, indem er nicht nur Anwartschaften ertheilte, sondern auch duldete, daß die Zwischenträger daraus einen Erwerb machten. So kam es, daß die widersinnigsten Ansprüche erfolgten, denn in allen Zweigen des Staatslebens gab es Adjungirte und wieder solche, die sich den Adjungirten adjungiren ließen. Leider kam es so weit, daß selbst in rein wissenschaftlichen Gebieten das Princip der Erblichkeit vorherrschte; so wie es in Frankreich vor 1789 Stabsoffiziere in den Windeln oder Aebte und Domherren in der Wiege gab, so bildeten auch in der Pfalz manche Dicasterien eine patriarchalische Folge von Söhnen und Schwiegersöhnen; das Hofgericht z. B. zählte lange Zeit so viele Minderjährige, daß man es spottend das „jüngste Gericht" nannte, und es war keine Fabel, daß Mancher zum Professor an der heidelberger Universität designirt war, bevor er seine Schulstudien absolvirt hatte. Die Sache war so undurchdringlich geworden, daß später Maximilian Joseph (1799) alle Mühe hatte, dem Unwesen ernstlich ein Ende zu machen; es erschienen Beamte aus allen Zweigen [93]) mit langen Beschwerdeschriften, worin sie nachwie-

92) Pfälz. Archiv („Diener" Conv. III)

93) Pf. Archiv a. a. O.

sen, wie sie der Familie ihrer Vorgänger noch eine Kaufrente zu bezahlen hätten, die sie unmöglich geben könnten, wenn man ihnen den gekauften Gegenstand, das Amt, entzöge. Dies veranlaßte zahllose Verwirrung, und Montgelas sah damals keinen andern Ausweg, als die energische Erklärung (Aug. 1801), alle solche Privatverträge seyen für den Staat in keiner Weise als bindend zu betrachten.

Auch darin war die Bureaukratie sehr begünstigt, daß sie in den nothwendigsten Lebensbedürfnissen eine Steuerfreiheit zum Nachtheil der Bürger und Bauern genoß. Karl Ludwig hatte bei Einführung der Accise die Bitten um Befreiung standhaft abgewiesen, seit seinem Nachfolger war der Mißbrauch so groß geworden, daß mit Ausnahme der Bürger und Bauern alle vornehmen Leute und Angestellten ein ungerechtes Privilegium besaßen. Unter Karl Theodor[94]) ging dies so weit, daß anerkanntermaßen befreit waren: sämmtliche Räthe bei den Dikasterien zu Mannheim und Heidelberg, die Universität und ihre Angehörigen, die Vogtsherren und ihre Beamten, die Bergwerkschaften und ihre Arbeiter, die Fabriken und ihre Arbeiter, mehrere industrielle Unternehmungen, der Amtmann, Landschreiber, Oberamtsschultheiß, Fauth nebst allen Unterbeamten, die Pfarrer und Schulmeister, endlich auch alle Zoll- und Rechnungsbeamten bis zu den kleinsten herab.

Nicht diese äußern Nachtheile allein verschlimmerten das Beamtenwesen, wir werden später sehen, daß auch der Geist kirchlicher Reaction und pfäffischer Intoleranz sich in alle Beamtenverhältnisse eingedrängt hat. Damit ging Genußsucht und höfische Verschwendung Hand in Hand, und die hoffnungsvollen Anfänge einer sparsameren Regierung wurden sehr bald ins Gegentheil verkehrt. Am besten zeigte dies schon in der ersten Zeit Karl Theodors Hof.

Die todte Pracht eines Hofwesens, wie es sich im achtzehnten Jahrhundert an den meisten deutschen Höfen entfaltet

94) Pfälz. Archiv („Acciswesen“).

hat, verschlang auch an der mannheimer Hofhaltung außerordentliche Summen. Die Schlösser selbst schon, wie sie Karl Philipp angelegt, standen außer Verhältniß mit den Kräften des Landes; wenn man aber die Verzeichnisse der Meubles, Zierrathen und Kostbarkeiten ansieht, womit dieselben ausgeschmückt waren [95]), so sollte man glauben, man habe es mit der Hofhaltung des mächtigsten und glänzendsten Monarchen in Europa zu thun. Nun fing Karl Theodor selbst neue Schöpfungen an, wodurch sogar die Verschwendungen seiner Vorgänger übertroffen wurden. Denn wie das Vorbild aller dieser Fürsten, der französische Ludwig **XIV.**, in öden Sandwüsten prächtige Paläste und mit dem erschöpften Wohlstande des Volkes Prachtgärten und Wasserkünste angelegt hat, so schuf auch Karl Theodor sich sein Versailles; in einer der wenig reizendsten Gegenden der Pfalz, zu Schwetzingen, wurden zum Schmuck eines weitläufigen Lustschlosses Gärten und Alleen im französisch verschnittenen Stil, Tempelchen und antike Götterbildchen aufgerichtet, große Wasserkünste angelegt und kostbare Spielereien geschaffen, die jetzt noch wie eine interessante Antiquität erhalten uns von dem Geschmack und Treiben der damaligen Generation eine charakteristische Vorstellung geben. Dieses confuse Durcheinander aus allen Zeiten und Geschmacksperioden, diese sinnlose Vermischung von Moscheen, griechischen Tempeln, römischen Wasserleitungen, diese künstlichen Ruinen, die neben den Resten des Alterthums wie nürnberger Spielwaaren erscheinen, würden in ihrem Ensemble zunächst den Eindruck lächerlicher und kindischer Spielerei machen müssen, wenn man nicht an die Tonnen Goldes denken müßte, die auf diese Weise dem Bedürfniß und Wohlstand des Landes entzogen worden sind.

Dazu paßte denn der Hofstaat, wie ihn Karl Theodor unterhielt. Der Großhofmeisterstab, dem über achtzig Personen

95) Auf dem pfälz. Archiv zu Karlsruhe finden sich etwa 30 Bände solcher Inventarien.

unterworfen waren [96]), kostete außer zahlreichen Naturalien an baarem Gelde über fünfunddreißigtausend Gulden; der Oberstkämmerstab mit Kammerherrn, Furieren und Kammerdienern verschlang außer den Lieferungen in Naturalien 38674 Gulden; der Obristhofmarschallstab kostete für seine 84 meist in der Küche beschäftigten Mitglieder an Besoldung 32630 Gulden [97]). Der Oberststallmeisterstab, für den über 50000 Gulden jährlich verwendet wurden, hatte auch die Edelknabenlehrer unter sich; in brüderlicher Eintracht sind **Praeceptores**, **Professores philosophiae** nebst Vorreitern und Stallknechten tangirt, und zwar letztere in beneidenswertherer Stellung. Denn während der Leibkutscher 300, der Viceleibkutscher 250 Gulden und jeder der zwölf Trompeter eben so viel erhielt, mußte sich der sogenannte **Professor philosophiae** mit zweihundert Gulden begnügen. Zu dem Allem kam noch ein Oberforstmeisterstab und ein Hofmusikstab, die zusammen nahe an 61000 Gulden verschlangen, und der besondere Hofstaat der Kurfürstin, dessen 52 Personen außer bedeutenden Lieferungen an Naturalien 31045 Gulden bezogen. Das war der Hofstaat eines Landes von kaum 300,000 Einwohnern; denn Kurpfalz mußte die Hauptlast davon tragen.

Höfische Sitten und Etikette waren dem entsprechend, wir sehen aus der weitläufigen Correspondenz [97a]), die ein sulzbachischer Hofcavalier mit dem pfälzischen Premierminister über einen ganz bedeutungslosen Verstoß gegen die Etikette führte, wie ängstlich man bemüht war, sich nach Art der großen und prächtigen Höfe zu geberden. Drum wurden auch zu dem schon

---

96) Darunter ein Hofpfarrer, ein Ceremoniarius in der Hofkapelle, 7 Kapläne, 4 Kapelldiener, 2 Accolleten, einer zur Backung der Hostie, eine Kapellwäscherin (mit 250 Gulden!) &c. Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Diener" Conv. 4).

97) Da wird z. B. genannt ein Bratmeister, Spickmeister, Kohlenmann, Sauerkrautverwahrerin, heidelberger Wasserfüller, Schildkrötenverwahrer, Hühnerrupfer, Seefischlieferant, die alle eigene Gehalte beziehen.

97 a) Bayr. Reichsarch.

bestehenden Hubertusorden zwei neue errichtet. Im Jahr 1766 gründete die Kurfürstin den Damenorden der h. Elisabeth, dessen Zwecke, die Unterstützung der Armen und kirchliches Gebet, gewiß ohne Insignien menschlicher Eitelkeit eben so gut wären zu erreichen gewesen; am Schluß des folgenden Jahres, als Karl Theodor fünfundzwanzig Jahre Kurfürst war, stiftete er für den Adel einen pfälzischen Löwenorden, dessen Errichtung wie ein wichtiges Ereigniß für die pfälzische Geschichte durch Prägung einer Münze verherrlicht ward.

Zu den kostspieligsten Genüssen des Hofes gehörte die Jagd, die mit raffinirtem Luxus getrieben ward; was man damit von dem Wohlstand des Bauern zerstörte, ließ sich mit allen aufmunternden Edikten für den Landbau nicht ersetzen. Seit 1747 war die thierische Belustigung der französischen Parforcejagden vollständig organisirt, und es wurden deßhalb Stöße mit Akten verschrieben, wie wegen der wichtigsten Staatsangelegenheit [98]. Der Kurfürst selbst ließ es geschehen, daß man seine Bauern mit Hegung des Wildes zur Verzweiflung brachte; wie wollte er sie energisch schützen, wenn die benachbarten Dynasten zum Nachtheil seiner Unterthanen dasselbe thaten! Auszeichnende Erwähnung verdiente in dieser Rücksicht der Graf von Leiningen, der durch seine Jagdgenüsse im dürkheimer Thal die Ortschaften St. Grethen, Seebach, Hausen, Weidenthal in den Jahren 1767—1771 wahrhaft mißhandelte; das Gutachten einer Commission verlangte die Errichtung eines Gesetzes, aber obwohl der Kurfürst das unterstützte, war der Graf nicht einmal dazu zu bewegen, daß er einen kleinen Beitrag zahlte. In andern Gegenden war es nicht besser; bei Mosbach und Neckarelz war der Druck unerträglich; erst als alle Stabshalter der dortigen Gemeinden sich in einer Vorstellung „unterthänigst erfrechten", über den Mißbrauch zu klagen, ward (1771) verordnet, eine wöchentliche Jagd zur Verminderung des dortigen Rothwilds

98) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Jagdwesen"), woraus dieses wie das Folgende entnommen ist.



anzustellen. Die Noth war so groß, daß bei einem Wilddiebstahl durch neckargemünder Bürger das kurfürstliche Regierungscollegium selber dem Kurfürsten „gewissenshalber" vorstellte, wie man solche Frevel nicht mit der gesetzlichen Schärfe bestrafen könne, „so lange die Unterthanen wegen ihrer Früchte nicht gehörig gesichert und die zugefügte Beschädigung nicht ersetzt werde." Der Oberjägermeister erhob über solche Humanität große Klage, und der Kurfürst, wiewohl er die matte Erklärung gab, man müsse dem nachtheiligen Uebermaß des Wildes steuern, gab dem humanen Collegium einen derben Verweis und verordnete, das „vorgeschriebene Pönalgesetz stracks zu erfüllen." Erst als Karl Theodor nach München zog, ward das Joch etwas gelinder; die Jagd, hieß es in einem Rescripte vom 13. Sept. 1778 sollte auf das beschränkt werden, „was für höchsteigene Ergötzlichkeit und Versehung der Proviantkammer nöthig sey." Man solle daher das Jagdpersonal beschränken und mehrere Forsten zusammenziehen, alle Jagdfrohnden ernstlich aufheben und den Unterthanen erlauben, das Wild, das sie auf ihren Feldern träfen, wegzuschießen. Wäre die Verordnung gut gehandhabt worden, so hätten nicht noch zehn Jahre nachher z. B. selbst die Bürger in Mannheim und den benachbarten Ortschaften über Beschädigung durch das übermäßige Wild zu klagen brauchen.

Ein solcher Hof, die Geissel des Volkes, war ein unschätzbarer Zufluchtsort für alle fremden Schmarotzer. Prachtvolle, ungeheure Schloßräume, Ställe mit mehreren Hunderten Pferden, Gärten und Orangerien gaben Zeugniß von der Würde des Monarchen, der so gnädig war, Theater spielen zu lassen, ohne daß die vornehmen Leute Entree zu bezahlen brauchten, und täglich glänzende, reichbesetzte Tafel hielt für neunzig oder hundert höfische Müßiggänger [99]). Der Beifall eines französischen Chevaliers, der solch einen Hof für ebenbürtig mit dem seinigen anerkannte, mußte dann allerdings für den verbissenen Hunger

99) Vgl. den französischen Bericht in Schlossers Gesch. des achtzehnten Jahrh. II. 258 f.

der vom landesherrlichen Wildpret mißhandelten Bauern entschädigen.

Auch darin war der pfälzische Hof seinem französischen Muster ebenbürtig, daß die kurfürstlichen Maitressen und ihre Kinder ganz öffentlich und unbefangen als solche angesehen und ausgezeichnet wurden. Karl Theodors Gemahlin hatte ihm erst nach langer Ehe (28. Juni 1761) einen Prinzen geboren, Franz Joseph Ludwig, der gleich in der Geburt starb; die schwere Entbindung vermochte die Kurfürstin zu dem festen Entschlusse, sich fortan alles ehelichen Umgangs zu enthalten. Das hieß, den jungen und sinnlichen Kurfürsten zum Maitressenthum förmlich hindrängen. Erst hatte er ein mannheimer Bäckermädchen, Namens Huber, die er später Gräfin von Bergstein tituliren ließ, zur Geliebten auserwählt und mit ihr eine Tochter gezeugt, die einen Fürsten von Ysenburg heirathete; ihre Nachfolgerin ward die Schauspielerin Seyffert (Gräfin Haydeck), die Mutter des Fürsten von Brezenheim und dreier Töchter, die an vornehme Herren verheirathet worden sind. Man hätte über die glänzende Ausstattung dieser fürstlichen Bastarde noch hinwegsehen können, wenn dieselben nicht auf die Regierung des alternden Vaters einen mächtigen Einfluß geübt und in den wichtigsten Staatshändeln der spätern Zeit ihre Hände gehabt hätten. Es bildete sich, wie wir sehen werden, um den alten Kurfürsten eine Camarilla von Jesuiten, Günstlingen und natürlichen Kindern, die an dem Verfall der letzten Zeiten den größten Antheil hatte. Denn darin war die orthodoxe Geistlichkeit des bigotten Fürsten nicht bedenklich, seine Verhältnisse zu diesen und spätern Maitressen casuistisch zu rechtfertigen, so ängstlich sie sonst jeder freien Regung in Staat und Kirche verketzernd nachspürte.

§. 3.
Kirchliche Zustände (1743—1773).

Die Instruction, womit man den jungen Karl Theodor ans Staatsruder geschickt hatte, empfahl vor allen Dingen die

Ausbreitung der katholischen Lehre; man sollte, hieß es dort, keine Protestanten mehr anstellen, eine Proselytenkasse gründen, aber in Allem mit Vorsicht verfahren, damit nicht, wie früher, nach außen hin Lärm gemacht würde. Der junge Regent, von einem Jesuiten erzogen, war von Anfang an bemüht, dieser jesuitischen Staatsweisheit nachzuleben; es folgte unter ihm eine Zeit der Reaction und des Gewissenszwanges, die nicht so plump und unverhüllt wie die Johann Wilhelms und Karl Philipps, aber viel consequenter, sicherer und nachhaltiger ein halbes Jahrhundert lang auf der Pfalz gelastet hat.

Gleich in den ersten Schritten kündigte sich der Geist der neuen Regierung bedenklich an; denn was sich als eine Wohlthat für das Volk ausgab, war nur eine jesuitische Finte gegen die protestantiche Bevölkerung. Man schien sparen zu wollen und reducirte die überflüssigen Beamtenstellen; allein statt die überzähligen katholischen Beamten zu vermindern, die man aus Sulzbach, Neuburg und vom Niederrhein in die Pfalz hereingeholt, ließ man die wenigen protestantischen Pfälzer fallen, die in den öffentlichen Stellen noch geblieben waren. Nur in den Verwaltungsbehörden der protestantischen Kirche ließ man noch die Protestanten, aus allen andern Regierungscollegien wurden sie herausgedrängt, versetzt oder nach ihrem Absterben Katholiken an ihre Stelle gebracht. Auch unter den Amtleuten gab es bald keine Protestanten mehr; in die Akademie sogar war es schwer, Nichtkatholiken hineinzubringen, und im Jahre 1790 konnte ein Zeitgenosse [100]) unter allen Verwaltungsbeamten auf dem Lande noch sechs Protestanten aufzählen — in einem Lande, worin die überwiegende Zahl der Bewohner aus Protestanten bestand. So ward es in allen öffentlichen Aemtern gehalten; während der hallische Receß völlige Gleichheit der Rechte und Ungestörtheit des protestantischen Besitzes gelobte, waren nicht nur die Staatsämter, sondern sogar die Stellen im Gemeindeleben den Protestanten zum größten Theile verschlossen. Aus

100) S. die neueste Gesch. der reform. Kirche S. 198.

offizieller Quelle [1]) ersehen wir, wie man in den Gemeinderäthen, selbst der überwiegend protestantischen Gemeinden, streng darauf wachte, daß wenigstens die Hälfte katholisch war, dagegen die Stellen der Schultheiße, Anwälte u. s. w. fast ausschließlich mit Katholiken besetzte. War allenfalls in protestantischen Orten ein Katholik zu wenig im Magistrat, so wurde das gleich gut gemacht; dagegen ließ man es ruhig dabei, wenn in gemischten Gegenden die Protestanten in der Minderheit waren. Die Quellen der Zeitgeschichte berichten, daß man in rein protestantischen Orten den einzigen und ärmsten katholischen Einwohner, etwa den Kuhhirten, zum Vorstand machte [2]), oder sogar die Hebamme vorzugsweise aus den Katholiken wählte; Thatsache ist, daß unter den hundert kurfürstlichen Leibgardisten in den Jahren 1753 — 1778 nur ein einziger Protestant war, und man die Subalternstellen bis zum Thorwächter herab gewöhnlich mit Proselyten besetzte. An der Universität Heidelberg waren, statt der Gleichheit, die der hallische Receß verhieß, 24 Katholiken und 5 Protestanten angestellt; die ersten bezogen gegen zehntausend, die andern kaum neunzehnhundert Gulden Gehalt [3]) und wurden zum Theil von den Jesuiten aus ihren Hörsälen verdrängt.

Die Bekehrungen wurden offen und systematisch betrieben, am meisten zeichneten sich darin die Jesuiten in Heidelberg aus [4]). Das Collegium, das im Jahr 1715 nur eilf Priester zählte, war im Jahr 1741 schon auf 32, in den sechziger Jahren auf

1) Pfälz. Archiv in Karlsruhe („Gemeinden").

2) Schlözers Briefwechsel V. 35: Sonderbar kommt es einem vor, wenn man in verschiedenen 3- bis 400 Bürger starken Ortschaften den Ortsbüttel, weil er der einzige Katholik ist, sogleich bis zum Ortsvorstand und Schultheißen hinaufsteigen sieht, dieser allemal unvermögliche Mann stehet einer großen und reichen Gemeine vor, und seine Kinder haben öfters die Ehre, die einzigen Bettler im Ort zu seyn. Vgl. S. 502 Anm.

3) Aktenstück vom Jahr 1748 in der Neuesten Gesch. Beil. 26.

4) Quelle für das Folgende sind die von ihnen niederschriebenen: Litterae annuae Coll. Soc. Jesu. Heidelb. fol. Ms. pal.

mehr als vierzig Mitglieder gestiegen und konnte gegen zwanzigtausend Communicanten aufzählen. Durch Predigt, Prozessionen, marianische Brüderschaften und den steigenden Wohlstand ihres äußern Besitzes übten sie eine weitverzweigte Macht, die in den mannigfaltigsten Umkleidungen ihren Einfluß zu üben wußte. Hundertfach verschlungen waren die Fäden, aus denen sie das Netz ihrer Seelenfischerei flochten; sie selbst geben uns die vielfältigen und verschiedenartigen Mittel an, wodurch es ihnen gelang, alljährlich eine Anzahl Ketzer zu bekehren. In jedem Jahre von 1715 bis 1760 wurden zwanzig bis dreißig, einmal (1722) sogar über fünfzig Proselyten von ihnen aufgezeichnet; erst seit der Mitte der sechziger Jahre fing ihr Einfluß an abzunehmen und die 45 Collegiaten können selten mehr als ein Halbdutzend, oft noch weniger gewonnene Seelen aufzählen.

Dies und die jährliche Convertitenkasse waren die officiellen und ganz ohne Scheu versuchten Mittel; außerdem wählte man noch andere, die von keiner großen Bedenklichkeit der Bekehrungseifrigen zeugten [5]). Man verletzte die beschworne Religionsdeclaration von 1705, indem man die Leute nöthigte, die Kinder gemischter Ehen gegen die Uebereinkunft katholisch werden zu lassen, oder ertheilte gar protestantischen Eheleuten das Bürgerrecht nur unter der Bedingung, daß ihre Kinder die Religion der Eltern aufgäben. Daß man Stellen, Auszeichnungen, Gnadenzeichen Jedem zusagte, der katholisch ward, war etwas Alltägliches; was sollte man aber dazu sagen, daß man sogar Delinquenten, wenn sie katholisch wurden, die Hälfte der Strafe nachließ!?

Stellt man damit zusammen, daß jede Bürgerannahme direct von der Regierung ausging und durch den Vicekanzler von Sußmann den Reformirten in der Regel verweigert ward, daß protestantische Studirende, selbst Theologen, theils der herrschenden Käuflichkeit, theils der obwaltenden Regierungsmaximen

5) Schlözers Briefwechsel V. 36 f.

wegen keine Anstellung fanden, so ist ein Theil des Räthsels gelöst, das die gelehrten Statistiker damals so viel beschäftigte: weßhalb nämlich in diesen Friedensjahren sich die Bevölkerung der Pfalz so auffallend verminderе? Schon Schlözer war erstaunt darüber [6]), daß „aus keinem Lande der Welt nach Verhältniß mehr Menschen auswanderten, als aus Deutschlands Paradiese, der Pfalz“; ein Blick auf die väterliche Regierung dieses Paradieses gibt den Schlüssel dazu. Viele Hunderte ließen sich lieber von einem zweideutigen Abenteurer (1768) nach Spanien, wo man ihnen Toleranz versprach, hinlocken [7]), als daß sie länger im Vaterlande blieben, wo eine despotische Bureaukratie und jesuitische Beichtväter das Regiment führten; von England aus wurden damals so Viele nach Amerika eingeschifft, daß man lange Zeit den Namen „Pfälzer“ im Allgemeinen für deutsche Auswanderer gebrauchte.

Bei Betrachtung dieser Zustände drängt sich die Frage auf, ob denn auch der reformirte Kirchenrath nicht mehr im Stande war, die Seinen zu schützen; hatten doch in schlimmeren Zeiten einzelne Glieder jenes Collegiums, wie Fabricius, Achenbach, Mieg, gegen eine freche und gewaltsame Reaction einen unerschütterlichen Wall gebildet! Allein auch hier war die jesuitische Reaction thätig gewesen; um die Kirchenbehörden ihrer Macht zu berauben, hatte man sie zu demoralisiren gesucht. Der Kirchenrath war von sieben auf neunzehn Mitglieder gebracht worden; Ehegericht und geistliche Administration, welche aus je vier Mitgliedern bestehen sollten, zählten über dreißig Räthe und gegen siebzig Subalternbeamten [8]). Man erreichte so den doppelten Zweck, in die compacte einige Behörde von wenig Männern eine Reihe von feilen Regierungscreaturen einzuschwärzen und durch ihre reichliche Bezahlung das Vermögen der reformirten Kirche immer mehr zu schwächen. Während noch im

6) Briefw. V. S. 40.

7) Vgl. Schlosser Gesch. des achtzehnten Jahrh. III. 91.

8) Schlözers Briefw. V. 38.

Jahr 1706 die geistliche Administration 6276 Gulden kostete, verschlang sie in den siebziger Jahren 33358 Gulden, 996 Malter Korn, 53 Malter Gerste, 269 Malter Haber und 79 Fuder Wein [9]); für Schreibmaterial bezog der Präsident, Graf von Schal, allein in sechzehn Jahren 3813 Gulden! [10]) Eine Behörde, welche, wie der Kirchenrath oder die geistliche Administration, so tief in der Wolle saß, war nicht geeignet, dem büreaukratischen Gewaltsystem entgegenzutreten; despotisch nach unten, feig und kriechend nach oben, ließen sich die Herren Kirchenräthe wichtige Rechte entwinden, das Ansehen ihrer alten Behörde degradiren, wenn man sie nur an der Quelle ließ. Die Käuflichkeit der Stellen, die in weltlichen Aemtern herrschend war, drang um so leichter in die Kirche ein, als man die charakterlosesten und eigennützigsten gern in die oberste Kirchenbehörde setzte; mit einer unbeschreiblichen Schamlosigkeit wurden die Pfarrstellen ganz öffentlich an den Meistbietenden

9) Staatsanzeigen I. 173. S. in der neuesten Gesch. der ref. Kirche Beil. 30 die aktenmäßige Zusammenstellung, woraus hervorgeht, daß unter Friedrich III. die Kirchengüterverwaltung aus acht, unter Karl aus zwölf Personen bestand, unter Karl Theodor auf 103 Beamte stieg. Dazu kam nun noch der Kirchenrath und das Ehegericht.

10) Nämlich (nach Schlözer I. 128):

160 Ries holländisch Postpapier,
40 „ propatria-Papier,
351 „ Schreibpapier,
346 „ Conceptpapier,
3½ „ groß Medianpapier,
2½ „ Imperialpapier,
11 „ groß Packpapier,
8½ „ kleines „
310 Pfund feines und
35 „ geringeres Siegellack,
450 „ Bindgarn,
26000 Stück Federkiel,
120 „ Federmesser,
80 „ Papierscheeren,
740 „ englische Bleistift

Das war übrigens, wie selbst die Betheiligten zugaben, bei den Räthen ebenso. Vgl. Schlözer S. 505.

verkauft und Einzelne, wie der Kirchenrath Abraham Müller, erlangten durch ihre Meisterschaft in diesem Wucher eine unbeneidenswerthe Unsterblichkeit. Vielen Pfarrern und Schullehrern wurden ihre kleinen Gehalte nicht ausbezahlt, während die Kirchenräthe schwelgten und die geistlichen Schaffner innerhalb 15 Jahren über 150,000 Gulden dem Kirchenvermögen abstahlen; arme aber tüchtige Candidaten mußten das Vaterland verlassen, weil sie den Kaufpreis für eine Pfarrstelle nicht erschwingen konnten. Die Regierung ließ es geschehen, denn dies System führte zu sichtbar zu der gewünschten Entartung der protestantischen Kirche, als daß sie hätte hemmend eingreifen wollen.

Noch gab es einen Weg, den öffentlichen Unwillen gesetzlich kund zu geben. In den sogenannten Classenconventen, einer der weisesten Einrichtungen der alten reformirten Zeit, die von Kurfürst Karl neu eingeführt worden waren, kamen die Beschwerden gewöhnlich zur Sprache; auch diese Demoralisation des protestantischen Kirchenraths ward dort (1752 und 1753) streng gerügt, man verlangte von allen Candidaten einen Eid gegen die Simonie und es war zu erwarten, daß die ganze Geistlichkeit sich mit einer kräftigen Beschwerde an den Kurfürsten wenden würde. Wie das die Herrn vom Kirchenrath merkten, veranlaßten sie die Regierung einzuschreiten; denn schwer war es nicht, die ihnen unbequeme Einrichtung durch die Denunciation staatsgefährlicher Bestrebungen verdächtig zu machen. Der Kurfürst forderte (31. Jan. 1754) den Kirchenrath über diese „Störungen des Friedens," Aergernisse und Aufwiegelungen zum Berichte auf; wie der Bericht ausgefallen seyn mag, bewies das Edikt vom 23. Juli 1754, wodurch mit einem despotischen Federstrich eine der schönsten Garantieen der Kirchenfreiheit und Kirchenreform vernichtet wurden [11]). Zwar wagten die Geistlichen der Classe Neustadt, die Versammlungen doch zu halten, aber das Verbot ward (16.

11) Schlözers Staatsanz. I. 180. Und in der neuesten Gesch. der reform. Kirche. Beil. 28. 29.

Aug. 1755) verschärft und den Uebertretenden mit Cassation gedroht. Mehr als zwanzig Jahre lang suchten die Geistlichen das verlorene Gut zurückzuerhalten; aber selbst, als bessere Elemente im Kirchenrath vorherrschten und das Gesuch unterstützten, weigerte sich die Regierung zu willfahren. Der Zustand der Geistlichkeit gestaltete sich allmählig so, wie es unter einer perfiden Regierung und einer gewissenlosen Kirchenverwaltung zu erwarten war. Die Prediger waren meistens ohne Zusammenhang mit der geistigen Bewegung, die damals Deutschland durchdrang; ihre Kanzelberedsamkeit charakterisirt ein Zeitgenosse als „jüdisch-deutsch" weil darin die hohle Rhetorik alttestamentlicher Phrasen die leere Stelle der Gedanken ersetzte. Cultus und Liturgie waren aus demselben Holze und das kurpfälzische Gesangbuch von 1749 war eine Blumenlese der pfäffischen Abgeschmacktheiten im Geiste des siebzehnten Jahrhunderts [12]).

So lastete auf der reformirten Kirche Intoleranz, Ungleichheit, und alle Sünden einer gewissenlosen Verwaltung; denn was von dem Verfolgungsgeiste der pfälzischen Regierung Seltsames erzählt wird, kann nur durch die fast unglaublichen Züge von Simonie, Lüderlichkeit und Habsucht der Kirchenbehörden überboten werden. Der Druck von oben dauerte ungeachtet aller glänzenden Verkündigungen fort; öffentlich erschien (Febr. 1766) ein Duldungsedikt für alle Confessionen und im Geheimen schloß Karl Theodor (Febr. 1771) mit Bayern einen Erbvertrag, worin ausdrücklich stipulirt war, nur Katholiken

---

12) Dort hieß es S. 343:

Du wirst für Gestank vergehen,
Wenn Du dein Aas mußt sehen;
Dein Mund wird lauter Gall'
Und Höllen-Wermuth schmecken,
Des Teufels Speichel lecken,
Und fressen Koth im finstern Stall.

Aehnliches in reicher Fülle; und das in einer Zeit, wo Gellerts Kirchenlieder allgemein bekannt waren, Klopstocks kirchliche Lyrik zu blühen an-

zu den vorgesetzten Landesbehörden zu nehmen [13]). Während man versprach, für alle Confessionen gleich zu sorgen, ward das reformirte Kirchenvermögen durch eine schlechte Verwaltung vergeudet und für die Katholiken wurden neue Klöster und Pfarreien gegründet oder den Jesuiten eine Kirche in Mannheim gebaut, welche länger als ein Menschenalter einen reichen Zweig des Staatseinkommens verschlang.

Dem Jesuitenorden schrieb man mit Recht den größten Antheil an diesen Verhältnissen zu, schon weil er darauf angewiesen ist, aus Intoleranz und kirchlicher Verhetzung ein Geschäft zu machen. Auch war es eine bekannte Thatsache, daß Karl Theodors Erzieher, der Jesuit Seedorf, die erste Zeit der Regierung in alle Verhältnisse eingriff und zu allen Tageszeiten in das Zimmer des Regenten freien Zutritt hatte. Erst seit den Zeiten des siebenjährigen Krieges, wo französische Einflüsse die äußere Kirchlichkeit an Karl Theodors Hofe etwas in den Hintergrund drängten, verlor er allen Einfluß und die Regierung nahm einen frischeren unbefangenen Charakter an, dem die Pfalz die meisten Schöpfungen in Wissenschaft und Kunst verdankt. Manche kirchliche Maßregel, namentlich die Beschränkung der vielen Feiertage (1770) und die Einführung der katholischen Synoden (Sept. 1771), wozu auch Laien beigezogen wurden, waren nicht durch den Jesuitismus, sondern durch den Geist der neuen Bewegung, die damals Deutschland durchdrang, hervorgerufen. Auch in der Verwaltung trat eine tolerantere Gesinnung hervor; die kleineren Quälereien, die Verweigerung der Bürgerannahme von Protestanten hörten einige Jahre auf; aber man täuschte sich, wenn man daraus einen Umschwung

fing. Dagegen schloß ein Kapuziner zu Alzei eine Leichenrede mit den Worten:

O Tod! du infamer Racker!
Du hast gelegt unsern lieben Mitbruder auf den Gottesacker.
Jetzt liegt er im hölzernen Schlafrock,
Wie die Sau im Brühtrog. Amen!

13) Schlözers Staatsanz. XII 385.

des Karl Theodorschen Systems verkündete, denn bald war Alles im alten Gleise.

Das Jahr 1773 brachte die Aufhebung des Jesuitenordens; damit war jedoch der Kampf nicht beendigt, sondern nur in anderer Gestalt erneuert. Es regten sich heftiger als zuvor die Gegensätze zwischen der gesetzlich herrschenden reformirten Kirche und der jesuitischen Reaction; auch waren noch alte Streitpunkte zwischen Reformirten und Lutheranern auszugleichen. Zwar hatte der frühere Sektenhaß viel von seiner Bitterkeit verloren, allein immer noch schämten sich die Reformirten nicht, obwohl von oben hart bedrängt, in einzelnen Fällen unduldsam gegen die Lutheraner zu seyn [14]. Dieser doppelte Kampf zwischen der jesuitischen Reaction und den Reformirten, und die Rivalität von Lutheranern und Reformirten zieht sich bis in die Anfänge der folgenden Regierung hinein und wird unten noch erwähnt werden.

§. 4.

Wissenschaft und Kunst.

Seit Karl Theodor dem Einflusse seines jesuitischen Mentors war entzogen worden, gab sich am pfälzischen Hofe eine freiere Bewegung in geistigen Schöpfungen kund, die durch des Kurfürsten wissenschaftliche Liebhaberei und die thätige Unterstützung von ehrenwerthen Gelehrten bald sehr glänzende Resultate hervorrief. Es ward zwar auch hier wie in allen den despotischen Monarchien nach dem Muster Ludwigs **XIV.** Wissenschaft und Kunst mehr als ein schmückendes Beiwerk des höfischen Glanzes angesehen als um ihrer selbst willen gefördert; aber neben vielem Eitlen und Scheinbaren empfand das wissenschaftliche Leben auch manche wahrhaft wohlthätige Wirkung. Die beste von allen war unstreitig die, daß eine sonst ganz jesuitische Regierung sich selbst den feindseligen Gegner groß

14) Vgl. Schlözers Staatsanz. II. 258. III. 123. 500. 514. V. 176.

zog und die Elemente der neuen Bildung erstarken ließ, bis diese mächtig genug war, pfäffische Finsterniß und Intoleranz zu verdrängen.

Die bedeutendste Schöpfung war die pfälzische Akademie der Wissenschaften, die Karl Theodor mit Zuziehung Schöpflins (im Okt. 1763) errichtet hat; sie bestand aus einer historischen und physikalischen Section und sollte unter den Gegenständen ihrer Forschung das pfälzische Land und die Dynastie ganz besonders berücksichtigen. Die Mitglieder, welche von der Corporation gewählt, von dem Kurfürsten bestätigt wurden, arbeiteten Abhandlungen aus und die Academie veröffentlichte sie dann im Druck. Die gewöhnlichen Sitzungen waren am Donnerstag; im Frühjahr und Herbst hatte die Academie sechswöchentliche Ferien, nach deren Ablauf sie immer eine große öffentliche Festsitzung hielt, im Frühling um die Gedächtnißreden auf verstorbene Mitglieder anzuhören, im Herbst um für eine jährlich ausgeschriebene Preisfrage den Preis von fünfzig Dukaten auszutheilen. Die Arbeiten dieser gelehrten Corporation, die uns in den **Actis Academiae Palatinae** vorliegen, dürfen auf bleibendes Verdienst Anspruch machen, und die pfälzische Spezialgeschichte hat in keiner Zeit solche Bereicherungen wie in dieser erhalten. Die Monographien von Kremer, Lamey und Andern haben theils für die ältere rheinische Geschichte überhaupt dauernden Werth, theils ist durch sie das Interesse an rheinpfälzischer Geschichte zuerst mit Fleiß und Kritik geweckt worden. Freilich wird man über die Zeit nach dem Mittelalter vergebens Aufklärungen suchen; hier mußte die Wissenschaft wieder vor dem jesuitischen Staaswesen sich beugen. Während man über die altfränkischen Gauverhältnisse vortreffliche Aufschlüsse findet, wird der pfälzischen Geschichte vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert kaum gedacht; die Blüthe der protestantischen Pfalz blieb ganz ignorirt und es ward dem toleranten Director, Georg von Stengel, sehr übel aufgenommen, daß er zwei tüchtige protestantische Gelehrte zur Aufnahme empfohlen hatte. Mit auswärtigen Mitgliedern war man min-

der bedenklich; denn nicht nur Lessing, sondern auch die bewunderten Vertreter der damaligen Hof- und Salonsliteratur, Voltaire und Holbach, die Propheten des Deismus, nahm man in eine Gesellschaft auf, aus der man brave pfälzische Gelehrte abhielt, weil sie an den heidelberger statt an den römischen Katechismus glaubten.

Außer der pfälzischen Academie hatte sich im Jahr 1769 zu Kaiserslautern mit bescheidenen Anfängen eine Gesellschaft gebildet, die für das pfälzische Land noch wohlthätigere Wirkungen hatte, als die Academie. Mehrere Freunde der Landwirthschaft hatten sich zur Verbesserung der Bienenzucht vereinigt, daraus entstand eine landwirthschaftliche Gesellschaft, die Karl Theodor (1770) als physikalisch-ökonomische Gesellschaft bestätigte, Pfalzgraf Karl August von Zweibrücken ward ihr Präsident; viele hohe Staatsbeamte, auch Regenten, wie Karl Friedrich von Baden-Durlach, wurden als Ehrenmitglieder aufgenommen, und neben diesen Aeußerlichkeiten einer academischen Gesellschaft, neben ihrer sehr lobenswerthen literarischen Thätigkeit durch Herausgabe ihrer Abhandlungen, ward auch ihre praktische Wirksamkeit für das pfälzische Land und Volk sehr heilsam. Mancher Zweig des Landbaues ward veredelt, man sorgte dafür, daß der Landmann auch in den langen Winterabenden eine einträgliche Beschäftigung erhielt, daß dem Futtermangel vorgebeugt ward, und es ward durch die Beiträge der Mitglieder und die kurfürstliche Unterstützung möglich, nicht nur landwirthschaftliche Preise auszusetzen, sondern auch auf einem angekauften Gute zu Siegelsbach eine Musterwirthschaft anzulegen. Im Jahr 1774 gestaltete sich die Gesellschaft, die schon eine eigene Bibliothek und andere Hülfsmittel besaß und jährlich mehrere öffentliche Vorträge hielt, in eine landwirthschaftliche Lehranstalt, die Kameralschule, um, und berief den jenaischen Gelehrten Suckow, um die Errichtung der Anstalt zu leiten. Er und Medikus, der von Anfang an als Director sich große Verdienste erworben, waren die bedeutendsten Lehrer der

hohen Schule; bald kam F. P. Wundt als Historiker hinzu, und am 25. August 1777 ward die Privatanstalt in eine Staatsschule umgewandelt, an welcher Medikus, Suckow, als Lehrer der Naturwissenschaft; Wundt, Schmidt, im Finanz- und Staatswesen; Melzheimer und Schneider für Belletristik, später auch Jung-Stilling in Land- und Forstwirthschaft lesen und künftige Kameralisten bilden sollten. So blieb es bis 1784, wo man es für zweckmäßiger hielt, sie nach Heidelberg zu verlegen; unter dem Namen „Staatswirthschafts hohe Schule" ward sie als eine eigene selbstständige Fakultät neben der Universität eingerichtet, ihr ein eigenes Gebäude eingeräumt und ihr eigne Hülfsmittel, die Bibliothek, das Naturalienkabinet, das Modellkabinet, der physikalische und chemische Apparat, zur Benutzung überlassen. Die Lehranstalt, an welcher nachher noch Erb, Gatterer, Semer, Völlinger als Lehrer wirkten, und ihre Begleiterin, die physikalisch-ökonomische Gesellschaft, blieben seitdem in Heidelberg, wenn gleich die friedliche Thätigkeit der letzteren seit den Revolutionskriegen gelähmt ward [15]).

Was die pfälzische Academie für gelehrte Thätigkeit war, das sollte die deutsche Gesellschaft zu Mannheim für nationale Bildung leisten. Die Pfalz war der geistigen Bewegung der fünfziger und sechziger Jahre, aus der sich unsere Nationalliteratur entwickelte, bisher noch verschlossen gewesen; der ganz verkümmerte Volksunterricht, die ängstliche Scheu der Jesuiten vor nationaler Bildung, die rein gelehrte Richtung aller besseren Köpfe und der französirende Ton des Hofes hatten es so weit gebracht, daß man die deutsche Muttersprache völlig verlernt hatte [16]). Bücher, wie Kremers Ge-

---

15) Ueber alles dieses vgl. die beiden Zeitschriften: Bemerkungen der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft 1769 ff. und die Vorlesungen der churpf. rc. Gesellschaft. 1785 bis 1791.

16) „Es wird schwer seyn, vor dem Jahre 1760 ich will nicht sagen ein in unserer Muttersprache richtig und mit Geschmack geschriebenes Werk, sondern auch nur ein einziges erträgliches Gedichtchen, ein einziges Blatt, mit reiner und der Sache angemessener Schreibart ausfindig zu machen.

schichte Friedrichs des Siegreichen (1765), fanden keine Theilnahme, ein Jesuit der am mannheimer Gymnasium sich der deutschen Literatur annahm, mußte dem finsteren Geiste seiner Collegen weichen; der Buchhändler Schwan, der sich viele Mühe gab französische Stücke in deutscher Uebersetzung zu bieten, hatte viel zu thun, bis er nur eines davon zur Aufführung brachte (1768). Erst als eine Brochüre von Hemmer den geistigen Zustand der Pfalz unerbittlich kritisirte, entstand eine lebhafte Bewegung, deren erste und beste Frucht die Gründung jener deutschen Gesellschaft war. Stephan von Stengel gab dazu den ersten Anstoß; Klopstocks Anwesenheit in Mannheim förderte den Gedanken und im Oktober 1775 ward die neue Gesellschaft von Karl Theodor bestätigt. Die Statuten, die man für sie entwarf, sind denen der **Académie française** sichtbar nachgebildet und aus derselben monarchischen Berechnung geschöpft, wie die der gelehrten Academie; aber wichtig war es immerhin, daß ein halb jesuitischer halb französirender Hof unwillkührlich in den Kreis der deutschen Bildung hereingezogen und für Förderung der damaligen Zeitbestrebungen interessirt ward. Schon die gedruckten Arbeiten der Gesellschaft [17]) sind für deutsche Sprache und Literatur von Werth; für die geistige Verbindung der Pfalz mit dem übrigen Deutschland war dieser Verein die wichtigste Vermittlung. Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller, Kästner waren dessen Mitglieder; eine einflußreiche Stelle nahm Wolfgang Heribert von Dalberg ein, der von Hof bestellte Patron der Kunst und Wissenschaft, die damals in Mannheim blühte. Ihm ist es daher auch gelungen, in Schillers Leben eine vorübergehende Bedeutung zu erlangen, wenn gleich gerade an dieser Stelle das höfische Mäcenatenthum keines seiner glänzendsten Probestücke abgelegt hat. Ungeachtet alles

---

das in der Pfalz wäre gedruckt worden." So Anton Klein in den Schriften der deutschen Gesellschaft I. 7.

17) S. Schriften der Kurfürstl Deutschen Gesellschaft in Mannheim. 1787 ff.

äußeren Pompes und der zum Theil glänzenden Geldunterstützung, fehlte der innere selbstständige Trieb einer geistesfreien Regierung, und man ward nur zu oft daran erinnert, unter welchen Einflüssen der Regent stand, den man wegen seines gnädigen Wohlwollens gegen Poesie und Kunst so laut pries.

Politik und neuere Geschichte blieb natürlich aus dem Kreise der gelehrten Anstalten Karl Theodors ausgeschieden; bekam doch die deutsche Gesellschaft vom Premierminister, dem Grafen von Oberndorf, einen förmlichen Verweis, als sie außer andern Preisfragen auch eine über Luthers Leben ausgeschrieben hatte. In denselben Zeiten, wo man die Miene annahm, Mannheim zum Mittelpunkt der damaligen deutschen Literatur zu machen, ward noch ein gewisser Verazzi als Hofpoet mit sechshundert Gulden bezahlt und mußte sich dafür nicht „allein in der Poesie wie bisher, sondern auch bei dem Cabinet de peintures, d'estampes et de desseins und in sonstigen Arbeiten gebrauchen lassen [18].“ Der Kurfürst stand mit Voltaire in Briefwechsel und machte in glatten, zierlichen Phrasen dem Franzosen Complimente über seine Schriften [19]; wie viel Mühe hat es dagegen gekostet, ihn für die deutsche Nationalbildung auch nur mittelbar zu interessiren. Aus der deutschen Gesellschaft gingen mehrere Männer hervor, die durch Lessing und Göthe angeregt sich in dem damals aufblühenden vaterländischen Drama versuchten; Gemmingens Hausvater, Babo's Otto von Wittelsbach, Mayers Sturm von Borberg und Fust von Stromberg wurden damals gelesen und aufgeführt, allein sie entgingen dem feinen Spürgeruch jesuitischer Inquisitoren nicht. Schiller wurde nach Mannheim gezogen, aber wie man ihn materiell in den knappsten Verhältnissen hielt, so suchte der hochadelige Mäcenas von Dalberg auch seinem Genius zähmende Zügel anzulegen [20], unter deren Zwang kein großer Nationaldichter sich

18) Pfälz. Archiv.

19) S. Correspondenz Karl Theodors mit Voltaire. Berlin 1792.

20) Man denke an die Aenderungen in den Räubern (s. Hofmeister

hätte bilden können. Die neue Regsamkeit, die seit den siebziger Jahren in die Pfalz gekommen war, rief eine Menge von literarischen Zeitschriften hervor, aber trotz des gepriesenen geistigen Schutzes mußten sie unter der Misère des Censurzwangs bitter leiden.

Es erschienen damals in der Pfalz außer den Schriften der Academie, der ökonomisch-physikalischen und der deutschen Gesellschaft, die vortrefflichen rheinischen Beiträge, in denen zuerst der Gedanke einer Quellensammlung deutscher Geschichtschreiber angeregt worden ist, dann „die Schreibtafel," das „pfälzische" und später das „pfalzbayrische Museum;" dann das „Wundtsche Magazin", die „topographische Bibliothek", die alle in ihrem Kreise auf eine gewisse Bedeutung Anspruch machen konnten. Keine dieser Zeitschriften genoß aber die Freiheit der Presse, wie man sie damals z. B. in Preußen und Hannover finden konnte. Die „Schreibtafel" die es allein gewagt, über Pfaffenthum und Jesuitismus zu reden, ward mit Beschlag belegt; im Oktober 1780 erschien ein förmliches Verbot gegen alle künftig erscheinenden Schriften, welche „die Haus- und Staatsverfassung behandeln, ohne deßhalb zu vorheriger Kenntniß und Gutheißung zu gelangen;" Schriften über Toleranz und Kirchenfreiheit wurden unbarmherzig verfolgt, selbst wenn sie wie es bisweilen vorkam, bereits zu Maculatur geworden waren [21]). Das Alles geschah noch vor der Zeit der finstern Reaction und der mißtrauischen Revolutionsangst; wie man es da trieb, wird die spätere Geschichte zeigen.

Ungeachtet der oft verschwenderischen Freigebigkeit ward bei manchen Dingen arg geknickt [22]); bei nichts mehr, als bei den wenig glänzenden und doch verdienstlichsten Bildungsanstalten

Schillers Geistesentwicklung I. 96 f.) Auch Don Carlos wurde mit Abänderungen aufgeführt.

21) Pfälz. Archiv („Bücher").

22) z. B. bei Schiller; auch bei dem Hofastronomen Mayer, wie wir aus dem pfälz. Archiv sehen.

des Volkes. Die Gymnasien waren ganz bedeutungslos, wenn nicht zufällig ein einzelner Mann durch aufopferndes Verdienst sie zu heben wußte; gerade die in den Hauptstädten Mannheim und Heidelberg lagen ganz darnieder, die alten Anstalten, wie das Sapienzcollegium, hatten ihre frühere Stellung verloren [23]), und die Volksschulen waren in einem ähnlichen Zustande, wie die Mehrzahl der Pfarreien.

Daß ein Druck auf der freien geistigen Entwicklung laste, zeigte am besten der Zustand der Universität, die gerade in dieser Zeit mit der allgemeinen Geistesbewegung Deutschlands keineswegs gleichen Schritt hielt, obwohl Karl Theodor mehr Theilnahme für sie zeigte, als seine vier Vorgänger. Er hatte gleich im Anfang seiner Regierung der alten Anstalt die freundlichsten Zusicherungen gegeben [24]), und that auch Manches, sie aus der geistigen Erschlaffung zu heben, in die sie unter Karl Philipp gekommen war. Damals herrschte eine Planlosigkeit und Verwirrung in den verschiedenen Fächern, die es beinahe unmöglich machte, ein bestimmtes Studium consequent durchzuarbeiten; man las mehrere Semester lang über denselben Gegenstand, und die Collegien waren Dictirstunden geworden [25]). Die philosophische Facultät war nur mit Jesuiten besetzt, die alle zwei oder drei Jahre in eine andere Stelle oder in eine andere Provinz übergingen; man kann denken, wie diese Studien getrieben wurden, wenn man weiß, daß in den Jahren 1716—1742 allmählig 28 Glieder dieses Ordens kommend und gehend ihren theologisch-scholastischen Wortkram vorbrachten, und dies für Philosophie galt [26]). Letzteres dauerte noch lange unter Karl Theodor fort; den andern Uebelständen suchte der Kurfürst so viel wie möglich zu steuern. Es wurde ein be-

---

23) S. die neueste Religionsverfassung S. 228. 237.

24) Europ. Fama XII. 487.

25) Eine Schilderung gibt Zentner in den Act. Sacr Sec. 332

26) Das hebt selbst Schwab, der ein Glied des Ordens war, in den Act. Sacr. Sec 305 hervor.

stimmter Plan in dem Gang der Collegien vorgeschrieben, die Dicturstunden verboten, und statt der Confusion aller wissenschaftlichen Zweige die einzelnen Fächer streng geschieden und dafür neue Lehrstellen geschaffen. Die Trennung der theologischen Fächer, die Erweiterung des juristischen Studiums, die Creirung neuer Lehrstellen in der medicinischen Facultät, die Vermehrung der jüngern Lehrer (der außerordentlichen Professoren und Privatdocenten), die Verlegung der Kameralschule nach Heidelberg waren Schöpfungen, denen man wenigstens verdankte, daß die Anstalt ein brauchbares Institut für die Bildung der künftigen Beamten wurde. Seit langer Zeit hatte die Universität nicht so viele Lehrer gezählt; so war die katholische Theologie mit einer Reihe von Jesuiten und Ordensgeistlichen besetzt, und die protestantische mit tüchtigen Männern, unter denen Büttinghausen und Daniel Ludwig Wundt als pfälzische Geschichtsforscher rühmende Erwähnung verdienen. Die Jurisprudenz war durch Alef, die beiden Wedekind, Hertling, Dahmen, Kirschbaum, Müller, Spengel, Reichert, Zentner, Gamsjäger und Kübel vertreten, denen mehrere Jesuiten, besonders Anton Schmidt als Lehrer des Kirchenrechts zur Seite standen [27]; in der medicinischen Facultät wirkten Möller, die beiden Oberkamp, Gattenhof, Harrer, Schönmetzel, die beiden Nebel, die beiden Mai, Zuccarini und Andere; nur die philosophische Facultät war bis zur Aufhebung des Jesuitenordens der ausschließliche Besitz der wandernden Glieder dieses Ordens geblieben. Nimmt man den Astronomen Christian Majer aus, so war unter ihnen kein Mann von wissenschaftlicher Bedeutung; erst in den siebziger und achtziger Jahren kamen einzelne Männer in die Facultät, welche Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften anders behandelten, als dies von Jesuiten zu geschehen pflegt.

Ungeachtet des wärmeren Antheils, den Karl Theodor im

27) Acta Sacr. Sec 220. 241.



Vergleich mit seinen letzten Vorgängern gegen die Anstalt bewies [28]), wollte sie nicht zu der Blüthe gelangen, die sie mit ihren damaligen äußern Mitteln und ihrer glücklichen Lage hätte erreichen können; sie blieb eine Landesuniversität, und konnte mit Hochschulen, wie Jena und Göttingen damals waren, in keinen Vergleich kommen, viel weniger auf die allgemeine Entwicklung der deutschen Bildung einen sichtbaren Einfluß üben. Es kam das zunächst daher, daß unter den angeführten Männern zwar sehr brauchbare und tüchtige Lehrer waren, aber kein einziger unter ihnen eines allgemeinen wissenschaftlichen Rufes genoß; es gab nicht ein einziges wissenschaftliches Fach, worin Heidelberg ohne Vergleich seine Nebenbuhlerinnen überragt hätte. Außerdem krankte aber die Universität an denselben Uebeln, die sich in die ganze pfälzische Staatsverwaltung eingewühlt hatten, an Erblichkeit und kirchlicher Enge. In allen Facultäten kehren dieselben Namen mehrfach wieder, und es schien über der pfälzischen Universität der eigene Glücksstern zu walten, daß Gelehrsamkeit und Geist sich in Familien forterbten, denn Väter, Söhne und Enkel lasen nach einander in denselben Fächern ihre Hefte ab. Die kirchlichen Einflüsse, die den Kurfürsten leiteten, trugen sich natürlich auch auf die Universität über; da Jesuiten sein Kabinet beherrschten, war es kein Wunder, wenn sie auch die Lehrstühle eroberten. So war nicht nur die ganze philosophische Facultät Domäne der Jesuiten geworden, sondern außerdem war noch eine Reihe von Professuren in den Händen der Karmeliter, Franciskaner, Dominikaner und Lazaristen. Mit einer freien wissenschaftlichen Entfaltung war Geist und Streben dieser Männer unverträglich; drum stand auch die Universität Heidelberg außerhalb des Kampfplatzes, auf dem damals die nationale Wissenschaft und nationale Bildung errungen worden ist. Später in den Zeiten der gegenseitigen Befehdung und der Reaction war in Heidelberg ein Sitz jesuitischer Ketzerriecherei

---

28) So unterstützte er sie 1782 mit 35000 Gulden zu ihrer bessern Aufnahme. Hdschr. Nachr

und des denuncirenden Fanatismus, worüber wir unten Näheres berichten werden.

Auch die andern, die nicht im Jesuitenorden waren, suchten sich von der geistigen Bewegung, die Deutschland durchdrang, wo möglich abzusperren; als charakteristisches Beispiel mag ein Zug erwähnt werden. Im Jahre 1767 waren die Professoren Wedekind und Flad zu Censoren ernannt worden; sie remonstrirten dagegen, weil sie ihre nützliche Zeit nicht mit Lesung ganz „schlechter, elender und liederlicher Bücher" zubringen könnten. Als solch schlechte und liederliche Bücher bezeichnen die beiden Herren „die poetischen Schriften, die das Publikum mehrentheils als sinn- und geistreich verehret, und die durchgehends nach dem heutigen Geschmack der Welt eingerichtet sind." Sie klagen über den Verfall ihrer Zunftschriftstellerei, statt deren man „viele hundert solcher vermeintlichen witzigen Schriften in den Buchläden finde", und meinen in den wenigsten derselben „einige Moral", aber desto mehr „Freigeisterei" zu finden. Moser's treuherzige und freimüthige Schrift, „der Herr und Diener", scheint ihnen „mit der frechsten Feder" geschrieben und der „Majestätsschändung" schuldig — so urtheilten heidelberger Professoren über die Erstlinge der geistigen Erhebung in einem Augenblicke, wo ein guter Theil der Nation schon erwacht war.

Ließ sich Geist und freier Lebenstrieb nicht künstlich hervorrufen, so konnten doch mit Geld und äußerer Aufmunterung der Wissenschaft reiche Hülfsmittel zugeführt werden, und daran hat es Karl Theodor nicht fehlen lassen. Officielle Berechnungen geben 35 Millionen an, die während seines Aufenthalts in der Pfalz dafür ausgegeben worden seyen, und die Summe ist für das, was man leistete, nicht zu hoch. Die Hofbibliothek zu Mannheim ward 40000 Bände stark, und enthielt namentlich einen reichen Schatz von historischen Handschriften [29]); das frü-

29) Besonders die Papiere von L. Camerarius, deren wir Band I. S. XXIII. gedacht haben. Nachricht von ihnen gibt Björnstahl Reisen V. 159.

her gegründete Münzkabinet ward sehr ansehnlich vermehrt, ein Antiquitätenkabinet angelegt, ein Kabinet der Naturlehre und ein anderes der natürlichen Seltenheiten gegründet, in Mannheim ein botanischer Garten angelegt (1767), eine prächtige Sternwarte gebaut (1772 — 1779) und zugleich ein anatomisches Theater, ein chirurgisches Collegium, eine Hebammenschule und eine Krankenwärterschule gegründet.

Reiche Sammlungen waren auch für die Kunst aufgehäuft. Die Gemäldesammlung von 644 Nummern enthielt Stücke aus der italienischen, deutschen, niederländischen und französischen Schule; es waren darunter mehrere Bilder von Titian, van Dyk, Rubens, Rembrand, Holbein, Dürer, auch eine Madonna von Rafael, doch war die niederländische Malerei am stärksten vertreten [30]. Daran schloß sich das Kupferstichs- und Zeichnungskabinet, das Karl Theodor 1758 hatte einrichten lassen. Vierhundert Mappen mit Kupferstichen und mehrere tausend Originalzeichnungen, darunter einige von Rafael, Michel Angelo, Julio Romano, Guido Reni, Annibale Caracci, Poussin, Dürer, Rubens, van Dyk, Rembrand machten diese Sammlung zu einer der bedeutendsten in Europa. Für die plastische Kunst hatte der Kurfürst (1767) den Saal der Statuen erbauen lassen; dort waren herrliche Gypsabgüsse der antiken Meisterwerke aufgestellt, die bei der damaligen Armuth an Originalien den Kunstbestrebungen Deutschlands eine reiche Nahrung gaben; Lessing und Göthe sind durch den Eindruck dieser Abgüsse angeregt worden. Diese Kunstschätze fruchtbar zu machen, war (1757) eine Akademie der Zeichnung und der Bildhauerkunst gegründet worden, wo Zöglinge nach Antiken und nach Gemälden theils zeichneten, theils zur Plastik gebildet wurden. Vorsteher dieser Anstalt war Peter von Verschaffelt aus Gent, der einflußreichste und fruchtbarste unter den Künstlern, die Karl Theodors Hof enthielt; von ihm sind die Statuen und Basreliefs in der Jesuitenkirche, verschiedene plastische Arbeiten im

30) Das Verzeichniß s. in den pfälz. Merkwürdigk. S. 14 ff.

Schlosse, am Zeughaus und die meisten Statuen und Büsten im schwezinger Schloßgarten [31]).

Auch die dramatische Kunst fand eine eifrige Pflege. Seit Karl Theodors Regierungsantritt war Oper und französisches Schauspiel mit großen Summen unterstützt worden; man unterhielt ein ausgezeichnetes Orchester, ein glänzendes Sängerpersonal, dessen Nachwuchs in der Tonschule gebildet ward, und an keinem Hofe in Deutschland wurden italienische Opern und Ballete mit dieser Verschwendung, diesem prahlenden Luxus äußerer Decoration aufgeführt, wie in Mannheim. Erst allmählig wußten Einzelne dem Kurfürsten den Gedanken beizubringen, daß mit solchen Mitteln auch eine deutsche Kunst groß zu ziehen sey, und er tauschte gegen die höfische Unterhaltung eine nationale ein. Es hing mit der Gründung der deutschen Gesellschaft zusammen, daß Karl Theodor vermocht ward, dem Geiste der neuen Nationaldichtung Deutschlands, gegen die sonst seine Jesuiten nach Kräften agirten, eine zweite Stätte zu errichten und im Jahre 1779 eine deutsche Nationalschaubühne zu gründen. Lessing und Wieland wurden berathen, die neue Bühne mit der deutschen Gesellschaft literarisch verknüpft und reiche Geldmittel angewiesen. Ein glückliches Zusammentreffen von Personen machte die Schöpfung bald zur ersten in Deutschland, obwohl der kurfürstliche Hof damals schon in München und die Leitung der Dinge in den Händen Wolfgang Heriberts von Dalberg war; ein Versuch, Lessing zur Leitung zu gewinnen, war gescheitert. Mehr als die äußern Mittel, das herrliche Schauspielhaus und seine glänzende Ausstattung, trug das einträchtige Zusammenwirken von Männern wie Böck, Iffland, Beil dazu bei, dieser Bühne einen mächtigen Einfluß auf das deutsche Leben zu sichern; das französische Bühnenwesen und das Operngetändel hatte einen gesunden Gegensatz erhalten, in Mannheim selbst bildete sich eine Schule von Dichtern, welche

31) Vgl. Kurze Lebensbeschreibung des Ritters Peter von Verschaffelt. Mannheim 1797.

die in Göthe's Götz und Lessings Schauspielen betretene Bahn weiter zu verfolgen suchten; unsere Schauspielkunst knüpft sich an Männer wie Iffland auf lange Zeit hinaus an, und Schiller selbst hat von seinem mannheimer Aufenthalt nichts Bedeutenderes mitgenommen, als den mächtigen dramatischen Schöpfungstrieb, wodurch er der Gründer unsrer Nationalbühne geworden ist.

Karl Theodors fürstliche Liebhaberei an Wissenschaft und Kunst ging mit großer Baulust Hand in Hand; denn außer den großen Bauten in Schwezingen und Mannheim ward die Jesuitenkirche und das Kaufhaus vollendet, das neue Theater, ein Zeughaus, ein Zuchthaus, die Sternwarte angelegt; in andern Städten, z. B. in Heidelberg durch Anlage einer neuen Brücke und eines prächtigen Thores, war derselbe schöpferische Eifer sichtbar.

Vieles von dem, was geschah, rief zunächst der Wunsch nach fürstlichem Glanze ins Leben; Anderes, was von oben geschaffen war, ward nicht durch die fürstliche Aufmunterung, sondern durch die uneigennützige Thätigkeit Einzelner fruchtbar und bedeutend gemacht. Doch war es immerhin schon viel, daß hier so manches geistige Streben wenigstens Raum fand zu gedeihen, und man konnte es der patriotischen Lobrednerei wohl zu Gute halten, wenn sie Alles, was Glänzendes geschah, der Person des Fürsten als unsterbliches Verdienst zurechnete. Karl Theodor war jetzt noch in seinen kräftigeren Jahren, nahm noch persönlichen Antheil an Vielem, und genoß, wie die meisten deutschen Fürsten der Zeit, das Glück, daß man ihm nur das Gute und Glänzende zuschrieb, das Schlimme als wider seinen Willen geschehen ansah. Er war so freundlich, zeigte so viel Wohlwollen, so viel rührigen Eifer zu neuen Schöpfungen; drum wenn das Land schlecht verwaltet, das geistige Aufstreben freier Wissenschaft gehemmt, die Kirche unterdrückt, das Land von Beamten und Pfaffen mißhandelt war, gab sich das gutmüthige Volk gern dem Gedanken hin, das Alles würde anders seyn, wenn es Karl Theodor wüßte. War doch durch

die Regierung eines Johann Wilhelm und Karl Philipp der Ruhm, ein erträglicher Regent zu seyn, schon ungemein erleichtert!

Drum war der Kurfürst jetzt noch populär; bei seiner Rückkehr aus Italien (1774) und seiner lebensgefährlichen Krankheit im folgenden Jahre sprach sich nicht nur in der bezahlten Lobhudelei des servilen Hof- und Beamtenenthusiasmus, sondern auch im Volke diese Stimmung unverkennbar aus. Eine schmerzliche Ueberraschung war sein Umzug nach Bayern, wohin ihn das Aussterben der jüngern Linie (1777) rief; zunächst empfand man nur den Riß, der durch Entfernung des Hofes in den künstlichen Wohlstand der Hauptstädte, namentlich Mannheims, geschah; Schlimmeres sollte aber noch folgen.

§. 5.

Karl Theodor, Kurfürst in der Pfalz und in Bayern (1777 — 1799).

Die jüngere wittelsbachische Linie stand seit Jahren nur noch auf einem einzigen Haupte, dem Kurfürsten Maximilian, und die Zeit schien nicht mehr ferne zu seyn, wo der fünfhundertjährige Zwiespalt, der seit den Söhnen Ludwigs des Strengen die Wittelsbacher getrennt, in der Vereinigung von Pfalz und Bayern sein Ende finden sollte. Man hatte für den möglichen Fall auch bereits Vorsorge getroffen; zwei Hausverträge vom 22. Sept. 1766 und vom 26. Febr. 1771 hatten die alte Erbeinigung der beiden Häuser erneuert, das gegenseitige Besitzthum als ein untheilbares Gut verbürgt, und die gegenseitigen Erbrechte der ältern und jüngern Linie genau geordnet [32]). Schneller als man dachte trat der gefürchtete Fall ein; am 30. Dez. 1777 starb der treffliche Kurfürst Maximilian, und nach den Erbverträgen, die noch jüngst (1774) waren bestätigt wor-

32) Die Verträge in Spittlers histor. Magazin III. 549 ff.

den, war jetzt der Kurfürst von der Pfalz Herr von Bayern geworden.

Karl Theodor wohnte gerade dem Schlußgottesdienst des Jahres bei, als der Courier von München ankam, und ihm die Nachricht vom Tode seines Verwandten brachte; seine erste Empfindung war schmerzliche Ueberraschung und Unruhe, denn es warteten seiner neue Verhältnisse, deren Beherrschung er sich kaum gewachsen fühlte. „Nun sind deine guten Tage vorbei", sprach er zu sich selbst, aber schon in der folgenden Nacht entschloß er sich zur Reise, und zog am 2. Januar 1778 in seiner neuen Residenzstadt München ein.

Die schwierigen Verhältnisse, die seiner harrten, hatte der Kurfürst sich zum Theil selbst geschaffen; nur wenige Personen wußten aber, in welch bedenkliches Netz sich Karl Theodor hatte verstricken lassen. Der östreichischen Politik war nämlich die Gelegenheit sehr passend erschienen, ihr längst befolgtes System, Bayern zu schwächen, jetzt mit einem glücklichen Griffe durchzusetzen, und der rasche Joseph II., seit er zur Einsicht gekommen, daß ohne ein zusammenhängendes Besitzthum an Ländern sein deutsches Kaiserthum ein leerer Titel sey, hatte die Persönlichkeit Karl Theodors für die Zwecke seiner Hausmacht geschickt zu benutzen gewußt. Vergebens hatte der verstorbene Maximilian Joseph es immer abgelehnt, Oestreich in den Inhalt der Erbverträge von 1766 und 1771 einzuweihen; vergebens hatten die patriotischen Bayern von den Patenten, die zur Besitzergreifung schon vor des Kurfürsten Tode waren ausgetauscht worden, gleich am 30. Dezember unbedingten Gebrauch gemacht; — Karl Theodor selbst war mit dem wiener Hofe gegen die Integrität Bayerns schon in ein bedenkliches Einverständniß getreten [33]). Mit dem Versprechen, seine zahlreichen Bastarde

33) Die nothwendigen Urkunden und Staatsschriften findet man in der „Vollständigen Sammlung von Staatsschriften zum Behuf der bayrischen Geschichte nach Absterben Churf. Maximilians III." Vgl. auch Dohms Denkwürdigkeiten I Theil.

reichlich zu versorgen, und mit der Drohung, gewaltsam einzuschreiten, hatte man den pfälzischen Kurfürsten, welcher für Bayern nicht besonders warm empfand, zu gewinnen gewußt; pfälzische Staatsmänner, namentlich der Minister Beckers und der Gesandte zu Wien, von Ritter, hatten das Gewebe der östreichischen Politik fertig gesponnen. So war Oestreich mit der seltsamen Prätension an Niederbayern, die Herrschaft Mindelheim, die Oberpfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und andere Herrschaften hervorgerückt [34]), und Karl Theodor hatte sich kurz vor dem Tode des Kurfürsten Maximilian mit dem wiener Hofe darüber in Unterhandlung eingelassen. In denselben Tagen, wo er sein neues Besitzthum persönlich angetreten, hatte sein Gesandter zu Wien einen Vertrag unterzeichnet (3. Jan. 1778), der das Wesentlichste der östreichischen Ansprüche bewilligte; befangen und unruhig trat Karl Theodor seinen neuen Unterthanen gegenüber; denn hier hatte er das ganze Land in Besitz nehmen lassen und dort einen großen Theil davon an Oestreich zugesagt. Bald mußte sich dies zweideutige Spiel entwirren; Oestreichs Drohung, mit den Waffen einzuschreiten, bestimmte den eingeschüchterten Kurfürsten, den Vertrag vom 3. Januar am vierzehnten zu bestätigen. So war Oestreich, nachdem es Jahrhunderte lang die Theilung der wittelsbachischen Linien mit Geschick hatte rege zu erhalten und auszubeuten gewußt, noch im Momente der endlichen Vereinigung über das wittelsbachische Hausinteresse Herr geworden. Karl Theodor erhielt als Anerkennung für seine feige Nachgiebigkeit an die östreichischen Interessen den Orden des goldnen Vließes, und schämte sich nicht ihn öffentlich zu tragen.

---

34) Niederbayern ward nach einer angeblichen Schenkung Kaiser Siegmunds an Albert V. von Oestreich angesprochen, die Oberpfalz und einiges Andere, als heimgefallenes böhmisches Lehen, die Herrschaft Mindelheim nach einer Anwartschaft, die Kaiser Matthias (1614) dem Erzhaus Oestreich ertheilt haben soll. Es waren das natürlich Rechtsvorwände, denn die Urkunden, auf die man sich berief, waren entweder verfälscht oder nicht vorhanden.

Oesterreichs Länderhandel schien zu gelingen; denn die Stimme des verkauften Volkes, das dem österreichischen Regiment abgeneigt war, hatte in Deutschland kein Gewicht in öffentlichen Dingen und war gewohnt, von seinen Fürsten verhandelt zu werden; der pfälzische Agnat und Erbe Karl Theodors, Karl von Zweibrücken, dessen Rechte man vertheilte, schien als ein kleiner unbedeutender Herr nicht im Stande, dem deutschen Kaiser und dem Kurfürsten von Pfalzbayern entgegenzutreten. Ohne mächtige Hülfe von Außen war daher die Theilung Bayerns vollendet. Dies fühlten auch alle die Anhänger der bayrischen Integrität, am wärmsten die Herzogin Maria Anna [34a]); denn sie hatte sich zum Mittelpunkt der Opposition gemacht gegen das Ansinnen Oesterreichs. Ihre Vorstellungen bei dem zweibrückischen Pfalzgrafen und seinem Gesandten in Wien, Hofenfels, reichten nicht aus, wenn nicht ein Staat von europäischem Gewicht sich der aufgegebenen Sache des wittelsbachischen Hauses annahm. Das konnte aber nach der damaligen politischen Lage kein anderer seyn, als Preußen; lauernd bewachte es jeden Schritt, der Oesterreichs Macht vergrößern und das was man „deutsche Freiheit und politisches Gleichgewicht„ nannte, stören konnte. So waren die Rollen ausgetheilt; Oesterreich lüstern, sich durch ein diplomatisches Kunststück ein schönes Fürstenthum zu erjagen, Preußen begierig unter der Maske deutscher Interessen seine preußischen zu verfolgen; die dabei Interessirten, Pfalzgraf Karl und das bayrische Volk, mußten geduldig zusehen, wie das politische Taschenspiel enden würde.

Friedrich II. von Preußen war den Bitten der Opposition bereitwillig entgegen kommen; unverholen erklärte er dem wiener Hofe seine Abneigung gegen den Theilungsplan und schon wenige Tage nach dem Abschluß des wiener Vertrags vom 3.

---

34 a) Es wurde oben erwähnt, daß diese Enkelin Karl Philipps und Schwägerin Karl Theodors mit dem Herzog Clemens von Bayern († 1770) vermählt worden war.

Januar ging Graf Görz, unter der Maske eines harmlosen Reisenden, als preußischer Agent nach Süddeutschland ab, um dem österreichischen Projecte entgegenzuwirken. Er kam zu spät, um bei Oesterreich oder bei Karl Theodor die Sache zu hemmen, aber gerade recht, um den verlassenen Bayern Muth einzuflößen und den Pfalzgrafen Karl von einem verhängnißvollen Schritte abzuhalten. Derselbe hatte muthlos, wenn auch mit Widerstreben, den Vertrag vom 3. Januar annehmen wollen und war nur durch seinen Gesandten Hofenfels, einen Ehrenmann, den Oesterreich vergebens mit 400,000 Gulden hatte zu erkaufen suchen, daran gehindert worden. In der ersten Woche des Februar hatte Görz zu München in einem Gartenpalais der Herzogin Maria mehrere Zusammenkünfte mit Pfalzgraf Karl, deren Folgen war, daß der zweibrückische Agnat die Anerkennung des Vertrags versagte, und gleich darauf (11. Febr.) München verließ. Graf Görz trat jetzt öffentlich als preußischer Gesandter am zweibrückischen Hofe auf; Pfalzgraf Karl schnitt durch eine feierliche Erklärung (16. März) jede Hoffnung ab, ihn zur Anerkennung des Vertrags zu vermögen und versprach nichts ohne Preußen zu unternehmen. Dagegen verpflichtete sich Preußen (28. März) „die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Ansprüche des wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen."

Alles schien sich zum Kriege zu gestalten; denn die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen zerschlugen sich und die zahllosen Streitschriften, die beide Partheien in die Welt sandten, verwirrten nur, aber entschieden nichts. Während Karl Theodor, ohne thätige Theilnahme und voll Zorn über den Widerspruch seines zweibrückischen Verwandten, zu München saß, hatte Friedrich II. ein ansehnliches Heer an die böhmische Gränze rücken lassen, „die Sache des pfälzischen Hauses zu schützen." Es wäre rasch zum Kampfe gekommen, hätte nicht Friedrich klug gezögert und auf die Verschiedenheit des

politischen Systemes gehofft, das Joseph II. und seine Mutter, die Kaiserin, verfolgten; wollte jener rasch zugreifen, kämpfen, entscheiden, so knüpfte diese nach drei Monaten eines bewaffneten schlagfertigen Zauderns im Juli neue Unterhandlungen an. Auch diese freilich, hinter Josephs Rücken geführt, hatten keinen Erfolg; der kriegerische Zustand, der ohne eine Schlacht Menschen genug aufrieb, dauerte fort bis in den Winter, wo man es mit neuen Unterhandlungen versuchte. Friedrich II. bedachte sich nicht, selbst Frankreich und Rußland zur Vermittlung in deutschen Angelegenheiten mitreden zu lassen, wenn er nur ohne Opfer seinen Zweck erreichte, und er erreichte ihn wirklich in dem Frieden zu Teschen, der am 13. Mai 1779 abgeschlossen ward. Darin wurden die Ansprüche Aller abgefunden, nur Oesterreich mußte den Vertrag vom 3. Januar aufgeben und sich statt eines Länderbesitzes von einigen hundert Quadratmeilen mit kaum vierzig begnügen, denn nur das Innviertel brauchte Karl Theodor abzutreten.

Karl Theodors Stimmung war aber nicht die eines Siegers; vielmehr schien er noch bis zuletzt lieber den Ansprüchen Oesterreichs nachgeben, als sein gutes Recht verfechten zu wollen. Dem zweibrücker Pfalzgrafen, der eine von ihm schon aufgegebene Sache glücklich durchgeführt, grollte er; gegen seine bayrischen Unterthanen war er verstimmt, schon weil er fühlte, welch armselige Figur er ihnen gegenüber in diesen letzten Händeln gemacht hatte. Er war ohnedies ungern von Mannheim geschieden; die Bestimmung der Hausverträge, wornach München die Residenz seyn mußte, war ihm nach den letzten Vorgängen lästiger als je geworden. Ohne Liebe zum Volk, ihm fremd durch Lebensweise, Umgebung und Gesinnung, ließ er in Bayern noch Schlimmeres geschehen, als selbst bisher in der Pfalz; denn von wohlthätigen Schöpfungen war in Bayern wenig zu erzählen, desto mehr von Unordnung, Käuflichkeit, Mätressenthum und pfäffischer Bigotterie.

War Bayern schlimm daran, so hatte auch die Pfalz Anlaß zu klagen. Sie war jetzt dem egoistischen Schreiberregi-

ment ihrer Bureaukratie ganz preisgegeben und dem künstlich groß gezogenen Wohlstande der Städte ward eine Hauptstütze, die Nähe der Regierung und des Hofes, weggenommen. Wie daher Karl Theodor im Sommer 1778 nach Mannheim zurückkam, um auf immer Abschied zu nehmen, traten alle die, die vom Hof und seiner Verschwendung gezehrt hatten, jammernd vor ihn hin und hielten ihm die unglücklichen Folgen seines Scheidens vor. In dem Tone, den sich der servile Beamtenpatriotismus jener Zeit bis zum Uebermaß angeeignet, wurde Alles aufgezählt, was nach Karl Theodors Entfernung über das Land hereinbrechen müsse; ohne Uebertreibung wahr konnte man wenigstens die eine Prophezeiung nennen: daß in Mannheim an der Stelle der Prunkpaläste Gras wachsen würde. Karl Theodor dankte den Klagenden für ihre Theilnahme und versprach, als er wegging (Okt.), bisweilen seine Pfalz wieder zu besuchen.

Der Zustand des Landes bot kein so glänzendes Bild, als der Hof, die Lustschlösser, Prachtbauten und Theater. Die Zahl der Bewohner in einem der gesegnetsten Länderstriche der Welt war durch schlechte Verwaltung und Auswanderungen so herabgekommen, daß man die officiellen Angaben über den Bevölkerungsstand nicht gern bekannt machte [35]; doch konnte man nicht verbergen, daß je der neunzehnte Mensch ein Bettler war und durch das Auswandern die Zahl der Weiber die der Männer auf bedenkliche Weise überwog [36]). Dieses Land ward jetzt nach dem Abzug des Kurfürsten in die Hände eines allmächtigen Ministers gelegt, des Grafen von Oberndorf, ihm wurde

35) Nach den Tabellen in den Actis pal. VI. 494 ff. betrug die Bevölkerung in der Pfalz

im Jahr 1777 — 283,801,
„ „ 1778 — 286,937,
„ „ 1779 — 289,614,

und nahm in den Jahren 1778 und 1783 um mehrere Tausende ab. Vgl. auch Schlözers Briefw. IV. 177.

36) Spittlers Gött Magazin I. 520 f.

durch ein Patent[37]) vom 12. Aug. 1778 alle Landesstellen untergeordnet und mit Ausnahme ganz weniger Dinge, die dem Kurfürsten persönlich vorgelegt wurden, die unbedingte Regentschaft der Pfalz übertragen. Die pfälzische Bureaukratie haben wir ihrem Wesen nach schon kennen lernen; nach dem was sie wagen konnte so lange der Kurfürst nahe war und manchmal persönlich eingriff, läßt sich denken, wie sie verfuhr, seit sie unbewacht und ungestört war. Die Mißbräuche waren jetzt frei; ein uneigennütziger, thätiger Beamter war, wie sich der kurpfälzische Medicinalrath ausdrückt, „ein räudiges Schaf unter einer Heerde [38])." Die Stellenverkäufer machten jetzt noch bessere Geschäfte als zuvor; denn selbst ein verweichlichter und von Mätressen beherrschter Regent kann bisweilen für sein Volk empfinden, eine käufliche Bureaukratie von Adeligen und Schreibern niemals. Einer solchen Regierung war es möglich, eines der ersten Lebensbedürfnisse, das Holz, zum Monopol einer Gesellschaft zu machen, die dafür viel bezahlte und sich noch viel mehr wieder bezahlen ließ; Jedermann war genöthigt, Holz von dieser Gesellschaft zu kaufen, obschon es schlechter und theuerer als jedes andere war, in den Zeiten der Noth, namentlich in dem harten Winter von 1784 entstand aus diesem Mißbrauch eine furchtbare Verlegenheit [39]). Darum ist es erklärlich, wie Schlözer sagen konnte: aus der Intoleranz und den Monopolien entspringe alles Elend in der Pfalz.

Eines der verderblichsten Monopolien war das Lotteriespiel. Während man oft und wiederholt jedes Collectiren auswärtiger Lotterien bei hoher Strafe verbot [40]), saß zu Mannheim selbst so eine Sündenanstalt von der Regierung privilegirt und durfte

37) S. Schlözers Briefw. IV. 405.

38) S. dessen merkwürdige Vorstellung in Schlözers Staatsanzeigen V. 313 f.

39) Die Verordnung in Schlözers Briefw. V. 113 ff. Staatsanz. IV. 436 ff. finden sich die Belege über die Folgen.

40) Briefwechsel VII. 246.

es wagen, einen **Almanach de bonne Fortune** drucken zu lassen, worin mit unverholener Schamlosigkeit Lotterie und Hasardspiel dem Volke als die leichtesten Quellen des Reichthums anempfohlen waren [41]). Drum dauerten die Auswanderungen fort; nicht nur Mannheim, das zwei- bis dreitausend Einwohner durch Karl Theodors Wegzug verlor, und Schwetzingen, das ganz verödete, sondern auch andere Gegenden, namentlich das Oberamt Alzei, schickte Tausende nach Polen, welche die Regierung und ihre Landschreiber vertrieben hatten. Damals gab ein loyaler Pfälzer eine „freundschaftliche Erinnerung" an seine Landsleute heraus, worin es zum Troste also hieß: „Ihr werdet hie und da vielleicht von euren Mittelobrigkeiten gedrückt; ja, wo ist das Land, wo es nicht zuweilen geschieht? Ihr habt ja eure Oberrichter, die höhern Landescollegien, an die ihr euch wenden könnet und wo ihr Recht und Schutz finden werdet. Wissen aber eure Beamten diese zu täuschen, leidet ihr weitere Bedrückungen, so ertraget sie, meine Brüder, mit Geduld, nehmt euer Kreuz auf euch und folget eurem Erlöser nach; er hat euch ein Beispiel gegeben, daß ihr auch thun sollet, wie er gethan hat." [42])

Indessen man mit solch gotteslästerlichem Trost den hungernden Bauer zu beruhigen suchte, wurden die Herrn von der Regierung reich und der Hofstaat in München betrug eine ganze Armee [43]). Dort wollte es dem Kurfürsten nicht gelingen, sich seiner neuerworbenen Bevölkerung zu nähern; vielmehr nahm die Entfremdung auf beiden Seiten zu. Der Kurfürst selbst blieb Pfälzer und von Pfälzern umgeben, die provinzielle Verschiedenheit des Hofes und Volkes gab sich oft in feindseliger Weise kund. Manche wohlthätige Einrichtung ward zwar durch die neue Regierung angeregt, auch die Residenz erweitert und

41) Staatsanz. I. 504.
42) Schlözer Staatsanz. VI 212.
43) S. ebendas. V. 399.



verschönert, aber es kam zugleich das pfälzische Wesen, wie wir es geschildert, die lüderliche Verwaltung, die Erblichkeit der Stellen und alle Mißbräuche einer käuflichen, gewissenlosen Büreaukratie in die bayrische Regierung herein. Den Kurfürsten beherrschten Pfaffen und Mätressen sammt den Bastarden, welche ihm diese geboren; ein gewissenloser Vertrauter, wie Lippert und dessen Spießgeselle Pater Frank, ein intriguanter, ausschweifender und gewissenloser Jesuit, hatten auf Karl Theodor den größten Einfluß; beide hatten sich mit den kurfürstlichen Huren und deren Kindern verbündet. Eine Gräfin Törring, eine Freiin von Schenk nahmen jetzt die Stellen der früher genannten Mätressen ein; von ihrem Treiben wird Schauderhaftes, beinahe Unglaubliches erzählt. Ein Herr von Betschard, den man wegen arger Verbrechen seines Landrichteramtes entsetzt und zum Tode verurtheilt, ward begnadigt; ja er ward zum Minister der oberpfälzischen Provinz ernannt, als er sich dazu hergab, sich die Schenk antrauen zu lassen, und zugleich durch eidlichen Revers versprach, sie niemals ehelich zu berühren. Der saubere Bund wurde geschlossen; bald war aber dem Weib der Scheingemahl so zuwider, daß sie den Kurfürsten bat — das früher verschobene Todesurtheil vollziehen zu lassen! Es erfolgte der Befehl: die Todesstrafe in ewiges Gefängniß zu verwandeln, und Betschard ward ohne Untersuchung und Vertheidigung auf die Festung gebracht, bis ihn die Gnade einer spätern Regierung befreite [44]). Söhne und Schwiegersöhne des alternden Kurfürsten wurden zum Nachtheil des Gemeinsamen reich gemacht; für den Fürsten von Brezenheim z. B. ward eine bayrische Zunge des Malteserordens geschaffen (1781), damit dieser kurfürstliche Bastard, den Karl Theodor mit der Schauspielerin

44) Die Sache erzählt Lang (Memoiren II. 116) in dem Tone schrecklichen Humors, womit er solche Greuel zeichnet. Bestätigt wird sie durch Feuerbach Darstell. merkw. Verb. II. 541. S. auch: Versuch einer Gallerie churpf bayrischer Staatsdiener und Beamten. 1. Lief. Gedruckt im Lande, wo Wahrheit gedruckt werden darf 1791.

Seyffert gezeugt, als Großprior eine glänzende und unabhängige Existenz habe. Die reiche Dotation der neuen Schöpfung ward aus dem Vermögen des aufgehobenen Jesuitenordens genommen, womit man bisher die Volksschulen unterhielt; die Volksschulen überwies man den Klöstern, die sie dann knausernd wie Bettelmönche unterhielten und zu Grunde gehen ließen.

Die wissenschaftlichen Liebhabereien Karl Theodors, unter deren Schutz früher manches Werthvolle gedieh, nahmen jetzt allmählig ab; denn je älter der Kurfürst wurde, desto mehr beherrschten ihn Lüderlichkeit und Bigotterie. Er ward dem Kreis der geistigen Bewegung, die damals Deutschland durchdrang, mehr und mehr entfremdet; die Opposition gegen pfäffischen Druck und mönchische Verfinsterung fand an ihm allmählig einen Gegner, den die verkappten Exjesuiten geschickt zu gebrauchen wußten, indem sie seinen sinnlichen Neigungen einen frommen Mantel umhingen und dem alten Wollüstling einbildeten, mit bigottem Fanatismus könne er sich das verlorne Paradies erringen. Es ward dem aufklärenden Streben des verstorbenen Kurfürsten allmählig entgegengewirkt, in dem damals lebendig gewordenen Kampfe zwischen der deutschen Bischofskirche und der ultramontanen Hierarchie Roms nahm Karl Theodors Regierung für Rom Parthei, und unter der bequemen Anklage des Illuminatismus verfolgte man seit 1774, vom Pater Frank und Consorten angestiftet, jeden freien und unabhängigen Gedanken. Die Charlatans und Betrüger zogen zum Theil bei Zeiten ihre Köpfe aus der Schlinge, aber viele der edelsten und verdientesten Männer Bayerns wurden von der rachsüchtigen Wuth pfäffischer Inquisitoren damals getroffen.

Die Wirkungen dieses Systemes wurden auch in der Pfalz, trotz Academien und öffentlichen Anstalten für Poesie und Kunst, sehr fühlbar. Der Jesuitenorden war zwar aufgehoben, fing aber seit dem wachsenden Einfluß des Pater Frank an, sich von Neuem mächtig zu regen. Nach seiner Aufhebung waren (1774)

nach offiziellen Zählungen [45]) noch 93 Glieder des Ordens in der Pfalz; darunter fünfundzwanzig in Mannheim und vierzig in Heidelberg, die etwa 24000 Gulden Pensionen bezogen. Eine Anzahl der Exjesuiten brachte man in Pfarreien unter, mit andern beglückte man die Universität Heidelberg, so daß immer ein mächtiger Rest übrig blieb, um als Landsturm einer zukünftigen pfäffischen Reaction aufgeboten zu werden. Diese Reaction kam schnell; die Hoffnung, den Jugendunterricht den Händen der Mönche für immer entzogen zu sehen, ward bitter enttäuscht durch ein kurfürstliches Decret vom 12. Oktober 1781, das in die bisherigen Collegien und Seminarien der Jesuiten einen andern Orden, die Lazaristen, einwies. Die Anstalten waren seit 1773 theils von Weltgeistlichen, theils von ehemaligen Jesuiten versehen worden; hatte es zwar den erstern an Gelegenheit gefehlt, sich zu Lehrern eigentlich auszubilden, so konnte man ihnen guten Willen und Eifer doch nicht absprechen. An ihre Stelle rief man jetzt die Lazaristen, um an der theologischen Facultät, den Seminarien und Gymnasien die Jugend zu unterrichten. Hatte es schon etwas Widersinniges, in dem Augenblick, wo ganz Deutschland nach einer nationalen Reform des Erziehungswesens rang, eine geistliche Congregation zur Erziehung zu berufen, so war es noch viel auffälliger, daß man Ausländern, Franzosen, die zum Theil nicht einmal deutsch verstanden, die heilige Mission der Jugendbildung in einem deutschen Lande überließ. Es waren französische Priester, wie die Mehrzahl vor 1789; unwissend, keck, geldgierig und ausschweifend — so bewährte sich mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen die geistliche Congregation. Sie kamen, füllten den Seckel und gingen; Manche liefen wie Diebe in der Nacht davon, Manche mußten wegen öffentlichen Skandals sich entfernen. Der unruhige Wechsel der Lehrer war schon ein Hinderniß für jedes Gedeihen der Anstalten; schlim-

45) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Stifter und Klöster"). Handschriftliches über ihre Güter findet sich auch in der Batt. Bibl. 59.

mer noch war es, daß Idioten und moralisch ganz unwürdige Leute die Mehrzahl des Personals ausmachten. Verschwendung, Wucher und Genußsucht bei den Lehrern, Unwissenheit und Ungehorsam der Schüler bilden die stehende Physiognomie der pfälzischen Lazaristenschulen [46].

Am härtesten empfand es die Universität, was es hieß, erst aus Jesuiten, dann aus Lazaristen die theologische Fakultät gebildet zu sehen. Früher war der Jesuit Kleiner, einer der rührigsten Agenten des allmächtigen Pater Frank, von dem größten Einfluß gewesen, neben ihm stand der Jesuit Jung, der damals den Jesuitismus plump und fanatisch pries, später in Mainz ihn angriff und ableugnete, und ein Dominikaner, Namens Rumpel, von dessen Unwissenheit seltsame Geschichten erzählt wurden [47]. Das Jahr 1782 brachte nun die Lazaristen; an der ältesten Universität Deutschlands ward jetzt die Kirchengeschichte von Stockfranzosen, wie Saligot und Dupois waren, gelehrt, und das in einem Augenblick, wo in allen katholischen Ländern Deutschlands sich eine Erhebung gegen die mittelalterliche Hierarchie kund gab. Einzelne erträgliche Lehrer, wie Paraquin, mußten in kurzer Zeit den begünstigten Lieblingen der herrschenden Cotterie weichen; ein Herr Fleischbein, zum Lehrer ganz unfähig, sollte Pastoraltheologie und geistliche Beredsamkeit lehren. Die Colonie unwissender und anmaßender Franzosen ward dabei immer vermehrt; zur Zeit des Jubiläums (1786) waren drei Franzosen, Petitdidier, Lesueur, Patou [48], im Besitz der wichtigsten Lehrstühle, der Moral, der Kirchen-

46) Vgl. die französischen Pädagogen in Deutschland oder die Geschichte des Lazarismus in der Pfalz. Bethania 1793. Weder gegen die historische Darlegung, noch gegen die Aktenstücke ist von den Gegnern eine begründete Einwendung gemacht worden.

47) Er übersetzte z. B. wegen langer Weile mit den Worten: „propter longum quoniam."

48) Patou war so unwissend, daß ihm seine Schüler oft stark zusetzten; einmal schnitt er die Controverse mit den Worten ab: unus asinus plus potest negare quam decem docti probare.

geschichte und Dogmatik; und neben ihnen lehrte der Franciskaner Theisen, der als Exeget kein Wort Griechisch und Hebräisch, auch das Lateinische nur mangelhaft verstand. Die einzigen würdigen Männer der Fakultät waren J. B. Kleber und der Carmeliter Johannes vom Kreuz; leider starb aber der erstere sehr bald und ward durch einen ganz windigen Franzosen, Noël, ersetzt, so daß unter den sieben katholischen Professoren und zwei Assessoren nur ein brauchbarer Lehrer, der angeführte Johannes, war; und dieser eine hatte die schmählichsten Verketzerungen der Exjesuiten auszustehen. Zum Ueberfluß kamen nachher noch ein paar Franzosen in die Fakultät, und mit ihnen der Franciskaner Albertin Schott, der durch sein Wissen und Wollen würdig gewesen wäre, zu Hogstratens und Pfefferkorns Zeit Dominikaner in Cöln zu seyn.

Von Protestanten saß damals nur einer, Heddäus, in der Fakultät, aber gleichwohl vertrat er seine Wissenschaft würdiger, als das Dutzend Lazaristen, Exjesuiten und Bettelmönche, das sich für eine theologische Fakultät ausgab. Die Corporation verlor neben der Achtung auch alle Vorrechte; denn damals eroberten sich die Juristen den beständigen Sitz im Senat, während von den Theologen nur der Decan darin Platz fand. Was hatten auch französische Mönche, die heute kamen, morgen gingen, für ein Interesse an dem Bestehen und Blühen der Hochschule oder auch nur ihrer eignen Fakultät! Waren sie ja nicht einmal dazu zu bewegen, zu den zahllosen Jubelschriften bei der Stiftungsfeier auch nur einen Beitrag zu liefern, und man konnte im Zweifel seyn, ob es mehr Unwissenheit oder Trägheit war.

Die theologische Wissenschaft war in jener Zeit von der philosophischen nicht mehr zu sondern; seit Kants Kritik der reinen Vernunft war an protestantischen und katholischen Hochschulen eine Bewegung entstanden, welche der alte Zunftneid oder die pfäffische Ketzerriecherei vergebens zu bewältigen suchten. In Heidelberg hatten die Lazaristen die philosophische Speculation gepachtet; von 1782 — 1791 waren fünf derselben nacheinander als Professoren angestellt, einer von ihnen, Koller, ward ent-

fernt, weil er in den Geruch des Kantianismus kam. Denn den Propheten der Verdummung schien Gellert selbst ein Freigeist; Kant war ihnen so verhaßt, daß sie den Namen ihren Hunden beilegten [49]). Das geschah an einer Hochschule, an die ein Jahrhundert zuvor Spinoza war gerufen worden; und in diese Atmosphäre ward wenige Jahre nachher (1794) einer der größten philosophischen Denker und gewaltigsten Lehrer, Karl Daub, als protestantischer Theologe herbeigerufen.

Der pfäffische Geist, wie er sich in diesen Zuständen aussprach, war in allen Lebenskreisen thätig. Die Proselytenmacherei ward auf die ärgerlichste Weise betrieben. Erjesuiten, wie Holl zu Heidelberg, Spielberger zu Mannheim, suchten durch Schimpfen und Rasen auf den Kanzeln den Fanatismus wieder anzufachen, der damals in ganz Deutschland anfing verdrängt zu werden [50]). Die Verfolgung und das Spionirsystem, wie es Pater Frank in Bayern trieb, ward auch in der Pfalz unterhalten, und zwar so plump, daß einzelne Vorfälle das Interesse von ganz Deutschland in Anspruch nahmen. So die Verketzerung des Pater Trunk, eines ehrenwerthen und tüchtigen Geistlichen, von dem Schiller, der ihn persönlich kannte und als Freund schätzte, gesagt hat, er sey ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind [51]). Sein Verbrechen bestand darin, daß er das Beten zu Christi Blutstropfen für abergläubisch erklärt, den Worten Elohim und Adonai die Kraft, den Teufel auszutreiben, abgesprochen hatte, daß er überhaupt dem skandalösen Unfug eines übertriebenen Bildergötzendienstes und dem müßiggängerischen Wallfahrten in Predigt und Lehre entgegenwirkte; daraus machte ihm der feine Spürgeruch ketzerriechender Kapuziner eine Kette von zweiundvierzig Anklagen zurecht. Eine partheiische Commission drängte ihn (1780) von seiner Pfarrei in Bretten weg; die

49) S. den Bericht Kollers in der angef. Gesch. S. 355. Vgl. 185.
50) Schlözers Staatsanz. I. 187. IX. 380 f. Briefwechsel X. 295.
51) S. Schillers Leben von der Frau von Wollzogen S. 83.

Regierung überließ ihn mit schmählicher Schwäche dem pfäffischen Verfolgungssystem und er mußte mit dürftigem Gnadengehalt im katholischen Bürgerhospital zu Mannheim sein Leben fristen [53]).

Aehnliches Aufsehen machte ein anderer Ketzerprozeß in der Nähe; auch dabei fanden die pfälzischen Mönche Gelegenheit, sich eine unbeneidete Unsterblichkeit zu sichern. Ein Geistlicher des speyrer Bisthums, Namens Wiehrl, war am Gymnasium zu Baden als Lehrer der Philosophie angestellt worden; er lehrte mit großem Beifall, aber zum Aerger der Zeloten huldigte er dem Feder'schen Eklekticismus. Man benutzte die Gelegenheit, als er ohne Anfrage bei den geistlichen Oberen Thesen aus dieser Lehre drucken ließ, ihn des Ungehorsams anzuklagen; bemühte sich zugleich von bischöflicher Seite, die aufgestellten Sätze als ketzerisch hinzustellen (1780). Die Regierung, ohne die geistliche Autorität auf ihrem Gebiet hemmen zu wollen, wünschte doch ein minder summarisches Verfahren; dem Ansinnen, den Angeklagten ohne Weiteres anderswohin zu versetzen, widersprach sie geradezu. Der milde und gerechte Karl Friedrich von Baden, dessen gewissenhafter Sinn Niemanden zu nahe treten wollte, wünschte eine gütliche Vermittlung; eine Erklärung, die er vom römischen Hofe einholte, stimmte damit überein und fand an Wiehrls Sätzen nichts Anstößiges. Um sich selbst zu beruhigen, ließ der Markgraf zwei katholische Universitäten um Gutachten über die angeklagten Sätze angehen; und beide — es waren Wien und Feiburg! — erklärten, die Sätze seyen nicht nur nicht strafbar, sondern in diesem Sinne würde in den öftreichischen Ländern überall gelehrt. Während so die badische Regierung Alles auf friedlichem Wege auszugleichen dachte, hatte auch die bischöfliche Regierung sich Gutachten eingeholt, und zwar bei den Theologen zu Hei-

---

53) Es hat sich eine kleine Literatur über diese Angelegenheit gesammelt; das Nothwendige findet man beisammen in der neuesten Religionsverfassung S. 343 ff und im Deutschen Museum. 1782. I. 145 ff.

delberg und Straßburg. Erstere gaben (Nov. 1780) ein Gutachten ab, das in Form und Inhalt den obscursten Zeiten der mittelalterlichen Scholastik angehörte, beide stimmten darin überein, daß die Lehre höchst verdammungswürdig sey. So geschah es auch; ein bischöflicher Erlaß vom 28. Dez. 1780 enthielt eine förmliche Verdammung des badener Professors. Die Sache machte in ganz Deutschland Aufsehen; Karl Friedrich ließ eine offizielle Darlegung des Thatbestandes drucken und schickte dieselbe nebst Gutachten und allen Aktenstücken an Karl Theodor (März 1781). „Es muß", schreibt der Markgraf, „ein Mißverständniß obwalten; allenfalls dürfte sich eines oder das andere dadurch näher offenbaren, wenn Ew. Liebd. durch andere mit den Exjesuiten in Heidelberg nicht in Verbindung stehende Theologen den Gehalt der verketzerten philosophischen Lehrsätze unbefangen prüfen zu lassen so gefällig wäre." Karl Theodor und sein Pater Frank ließen natürlich die heidelberger Jesuiten nicht fallen; erst als der Markgraf ein Jahr nachher eine zweite Druckschrift nach München sandte, antwortete der Kurfürst mit einem kurzen und trockenen Dankbrief, ohne sich auf die Sache einzulassen [54]).

Mit dieser unbedingten Herrschaft pfäffischen Wesens ging ein krasser Aberglaube gleichen Schritt; Gaßner, der Teufelsbeschwörer, fand in der Pfalz eine außerordentlich günstige Aufnahme. Wie hätte es auch anders seyn können in einem Lande, wo eine Betschwester für ihren kranken Hund eine Messe halten ließ, wo die Geistlichen um Bezahlung an demselben Tage für Sonnenschein und Regen Messe lasen?! [55])

Der gedrückte Zustand des Protestantismus dauerte natürlich fort; die alten Bedrängnisse wurden nicht abgestellt und für die Zukunft war keine Hoffnung zur Abhülfe, da in dem pfalz-

54) Die Briefe finden sich im Original im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Studien"). Alles Uebrige sammt den Aktenstücken s. in Schlözers Briefwechsel VIII. 218 ff. IX. 48. 55. 204 ff.

55) S. die neueste Religionsverf. S. 376.



bayrischen Hausvertrag von 1771 die Nichtanstellung von Protestanten förmlich ausbedungen war. Doch regte sich in den siebziger Jahren unter der reformirten Geistlichkeit allmählig eine Opposition, die offenbar darauf ausging, den Zustand des Unrechts, wie er seit einem Jahrhundert fortgedauert, auf die Norm beschworner Verträge zurückzuführen. Wäre nicht im Kirchenrath selbst, mit wenigen Ausnahmen, der servile Beamtengeist und Egoismus herrschend gewesen, so hätte jene Opposition bedeutend werden können; allein die reformirte Kirche war von ihren eignen Vertretern verrathen, und am Hofe versäumten Beamten und Mönche nicht, das Ohr des Regenten gegen jede gerechte Klage zu verstopfen. So wurde eine Synode, welche die Geistlichkeit halten wollte, durch Cabinetsbefehl (Aug. 1776) verboten [56], eine Deputation, welche, von allen reformirten Pfarrern gewählt, dem Kurfürsten die Beschwerde vortragen sollte, trocken abgewiesen (1777) und mit Ernennung einer sogenannten Religionskommission dasselbe trügerische Spiel getrieben, wie oftmals vorher. Doch dauerte die Gährung im Stillen fort; der reformirte Kirchenrath selbst konnte nicht umhin, einen Schritt zu thun, den schon früher das gleich hart bedrängte lutherische Consistorium gewagt hatte. Er wandte sich (1779) an Friedrich II. von Preußen und bat um Vermittlung für strenge Aufrechthaltung der alten Religionsverträge; Friedrich verwandte sich auch lebhaft bei der pfälzischen Regierung, aber erlangte nichts, als eine jener vagen, nichtssagenden Antworten, womit der pfälzische Jesuitismus stets bereit gewesen war [57]. Auch das entmuthigte die Bedrückten nicht; sie hatten allmählig im Kirchenrath selbst an Männern wie Wundt, Scheid, Fuchs, Heddäus, Mieg eine kräftige Unterstützung erworben, die sich nicht mehr einschüchtern ließ. So erschienen im Jahre 1780 die Briefe über die „neueste Religionsverfassung und Religionsstreitigkeiten der Reformirten in der Unterpfalz", eine lebhafte und schneidende Schilderung

56) Schlözers Staatsanz. VIII 107.

57) S. die Aktenstücke in der Neuesten Religionsverf. S. 436 ff.

des Zustandes jener Zeit, welcher die Regierung nichts entgegenstellen konnte, als polizeiliche Verfolgungen und pfäffische Schmähreden [58]). Man nannte Mieg und Scheid, die den größten Antheil daran hatten, die „empörende Parthei"; man ließ das Buch öffentlich für ein Schandbuch erklären und unterstützte einen Candidaten, der sich erst zum Denuncianten, dann zum Entgegner hergab [59]). Trotzdem wiederholte eine Anzahl von 204 reformirten Geistlichen ihr Gesuch um Abhaltung einer Synode; wie dies abermals abgewiesen ward (1782) und der Kirchenrath nichts Entscheidendes that, wandten sich die reformirten Pfarrer in der Pfalz (1784) mit einer Beschwerde an das Corpus Evangelicorum und baten zugleich Preußen um Unterstützung.

Die Regierung wiederholte ihr ofterprobtes Verfahren; sie suchte durch eine kleine Nachgiebigkeit den Beschwerderuf zu beschwichtigen, um es im Uebrigen ganz beim Alten belassen zu können. Sie verordnete die Abschaffung der ärgsten Mißbräuche in der geistlichen Güterverwaltung (Dez. 1785), täuschte sich aber, wenn sie damit die Hauptbeschwerden geschickt umgangen zu haben meinte. Die evangelischen Reichsstände ließen (Juni 1786) eine energische Beschwerdeschrift an den Kaiser abgehen, worin sie besonders darauf hinwiesen, wie gewaltsam man die Abhaltung einer Synode gehemmt hätte, und Joseph II. gab wie zu erwarten dem gerechten Verlangen nach; am 26. März 1787 ging an Karl Theodor ein kaiserliches Dekret ab, welches ihm die Abstellung der Beschwerden kurz und rund anbefahl. Jetzt war nicht mehr zu zögern; die Regierung mußte gehorchen, auch wenn sie in dem Antwortschreiben an den Kaiser ihrer schlecht verhehlten Erbitterung durch schmähende Reden von

58) Wer die ganze Erbärmlichkeit des herrschenden Treibens erkennen will, vergleiche die angegebenen Briefe und die dagegen (Mannh. 1781) erschienene offizielle Widerlegung: Ueber und Gegen die neueste Religionsverfassung rc.

59) Im pfälz. Archiv („Religion" Conv. II.) findet sich darüber ein Fascikel Akten.

„falscher Erdichtung und leerem Geschrei," von „unruhigen Köpfen und deren unerlaubten Ränken" Luft zu machen suchte. Auszuweichen war nicht mehr; darum suchte man das abgedrungene Zugeständniß wenigstens illusorisch zu machen. Man wollte die Synode — gegen die anerkannte Kirchenverfassung — durch die Regierung einberufen und ihr einen katholischen Beamten als Präsidenten geben, aber dies war denn doch selbst dem Kirchenrath zu stark und er erhob sich mit ungewohnter Entschiedenheit gegen solch ein Ansinnen (Nov. 1787), zugleich ließ er durch den bekanntesten Publicisten der Zeit, Pütter in Göttingen, ein Rechtsgutachten über die Zustände der reformirten Kirche ausarbeiten und in aller Stille eine Synode vorbereiten, welche im August 1789 in herkömmlicher Weise zusammenkam [60]). Die Regierung war darüber höchlich erbittert; sie forderte den Kirchenrath zur Rechtfertigung auf und ließ starke Beschwerden nach Wien gehen, um das Verfahren der reformirten Behörde als politische Widerspenstigkeit hinzustellen [61]).

Aber der schlechte Kunstgriff mißlang. Joseph **II.** und die Reichsstände nahmen sich einer Sache lebhaft an, die durch Pütters Gutachten und andere Schriften der ganzen deutschen Nation bekannt wurde; nur des Kaisers Tod und die Einflüsse des französischen Revolutionskrieges schoben die Entscheidung noch bis zur Regierung des Nachfolgers, des mild und freisinnig denkenden Pfalzgrafen Maximilian Joseph, hinaus. Was die Reformirten rechtlich ansprechen konnten, war freilich durch die Schuld der schlimmen Zeiten so angewachsen, daß wenig Hoffnung blieb auf eine vollständige Entschädigung. An rückständigem Besitz der ihnen gegen den Vertrag von 1705 war entzogen worden, sprachen sie ein Capital von zwei Millionen und 422,450 Gulden nebst 732,067 Gulden Zinsen an [62]); die ganze Güterver-

60) Ueber alles dies findet man die Aktenstücke in der Neuesten Gesch. der reform. Kirche. Beil. 41—55.

61) Pfälz. Archiv („Religion").

62) Den Nachweis gibt Pütter in der Systemat. Darstellung S. 187—193.

waltung widersprach zudem der Bestimmung des angeführten Vertrages. Sie verlangten ferner gleiche Ansprüche an alle öffentlichen Aemter, von denen merkwürdiger Weise sie, die herrschende Landesconfession, durch die eingedrungene katholische waren verdrängt worden; auch forderten sie daß die Einrichtung des Kirchenraths, die Besetzung der Universität nach Vorschrift des westphälischen und hallischen Vertrags beobachtet und die durch Cabinetsordres aufgehobenen Synoden, Convente und Visitationen wieder eingerichtet würden.

Von allem dem auch nur einen kleinen Theil durch Karl Theodor zu erlangen war kaum möglich; Sinnlichkeit und Bigotterie hatten ihn schon ausschließlich gefangen genommen. Auch verstimmte ihn sein Verhältniß zu den Bayern, denen er sich seit den Vorfällen des Jahres 1778 fremd fühlte, ohne etwas zu thun, um sich ihnen zu nähern. Vielmehr nahm er von Oesterreich verlockt die früheren Entwürfe wieder auf; statt einer Abtretung war jetzt (1785) von einem Tausch Bayerns gegen die Niederlande die Rede, und nur Preußens wachsamer Scharfblick, das die ängstlichen Landesfürsten in dem Fürstenbund vereinigte, verhütete die Vergrößerung Oesterreichs. Die Sache ward in ihren Hauptzügen bekannt und der Kurfürst von seinen bayrischen Unterthanen, denen er alle Gerüchte dieser Art abläugnete, öffentlich Lügen gestraft. Mißverhältnisse mit der münchner Bürgerschaft kamen hinzu; mehr als je sehnte sich Karl Theodor nach der friedlichen, unterthänigen Pfalz, wo das Volk seine blühende Zeit angestaunt und die Beamten in loyaler Verzückung ihn als einen glänzenden und großen Regenten gepriesen hatten. Ein lebhafter Auftritt mit dem münchner Magistrat vergrößerte aber die Spaltung und am Morgen des 11. Oktober 1788 reiste Karl Theodor nach Mannheim ab, wie es hieß, um auf immer in der Pfalz zu bleiben.

Da waren Wunden genug zu heilen. Der künstliche Wohlstand, der auf Hof, Luxus und Industrie gebaut war, hatte seit 1778 einen tödtlichen Stoß erhalten; Unglücksfälle mancher

Art vergrößerten noch den Druck des Bürgers und Bauers, dem Academien und Paläste kein Brod boten. Eine wahre Landescalamität hatte das Jahr 1784 gebracht; erst war eine starke Kälte eingetreten, dann am 5. und 6. Januar das Eis gebrochen und hatte Mannheim stark heimgesucht; ein neuer Frost hatte einen neuen furchtbaren Eisgang zur Folge, der am 18. Jan. mit reißender Schnelligkeit Heidelberg verwüstete. Kaum war man von den Schrecken der Ueberschwemmung befreit, so wiederholte sich die strenge Kälte, deren Druck den Obdachlosen durch Mangel an Holz noch furchtbarer ward, und wie nun endlich dies Eis von Neuem sich löste, ward die Unterpfalz (26. und 27. Febr.) abermals in eine Wasserwüste umgewandelt. Das ganze Neckarthal, die Städte Mannheim, Heidelberg, Ladenburg waren der Wassersnoth preisgegeben und alle Felder überschwemmt; kein Ort befand sich aber in einer ängstlicheren Krise, als Mannheim, wo der Neckar über alle Dämme hinwegging und an dem höchsten Festungswall stand [63]). Mehrere Jahre lang fühlte man diese Katastrophe noch in ihren zerstörenden Folgen; es schien deßhalb die Rückkehr des Fürsten und seines Hofes als eine wohlthuende Entschädigung für die bitteren Jahre. Aber der Jubel war vorübergehend; nach einem achtmonatlichen Aufenthalte kehrte Karl Theodor nach Bayern zurück (Juni 1789) und überließ die Pfalz der begünstigten Bureaukratie.

In denselben Tagen hatten schon die Bewegungen in Frankreich begonnen, denen das alte Europa mit seinen Höfen und Regierungen erliegen mußte. Gefährdeter als alle Nachbarländer waren die Gränzprovinzen am Rhein, wo schlechte geistliche Regierungen und Zustände wie die unter Karl Theodor den revolutionären Zündstoff in Masse anhäuften. Selbst in Bayern schien die politische Lage einer Krisis entgegenzugehen, je mehr sich Karl Theodors Rathgeber vor dem was die Zeit

---

63) Vgl. Deurers umständliche Beschreibung der durch die Eisgänge betroffenen großen Noth. Mannh. 1784.

ungestüm forderte, mit Polizeigesetzen und pfäffischem Druck zu verschanzen suchten. Aus der Pfalz war ohnedies die Ruhe gewichen, seit sich die französische Revolution anfing nach Außen zu wenden und in denselben Tagen, wo man auf dem rechten Ufer die Jubelfeier der fünfzigjährigen Regierung Karl Theodors mit großem Lärm beging (Dez. 1792 und Jan. 1793)[64], waren die Besitzungen auf dem linken Ufer schon von den republikanischen Truppen überfluthet.

Die ersten Augenblicke des Herannahens der Franzosen hatte die alten Regierungen, namentlich die pfälzische, mit um so größerem Schrecken erfüllt, je eifriger sie bisher bemüht gewesen waren, ihre Länder von den geistigen und moralischen Einflüssen der gefährlichen Nachbaren hermetisch abzusperren. Es konnte dabei nicht fehlen, daß man sich die lächerlichsten Blößen gab. Schon 1788 hatte die pfälzische Regierung eine Menge von Zeitungen verboten und dabei die Klage ausgesprochen[65], daß die Frechheit der Zeitungsschreiber sich über Alles auslasse und ihr Gift ohne Rücksicht ausgieße; in den letzten Monaten des Jahres 1789 war eine Warnung erschienen gegen die Umtriebe „benachbarter Länder" und im Februar 1790 ward Jedem mit Gefängniß gedroht, der sich erkühne Zeitungen und Brochüren aus Frankreich mitzubringen oder gar auszutheilen und vorzulesen. Die armen Illuminaten sollten an allem Schuld seyn; denn seit 1791 ward „jede Religionsspötterei und unerlaubte Kritik gegen Kirche und Staat" als ein Kennzeichen des Illuminatismus angesehen und darnach bestraft. Alle Theilnehmer verloren den Anspruch auf Staatsdienst (ausgenommen wenn sie denuncirt hatten) und jeder neu eintretende Staatsdiener mußte einen Revers in diesem Sinne beschwören[66]. Durch alle diese Maßregeln verrieth die Regierung nur Angst; Erfolg

64) Von den zahlreichen Jubelschriften und Festreden, die uns vorliegen, hat nur die von Wigard einigen historischen Werth.

65) Pfälz. Archiv.

66) Bayr. Reichsarchiv (Generalverord. Fasc. III.).



hatte es nicht; denn sie selbst sah sich genöthigt, ihren Beamten eine stille und vorsichtige Vollziehung der Bücherverbote einzuschärfen, weil durch das öffentliche Confisciren nur noch mehr Schaden angerichtet wurde [67]).

So viel Verachtung man affectirte gegenüber dem revolutionären Frankreich, so war man doch vor einem drohenden Einfalle in Todesangst. Seit der mißlungenen Flucht Ludwigs **XVI.** wurden alle Beamten streng angewiesen, den Emigranten, die sich schaarenweise in der Pfalz herumtrieben, keinerlei Vorschub zu leisten; von Tag zu Tag mußten sie Berichte von der Gränze einschicken und man ließ sich manches Bittere gefallen, Alles aus Furcht vor der drohenden Nähe der Städte Landau und Weissenburg, die beinahe umgeben vom pfälzischen Lande leicht der Sitz einer revolutionären Propaganda werden konnten. Mit außerordentlicher Zartheit mied die Regierung jeden Anlaß zur Beschwerde; als der Landschreiber Wrede zu Heidelberg (Aug. 1791) in einer Warnung an seine Schultheißen sagte, „es sey schon ein Criminalverbrechen, von der abscheulichen die Strafe Gottes unfehlbar nach sich ziehenden unmenschlichen Revolution nur auf eine Art günstig zu reden" — da erhielt der loyale Beamte für seine taktlose Wohldienerei einen Verweis von der Regierung, worin ihm dergleichen Bullen zu erlassen für die Zukunft verboten war. Das päbstliche Breve über die neue Kirchenverfassung Frankreichs ließ die Regierung nicht, wie der Clerus wollte, von der Kanzel herab verlesen und mit erbaulichen Digressionen begleiten, ja man ließ sich sogar lieber manchen materiellen Nachtheil in den pfälzischen Enclaven und Gränzdistricten gefallen, ehe man eine ernstliche Beschwerde wagte [68]).

Die pfälzische Regierung hätte durch diese Haltung wohl verdient, verschont zu bleiben von jedem feindseligen Angriff; wie aber nach dem mißglückten Einfall der Preußen das revo-

67) Pfälz. Archiv.

68) Pfälz. Archiv („Ansprüche").

lutionäre Frankreich seine Waffen gegen das deutsche Reich wandte, da konnte auch das rücksichtvollste Benehmen der pfälzischen Staatsmänner das Land nicht mehr schützen. Im Oktober 1792 zogen die ersten Franzosen in Lautern ein, anfangs mit guter Mannszucht und ohne Angriff auf das Eigenthum einer neutralen Bevölkerung, bald aber unter fühlbarem Druck [69]), der namentlich die verlassene zweibrückische Residenz sehr hart traf. Durch die Einnahme von Mainz war der überrheinische Theil der Pfalz den Franzosen preisgegeben, während man zu Mannheim das Fest der fünfzigjährigen friedlichen Regierung Karl Theodors beging.

Bedenklicher noch als diese kriegerische Invasion war die Stimmung des überrheinischen Volkes; man schien dort der Ansicht zu seyn, daß die zerlumpten Kämpfer des französischen Republikanismus schwerlich härter drücken konnten, als pfälzische Landschreiber. Jetzt hörte man wie nach langem Druck und angewöhntem Kriechen auf einmal die freigewordene öffentliche Stimme furchtbare Anklagen aussprach gegen das „väterliche" Regiment Karl Theodors; der Hochmuth nichtswürdiger Beamten, die ihre Stellen erbten oder kauften und wie ihre Väter wahre Landplagen wurden, die Chikanen des Gerichts, die Sportelsucht und andere Justizkniffe, das Aussaugesystem der Steuerbeamten ward jetzt mit grellen Farben geschildert und das Land bereitete sich schon vor, seine Nationalität gegen die verführerische fremde Freiheit auszutauschen. In den Tagen, wo man zu Mannheim und in den andern Städten des rechten Ufers dem Volke befahl, den Druck der Zeiten und die Stimmungen des Inneren mit loyalem Jubel zu übertünchen, wurden vom linken Ufer als Brandstoff aufregende Schriften hinübergeworfen, die Karl Theodors Regierung bitter aber wahr beurtheilten. „Sollen wir jubiliren, hieß es in einer dersel-

---

69) Im speyr. Kreisarchiv (Militär 117) sind darüber Berichte der Beamten.

ben [70]), daß wir fünfzig Jahre lang im Schweiß unseres Angesichtes unser Feld bauen durften, um die Schweine und Hasen seiner Excellenzen zu füttern? Oder sollen wir jubiliren, weil man uns oft mitten aus unserer nöthigen Arbeit hinwegriß, um Landschreibern und Oberbeamten in der Frohnde große Häuser bauen und nach ihren zusammengestohlenen Landgütern bequeme und kostbare Straßen führen zu müssen? Oder gar, daß er uns und unser sauer erworbenes Eigenthum einer Rotte von adeligen und unadeligen Dieben, Kammerdienern, Dirnen, Projectmachern Preis gab?"

Das Volk ward so den Interessen Deutschlands entzogen und warf sich mit Ungeduld in ein neues fremdes Joch, zufrieden genug, dem alten zu entrinnen. Die junge Generation besonders war die regsamste Verbündete der französischen Propaganda und selbst in Gegenden, wo keine französischen Truppen standen, waren die Beamten nicht mehr im Stande, die hereinbrechende Anarchie aufzuhalten [71]). Leugnen ließ sich nicht, daß das Land viele der kostbarsten Bürgschaften altgermanischer Volksfreiheit auf diesem Wege zurückerhielt und des Feudalwesens in Kirche und Staat sehr rasch entledigt ward [72]), aber welch' bittere Zeiten mußte es durchmachen, bis es des Genusses dieser Güter froh ward! Der Krieg lastete sehr hart auf dem Lande; erst waren die Franzosen Herrn, dann seit dem Fall von Mainz (Juli 1793) die Deutschen; auf pfälzischem Gebiete, besonders in der Umgebung von Landau, ward dann den ganzen Sommer und Herbst hindurch gefochten, bis Landau

---

70) Ein überrheiner Bauersmann an seinen Churfürsten zu München im Bayerland. Mainz 1792. Wahrscheinlich von demselben Verfasser sind die: Gedanken eines pfälz. Bauers über die gegenwärtigen kriegerischen Zeitläufte." 1793.

71) Berichte im speyr. Kreisarchiv.

72) Die Hoffnung darauf hielt aufrecht in den Nöthen des Krieges. Ungemein treffend ist diese Stimmung gezeichnet in dem Gespräch eines pfälzischen Bauers, das der Verf. der Briefe „Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft" Brandenb. 1795. II S. 14 ff. mittheilt

entsetzt war und die Franzosen (Dez.) von Neuem bis an den Rhein vordrangen. Die überrheinische Pfalz war jetzt von Worms und Speyer bis an die Gränze des Elsasses von Franzosen, die Umgegend von Oppenheim und Alzei von Preußen besetzt; auf dem rechten Ufer lagen österreichische Heerhaufen. Härter noch als der drückende Winter suchte der Krieg im Jahre 1794 das Land heim; denn das ganze Jahr hindurch war die überrheinische Pfalz der Kriegsschauplatz. Erst waren Preußen und Oestreicher bis an den Westrich vorgedrungen, dann warfen die Franzosen im Juli sie zurück und das unglückliche Land war nun wieder so getheilt, daß das linke Ufer die Fremden, das rechte die deutschen Truppen beköstigen mußte. Anfangs hatten zwar die Franzosen mit Schonung verfahren [73]) und manche wilde Rotte in den deutschen Armeen ließ ein trüberes Angedenken zurück als die wälschen Sanskülotten [74]). Seit aber die Conventscommissäre auch bei den Armeen das Schreckenssystem planmäßig ins Werk setzten, folgten außer den gewöhnlichen Bedrängnissen des Krieges noch ausgesuchte Quälereien; einzelne Individuen und ganze Gemeinden wurden das Opfer einer spionirenden und verfolgenden Diktatur. Am härtesten ward das zweibrückische Städtchen Cusel getroffen; obwohl es im Kriege schwere Opfer gebracht und die französischen Befehlshaber den Bürgern wiederholt Sicherheit und Ruhe versprachen, ward ihnen doch ganz unerwartet am 26. Juli 1794 der Befehl gegeben, binnen einer halben Stunde bei Todesstrafe den Ort zu verlassen. Die Offiziere hatten Mitleid aber keine Macht das Unglück abzuwehren; im wildesten Getümmel mußten die unglücklichen Bewohner mit wenig fahrender Habe die Vaterstadt verlassen, die schon am Abend in einen rauchenden Schutthaufen umgewandelt war. Urheber der Gräuelthat war der Conventcommissär Hentz, der auf die zweifelhafte Anklage hin, in Cusel

73) Beispiele gibt der preußische Offizier, der die Briefe „Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft" verfaßt hat. S. Band I. S. 132.
74) Ebendas. II. S. 11.

seien falsche Assignaten verfertigt worden, das regsame und gewerbfleißige Städtchen der Zerstörung preisgab. Wenige Tage nachher erlag er selbst und sein Patron Robespierre der Reaction des 9. Thermidor, aber Cusel war zerstört und dreihundert Familien, über dreizehnhundert Menschen, ohne Obdach [75]).

Indessen war mit Ausnahme weniger Plätze das ganze linke Rheinufer in französische Hände gekommen; die Versuche der deutschen Heere, das Verlorene wieder zu erkämpfen, waren fruchtlos, und der Gedanke einer Vereinigung des linken Ufers mit Frankreich ward schon laut ausgesprochen. Bald sah auch die Pfalz auf dem rechten Ufer die französischen Heere; im September 1795 erschien Pichegru im Angesicht von Mannheim, dessen Brückenkopf schon früher von den Franzosen war genommen worden. Mannheim war theils durch seine ansehnlichen Vorräthe bedeutend [76]), theils war es ein wichtiger Anhaltspunkt für die ganze Führung des Krieges; da nun der Kurfürst von Pfalzbayern an dem Reichskriege Theil nahm und sein Land mit hohen Kriegsgeldern besteuerte, war es eine Pflicht seiner Beamten, die hochwichtige Reichsfestung nicht leichtsinnig preiszugeben. Diese Pflicht zu erfüllen, war um so leichter, da der Platz nicht isolirt war; Clerfait stand mit einer Armee am Main und dehnte seine Vorposten bis an die pfälzische Bergstraße aus, Wurmser zog bereits aus dem Breisgau den Rhein herunter. Wer wollte aber solche Betrachtungen, oder auch nur die gewöhnlichste Regung patriotischen Gefühls bei einer Bureaukratie erwarten, wie die pfälzische war? In

75) S. Kurze Nachricht von Verbrennung der Stadt Cusel. 1794. Das glaubwürdigste ist, daß ein Bürger aus dem Stadtrath bei dem Fabriciren falscher Assignaten betheiligt war.

76) Nach offiziellen Angaben befanden sich darin 154 Belagerungsstücke, 107 Feldstücke, 130 Mörser, 80 Haubitzen, 345,600 Pfund Pulver, 691,309 Flintensteine, 122,502 Kugeln, 5360 Bomben, 2740 Haubizen, 43000 Granaten, 140,542 Eisenkugeln, 3955 scharfe Patronen, 174 Rüstungen, 700 Infanteriesäbel, 1790 Kavalleriesäbel, 5870 Patrontaschen, 2885 Gewehrgehänge, 300 Hellebarden; 5000 Centner Roggenmehl, 25 Säcke Haber, 150 Centner Heu.

der Stadt saß der allmächtige Minister, Graf Franz Albert von Oberndorf, ein Beamter, wie sie die Pfalz gewohnt war; neben ihm war als Gouverneur der Baron von Belderbusch, den selbst Karl Theodor wegen mißfälliger Verwaltung vom Kriegsministerium entfernt und ungnädig nach Mannheim versetzt hatte. In den Händen dieser beiden Leute lag das Schicksal der diesseitigen Pfalz und die Entscheidung des Krieges am Oberrhein; ihnen gegenüber vermochte das militärische Ehrgefühl einzelner Officiere wie Deroi nicht viel [77]. Karl Theodor hatte den Beiden durch Rescripte vom 3. und 12. Sept. anbefohlen, „die Stadt Mannheim nur auf den äußersten Nothfall, wenn sonst keine Rettung zu hoffen wäre, durch eine ehrenvolle Capitulation an die Franzosen zu übergeben"; dieser gewiß sehr unzweideutige Befehl war aber dem Oberndorf und Belderbusch hinreichend, für eine unverzeihliche Feigheit als Entschuldigung zu dienen.

Wie am 19. Sept. Pichegru die Stadt zur Uebergabe aufforderte und mit einem heftigen Bombardement drohte, waren Oberndorf und Belderbusch sogleich bereit, darauf einzugehen; am frühen Morgen des 20. war schon eine Capitulation unterzeichnet, die mindestens sträflichen Leichtsinn und Feigheit verrieth, bei der man aber auch, wie Viele thaten, an Bestechung und Verrath zu denken versucht war. Die Festung ging über, ohne daß für ihre Vorräthe, ihre Bewohner und die der Umgegend genügende Vorsorge getroffen war [78]; die Garnison sollte die Stadt räumen und sich nach Bayern zurückziehen, um nicht mehr gegen die Franzosen zu kämpfen; die pfälzische Regierung endlich lieferte selbst Brücken und Pontons, daß die Feinde in die Stadt kommen konnten.

So übergab man eine Stadt, die in wenigen Tagen von zwei kaiserlichen Armeen gedeckt seyn konnte, übergab man eine

77) S. Hormayr Taschenbuch für vaterländ. Gesch. 1833. S. IX.

78) Art. 2 und Zusatzart. 2 sollten das bezwecken, waren aber so thöricht gefaßt, daß der Zweck verfehlt ward.

Festung, ehe von ihren reichen Vorräthen eine einzige Kugel verschossen war. Die Vertheidigung, womit man diese Infamie zu decken suchte, berief sich zunächst auf das kurfürstliche Rescript [79]), das doch ausdrücklich die Uebergabe nur dann erlaubte, wenn die Lage ganz hoffnungslos sey, oder die Urheber schützten ihre Fürsorge für Mannheim vor, das sie durch kein Bombardement beschädigt sehen wollten. Allein das Bombardement ward nachher nur um so stärker, da voraussichtlich die Oestreicher nicht ruhig bleiben konnten, und zudem wüßten wir nicht, daß pfälzische Minister und Beamten sonst an einem so überaus zarten Mitgefühl für Stadt und Land litten, wie sie hier vorgaben.

Sehr bedenklich war das Verhältniß, worin Oberndorf zu Pichegru stand. Schon früher hatte er der Stadt bei Uebergabe der Rheinschanze durch einen Vertrag eine Art Neutralität sichern lassen, und doch schützte er jetzt die Furcht vor einem Bombardement vor; schon früher hatte er (Juli 1795) bei Clerfait Versuche gemacht, die Entfernung der östreichischen Garnison aus Mannheim zu erwirken, war aber damit gescheitert. Jetzt als Pichegru die erste Aufforderung erließ, verbarg man dem anwesenden kaiserlichen General Kospoth die Unterhandlungen, und als Quosdanovich sich an dem nämlichen Tage erbot, ein frisches Bataillon in die Stadt zu werfen, lehnte es Oberndorf ab [80]). Drum war es schwer, in dem Benehmen nur Feigheit zu erblicken; Viele vermutheten berechneten Verrath und Bestechung, die man ja bei pfälzischen Beamten gewohnt war [81]). Die Sache erregte Aufsehen in ganz Deutsch-

---

79) So that Oberndorf (Juni 1796) in einem Verhör, dessen handschr. Protokoll uns in Abschrift vorliegt. Das und die angebliche Besorgniß vor einem Bombardement, das nachher doch eintraf, sind seine einzigen Vertheidigungsgründe.

80) S. Oestreich. militär. Zeitschrift. Jahrg. 1832. Th. II. S. 134 f.

81) Auch die Untersuchungskommission fragte sehr behutsam: „17. Ob Herr Minister nicht etwa gehört, daß von den Frankreichern bei der Gelegenheit ein oder andere Geschenke oder Verspruch gemacht, oder wirklich

land, Schriften über Schriften wurden darüber gewechselt, und die pfalzbayerische Regierung fand für nöthig, Oberndorf selbst zu vernehmen und dem Regensburger Reichstag eine matte Entschuldigung zu übergeben. Ein Glück war es für Oberndorf und Belderbusch, daß auch hier ein Unrecht nicht allein kam; denn gleichzeitig hatten zwei andere pfälzische Beamten, die Herren von Hompesch und Zedtwitz, Düsseldorf auf eine ähnliche Weise preisgegeben, wie jene Mannheim.

Die Kaiserlichen konnten nicht dulden, daß die Franzosen von Mannheim aus an die Bergstraße vorrückten und die nahe Vereinigung von Clerfaits Heer und den Truppen Wurmsers hemmten; drum entschlossen sich die Kaiserlichen zu raschem Handeln. Während Wurmsers Vorhut sich vom Breisgau her bereits den pfälzischen Gränzen näherte, hatte Quosdanovich sich an der pfälzischen Bergstraße von Dossenheim bis gegen Wiesloch hin ausgedehnt und erwartete Pichegru's Angriff. Am 24. Sept. ward auf der ganzen Linie, bei Handschuhsheim, Wieblingen, Eppelheim und Walldorf hartnäckig gefochten, aber die Niederlage der französischen Division, die Handschuhsheim angriff, entschied das Schicksal des Tages, und die flüchtigen Franzosen wurden bis unter die Kanonen von Mannheim verfolgt [82]). Schon am 26. Sept. kam Latour mit der Vorhut von Wurmsers Armee bei Wiesloch an, und die Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere fand ohne Hinderniß statt.

Jetzt entschloß sich Clerfait an den Main gegen Jourdan zu ziehen, während Wurmser seine Thätigkeit gegen Mannheim wandte; er hatte von Wien die Weisung erhalten, die angebliche pfälzische Neutralität nicht zu berücksichtigen und die Hauptstadt den Franzosen wieder zu entreißen [83]). Es lagen ungefähr 15000 Mann in Mannheim und der nächsten Umgebung;

---

gegeben worden seye, ob und welche Particularitäten Er hierüber anzugeben wisse?" Handschr. Protok.

82) S. östreich. milit. Zeitschrift 1832. II. S. 143—150.

83) Ueber das Folgende s. östreich. milit. Zeitschrift 1832 III. S. 36 ff.

Wurmser beschloß durch einen schnellen Angriff die Festung und ihre Vorwerke einzuschließen. Am Abend des 17. Oktobers bewegte sich eine Heeresmasse von etwa 36000 Mann gegen Mannheim; in zwei Hauptkolonnen und sechs kleinere Sturmkolonnen getheilt, näherten sie sich gleichzeitig der ganzen Befestigungslinie zwischen dem Rheine und dem rechten Neckarufer; von Schwezingen bis nach Käferthal hin rückten die Kaiserlichen in aller Stille, ohne die Feuergewehre zu gebrauchen, vor. Um zwei Uhr Morgens stießen alle einzelnen Kolonnen gleichzeitig auf die ersten französischen Posten; überrascht und verwirrt wurden die meisten Vorposten von den Kaiserlichen abgeschnitten. Nun begann ein lebhafter Kampf auf der ganzen Linie; es gelang Wurmser, die beiden äußersten Flügel der Feinde zu schlagen, aber an einen Ueberfall der Stadt konnte er nicht denken. Doch waren die Franzosen mit großem Verluste zurückgeworfen und die Festung von einem Halbkreis der Belagerer umgeben. Am 19. Okt. ließ Wurmser die Stadt auffordern, ward aber von Pichegru abgewiesen; so kamen denn alle Schrecken der Belagerung über die unglückliche Stadt, die schon jetzt vor dem ersten ernstlichen Angriff durch Entbehrung und militärischen Druck die Gewissenlosigkeit ihrer Regierung schwer empfinden mußte [84]).

Ein Hauptpunkt für den Angriff war der Galgenberg auf dem rechten Neckarufer, dort hatte schon am 18. Wurmser sich festzusetzen gesucht, war aber wieder zurückgedrängt worden. Auch die Franzosen fühlten die Wichtigkeit dieser Anhöhe, drum schlugen sie die Angriffe der Kaiserlichen (27. Okt.) kräftig zurück, und bemühten sich durch stärkere Verschanzungen den Platz zu decken. Ein wiederholter Angriff am Mittag des 29. Okt., den Wurmser geschickt zu maskiren wußte, drängte die Franzosen aber zurück, und am Abend befand sich der Galgenberg

84) Vgl. Trauriges Schicksal der churpfälz. Residenzstadt Mannheim. 1795. S. 20 ff.

und der Brückenkopf am Neckar in den Händen der Kaiserlichen [85]).

Indessen hatte Clerfait am 29. Okt. bei Mainz einen entscheidenden Sieg erfochten, Pichegru und Jourdan mußten sich zurückziehen, und es blieb in Mannheim nur noch die Besatzung von 10000 Mann unter Montaigu zurück. Die Belagerung konnte jetzt ernstlich begonnen werden; denn in den ersten Tagen des Novembers waren alle Batterien vollendet; am 10. griff Wurmser an. Die Stadt war in einer peinlichen Lage, die Batterien des Galgenberges bestrichen die Seiten gegen den Neckar, und an einem einzigen Tage wurden 22 Häuser durch die Granaten in Brand gesteckt. Dennoch lehnte Montaigu die dritte Aufforderung zur Uebergabe (11. Nov.) ab, und verheimlichte der Bürgerschaft eine Aufforderung gleichen Inhalts, die Wurmser an sie gerichtet hatte. Ihre Wohnungen und Gärten vor den Thoren waren schon am 3. von den Franzosen ganz zerstört worden; die Bürger entwaffnete man und schämte sich nicht, die brennenden Häuser zu plündern; alle Bitten der Bürgerschaft wurden von Montaigu mit der trocknen Erklärung erwidert, er müsse die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen [86]). Indessen war Pichegru hinter die Speierbach zurückgedrängt worden; Montaigu mußte daher die Rheinbrücke in der Nacht des 14. Nov. abbrechen, und schon am andern Tage war die Rheinschanze von den Kaiserlichen besetzt. Am Morgen des 17. begann ein so furchtbares Schießen, daß die Geschütze auf den Wällen bald zum Schweigen gebracht waren; es waren kaum noch fünfzig Häuser unbeschädigt, und während auf allen Seiten die Bomben zündeten, war eine strenge Kälte eingetreten, die das Löschen fast unmöglich machte. Die Kasernen waren zerstört, drum mußten die Franzosen selbst in der lutherischen Kirche, unter dem Kaufhause und dem Schlosse cam-

85) Ueber das Folgende s. die östreich. milit. Zeitschr. 1827. IV. 293 f. 1833 I. 3 ff.

86) Trauriges Schicksal von Mannheim S. 48. 62.

piren. Die armen Bewohner suchten in ihren Kellern Schutz; die festen unterirdischen Gewölbe des Hofkellers, des Schauspielhauses und die Grüfte der Jesuitenkirche waren mit Flüchtigen und Kranken gefüllt, am Morgen des 18. ward das Pulvermagazin durch eine Bombe entzündet und unter schrecklicher Verheerung in die Luft gesprengt. Abermals forderte Wurmser den französischen General zur Uebergabe auf, und drohte die letzte Zuflucht der Besatzung, das Schloß zu zerstören, aber Montaigu's Erklärungen zeigten unverkennbar, daß er nur Zeit zu gewinnen suchte; drum schritt Wurmser zum Aeußersten.

Am Morgen des 19. Nov. sprang wieder ein Pulverdepot in die Luft, und auf allen Seiten richteten die Bomben schreckliche Verwüstungen an; die beiden letzten Kasernen, die Concordienkirche, die Wallonenkirche, die Münze und eine Menge von Privathäusern standen zu gleicher Zeit in Flammen. Die Glocken auf den Thürmen, wie ein Augenzeuge sagt, flossen wie Wasser, und während das ganze Firmament eine große Flammenglut war, wurde das Bombardement mit einer furchtbaren Stärke fortgesetzt. Am 20. wurde die Neckarbrücke zerstört und von den Brückenköpfen der beiden Flüsse die Stadt zugleich beschossen. In der folgenden Nacht flogen vierzehnhundert Bomben in die Stadt, und am Morgen stand der linke Flügel des Schlosses, das Opern- und Ballhaus in vollen Flammen. Das physikalische Kabinet, die Dekorationen des Theaters, der große Malersaal gingen da zu Grunde. Die meisten Wohnungen waren jetzt unbrauchbar, jeder Gang durch die Straßen lebensgefährlich geworden, und die Flüchtigen in den Kellern waren von der tödtlichen Angst erfüllt, ohne Lebensmittel dort eingesperrt zu bleiben.

In dieser ganz verzweifelten Lage wandte sich die Bürgerschaft (11. Nov.) an Wurmser und bat um Schonung; er wies sie natürlich an den französischen Commandanten. Vor dessen Hause sammelte sich nun die verzweifelte Menge und verlangte halb bittend halb drohend die Uebergabe, so daß Montaigu erst entschlossen war, die ungestüme Menge mit Kugeln zurückzuscheu-

chen. Aber die Besorgniß vor einem allgemeinen Aufstand der Bürgerschaft siegte doch, und er sagte ihnen zu, noch an demselben Tage ihrer Noth ein Ende zu machen. Schon am frühen Morgen des 22. Nov. war die Capitulation unterzeichnet [87], und am folgenden Tage zog die französische Besatzung mit den Waffen aus, um sich vor den Thoren als kriegsgefangen zu ergeben. So war Mannheim wieder deutsch geworden, aber es glich mehr einem Schutthaufen als einer Residenzstadt, denn in den 23 Tagen der Belagerung waren 21105 Schüsse gethan worden, und es war fast kein Haus mehr unbeschädigt. Die Bureaukratie, die das verschuldet, bewies noch bis zuletzt, daß nur der gemeinste Egoismus sie erfülle. In dem Augenblick, wo das Bombardement begann, hatte Oberndorf an Wurmser die naive Forderung gethan, er möge die Stadt, wenn sie erobert sey, als eine neutrale ansehen; aber der östreichische Feldherr war natürlich nicht geneigt, die Frucht seiner Anstrengung dem Egoismus des pfälzischen Ministers preiszugeben, und lehnte das Verlangen kurz ab. Am 13. Nov., als die Noth schon sehr groß ward, bat der Graf um die Erlaubniß, daß „einige vornehme Familien die Stadt verlassen dürften", und Wurmser wäre darauf auch eingegangen, wenn nicht der französische General durch die kluge Forderung, einem großen Theil der Bewohner denselben Vorzug zukommen zu lassen, den Auszug der zitternden Aristokratie vereitelt hätte [88]. Sonst blieb die Beamtenoligarchie, deren Feigheit über Mannheim all das Unglück gebracht, wie immer ungestraft; als die östreichischen Feldherren nur Miene machten, an einem sehr Verdächtigen Kriegsrecht zu üben, entstand unter allen deutschen Schreibern, Diplomaten und Ministern ein Lärm, als wenn das Palladium Germaniens bedroht sey.

Die pfalzbayerische Regierung schien aber hinter ihren Ministern Oberndorf und Hompesch nicht zurückbleiben zu wollen;

87) S. die angef. Schrift S. 88 ff.

88) Oestreich. milit. Zeitschr. 1833. I. S. 6. 11.

sie gab im Jahre 1796 einen Beweis, daß man noch feiger die Interessen des Vaterlandes preisgeben könne, als es selbst in den Capitulationen von Mannheim und Düsseldorf geschehen war. Moreau und Jourdan waren nach Bayern vorgedrungen, um sich an der Donau zu vereinigen, aber der raschen Entscheidung des Erzherzogs Karl (Aug. 1796) hatte man es zu verdanken, daß statt der angedrohten Eroberung Deutschlands Jourdan in wilder Flucht nach dem Rheine zurückgejagt ward, und Moreau mit seiner isolirten Armee im Feindeslande abgeschnitten war. In diesem Augenblick, vier Tage nach Jourdans Niederlage bei Würzburg, ließ sich die Regierung in München zu einem Waffenstillstand bewegen (7. Sept.), den man wohl dem überlegenen Sieger, aber nicht einer abgeschnittenen Armee bewilligen konnte, die bald an den Rückzug denken mußte. Gegen die unsichere Zusage einer Neutralität für die sämmtlichen pfalzbayerischen Besitzungen versprach man nicht nur die Truppen zurückzuziehen, und den Franzosen den Durchzug durch das Land zu gestatten, sondern man bewilligte auch dem Reichsfeind freigebig Alles das, was man dem Freunde zäh verweigert hatte. Zehn Millionen Livres an Geld, 3300 Pferde, enorme Vorräthe [89]) und zwanzig auserlesene Gemälde wurden einem Heere zugesagt, das vierzehn Tage später von den Kaiserlichen an den Rhein gejagt ward.

Auffallend war das nicht, wenn man Lage und Benehmen der Regierenden ins Auge faßte. In einem Lande, wo man mit den Kriegssteuern die fürstlichen Maitressen und ihre Kinder dotirte, wo man aus den Vagabunden, Müßiggängern und schlechtem Gesindel die Heere bildete [90]), wo Höflingen und Diplomaten die Festungen anvertraut wurden, konnte freilich

---

89) Nämlich 200,000 Centner Getreide, 100,000 Säcke Haber, 200,000 Centner Heu, 100,000 paar Schuhe, 10000 Paar Stiefel und 30000 Ellen Offiziersstuch. Der Vertrag steht in Posselts europ. Annalen. 1796. IV. 118

90) Nach den Verordnungen vom Jahr 1786 wurde der Kriegsdienst gebraucht, wie sonst Zucht- und Arbeitshäuser.

von kraftvollem Widerstand keine Rede seyn. Aber auch sonst ging in München Alles der Auflösung entgegen, der Kurfürst war alt und bigott geworden, und befand sich in den Händen einer ganz gewissenlosen Sippschaft. Wie die Franzosen in sein Land einrückten und seine Minister die schmähliche Capitulation vom 7. Sept. schlossen, war er nach Sachsen gereist, um mit seiner jungen Gemahlin höfischen Genüssen nachzugehen. Die alte Kurfürstin Elisabeth war (Aug. 1794) gestorben, und schon im Februar 1795 vermählte sich der 71jährige Kurfürst mit einer kaum neunzehnjährigen östreichischen Erzherzogin Maria Leopoldine, um mit ihr noch eine Dynastie zu begründen.

Die neue Ehe blieb ohne Kinder; dagegen waren die unehelichen Nachkommen Karl Theodors fortwährend bestimmt, in der Geschichte seiner letzten Jahre eine unselige Bedeutung und Berühmtheit zu erlangen. Der Fürst Ysenburg, der Graf Leiningen, der Graf Holnstein, die drei Tochtermänner, dann der Fürst Bretzenheim, der Sohn Karl Theodors, bildeten unter der Aegide eines heuchlerischen Tartüffe, des Geheimeraths Lippert, den geheimen Regierungsausschuß, der einer inquisitorischen Behörde ähnlich das Land so regierte, wie eine Cotterie von Bastarden, Jesuiten und käuflichen Beamten nur regieren kann. Spionerie und Verfolgung waren die Waffen, womit man den Geist der neuen Bewegung abzuhalten suchte; der Regent ward abgesperrt vom Volke, das gedrückte Volk, das materiell und moralisch verkümmerte, befand sich im Zustande einer bedenklichen Gährung. Geldmangel und Verwirrung in allen Zweigen des Staates drückten das Land; man konnte dies dem Regenten verbergen, wie man ihm die Noth und Bedürfnisse des Volkes verbarg; aber Eines konnte man ihm nicht mehr verhehlen, den finstern Unmuth des Hungers, der aus einzelnen Ausbrüchen und Unruhen in der Residenz selbst heraussprach.

So war die Lage Pfalzbayerns, als der rasche Siegeslauf Napoleon Bonaparte's den Frieden von Campo Formio er-

zwang (17. Okt. 1797). Schon früher hatte Preußen im basler Frieden die deutschen Interessen an die Fremden verrathen (1795), drum war es jetzt nicht zu hindern, daß Frankreich gleich nach dem Frieden den Rhein als Gränze verlangte [91]). Der größte Theil des pfälzischen Landes ward in Departements der französischen Republik umgewandelt; die Entschädigung der deutschen Fürsten sollte auf dem rastadter Congresse ausgemacht werden. So war der erste Schritt geschehen zur vollständigen Auflösung des sechshundertjährigen pfälzischen Kurlandes.

Der rastadter Congreß (seit Nov. 1797) brachte das Entschädigungsgeschäft nicht zu Ende; doch sehen wir wenigstens aus den Instruktionen, welche die pfalzbayrischen Diplomaten, Preysing, Reichert, Zentner und Schlemmer erhielten [92]), was die Pfalz für Schaden gelitten hatte während des fünfjährigen Krieges. Ohne die Nachtheile der Einzelnen zu berechnen oder Entschädigung für das zu fordern, was die Aemter Neustadt, Germersheim, Lautern, Lauterecken, Veldenz, Bacharach, Simmern, Stromberg, Kreuznach und Alzei durch die Armeen gelitten hatten, schlug man doch die Kriegsopfer auf 84 Millionen Gulden an. Außerdem hatten die Kirchen und Schulen des rechten Rheinufers auf dem linken eine Reihe von Besitzungen, die aller politischen Berechnung nach verloren waren; die Kirchen und Schulen zu Mannheim allein hatten 371,027 Gulden, die Universität Heidelberg an Capital über fünfzigtausend, an rückständigen Zinsen etwa 17000 Gulden zu fordern [93]); die Neckarschule war um nahe an achtzehntausend Gulden verkürzt.

---

91) Im zweiten geheimen Artikel des Friedens war die Abtretung des linken Rheinufers angenommen und Preußen eine Entschädigung versprochen; damit stimmte die geheime Convention vom 5. Aug. 1796 überein. Auch Oestreich hatte in dem Frieden von Campo Formio durch geheime Artikel sein Interesse auf Kosten des Reiches zu wahren gewußt.

92) Pfälz. Archiv (Bündnisse").

93) Dabei war die Petersau im Werth von 100,000 Gulden, die Buschische Stiftung zu Freinsheim und die enormen Rückstände an Naturalien nicht mitgerechnet. Pf. Arch.

Ehe es darüber zu einer Verhandlung kam, ward der Congreß durch den neu ausbrechenden Krieg wieder aufgelöst.

Dagegen ward bei dieser Gelegenheit für eine andere hochwichtige Sache der Pfälzer, den Zustand der reformirten Kirche, die Entscheidung wenigstens vorbereitet. Seit Nov. 1797 hatte der reformirte Kirchenrath den Hofrath Höffelein als seinen Agenten angestellt; ihm folgten J. F. Mieg und D. L. Wundt, die beiden hochverdienten Kirchenräthe, im Dezember nach. Ihr Plan war, bei dem Nachfolger Karl Theodors, dem Pfalzgrafen Maximilian Joseph, eine Sicherstellung ihrer verkümmerten Kirchenrechte zu erhalten und sich dazu die Vermittlung der protestantischen Mächte zu erwirken. Schweden, Hannover, Kursachsen, Hessen, Baden wurden mit Erfolg deßhalb angegangen, am einflußreichsten war aber die Mitwirkung Preußens, dessen Gesandter, Graf Görz, mit dem pfalzgräflichen Minister Montgelas in Gemeinschaft den Gang der Verhandlungen leitete [94]). Viel Verdienst erwarb sich Mieg, schon früher als holländischer Gesandtschaftsprediger in diplomatischen Kreisen bewandert, ein feiner, geistreicher Mann, und dabei von der unermüdlichen Thätigkeit für die reformirte Pfalz beseelt, die in seiner Familie der charakteristische Zug gewesen war. Nun war zwar weder von dem künftigen Regenten der Pfalz, dem wohlwollenden und freidenkenden Maximilian Joseph, noch von seinem französisch gebildeten Minister Montgelas eine religiöse Engherzigkeit oder Bedrückung zu fürchten; sie waren vielmehr gern bereit, die politische Gleichstellung der Confessionen, die Entschädigung für die Güterverluste und die Abstellung jeder kirchlichen Beschränkung zu bewilligen; aber gleichwohl stieß die Verständigung auf große Hindernisse.

Das größte war die gefürchtete Abtretung des linken Rheinufers und die daraus entspringende Schwierigkeit, Entschädi-

94) Die Verhandlungen darüber im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Religion" Conv. III. VI. IX. XII). Außerdem liegt uns eine handschr. Correspondenz darüber vor.



gungen zu verschaffen; aber auch außerdem waren die Ansichten der reformirten Kirchenräthe und des pfalzgräflichen Ministers in Hauptpunkten verschieden. Zwar war der letztere bereit, den Reformirten von ihren verlorenen Gütern wieder das zu erwirken, was sie zur Subsistenz ihrer Kirchen und Schulen nöthig hatten, auch war in dem Entwurf einer Religionsdeclaration, den Maximilian Joseph vorlegen ließ, den Reformirten zugesagt, daß sie zu allen Aemtern wie früher Zutritt haben und aller confessionellen Quälereien überhoben seyn sollten, endlich war die Wiederherstellung ihrer Kirchenverfassung nach dem Muster der von Friedrich III. gegründeten ihnen versprochen, allein dessenungeachtet waren die strengen Anhänger der altreformirten Kirchenverfassung damit nicht befriedigt. Ihr kirchlicher Besitz, den der westphälische Friede nach dem Normaljahr von 1618 geordnet, kam ihnen immer nicht einmal in den fünf Siebenteln des Vertrags von 1705, also immer noch sehr verstümmelt zurück, und zugleich war der neuen Kirchenverfassung ein bedenklicher Zusatz gegeben, wodurch der Kirchenrath seine souveräne Gewalt nicht wieder erlangte, sondern wie eine andere Regierungsbehörde mit der Staatsgewalt enger verknüpft ward. Wer Montgelas und sein System kennt, wird begreifen, daß er auf diesen letzten Punkt den wesentlichsten Nachdruck legte; aber auch die conservativen Reformirten blieben unerschütterlich, und so stritt man das ganze Jahr 1798 hindurch ohne Entscheidung. Im Collegium der geistlichen Administration hatte Montgelas die Majorität und an Bettinger einen rührigen und gefährlichen Verfechter [95]); im Kirchenrath siegte die andere Ansicht und Mieg bot Alles auf [96]), durch geschmeidige Leitung ihr Geltung zu

95) Er ging von der nicht unrichtigen Berechnung aus, daß man in dem damaligen Augenblicke zufrieden seyn könne, noch so viel zu erlangen. Seine Briefe an den Grafen Görz in der angeführten Correspondenz zeigen aber, daß er seine Gegner tüchtig anschwärzte; dafür ließ man ihm nachher die Wahl, sich eine Anstellung, die ihm gefiele, herauszusuchen.

96) Neben ihm standen Hoffmeister, Gruber, Hilsbach, Falck, Kaibel, Wächter, von der geistlichen Administration Dörr und Dupré.

verschaffen. Aber die Verhältnisse der Zeit, die auf Größeres den Blick hinlenkte, waren ungünstig, Montgelas gab in confessionellen Dingen sehr gern, in Dingen, die seine Büreaukratie angingen, niemals nach, Preußen schlug sich entschieden auf seine Seite und behandelte die Kirchenräthe als ungenügsame, malcontente Köpfe — so ward denn später die Sache doch anders entschieden, als die pfälzischen Kirchenräthe wünschten.

Ehe das aber geschah, war eine wichtige Veränderung erfolgt; Karl Theodor war beim Kartenspiel vom Schlag getroffen worden und nach viertägigem Krankenlager am 16. Febr. 1799 dem Anfalle erlegen. Ueber einem ausgesaugten und verarmten Lande, dessen Bewohnerschaft sich in dumpfer Gährung befand und seinem Ende entgegenharrte, im Angesicht einer europäischen Krisis, der seine Politik hätte erliegen müssen, so starb der glänzende Monarch, nicht einmal von den Höflingen, Bastarden und Mönchen, die er bereicherte, geliebt und aufrichtig bedauert.

Schluß.

Unsere Aufgabe naht sich ihrem Ende. Der neue Kurfürst von Pfalzbayern trat nur noch einen kleinen Theil des alten pfälzischen Landes als Regent an; die Auflösung des pfälzischen Kurfürstenthums, dessen Geschichte wir erzählt haben, hatte begonnen und ward in den nächsten Jahren, die jetzt folgten, vollendet.

Der neue Kurfürst Maximilian Joseph (geb. 1756) war ein Sprößling jener birkenfeldischen Linie, die der fünfte Sohn Wolfgangs von Zweibrücken († 1569), jenes eifrigen Kämpen für den Protestantismus, gegründet hatte; das Aussterben der andern Zweibrücker hatte die kleinen Pfalzgrafen von Birkenfeld (1733) in den Besitz des zweibrückischen Herzogthums gesetzt. Dort regierten Christian der Dritte und Vierte, und wie der Letztere ohne Erben starb (1775), folgte ihm sein Neffe Karl August, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael, der am

kurfürstlichen Hofe zu Mannheim gelebt und dort die Religion seiner protestantischen Vorfahren mit der römisch-katholischen vertauscht hatte. Dieser Pfalzgraf Karl August war es, der in den früher erwähnten Händeln von Preußen gebraucht worden war, den östreichischen Prätensionen an Bayern zu opponiren. Ihm und seinem Bruder Maximilian Joseph grollte daher auch der alte Karl Theodor; er sah in ihnen lauernde Erben, deren Hoffnungen er durch die zweite Vermählung noch als ein Siebziger meinte vernichten zu können.

Karl Augusts Regierung wollte Niemand loben; eigensinnig bis zur Härte und den Wollüsten ergeben, machte der kleine Pfalzgraf aus seinem armen Ländchen ein trübseliges Abbild des versailler Treibens. Statt seiner trefflichen Gemahlin war die Frau des Oberjägermeisters die Auserkorene, ihr nichtswürdiger Bruder, Ludwig von Esebeck, fungirte als Staatsminister, französische Abbés, wie Salabert, der noch später bei der Belagerung Mannheims eine unklare Rolle gespielt, übten politischen Einfluß. „Unverständige Bauten, kostbare Meublirung, zahllose Liebhabereien, Alles, was nur dem Gelde weh that, tausend Pferde im Marstall, noch mehr Hunde in den Zwingern, das ganze Land ein Thiergarten zum Verderben der Unterthanen", so schildert ein glaubwürdiger Augenzeuge die damalige zweibrückische Staatswirthschaft [97]). Preußen und Frankreich liehen Geld, womit der Pfalzgraf Prachtbauten, wie den Karlsberg, anlegte und wochenlange Jagden abhielt, die für die Töchter der zweibrückischen Unterthanen das waren, was der Hirschpark Ludwigs XV. für die Franzosen [98]).

Die Revolution trieb ihn weg aus dem Lande; es wurden ihm so wenig Thränen nachgeweint, als dem pfälzischen Kurfürsten, obwohl in Zweibrücken eine redlichere Verwaltung war, als in Kurpfalz. Als er während der Kriegsjahre starb (1. April 1795), folgte ihm als Erbe seiner Rechte der Bruder

97) Gagern Mein Antheil an der Politik I. 16.

98) S. die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft I. 54.

Maximilian Joseph; die Umwälzungen der Zeit nahmen ihm ein kleines Herzogthum, um ihm ein großes Kurfürstenthum, bald eine Königskrone, dafür zu geben. Mit gerechtem Vertrauen sahen die Pfälzer und Bayern dem neuen Herrn entgegen; denn neben manchen Schwächen eines allzulenksamen Prinzen, der seine Jugend im französischen Kriegsdienste zugebracht, schmückten ihn die milden Tugenden eines unzerstörbaren Wohlwollens und einer freien, gesunden Lebensbildung; selbst im Fürstenmantel war es ihm eine leichtere Kunst, den Menschen als den Herrn zu zeigen.

Ueberwiegenden Einfluß übte Montgelas, für ihn zu jener Zeit unschätzbar, weil er im Innern mit der rücksichtslosen Energie eines staatsmännischen Terroristen die Hierarchie des alten Pfaffen- und Beamtenwesens bonapartisch umzuformen verstand und doch zugleich nach Außen mit aller Routine eines diplomatischen Meisters die Macht der Dynastie und des Landes geschickt zu erweitern wußte. Vieles Wohlthätige geschah auch in der Pfalz in den wenigen Jahren von Maximilians Regierung. Durch die Religiousdeclaration (Mai 1799) ward ein hundertjähriges Unrecht abgestellt, das Beamtenwesen ganz umgeändert, dem schrecklich ausgearteten Mißbrauch der Adjunctionen, der Erblichkeit und Käuflichkeit nach Kräften gesteuert. Die Zeit der Mönche und Landschreiber war vorüber, denn die Gewalt der neuen Regierung richtete sich so entschieden gegen das mittelalterliche Unwesen in Kirche und Staat, wie man seit hundert Jahren in der Pfalz dafür gearbeitet hatte. Aber welcher Zeit bedurfte es, um die Wunden ganz zu heilen in dem verkürzten, ausgesaugten Lande; die Residenz Mannheim glich mehr einer Ruine, als einer bewohnten Stadt, Heidelberg und seine Universität waren tiefer herabgekommen, als jemals, der Rest war französisch geworden. Hier konnte eine Zeit nicht abhelfen, die von Sorge über den ungewissen Stand der Kronen und Monarchien und doch zugleich von zitternder Unruhe nach weiterem Besitz getrieben, weit mehr berufen schien, neue

Länder zu bilden, als die vorhandenen zu ordnen und mit friedlichem Segen zu beglücken.

So stand denn auch dem Reste der ehemaligen Pfalz, der noch deutsch war, eine neue Veränderung bevor. Die Politik Maximilians, erst an die Coalition von 1799 gegen Frankreich geknüpft, erklärte sich für Frankreich, seit Montgelas dort mehr Vortheil sah und Bonaparte in Pfalzbayern sich den ersten deutschen Vasallen zu erziehen wünschte. So ward am 24. August 1801 der pariser Vertrag geschlossen, wodurch Max Joseph allen Ansprüchen an das linke Rheinufer entsagte, aber sich dafür eine Entschädigung an Land versprechen ließ, „die so günstig als möglich gelegen wäre, und als Ersatz für alle Verluste jeder Art dienen könnte" [99]). In späteren Verträgen vom 23. Mai und vom 5. Sept. 1802 verabredeten sich Frankreich, Preußen und Bayern, das Entschädigungsgeschäft gemeinsam vorzunehmen [100]). Die Angelegenheiten Deutschlands waren so beschaffen, daß Montgelas sehr politisch handelte, wenn er sich von Rußland und Frankreich große Entschädigungen auf Kosten des Reiches versprechen ließ.

Die Beschützer hielten Wort, Pfalzbayern erhielt für seine Verluste, die eine Bevölkerung von 500,000 Menschen enthalten mochte, eine Entschädigung an Land mit mehr als achtmalhunderttausend Einwohnern; aber unter seinen Abtretungen waren auch die pfälzischen Aemter Ladenburg, Bretten und Heidelberg mit den Hauptstädten Mannheim und Heidelberg, die als Entschädigung an den Markgrafen von Baden fallen sollten. So hatten es die vermittelnden Mächte in ihren Erklärungen vom Juli und August 1802 verlangt, so war es in dem bestätigten Reichsdeputationshauptschluß (27. April 1803) angenommen worden [1]).

Die Gerüchte von einer Abtretung waren indessen schon ins Volk gedrungen und im Juli 1802 wendete sich der mann-

99) Martens Recueil des Traités. Supplément. II. S. 531 f.
100) S. Ebendas. III. 226. 233.
1) Die Acte bei Martens Supplém. III. 238.

heimer Stadtrath an den Kurfürsten und bat um Beruhigung über die umlaufenden Gerüchte; „man könne sich denken", hieß es, „wie erschütternd dies dem Herzen und dem Gefühl eines jeden Pfälzers seyn müsse und wie schreckbar eine Zukunft erscheine, die vielleicht Verhältnisse erzeugt, wo die Verheißungen einer bessern Existenz verschwinden." Max Joseph antwortete in freundlichem Tone, aber ausweichend (11. Juli); die Sache war damals schon so gut wie entschieden und noch im November dieses Jahres kündigte Maximilian Joseph seinen pfälzischen Beamten die Entlassung an. Die Lage des Landes war sehr bedenklich; überall herrschte große Noth und dabei ward eine Schuldenlast von 13 Millionen[2]) übernommen — fürwahr keine glänzende Acquisition für den neuen Herrn, den Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Wie es in der Hauptstadt aussah, darüber gab das Landescommissariat in einem Berichte an Max Joseph die beste Auskunft [3]); „der Verfall und die Schuldenlast", schreiben sie am 7. Sept. 1802, „ist so groß, daß nur die Verlegung der Residenz helfen kann, aber freilich ist es schwer, die Regierung in das äußerste Ende des Landes zu verlegen. Eine Handelsstadt wird Mannheim schwerlich jetzt werden können, da unter französischem Schutz Mainz hervorragt; unmöglich wird Mannheim mit seiner unbedeutenden Gemarkung sich vom Ackerbau ernähren können, Manufacturen und Fabriken lassen sich ohnedies nicht wie aus der Luft greifen und die französischen Zollgesetze haben dafür gesorgt, daß sie Leere und Oedum sich verbreiten." „Aller Wahrscheinlichkeit nach", so schließt der Bericht, „wird also der die Pfalz treffende Schlag die hiesige Stadt am meisten treffen, und es ist schwer zu glauben, daß sie sich jemals wieder erholen wird."

Aehnliche Besorgnisse sprachen sie für Heidelberg aus, wo für die ganz darniederliegende Universität Karl Friedrich bald der zweite Gründer ward.

---

2) Dies wie das Obige aus dem pfälz. Arch.

3) Pfälz. Arch.

Der Gang der Ereignisse war indessen nicht aufzuhalten; die alten Stammsitze der rheinischen Pfalz kamen an Baden, der Rest ward unter andere Herren zerstückelt, jetzt ist das alte pfälzische Kurfürstenthum unter Baden, Bayern, Hessen, Preußen, Nassau und Frankreich vertheilt.

So endigte die Geschichte der Kurpfalz; wer wollte bei einem unbefangenem Blick auf das letzte Jahrhundert ihrer Zustände das Ende beklagen? An wenig Stellen der deutschen Geschichte hat Fremdherrschaft und kriegerische Barbarei, der Druck der Fürsten und ihrer Räthe, das Schleichen der Priester und ihrer Gesellen tiefer in das Mark des Volkes und Landes eingewühlt, als in der Pfalz; dies Paradies des deutschen Landes hat mehr Epochen der Oede und Zerstörung gesehen, als der Blüthe! Welch' heilige Verpflichtung für alle die, denen ein Boden anvertraut ist, woran eine der ehrwürdigsten Erinnerungen unserer großen historischen Zeit noch haftet, die Wunden der alten Zeit zu schließen, neue nicht zu schlagen; die Nachgebornen werden dann gern vergessen, daß das älteste rheinische Kurfürstenthum aufgehört hat zu seyn.

Druckfehler.

I. Band.

Seite 56 Zeile 14 von oben lies Obwohl statt Obwohl.
S. 103 Z. 3 v. u. l. gespunnen st. gepsunnen.
S. 251 Z. 4 v. u. l. hatten st. hattet.
S. 361 Z. 5 v. u. l. zwölf st. zehn.
S. 488 Z. 13 v. u. l. seiner st. seinem.
S. 494 Z. 9 v. o. setze ein Komma st. Semikolon.
S. 497 Z. 2 v. o. l. starb st. stand.
S. 562 Z. 4 v. u. l. pinguiore — eadem.
S. 564 Z. 8 v. u. l. Winzingen st. Winzigen.
S. 591 Z. 1 v. o. l. gleich st. glelch.
S. 618 Z. 4 v. u. l. blieben.

II. Band

S. 123 Z. 5 v. u. l. Segur st. Segad.
S. 131 Z. 2 v. o. l. Karls st. Karl.
S. 165 Z. 10 v. u. l. genommen st. gebracht.
S. 174 Z. 11 v. u. l. Devise st. Dedise.
S. 259 Z. 18 v. o. l. Andringen st. Andingen.
S. 286 Z. 14 v. u. l. Vormund st. Vormund.
S. 343 Z. 1 v. o. l. 1620 st. 1629.
S. 372 Z. 7 v. u. l. Winterkönigs st. Winkelkönigs.
S. 415 Z. 1 v. u. l. Note 71 st. Note.
S. 605 Z. 6 v. o. l. vor st. von.
S. 612 Z. 2 v. u. l. Biographie st. Biogaprhie.
S. 612 Z. 14 v. u. l. sie st. fie.
S. 613 Z. 10 v. u. l. unbemerkt st. unbemerk.
S. 708 Z. 4 v. u. l. seinem st. einem.
S. 713 Z. 11 v. u. l. ist st. sind.
S. 715 Z. 7 v. o. l. um st. und.
S. 823 Z. 7 v. o. l. folgenden st. folgende.
S. 834 Z. 2 v. u. l. cod. st. od.
S. 856 Z. 2 v. u. l. Präsidenten st. Präfidenten.
S. 857 Z. 3. v. o. l. Schaesberg st. Shaesberg.









